DISSERTATION

Titel der Dissertation:

"Autorität und Gehorsam als Thema in der österreichischen Kinder- und Jugendliteratur zwischen 1890 und 1938"

1 Band

Verfasserin

Mag. Christine Glattauer

angestrebter akademischer Grad

Doktorin der Philosophie (Dr. Phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 092 332

Dissertationsgebiet lt. Studienblatt: Deutsche Philologie

Betreuer: Doz. Mag. Dr. Ernst Seibert

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

DETAILLIERTE GLIEDERUNG	II
Abkürzungen	XXI
H A U P T T E I L	
E I N L E I T U N G	1
I. F A M I L I E	7
II. S C H U L E	143
III. K I R C H E U N D R E L I G I O N	200
IV. S T A A T U N D G E S E L L S C H A F T	253
V. K R I E G	336
E R G E B N I S D E R A R B E I T	405
Bibliografie	409
Zusammenfassung	433
Abstract	435
Curriculum vitae	437
Anhang: Abbildungen	438

D E T A I L L I E R T E G L I E D E R U N G

I. F A M I L I E

Vorbemerkungen **7**

I. A. Kinderbücher **9**

I. A. 1. Periode: 1890 – 1914 **9**

1. Das positive Elternbild: **a. Gehorsame Kinder** **9**

Helene Stökl (1845 – 1929):
Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten (1911) 9
Das Kirschenfest. Die schöne Rosamunde.
Die Vorratskammer des Eichhörnchens. Die gute Hasenmutter.

T.G. Starnfeld (1855 – 1939):
Pickerl. Ein lustiges Wiener Märchen (1907, 1933) 11

1. Das positive Elternbild: b. Ungehorsame Kinder **13**

Helene Stökl (1845 – 1929):
Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten (1911) 13
Wer sitzt auf dem Kutschbock? Von dem kleinen Jungen,
der nicht schlafen gehen wollte. Das verirrte Küchlein.
Das Eichkätzchen. Seht, wo ich bin! Ellas Schäfchen.
Püppchens Brief an das Christkind. Die Pfefferkuchenkutsche.

Wilhelm Fischer (1846 – 1932):
Lebensmorgen (1906) 15
Das goldene Schiffsvolk.

2. Negative Vorbilder **16**

Marie v. Ebner-Eschenbach (1830 – 1916):
Hirzepinzchen (o. J.) [EA 1900] 16

Enrica v. Handel-Mazzetti (1871 – 1955):
Vom König, von den Dracheneiern und der Prinzessin
Caritas (1948) [EA 1898] 20

Wilhelm Fischer (1846 – 1932):
Lebensmorgen (1906) 20
Das alte Stadttor. Das schneeweiße Fräulein.

I. A. 2. Periode: 1918 – 1938 **23**

1. Das positive Elternbild: a. Gehorsame Kinder **23**

Annelies Umlauf-Lamatsch (1895 – 1962):
Die Schneemänner (1931) 23
Wiener Märchen (1925 a) 23
Die Tintenmännlein. Eidechsenerlebnisse [...].
In der Heimat der Blumen (1932) 24
Pilzmärchen (1925 b, 1951) 24
Gucki, das Eichkätzchen und sein Wald (1938, 1946) 26

Felix Salten (1869 – 1945):
Bambi (1926) 27
Bambis Kinder (1940) 29
Bob und Baby (1925) 29

Margarete Seemann (1893 – 1949):
Der Winkelmatz und andere Kameraden (1937) 32
Fräulein Nachtigall. Der begrabene Mund.

1. Das positive Elternbild: b. Ungehorsame Kinder 34

F. K. Ginzkey (1871 – 1963):
Hatschi Bratschis Luftballon (1922, 1968) 34

Annelies Umlauf-Lamatsch (1895 – 1962):
Putzi, das Teufelchen (1936) 35
Der kleine Peter in der Katzenstadt (1934) 36

Roswitha Klob (? – ?):
Der Luftballon und andere Märchen (1935) 36
Eine Bergpartie in Klein-Jakobs Bett. Der Sonnenstrahl.
Der Himmelsritt. Am fünften Dezember.

Margarete Seemann (1893 – 1949):
Irgendwo und andere Märchen (1928 a) 37
Irgendwo. Das Fischerkind. Der schwarze Musikant. Reka.
Turmpeter (1953) [EA1931] 37
Heinz, der Trotzbub.

2. Die Unarten ausgelagert 38

Annelies Umlauf-Lamatsch (1895 – 1962):
Mein erstes Geschichtenbuch (1927, 1941) 38
Die beiden Ausreißer.

Roswitha Klob (? – ?):
Der Luftballon und andere Märchen (1935) 38
Der Luftballon. Teddyfritz und Teddymax. Jockls Weltreise.
ie Lokomotive. Das Wolkenkätzchen.

Franz Karl Ginzkey (1871 – 1963):
Florians wundersame Reise über die Tapete (1930, 1944) 40

3. Negative Vorbilder **41**

Richard Klement (1877 – 1940):
Der Spitzl und der Fritzl (1923) 41
O, diese Lisi! (1927) 41
Für Buben und Mädel (1924) 42

I. B. Jugendliteratur **43**

I. B. 1. Periode: 1890 – 1914 **43**

1. Das positive Elternbild **44**

Enrica v.Handel-Mazzetti (1871 – 1955):
Der Stangelberger Poldl (1947) [EA 1892] 44

Robert Weißenhofer (1843 – 1900):
Das Glöcklein von Schwallenbach oder: Die Vorsehung wacht (1906) 45

Peter Rosegger (1843 – 1918):
Waldheimat I: 47
Vom Urgroßvater [...]. Weg nach Mariazell. Als ich der Müller war. Als ich den Kaiser Josef suchte. Ums Vaterwort.
Waldheimat II: 48
Von meiner Mutter.

Ferdinand Hanusch (1866 – 1923):
Der kleine Peter (1913) 52

Helene Stökl (1845 – 1929):
Erzählungen (1893) 52
Der Zigeunerbube.

Karl Bienenstein (1869 – 1927):
Vor hundert Jahren (1908) 56

Paul Busson (1873 – 1924):
Vitus Venloo (1930) 57

2. Negative Vorbilder **62**

T.G. Starnfeld (1855 – 1939):
Jugend ich grüße dich (1911) 62
Die Fliege an der Wand. Zeppelinchen. Hans Zipfel.

Wilhelm Fischer (1846 – 1932):
Murwellen (1910) 63
Die himmelblaue Stadt.

3. Der Gereationskonflikt **64**

Benno Imendörffer (1867 – 1945):
Bange Tage (1907) 64

W[ilma] Popper (1857 – ?):
Fünfe aus einer Hülse (1905) 67
Das Recht der Eltern.

Marie v. Ebner-Eschenbach (1830 – 1916):
Der Vorzugsschüler (1900) 69

Felix Salten (1869 – 1947):
Olga Frohgemuth (1910) 74

Karl Bienenstein (1869 – 1927):
Im Schiffmeisterhause (1913) 80

4. Auf dem Weg in die Autonomie **87**

Ferdinand Frank (1858 – 1927):
Im Banne des Föhn (1889) 87

T.G. Starnfeld (1855 – 1939):
Jugend ich grüße dich (1911) 89
Goldener Boden.
Pickerl. Ein lustiges Wiener Märchen (1907) 90

Ferdinand Hanusch (1866 – 1923):
Lazarus (1912) 92

I. B. 2. Periode: 1918 – 1938 **93**

1. Das positive Elternbild **93**

Anton Afritsch (1873 – 1924):
Ins neue Leben (1951) [entstanden 1919] 93

A. Th. Sonnleitner (1869 – 1939):
Die Hegerkinder (1923 – 1927) 93

Margarete Seemann (1893 – 1949):
Unterwegs (1935) 96
Die Unverträglichen. Friedl Kraus.

Robert Skorpil (1871 – 1963):
Alban springt ins Abenteuer (1935 a) 97

Maria Grengg (1888 – 1963):
Edith ganz im Grünen o. J [EA 1934] 100

Nur Mut, Brigitte (1938) 103

2. Negative Vorbilder **106**

A. Th. Sonnleitner (1869 – 1939):
Der Bäckerfranzl (1927) 106
Koja - Bände o. J. 106

3. Der Gereationskonflikt **107**

Anton Afritsch (1873 – 1924):
Ins neue Leben (1951) [entstanden 1919] 107
Der Bergmannssohn.

Franz Werfel (1890 – 1945):
Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig (1920) 108
Die Geschwister von Neapel (1931) 115

Alma Holgersen (1896 – 1976):
Der Aufstand der Kinder (1935) 120

Margarete Seemann (1893 – 1949):
Gabriel Selbtreu (1931) 123

Karl Springenschmid (1897 – 1981):
Österreichische Geschichten aus der ersten Zeit des
illegalen Kampfes (1938) 124

Hermynia zur Mühlen (1883 – 1951):
Unsere Töchter, die Nazinen (1983 b) [entstanden 1933] 125

4. Auf dem Weg in die Autonomie **134**

Vicki Baum (1888 – 1960):
Bubenreise (1923) 134

Zusammenfassung: Familie **139**

II. S C H U L E

Vorbemerkungen **143**

II. A. Kinderbücher 150

II. A. 1. Periode: 1890 – 1914 **150**

1. Das positive Lehrerbild 150

Helene Stökl (1845 – 1929):
Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten (1911) 150
Kurts Schlitten.

Wilhelm Fischer (1846 – 1932):
Lebensmorgen (1906) 150
Der Greifenprinz.

2. Kritik am System **151**

T.G. Starnfeld (1855 – 1939):
Pickerl (1907, 1933) 151

II. A. Kriegsjahre 1914 – 1918 **152**

Hulda Mical (1879 – 1957):
Wie Julchen den Krieg erlebte (1916) 152

II. A. 2. Periode: 1918 – 1938 **153**

1. Der Wert der Bildung **153**

Josef Pazelt (1881 – 1956):
Zizibe (1955) [EA 1924] 153

2. Das positive Lehrerbild **154**

Annelies Umlauf-Lamatsch (1895 – 1962):
Der kleine Peter in der Katzenstadt (1934) 154
In der Heimat der Blumen (1932) 155

Margarete Seemann (1893 – 1949):
Der Winkelmatz und andere Kameraden (1937) 155
Fräulein Nachtigall. Die Neue.

3.. Das negative Lehrerbild **156**

Béla Balázs (1884 – 1949):
Das richtige Himmelblau (1931) 156
Der brave Maschinenknabe, der alte Frosch und
das große Einmaleins (1931) 158

Felix Salten (1869 – 1947):
Bob und Baby (1925) 162
Die Dame im Spiegel (1920) 162

Richard Klement (1877 – 1940):
Der Spitzl und der Fritzl (1923) 163
O, diese Lisi! (1927) **163**

II. B. Jugendliteratur **163**

II. B. 1. Periode: 1890 – 1914 **163**

1. Der Wert der Bildung **163**

Ferdinand Frank (1858 – 1927):
Ein Edelmann in der Hütte (1891) 163

Peter Rosegger (1843 – 1918):
Waldheimat I: 164
Vom Urgroßvater [...]. Was bei den Sternen war.
Als ich noch jung war: 165
Als ich um Hasenöl geschickt wurde.

T. G.Starnfeld (1855 – 1939):
Jugend ich grüße dich [1911] 165
Die geheimnisvolle Burg.
Exkurs: Heinrich Wolgast 166

Ferdinand Hanusch (1866 – 1923):
Lazarus (1912) 167

2. Die Pflichtschule **168**

Peter Rosegger (1843 – 1918):
Die Älpler in ihren Wald- und Dorftypen geschildert: 168
Der Schulmeister.
Als ich noch jung war: 168
Als ich ins Paradies ging. Als wir zur Schulprüfung [...].

Ferdinand Hanusch (1866 – 1923):
Lazarus (1912) 171

3. Das Gymnasium **172**

Vorbemerkungen: Egid Filek 172

Paul Busson (1873 – 1924):
Vitus Venloo (1930) 173

4. Der Schultyrann **176**

Felix Salten (1869 – 1947):
Olga Frohgemuth (1910) 176

II. B. 2. Periode: 1918 – 1938 **178**

1. Der Wert der Bildung **178**

Robert Skorpil (1871 – 1963):
Alban springt ins Abenteuer (1935 a) 178

2. Die Pflichtschule **181**

A. Th. Sonnleitner (1869 – 1939):
Die Hegerkinder (1923 – 1927) 181

Anton Afritsch (1873 – 1924):
Ins neue Leben (1951) [entstanden 1919] 183
Der neue Lehrer. Ein Ostergeschenk.

Hermynia Zur Mühlen (1883 – 1951):
Der rote Heiland (1924) 184
Der Aufsatz.

3. Das Gymnasium: a. Knaben **186**

A. Th. Sonnleitner (1869 – 1939):
Kojas Waldläuferzeit (o. J.) 186

Vicki Baum (1888 – 1960):
Bubenreise (1923) 187

3. Das Gymnasium: b. Mädchen **188**

Margarete Seemann (1893 – 1949):
Unterwegs (1935) 188
Botanikstunde.

Maria Grengg (1888 – 1963):
Edith ganz im Grünen (o. J.) 190
Nur Mut, Brigitte (1938) 190

Ilse Ringler-Kellner (1894 – 1958):
Birkhild (1938) 192

4. Der Schultyrann **193**

Friedrich Torberg (1908 – 1979):
Der Schüler Gerber hat absolviert (1938, 1954) [EA 1930] 193

Zusammenfassung: Schule **198**

III. K I R C H E U N D R E L I G I O N

Vorbemerkungen **200**

Karl Bienenstein (1869 – 1927):
Deutsches Sehnen und Kämpfen (1913) 200

III. A. Kinderbücher **201**

III. A. 1. Periode: 1890 - 1914 **201**

1. Glaube und Gewissen **201**

Helene Stökl (1845 – 1929):
Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten (1911) 201
Lenchen und ihr Abendgebet. Hannchen und Suschen.
Annchen und ihr Fink. Die Raben.

T.G. Starnfeld (1855 – 1939):
Pickerl (1907, 1933) 202

2. Tod und Transzendenz **202**

Wilhelm Fischer (1846 – 1932):
Lebensmorgen (1906) 202
Das Schloß der Frau Sonne.

III. A. 2. Periode: 1918 – 1938 **203**

1. Der „verniedlichte“ Himmel **203**

Karl Bienenstein (1869 – 1927):
Unter der Karfunkelsonne (1918) 203
Das Märchen vom Maikäferlein.

Annelies Umlauf-Lamatsch (1895 – 1962):
Wiener Märchen (1925 a) 204
Wie die Englein [...] ein Schlaraffenland bereiteten.

Roswitha Klob (? – ?):
Der Luballon und andere Märchen (1935) 205
Die Blumenelfen. Das Wolkenkätzchen.

Auguste Branchart (? – ?):
Purzelpeter (1922) 205

Viktoria Fenzl 1887 – 1975):
Flimmerchen von der Milchstraße (1946) [EA 1934] 205

Grete Breyer (1889 – ?):
... hör' zu – ein Märchen! (1932) 205
Vom ungehorsamen Sonnenstrählchen.
Das Märchen vom Mutterherzen.

Paul Busson (1873 – 1924):
Das schlimme Englein (1919) 206

2. Glaube und Gewissen **208**

Margarete Seemann (1893 – 1949):
Der Winkelmatz und andere Kameraden (1937) 208
Der göttliche Gast. Die Schuld. Das Erbarmerl.

3. Tod und Transzendenz **209**

Karl Bienenstein (1869 – 1927):
Unter der Karfunkelsonne (1918) 209
Die Blume des Christkinds. Wie der König in den Himmel kam.
Wie Deli mit dem großen Engel fortgehen wollte.

Felix Salten (1869 – 1947):
Bambi (1926) 211

4. Kritik an der Kirche **213**

Béla Balázs (1884 – 1949):
Das richtige Himmelblau (1931) 213

Hermynia zur Mühlen (1883 – 1951):
Was Peterchens Freunde erzählen (1921) 215
Warum (1922) 216
Das Schloß der Wahrheit (1983 a) [EA1924]: 216
Der Zaun. Die Wundermauer. Der Droschkengaul.
Die drei Freunde.
Der Spatz (1984): 217
Said der Träumer.

III. B. <u>Jugendliteratur</u> 218

III. B. 1. Periode: 1890 – 1914 **218**

1. Der Seelsorger **218**

Robert Weißenhofer (1843 – 1900):
Kunimund und Felix (1904) 218

Enrica von Handel-Mazzetti (1871 – 1955):
Ich mag ihn nicht. (1948) [EA1890] 219

Peter Rosegger (1843 – 1918):
Waldheimat I: 219
Vom Urgroßvater [...]. Wie wir die Gürtelsprenge [...].
Als ich noch jung war: 220
Als ich Freigeist ward.

Paul Busson (1873 – 1924):
Vitus Venloo (1930) 222

2. Glaube und Gewissen **224**

Robert Weißenhofer (1843 – 1900):
Das Glöcklein von Schwallenbach oder: Die Vorsehung wacht (1906) 224

Wilhelm Fischer (1846 – 1932):
Das Licht im Elendhause (1909) 226

Enrica von Handel-Mazzetti (1871 – 1955):
Als die Franzosen in St. Pölten waren. (1904) 230

Benno Imendörffer (1867 – 1945)
Poldl (1902) 232

3. Der Kampf gegen den Unglauben **233**

Konrad Ritter von Zdekauer (1847 – 1928):
Von der Adria und aus den schwarzen Bergen (1911) 233

Enrica von Handel-Mazzetti (1871 – 1955):
Der Stangelberger Poldl (1947) [EA 1892] 233
's Engerl (1926) [EA 1894/95] 235
Exkurs: Der innerkatholische Literaturstreit. Muth vs. Kralik 238

4. Kritik an der Kirche 239

Ferdinand Hanusch (1866 – 1923):
Der kleine Peter (1913) 239
Lazarus (1912) 240

III. B. 2. Periode: 1918 – 1938 **240**

1. Der Seelsorger **240**

Alma Holgersen (1896 – 1976):
Der Aufstand der Kinder (1935) 240

2. Glaube und Gewissen **242**

Uriel Birnbaum (1894 – 1956):
Der Kaiser und der Architekt (1924) 242

3. Der Kampf gegen den Unglauben **247**

Egid Filek (1874 – 1949):
Wie Dieter die Heimat fand (1920) 247
Robert Skorpil (1871 – 1963):
Alban springt ins Abenteuer (1935 a) 249

4. Kritik an der Kirche 250

Ilse Ringler-Kellner (1894 – 1958):
Birkhild (1938) 250

Zusammenfassung: Kirche und Religion **252**

IV. STAAT UND GESELLSCHAFT

Vorbemerkungen **253**

IV. A. Kinderbücher **257**

IV. A. 1. Periode: 1890 – 1914 **257**

1. Das Staatsoberhaupt **257**

Helene Stökl (1845 – 1929):
Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten (1911) 257
Die Bären und der Honig.

Enrica v. Handel-Mazzetti (1871 – 1955):
Vom König, von den Dracheneiern und der Prinzessin
Caritas (1948) [EA 1898] 257

2. Die Staatsgewalt 258

Helene Stökl (1845 – 1929):
Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten (1911) 258
Beim Ringelspiel.

3. Gesellschaftliche Ordnung – die anonyme Autorität **259**

Helene Stökl (1845 – 1929):
Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten (1911) 259
Von dem kleinen Prinzen, der sich nicht waschen lassen wollte.
Die Prinzen und die Maus. Piep! Piep! D. Pfefferkuchenkutsche.
Wie aus einem blauen Veilchen ein weißes wurde.
Ilse und Fräulein Linda. Püppchens Brief an das Christkind.

Marie v. Ebner-Eschenbach (1830 – 1916):
Hirzepinzchen (o. J.) 260

T. G. Starnfeld (1855 – 1939):
Pickerl (1907, 1933) 261

IV. A. 2. Periode: 1918 – 1938 **262**

Aus alter unf neuer Zeit (1919) 262
Hoch die Republik (1928) 262
Josef Pazelt:
Lambert Löffelmann und Sivester Aaser (1931) 262
Roswith Klob:
Der Luftballon und andere Märchen (Jockls Weltreise) (1935) 262

1. Das Staatsoberhaupt **263**

Karl Bienenstein (1869 – 1927):
Unter der Karfunkelsonne (1918) 263
Das Märchen von der Blindschleiche. Der Schwalbenkönig.
Das Märchen vom Ehrenpreis.

Annelies Umlauf-Lamatsch (1895 – 1962):
Mein erstes Geschichtenbuch (1927, 1941) 264
Pilzmärchen (1925 b, 1951) 264
Die Steinzwerge und ihre Schwarze Stadt (1935) 265

Fritz Rosenfeld (Friedrich Feld) (1902 – 1987):
Der Flug ins Karfunkelland (1933) 265

2. Die Staatsgewalt 266

Annelies Umlauf-Lamatsch (1895 – 1962):
Wiener Märchen (1925 a) 266
Alle hunderttausend Teufel: Herauf!
In der Heimat der Blumen (1932) 267
Pilzmärchen (1925 b) 267

Fritz Rosenfeld (Friedrich Feld) (1902 – 1987):
Tirilin reist um die Welt (1931) 267
Der Flug ins Karfunkelland (1933) 268
Der Regenbogen fährt nach Masagara (1950) 269

3. Kritk am System **269**

Josef Pazelt (1881 – 1956):
Zizibe (1955) [EA 1924] 269

Hermynia zur Mühlen (1883 – 1951):
Was Peterchens Freunde erzählen (1921) 271
Warum? (1922) 272
Das Schloß der Wahrheit (1983) [EA 1924] 273
Der Besen. Der Zaun. Die Brücke. Die Wundermauer.
Die Affen und die Peitsche. Die Bundesgenossin.

D. Droschkengaul.

Es war einmal ... und es wird sein (1930) 273
D. Knecht. D. Brillen. Was die Bettdecke erzählt. D. rote Fahne.
Der Spatz (1984): 274
Ali, der Teppichweber. Said der Träumer. D. Söhne der Aischa.
Der kleine graue Hund (1924): 275
Der Rosenstock. Der kleine graue Hund. Der Spatz.

Fritz Rosenfeld (Friedrich Feld) (1902 – 1987):
Tirilin reist um die Welt (1931) 276
Der Flug ins Karfunkelland (1933) 279
Der Regenbogen fährt nach Masagara (1950) 280

Annelies Umlauf-Lamatsch (1895 – 1962):
Gucki, das Eichkätzchen und sein Wald (1938, 1946) 282

Felix Salten (1869 – 1947):
Bambi (1926) 284
Bambis Kinder (1940) 285
Florian, das Pferd des Kaisers (1933) 286

IV. B. <u>Jugendliteratur</u> 286

IV. B. 1. Periode: 1890 – 1914 **286**

1. Das Staatsoberhaupt **286**

Ferdinand Frank (1858 – 1927):
Ein Edelmann in der Hütte (1891) 286

Hans Fraungruber (1863 – 1933):
Hoch Habsburg! (1909) 289

2. Die Gesellschaft **290**

Ferdinand Hanusch (1866 – 1923):
Der kleine Peter (1913) 290

Franz Molnar (1878 – 1952):
Die Jungen der Paulstraße (1928) [EA 1906] 292

Ferdinand Frank (1858 – 1927):
Ein Edelmann in der Hütte (1891) 292

Felix Salten (1869 – 1947):
Olga Frohgemuth (1910) 293

3. Auflehnung und Revolution **296**

Robert Weißenhofer (1843 – 1900):

Das Glöcklein von Schwallenbach (1906) 296

Leo Smolle (1848 – 1920):
Aus sturmbewegter Zeit (1911) 296
Der Waldbub von Aggstein (1921) [EA 1913] 298

Benno Imendörffer (1867 – 1945):
Bange Tage (1907) 299

4. Kritik am System **303**

W[ilma] Popper (1857 – ?):
Fünfe aus einer Hülse (1905) 303
Ungewohnte Liebe

Enrica von Handel-Mazzetti(1871 – 1955):
's Engerl (1926) [EA 1894/5] 305

Ferdinand Hanusch (1866 – 1923):
Lazarus (1912) 306

Paul Busson (1873 – 1924):
Vitus Venloo (1930) 312

IV. B. 2. Periode: 1918 – 1938 **315**

Um Freiheit und Menschenwürde 315

1. Das Staatsoberhaupt **316**

Egid Filek (1874 – 1949):
Wie Dieter die Heimat fand (1920) 316

2. „Kraft seines Amtes" – der Richter **319**

Anton Afritsch (1873 – 1924):
Ins neue Leben (1951) [entstanden 1919] 319
Ein Ostergeschenk

3. Auflehnung und Revolution **319**

Alma Holgersen (1896 – 1976):
Der Aufstand der Kinder (1935) 319

4. Politische Polarisierung **323**

Franz Werfel (1890 – 1945):
Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig (1920) 323

A. Th. Sonnleitner (1869 – 1939):
Die Höhlenkinder (1920 – 1922) 325

Die Hegerkinder in der Lobau (1924) 327
Das Haus der Sehnsucht (o. J.) 327
Dr. Robin-Sohn (o.J.) 327

Robert Skorpil (1871 – 1963):
Alban springt ins Abenteuer (1935 a) 328

Hermynia zur Mühlen (1883 – 1951):
Unsere Töchter, die Nazinen (1983) [entstanden 1933] 331

Karl Springenschmid (1897 – 1981):
Österreichische Geschichten aus der ersten Zeit des illegalen Kampfes (1938): 331
Der Vater

Ilse Ringler-Kellner (1894 – 1958):
Birkhild (1938) 332

Zusammenfassung: Staat und Gesellschaft **334**

V. K R I E G

Vorbemerkungen **336**

V. A. Kinderbücher 338

V. A. 1. Periode: 1890– 1914 **338**

1. Kleine Soldaten **338**

Helene Stökl (1845 – 1929):
Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten (1911) 338
Was der Kaiser dem kleinen Josef schenkte

V. A. Kriegsjahre: 1914 – 1918 **339**

Armin Brunner (1864 lt. AiK – 1929):
Wir spielen Weltkrieg (1920) 339

Viktor und Lina Schufinsky (1876 – 1947):
Unsere Jugend und der Krieg (1916) 339

Hulda Mical (1879 – 1957):
Wie Julchen den Krieg erlebte (1916) 339

V. A. 2. Periode: 1918 – 1938 **341**

1. „Nie wieder Krieg!“ **341**

Aus alter und neuer Zeit (1919) 341

A. Lamatsch: Warum wir nicht mehr „Krieg“ spielen wollen
Hoch die Republik (1928) 342
Im Sommer 1914

Franz Karl Ginzkey (1871 – 1963):
Florians wundersame Reise über die Tapete (1930) 342

Josef Pazelt (1881 – 1956):
Zizibe (1955) [EA 1924] 342

Friedrich Feld (1902 – 1987):
Tirilin reist um die Welt (1931) 343

V. B. Jugendliteratur 344

V. B. 1. Periode: 1890 – 1914 **344**

Ferdinand Zöhrer (1844 – 1901):
Am Lagerfeuer (o. J.) 344
Unter dem Kaiseradler (o. J.) [EA 1886] 344

1. Der Offizier als Vater und Vorbild **344**

Benno Imendörffer (1867 – 1945):
Poldl (1902) 344

Konrad Ritter von Zdekauer (1847 – 1828):
Von der Adria und aus den schwarzen Bergen (1911) 347
Ein treuer Diener

Julius Reuper (1841 – ?):
Helden zur See (1908 a) 348
„Donner und Doria!“ D. Korsarenkrieg. E. jugendlicher Sieger.
Andreas Hofer und seine Getreuen (1908 b) 349

Hans Lange (? – ?):
Die Drei Kürassiere (1899) 353

Karl Bienenstein (1869 – 1927):
Vor hundert Jahren (1908) 354

Leo Smolle (1848 – 1920):
Vater Radetzky (1891) 357
Eisernes Ringen um goldene Ziele (1913) 359

2. Ehre und Gewissen **359**

Konrad Ritter von Zdekauer (1847 – 1828):
Von der Adria und aus den schwarzen Bergen (1911) 359
Der Reichsadler und der Löwe [...]. Ein treuer Diener.

Hans Lange (? – ?):
Drei Kürassiere (1899) 362

Karl Bienenstein (1869 – 1927):
Vor hundert Jahren (1908) 363

Hans Fraungruber (1863 – 1933):
Hoch Habsburg! (1909) 364

A[uguste] Groner (1850 – 1929):
Nordlands-Geschichten (1895) 364
Der Kaiser-Aar auf Jütland

Ferdinand Zöhrer (1844 – 1901):
Am Lagerfeuer (o.J.) 366
Der alte Ulan

Enrica v. Handel-Mazzetti (1871 – 1955):
Als die Franzosen in St. Pölten waren. (1904) 367

3. Österreichs Sendung **368**

Ferdinand Zöhrer (1844 – 1901):
Am Lagerfeuer (o. J.) 368
Am Lagerfeuer der Rebellen

Leo Smolle (1848 – 1920):
Von großen und kleinen Helden (1918) 369
Neues Glück

Richard Kralik (1852 – 1934) :
Die Befreiungskriege 1813 (1913) 370

4. Kritische Stimmen **371**

Peter Rosegger (1843 – 1918):
Waldheimat II 372
Bübchen, wirst ein Rekrut

Hans Fraungruber (1863 – 1933):
Hoch Habsburg! (1909) 373

Franz Molnár (1878 – 1952):
Die Jungen der Paulstrasse (1928) [EA 1906] 374

V. B. Kriegsjahre: 1914 – 1918 **380**

1. Helden der Vergangenheit **380**

Hugo v. Hofmannsthal (1874 – 1929):
Prinz Eugen der edle Ritter (1915) 380

Felix Salten (1869 – 1947):
Prinz Eugen der edle Ritter (1915) 382

Leo Smolle (1848 – 1920):
Von großen und kleinen Helden (1918) 384
Der Sieger von Aspern. Der Brief des Husaren. Ein kleiner Held. Der tapfere Waldgeherbub. Zum ersten Mal im Feuer.

2. Helden der Gegenwart

Wilhelm Fischer (1846 – 1932):
Die Waffenbrüder (o. J.) 386
Wagemut (1917) 387

V. B. 2. Periode: 1918 – 1938 388

1. Der Blick zurück 388

Egid Filek (1874 – 1949):
Stadt in Not (1933) 388

Josef Prüger (1885 – vor 1954):
Wien im Türkensturm 1683 (1933) 390

Karl Springenschmid (1897 – 1981):
Sechs gegen Napoleon (1933) 391

Aus schwerer Zeit (1932) 392

Helden der Ostmark (1937) 392

Zdenko von Kraft (1886 – 1979):
Sitting Bull (1937) 394

2. Der Erste Weltkrieg 398

Karl Springenschmid (1897 – 1981):
Saat in der Nacht (1936) 398
Land im Leid (1937) 398

Robert Skorpil (1894 – 1985):
Pasubio (1934) 398
Alban springt ins Abenteuer (1935 a) 403

Zusammenfassung: Krieg 403

E R G E B N I S D E R A R B E I T 405

A B K Ü R Z U N G E N

AiK Klotz, Aiga: Kinder- und Jugendliteratur in Deutschland 1840 – 1950. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1990 – 2000.

EA Erstausgabe

FBG Fachbibliothek Germanistik

G-G Giebisch, Hans; Gugitz, Gustav: Bio-Bibliographisches Literaturlexikon Österreichs von den Anfängen bis zur Gegenwart. Wien: Brüder Hollinek 1964.

Heller Heller, Friedrich C.: Die bunte Welt. Handbuch zum künstlerisch illustrieten Kinderbuch in Wien 1890 – 1938. Wien: Christian Brandstätter 2008.

Hg. hgg. Herausgeber, herausgegeben

Ill. Illustrator, Illustratorin

KJL Kinder- und Jugendliteratur

ÖBV Österreichischer Bundesverlag

ÖNB Österreichische Nationalbibliothek

WB Wienbibliothek im Rathaus

E I N L E I T U N G

Die Literatur für Kinder und Jugendliche ist eine äußerst komplexe Sparte der allgemeinen Literatur. Sie steht wie die allgemeine Literatur im historischen und soziologischen Kontext, sie ist ebenso das Ergebnis einer literarhistorischen Entwicklung, sie enthält (mehr oder weniger deutliche) autobiografische Einflüsse, sie ist aber auch in verstärktem Maße Spiegelbild der zeitgenössischen Pädagogik und Psychologie, religiöser Konflikte und Schulstreitigkeiten, sie ist eng verbunden mit der Geschichte einzelner Verlage und – zumindest was die Kinderbücher betrifft – sie ist ein wesentliches Gebiet der Illustrationsgeschichte und der Buchkultur. Innerhalb jedes dieser Gebiete müsste natürlich noch weiter differenziert werden. Alle Bereiche können synchron und diachron betrachtet werden.

Am Schnittpunkt all dieser Aspekte steht das einzelne Kinder- bzw. Jugendbuch. Und dazu kommt noch (anders als in der allgemeinen Literatur) die Altersadressierung und Altersadäquatheit in Bezug auf das Leserpublikum, die allerdings sehr durchlässige Grenzen haben. Ebenso durchlässig sind die Grenzen zur allgemeinen Literatur, weshalb fallweise zu unterscheiden ist zwischen intendierter und nicht-intendierter Kinder- und Jugendliteratur.

In der vorliegenden Arbeit wird der Aspekt „Autorität und Gehorsam“ in der KJL, die in dem Zeitraum von 1890 bis 1938 von österreichischen Autoren und Autorinnen geschrieben wurde, untersucht.

Der zeitliche Rahmen:

Das Jahr 1890 wurde als Beginn der „Moderne“ in Anlehnung an Friedrich C. Heller: *Die bunte Welt* gewählt; seine kommentierte Bibliografie „verzeichnet in Wien produzierte illustrierte Kinderbücher aus der Zeit der beginnenden Buchkunst der Moderne (1890) bis zum Ausgang der Ersten Republik (1938).“ (Heller 2008, S. 6)

Ab 1890 veröffentlicht Otto Wagner den 1. Band der Skizzen seiner Arbeiten unter dem Titel: „Einige Skizzen, Projekte und ausgeführte Bauwerke“. (*Traum und Wirklichkeit* 1985, S. 90).

Die politische Situation:

Die fast fünfzig Jahre von 1890 bis 1938 waren eine Zeit enormer, grundlegender Veränderungen, mit dem Ersten Weltkrieg als herausragende Katastrophe, dem Wandel von der Monarchie zur Republik, den sozialen und ökonomischen Umwälzungen und dem innenpolitischen Ringen zwischen den verschiedenen Weltanschauungen und Parteien. Der **Begriff Österreich** muss in dem Zeitabschnitt die periphere Genese berücksichtigen; kaum

ein(e) Kinder- bzw. Jugendbuchautor/in dieses Zeitabschnitts wurde innerhalb der Grenzen des heutigen Österreichs geboren.

Das pädagogisch-psychologische Umfeld:

In dieser Hinsicht fand an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert ein Umdenken statt. (Stichworte: Psychoanalyse, Karl und Charlotte Bühler, Ellen Key „Das Jahrhundert des Kindes“)

Literarische Standortbestimmung:

Die Zeit des Fin de siècle und unmittelbar danach war reich an sich überschneidenden, weiterwirkenden und sich von einander absetzenden literarischen Stilrichtungen. Hier seien nur die Schlagworte genannt: Realismus, Biedermeier, Naturalismus, Expressionismus, Symbolismus, Neue Sachlichkeit, Neuromantik. Epochen und Stilrichtungen sind von einander nicht scharf zu trennen; man muss bei einer poetologischen Verortung einzelner Werke mit Übergängen und Mischformen rechnen.

„Das Jahr 1890 bedeutet eine wichtige Zäsur in der österreichischen Literaturgeschichte. Es läßt sich mit diesem Jahr das Auftreten der neuen Schriftstellergeneration fixieren. Das bedeutete eine Absage an die Goldschnittlyrik und den gefälligen Lokalfeuilletonismus.“ (*Traum und Wirklichkeit* 1985, S. 304) Hermann Bahr veröffentlichte 1890 „Kritik der Moderne. Gesammelte Aufsätze“ und 1891 „Die Überwindung des Naturalismus“ (ebd. S. 741ff). „Für die junge Literatur forcierte er den Begriff der Moderne und hob diese somit von der Gründerzeit und dem Historismus ab.“ (Ebd. S. 304f)

Frenzel beginnt einen neuen Abschnitt mit „1890 – 1920 Gegenströmungen zum Naturalismus“ (Frenzel 1962, S. 485)

Die Forschungsfrage:

In welcher Art und in welchem Ausmaß ist die Einstellung der Zeit zu Autorität und Gehorsam in der österreichischen Kinder- und Jugendliteratur sichtbar? Hat sich die Einstellung nach dem Ersten Weltkrieg geändert?

Die Hypothese:

Nach einem so einschneidenden Erlebnis wie dem Weltkrieg muss die Einstellung der Autorität gegenüber zumindest in der Jugendliteratur kritischer sein und weniger Bereitschaft zum Gehorsam erkennen lassen als vorher.

Der Forschungsstand:

In der täglich anwachsenden Zahl von Arbeiten über die (hauptsächlich deutsche) KJL gibt es Untersuchungen zu einzelnen Autoren. Es gibt auch zahlreiche Arbeiten zu den oben erwähnten Gebieten und ihren Einfluss auf die KJL. Zu der Problematik von „Autorität und Gehorsam“ in der KJL in dem hier behandelten Zeitraum ist meines Wissens keine Arbeit erschienen.

Zum Begriff Autorität:

Autorität wird in dieser Arbeit unter vier Aspekten betrachtet:

1. Der phänomenologische Aspekt: Wer ist Autorität? Hier ergeben sich fünf Gruppen, die in der Gliederung der Arbeit unterschieden werden: Familie, Schule, Kirche, Staat und Krieg. Die Reihenfolge ergibt sich aus dem Alterszuwachs der Kinder bzw. Jugendlichen.

2. Der kausale Aspekt: Wovon leitet sich der Anspruch auf Autorität ab? Die Antwort auf diese Frage hängt vom phänomenologischen Aspekt ab und sie ist zu verschiedenen Zeiten verschieden beantwortet worden. Damit setzt sich das jeweilige Kapitel auseinander. Dasselbe gilt für

3. den funktionalen Aspekt: Was ist die Aufgabe der Autorität? Und

4. den finalen Aspekt: Was ist das Ziel des Handelns?

Nicht alle Aspekte sind in jedem Werk relevant.

Beim Begriff Autorität muss man in Betracht ziehen, dass es auch die verinnerlichte Form, das Über-Ich, das Gewissen, die Moral, die Gesellschaft, das „man“ gibt. Auch der Gehorsam muss nicht auf eine Person bezogen sein; auch hier kann das Gewissen, ein Talent oder das Gefühl einer Bestimmung Forderungen an das Ich stellen.

Theorie und Methode:

Die KJL wird als Teil der allgemeinen Literatur unter dem poetologischen Gesichtspunkt betrachtet. Im Mittelpunkt steht der Text, der im Hinblick auf seine Aussage zum Thema „Autorität und Gehorsam“ und die poetologische Realisierung der Aussage untersucht wird. Als Arbeitsmethode dient die Figurenanalyse.

Sowohl Autoritätspersonen als auch die, die gehorchen (sollen) werden hinsichtlich ihres Aussehens (besonders in den älteren Werken wichtig), ihres Charakters, ihrer Handlungsweise beschrieben. Dabei ist zu berücksichtigen, in welchem sozialen System (Stadt, Dorf) sich das Geschehen abspielt und ob es sich um eine reale, mythische, historische Welt handelt. Besonders wichtig ist das Beziehungsgeflecht zwischen den einzelnen Figuren

oder Gruppen. In vielen Kinderbüchern steht nicht die Autorität im Mittelpunkt, sondern das Kind. Hier gelten die gleichen Fragen.

Stilistische Besonderheiten, Humor, Ironie und die Erzählperspektive werden im gegebenen Fall in die Betrachtung einbezogen. Dazu dienen auch die relativ zahlreichen und ausführlichen Zitate aus den Primärtexten; sie sollen den emotionalen Gehalt der einzelnen Erzählungen wiedergeben.

Die genealogische Verbundenheit mit der literarischen Tradition und fallweise mit anderen Werken des Autors/der Autorin wird berücksichtigt. Biografische Umstände der Autoren/innen werden nur dann erwähnt, wenn sie mit einem bestimmten Werk in enger Beziehung stehen.

Da besonders in der KL die Illustrationen ein Teil der Aussage sind, werden zu einigen Werken Bilder hinzugefügt (im Anhang). Für diesen Teil der Arbeit bin ich besonders dem Werk von Friedrich C. Heller verpflichtet.

Gliederung der Arbeit:

Die Arbeit ist in fünf **Themenkreise** unterteilt, und zwar:

I. Familie, II. Schule, III. Kirche und Religion, IV. Staat und Gesellschaft, V. Krieg.

Innerhalb jedes Themenkreises werden **Kinderbücher** und **Jugendliteratur** getrennt behandelt und innerhalb der Gattungen nach **Periode** gesondert, sodass sich folgende Einteilung ergibt; z.B.:

I. Familie
I. A. Kinderbücher
I. A.1.Periode: 1890 – 1914
I. A.2. Periode: 1918 - 1938
I. B. Jugendliteratur:
I. B.1.Periode:1890 – 1914
I. B.2.Periode: 1918 – 1938

Weitere Unterteilungen innerhalb der Periode ergeben sich aus einzelnen Aspekten der Begriffe Autorität und Gehorsam

Die Kriegsjahre 1914 – 1918: Während des Krieges ist die Produktion von (neuer) Kinderliteratur stark zurückgegangen. Ein Anstieg ist im Jahr 1917 zu verzeichnen (vgl. das Verzeichnis des Instituts für Kinder- und Jugendliteraturforschung), dabei handelt es sich hauptsächlich um Volksmärchen und Sagen. Diese Neuerscheinungen sind für die Arbeit nicht relevant. Lediglich im Kapitel „V. Krieg“ (und einmal im Kapitel „II. Schule“) sind auch zwischen 1914 und 1918 einschlägige neue Werke zu besprechen. Sie sind zwischen der 1. und der 2. Periode unter „Kriegsjahre“ eingereiht.

Die Aufteilung in die fünf Themenkreise hat sich im Laufe der Arbeit als problematisch erwiesen, nicht nur, weil dasselbe Werk in mehrere, manchmal in alle Kapitel passt, sondern auch, weil man damit dem Buch als Kunstwerk und der stilistischen Qualität nicht gerecht wird. Trotzdem wurde die Einteilung wegen der besseren Vergleichbarkeit beibehalten.

In der Jugendliteratur besteht ein erheblicher Unterschied zwischen Werken für zwölf- bis vierzehn- oder fünfzehnjährige Jugendliche und solchen für ältere, die z. T. in die Literatur für Erwachsene übergehen. Auch die Einordnung in Kinder- (oder Kindheits-) und Jugendliteratur ist insofern schwierig, als sich die Altersgrenze nach dem Ersten Weltkrieg verschoben hat. Was um 1900 schon ein Jugendbuch ist, muss 1930 noch zu den Kinderbüchern gerechnet werden.

Textkorpus und **Auswahlkriterien:**

1. An erster Stelle stand selbstverständlich die Erreichbarkeit, die besonders bei Kinder- und Jugendbüchern schwierig ist, weil sie in die Bibliotheken oft nicht aufgenommen wurden und auch in Antiquariaten und auf Flohmärkten nicht zu finden sind.
2. Nicht nur Bücher, die speziell für Kinder bzw. Jugendliche geschrieben wurden, auch einige, die für einen erwachsenen Leserkreis gedacht waren, aber Kindheits- bzw. Jugendprobleme behandeln, wurden herangezogen.
3. Der Bekanntheitsgrad der Autoren war kein Kriterium. Es wurden nicht nur Standardwerke behandelt; auch unbekannte Autoren wurden in den Textkanon aufgenommen. Die entscheidende Frage war, welche Priorität dem Thema in dem entsprechenden Werk zukommt. Ebenso wurde die literarische Qualität zwar beachtet und fallweise kommentiert, sie war aber kein Kriterium für die Auswahl im Sinne der Erkenntnis: Auch schlecht geschriebene Bücher wurden gelesen.
4. Wegen der Fülle des Materials wurde die Arbeit auf Prosawerke beschränkt; Dramen, Gedichte (gereimte Texte in drei Ausnahmefällen), Bilderbücher, Volksmärchen und Sagen wurden ausgeklammert (Kunstmärchen nicht). Eine Untersuchung dieser Genres würde Stoff für eigene Arbeiten bieten.
5. Schullesebücher wurden in Ausnahmefällen herangezogen.

I. F A M I L I E

Vorbemerkungen:

Die Analyse der Autoritätsstrukturen innerhalb der Familie steht am Anfang dieser Arbeit, denn das

> Verhältnis, in welchem der Unmündige seinem Erzieher unterworfen und ihm unlösbar verbunden ist, der Erzieher durch Pflicht und Recht mit der erziehenden Herrschaft über den Zögling betraut ist, ist im F a m i l i e n l e b e n ursprünglich gegeben. Man kann sagen, daß in ihm die konkreten Einzelbeziehungen wirksam verbunden sind, welche das Erziehungsverhältnis konstituieren. (Dilthey 1960, S. 193, Hervorhebung im Text)

Dass Dilthey gegen Ende des 19. Jahrhunderts sowohl die Pflicht (und sie steht zuerst!) als auch das Recht des Erziehers betont, ist das Ergebnis einer langen Entwicklung. Die Untersuchungen von Lloyd deMause und Ellen Key weisen darauf hin, dass Jahrhunderte lang nicht so sehr die Pflicht der Eltern im Vordergrund stand, sondern die Macht, die dem Vater uneingeschränkte Herrschaft über die ganze Familie und absolute Verfügungsgewalt über die Kinder gab. (Vgl. de Mause 1978; Key 1905) Max Horkheimer führt dieses Verhältnis auf die ökonomischen Gegebenheiten zurück und erklärt die Autorität des Hausherrn mit der wirtschaftlichen Notwendigkeit (vgl. Roseggers Schilderungen des Bauernlebens) und den sozialen Strukturen – der Vater verdient das Geld! (Vgl. Horkheimer 1936, S. 706.) Im Laufe des 19. Jahrhunderts bewirkt die Industrialisierung „die Auflösung von patriarchalischen Familienstrukturen („ganzes Haus“, Großfamilie)“ (*Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs* 1987, S. 45). Trotzdem herrscht noch weitgehend die Einstellung, dass die Kinder den Eltern „gehören“ (Noob 1998, S. 73), obwohl Ellen Key das 20. Jahrhundert das „Jahrhundert des Kindes“ (Key 1905) nennt und einen großen Teil ihrer Arbeit den Ratschlägen für die Eltern widmet. Lloyd deMause geht in seiner „psychogenetischen Theorie der Geschichte“ (de Mause 1978, S. 14) davon aus, dass die Beziehung zwischen Eltern und Kindern im Laufe der Jahrhunderte immer enger geworden ist, was zwar neue Probleme, aber auch eine bessere Einsicht in die Bedürfnisse des Kindes geschaffen hat. Nicht zuletzt haben die Forschungen Siegmund Freuds (vgl. Freud 1905 und 1933) und Charlotte Bühlers (vgl. Bühler 1927 und 1928) Erkenntnisse gebracht, hinter die die Erziehung im 20. Jahrhundert – zumindest in der Theorie – nicht mehr zurückkann.

Eine eigenständige Kinder- und Jugendliteratur gab es vor dem 17. Jahrhundert nicht.

> Dies änderte sich mit der „Entdeckung“ der Kindheit, später auch der Jugend als eigenständige Lebensphasen durch Philosophen, Pädagogen und Literaten seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert. Dieser geistesgeschichtliche Vorgang, dessen erste Phase sich von John Locke über Jean-Jacques Rousseau und Johann Gottfried Herder

> bis hin zur Romantik erstreckt, bewirkt eine nachhaltige Veränderung auch des Lektüreangebots für Kinder und Jugendliche. (Ewers / Wild 1999, S. 9)

Heinrich Wolgast bedauert diese Entwicklung und nennt sie eine „unselige Trennung zwischen Kinderbuch und Buch für Erwachsene." (Wolgast 1905, S. 22). Seiner Meinung nach kann eine eigenständige Kinder- und Jugendliteratur nur Minderwertiges produzieren und nicht nur die ästhetische, sondern auch die intellektuelle und moralische Erziehung (er nennt sie „Belehrung und Veredelung") verhindern oder zumindest erschweren. (Ebd. S.17)

Noch im späten 18. und 19. Jahrhundert bleibt die Kinderliteratur „in der Breite ein Medium der Vermittlung nicht kindheits- oder jugendspezifischer, sondern allgemeingültiger Werte und Verhaltensnormen." (Ewers / Wild 1999, S. 9.) Im 19. Jahrhundert geht es „um die Propagierung [...] des weitgehend konservativen bürgerlichen Wertesystems der Biedermeierzeit" (ebd.). Dieses wirkt noch ins 20. Jahrhundert hinein. Daneben wird am Beginn des 20. Jahrhunderts als Antwort auf die sozialen Verhältnisse (s. Kapitel STAAT) auch die Forderung nach einer eigenständigen sozialistischen Kinderliteratur laut (vgl. Wild 1990, S. 213).

In der 2. Periode, d.h. nach dem Ersten Weltkrieg, driften Kinder- und Jugendliteratur stärker auseinander. Was Reiner Wild über die deutsche Kinder- und Jugendliteratur des Kaiserreichs sagt, gilt für die Kinderbücher in Österreich auch noch nach dem Ersten Weltkrieg:

> Die „Heile Welt"-Literatur für Kinder und Jugendliche ist gekennzeichnet durch politische Abstinenz und Harmonisierung der Realität. Zu ihr gehört während des Kaiserreichs insbesondere die triviale Mädchenliteratur. Daneben gibt es freilich auch zahlreiche nicht geschlechtsspezifisch orientierte Kinderbücher, die von dieser Ideologie geprägt sind und in denen idyllische oder moralisierende Tendenzen vorherrschen. Naiv-idyllische Schein- wirklichkeit ist häufig in der Tier-, Pflanzen- oder Kindermärchenwelt angesiedelt. (Wild 1990, S. 199)

In dem Werk von Max Horkheimer stellt Marie Jahoda-Lazarsfeld für Österreich fest: „Ein ausdrückliches Bewußtsein der Erziehungsziele liegt bei den meisten Familien nicht vor." (Horkheimer 1936, S. 706) Dennoch scheinen die meisten Eltern sehr konkrete Erwartungen an ihre Kinder zu haben:

> Einfügung in die Gemeinschaft, Entlastung der Familie, Anerkennung der Autorität, Vorbereitung auf den Lebenskampf, Selbstbeherrschung. Die Anlässe für Bestrafung werden in Autoritätsdelikte, Händel mit Geschwistern und Anrichtung von Sachschaden gegliedert. (Marie Jahoda-Lazarsfeld, ebd.)

Dagegen wird die Jugendliteratur der 2. Periode

> zum Spiegel der politischen und sozialen Turbulenzen des Jahrhunderts. Insbesondere die beiden Weltkriege führen zu gesellschaftlichen Verwerfungsprozessen und stellen die traditionellen Autoritätsmuster der patrial organisierten Familie nachhaltig und – wie die Langzeitperspektive zeigt – unumkehrbar in Frage. Die Basis der literarischen Familiendarstellung – die

> Berufstätigkeit des Mannes (auf der symbolischen Ebene die Vermittlung zur Welt) und die Abhängigkeit und Häuslichkeit der Frau – bleibt allerdings bis weit ins 20. Jahrhundert hinein gewahrt. So bleibt die „Familie“ trotz oder gerade wegen der zivilisatorischen Einbrüche der beiden Weltkriege, die jeweils zu einer dramatischen Desorganisation von Kindheit und Familie führten, eine erstrangige kulturelle Leitidee und ein dauerhaftes Erzählmuster der Kinder- und Jugendliteratur. (Ewers / Wild 1999, S. 15f)

I. A. Kinderbücher

1. Periode: 1890 – 1914

1. Das positive Elternbild: Gehorsame Kinder

Das oben genannte konservative bürgerliche Wertesystem wird den Kindern zuerst von den Eltern vermittelt. Entsprechend dem pädagogischen Grundsatz dieser Zeit, „daß man den Heranwachsenden zunächst Ideale und Leitbilder zu vermitteln habe und ihnen erst danach erlauben dürfe, einen schonungslosen Blick auf die Wirklichkeit zu werfen.“ (Ewers / Wild 1999, S.14), ist die Welt in vielen dieser Bücher heil und harmonisch.

Das trifft z. B. auf die meisten Erzählungen von **Helene Stökl** in ihrer Sammlung ***Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten***[1] (1911) zu. Die Autorität der Eltern, vor allem des Vaters, wird nicht hinterfragt und bedarf keiner weiteren Erklärung oder Rechtfertigung; sie leitet sich aus der einfachen Tatsache ab, dass sie die Eltern sind bzw. er der Vater ist. Ebenso allgemein akzeptiert ist die Gehorsamspflicht der Kinder, auch wenn sie dieser Pflicht nicht immer nachkommen.

Die Handlungsträger in den Erzählungen sind die Kinder, das hat seinen Grund darin, dass sich seit dem 18. Jahrhundert die Auffassung durchgesetzt hat, „daß kindliche bzw. jugendliche Leser Einstellungen und Verhaltensweisen dann am ehesten beherzigen und sich zu eigen machen, wenn sie nicht von erwachsenen, sondern von kindlichen oder jugendlichen Figuren gezeigt bzw. praktiziert werden.“ (ebd. S. 9). So hat ein zehnjähriger Bub in der Erzählung Das Kirschenfest die vorbildliche Idee, an seinem Geburtstag seine ganze Klasse mit dem Lehrer zum Kirschenessen einzuladen. Als braves Kind holt er vorher die Erlaubnis sowohl vom Vater als auch von der Mutter ein. Die Eltern sind sehr verständnisvoll, sie geben die Erlaubnis gern und beteiligen sich am Fest. Sie unterstützen die Großzügigkeit und Gebefreudigkeit ihres Kindes.

[1] Es handelt sich um 64 zum Teil sehr kurze Geschichten, die möglicherweise zum Vorlesen gedacht waren.

Die Erzählung Die Vorratskammer des Eichhörnchens bringt einen Beitrag zur Gewissensbildung bei Kindern. Alwin geht mit dem Vater Haselnüsse sammeln. Dabei entdeckt der Bub in einem Baum die Höhle eines Eichhörnchens, die voll mit Nüssen ist.

> „Darf ich die Nüsse nehmen?“ fragte Alwin.
> „Das Eichhorn kann es dir nicht verbieten.“
> „Wenn es aber im Winter kommt und sich die Nüsse holen will?“
> „Dann findet es seine Vorratskammer eben leer.“
> Alwin dachte eine Weile nach. „Was tut es, wenn es keine Nüsse findet?“
> „Wenn der Wald recht verschneit ist, daß es sonst nichts findet, dann muß es natürlich hungern,“ sagte der Vater.
>
> Alwin zog die Hand, die er schon nach den Nüssen ausgestreckt hatte, wieder zurück. Einen Augenblick sah er unschlüssig auf sein Säckchen, das noch nicht voll war, dann rief er: „Nein, nein, ich will dem armen Eichkätzchen seinen Vorrat nicht wegnehmen. Es soll seine Vorratskammer nicht leer finden, wenn es im Winter hungert.“
>
> „Das ist recht, mein Junge,“ sagte der Vater, „auch gegen ein Tier sollen wir gut und mitleidig sein.“ (Stök1 1911, S. 34)

Dieser Vater hat sehr viel pädagogisches Geschick bewiesen. Er hätte dem Buben – wohl mit einer Erklärung – verbieten können, die Nüsse zu nehmen. Er hat aber mit der Antwort, „Das Eichhorn kann es dir nicht verbieten“ die Autorität und damit die Entscheidungsfreiheit an seinen Sohn abgegeben und ihm den eigentlich Betroffenen, ein kleines, hilfloses Tier, gegenübergestellt. Erst am Ende hat er selbst Stellung genommen und das Verhalten des Kindes gelobt.

Die Erzählung ist doppeladressiert. Beide Lesergruppen, die kindlichen und die erwachsenen, haben ihre Identifikationsfigur, und die Botschaft an die Erwachsenen ist in einer Zeit des Autoritätsbewusstseins der Eltern besonders interessant: Wenn Kinder moralische Werte verinnerlichen sollen, muss man ihnen Entscheidungsfreiheit geben. (Siehe auch Annchen und ihr Fink im Kapitel KIRCHE)

Nicht in allen Familien ist die Welt ganz heil, wenn auch die Beziehung zwischen Eltern und Kindern harmonisch bleibt. Helene Stökl stellt auch wirtschaftlich schwierige Verhältnisse vor. Die schöne Rosamunde ist eine der Puppen in der gleichnamigen Erzählung, für die die verwitwete Mutter eines Mädchens die Kleider näht, um Geld zu verdienen. Das Mädchen hätte diese Puppe gern behalten, sagt aber der Mutter nichts, um ihr das Herz nicht schwer zu machen, denn eine Puppe weniger geliefert hätte weniger Verdienst bedeutet. Damit zeigt das Kind Verständnis für und Rücksicht auf die Situation der Mutter und ist zum Verzicht bereit – eine nicht nur lobenswerte, sondern in ärmeren gesellschaftlichen Schichten auch notwendige Tugend. Zu Weihnachten bekommt das Mädchen die Puppe dann doch, denn auch die Mutter ist verständnisvoll und bereit, ein Opfer zu bringen. Auch diese Aussage

ist doppeladressiert an die Erwachsenen. Für das Kind kommt die Puppe vom Christkind als Belohnung für sein tapferes Verhalten.

Das sind drei Beispiele, die über die Autoritätsstruktur hinausgehenden liebevollen Umgang zwischen Eltern und Kindern zeigen, unabhängig von den wirtschaftlichen Verhältnissen.

Um eine Aussage zu verstärken tritt die Autorin manchmal aus der Rolle der objektiven Erzählerin heraus und spricht die Kinder als Autorität an, z.B. in der Erzählung Die gute Hasenmutter, in der die Häsin ihre Jungen aus der Nähe der Menschen in Sicherheit bringt. Die Kinderfiguren in der Erzählung haben die Rettung der Jungen miterlebt und fragen nun:

> „Und wird es den Häschen nun wieder gut gehen?“ fragte Elsbeth.
> „Ich denke wohl“, sagte die Mutter.
> Elsbeth hätte aber gar nicht so zu fragen brauchen. Bei der Mutter geht es den Kindern immer gut, das wißt ihr ja alle. (Stökl 1911, S. 76)

Pickerl. Ein lustiges Wiener Märchen von **Tonina Gerstner-Starnfeld** wurde erstmals 1907 bei Gerlach & Wiedling veröffentlicht. 1928 brachte Jugend und Volk eine Neuauflage mit verändertem Text und ohne Farbtafeln heraus; 1933 erschien eine Jubiläumsausgabe mit den Farbbildern der EA. (Heller, S. 182). Als Textgrundlage dient die Ausgabe von 1907; die Ausgabe von 1933 wird stellenweise für einen Textvergleich herangezogen. 1929 kam auch noch eine stark veränderte Ausgabe unter dem Titel ***Allerlei vom kleinen Pickerl*** heraus, die als Schullesebuch verwendet und noch nach dem Zweiten Weltkrieg 1948 als Klassenlesestoff neu approbiert wurde (vgl. Heller, S. 323).

T. G. Starnfeld (so steht der Name der Autorin in den Büchern) nennt ***Pickerl*** ein Märchen. Das Märchenhafte ist die Größe bzw. Kleinheit Pickerls und seiner Eltern; Pickerls Vater ist einen Meter groß, seine Mutter noch etwas kleiner. In den Illustrationen ist Pickerl im Verhältnis zu den Gegenständen kaum 40 cm groß (s. Abb. 2) Die Eltern sind Künstler in einem Budentheater im Wiener Prater und tragen als solche die Namen Prinz Picoletto und Prinzessin Picoletta.

Innerhalb von Pickerls Familie sind nicht nur die Eltern dem Sohn gegenüber Autorität, sondern auch der Mann gegenüber seiner Frau, was der Autorin Anlass zu spöttischen Bemerkungen gibt: „Die Prinzessin folgte, denn eine brave Frau lernt immer gern von ihrem Manne, was sich schickt, gehört und sein muß, vorausgesetzt, daß er es besser weiß.“ (Starnfeld 1907, S. 3).

„Pickerls Ankunft in der Welt“, wie das erste Kapitel (ebd.) überschrieben ist, ist „kindgemäß“ (selbstverständlich ist Sexualität am Anfang des 20. Jahrhunderts in Kinderbüchern tabu – vgl. Seibert / Blumesberger 2006, S. 52), denn als der Prinz und die Prinzessin

sich ein Kind wünschen, „bestellt“ der Mann eines per Brief beim „Meister Babystorch“ (Starnfeld 1907, S. 2). Die Mutter möchte dabei um ein „recht liebes, recht herziges, recht kluges, recht folgsames“ Kind bitten, denn „sonst bringt er uns am Ende ein Ausschußbaby, das niemand haben wollte und denkt, für uns arme, kleine Leute ist es gut genug.“ (ebd.). In der Jubiläumsausgabe von 1933 kommt der Babystorch nicht vor, über die Herkunft Pickerls wird nichts gesagt. Obwohl die Handlung im Großen und Ganzen die gleiche ist, ist der Text gegenüber der ersten Fassung weniger humorvoll und weniger ironisch.

Pickerls Eltern sind sich ihrer Erziehungsaufgabe bewusst, aber an der Körpergröße können sie nichts ändern. Und obwohl sie schon im ersten Satz als große Künstler vorgestellt werden, gehören sie als Praterkünstler auch gesellschaftlich gesehen zu den „kleinen Leuten“, d.h. zu den niederen Volksschichten, die um ihr Fortkommen und um ihre Anerkennung in der Gesellschaft kämpfen müssen.

Die Handlung erzählt nicht nur Episoden aus der Kindheit Pickerls, sondern auch sein Leben als Erwachsener, der trotz seiner Kleinheit Erfolg hat und schließlich sogar sein eigenes Theater aufmacht. Die Abenteuer, die Pickerl in der Welt (d. h. in Wien) erlebt, ergeben sich aus der Diskrepanz zwischen seiner Größe und der seiner Umwelt. Das Märchen kann als „moderne Däumelingsgeschichte“ (Ludwig Praehauser, zitiert in Heller, S. 182) oder als eine Neuschöpfung von „Gullivers Reisen“ und seinen Abenteuern bei den Riesen in Brobdingnag gesehen werden. Und ebenso wie sein britischer Vorläufer (vgl. Wilpert 1975, Bd. II) ist *Pickerl* voll von ironischen, wenn auch nicht ganz so zynischen und bitteren Anspielungen, die natürlich für die erwachsenen Leser gedacht sind; manches ist nicht nur doppeladressiert, sondern auch doppelsinnig (vgl. Ewers 2000, S. 99 – 105, 120 – 126). Die Begebenheiten haben Aventure-Charakter; ihre Aneinanderreihung und Pickerls Betrachtung der Welt „von unten“ im wörtlichen wie im übertragenen Sinn bringen ihn in die Nähe des Schelmenromans. Allerdings ist der Roman keine Ich-Erzählung und Pickerl ist ein rechtschaffener Bürger, dadurch unterscheidet er sich vom traditionellen *pícaro* (vgl. Wilpert 1989 und Lamping 2009, Reallexikon). Pickerl hat ein gesundes Selbstbewusstsein; er ist gebildet, nützt seine Chancen und wird ein angesehener Mann.

Da über die Autorin wenig bekannt ist, kann man über ihre Absicht nur Vermutungen anstellen. Tonina Gerstner-Stevens war eine geborene Freifrau Weltzl von Starnfeld (Heller, S. 392) Wenn das Werk doppelsinnig und eine Anspielung auf das Schicksal der niederen Gesellschaftsschichten ist, so ist es ein Mut-Macher, der auf Bildung setzt und nicht nur das Selbstbewusstsein der Unterschicht fördern will, sondern der Oberschicht auch eindringlich die Botschaft verkündet, dass jeder Mensch Achtung verdient, auch wenn er nur „der kleine

Mann“ aus dem Volk ist. Diese Annahme deckt sich mit der Rezension von Ludwig Praehauser, der die Geschichte wegen „ihres warmherzigen Erzähltons“ rühmt (zitiert in Heller, S. 182).

1. Das positive Elternbild: Ungehorsame Kinder

Helene Stökl zeigt in ihrer Erzählsammlung ***Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten*** (1911) auch eine ganze Reihe schlimmer Kinder. Die Darstellung von Konflikten wird nicht vermieden, sie werden aber auf realistische Weise gelöst, das heißt so, wie sie für die Beteiligten möglich und durchführbar ist.

In der Episode Wer sitzt auf dem Kutschbock? streiten zwei Brüder, wer auf der Fahrt zur Tante auf dem Kutschbock sitzen darf. Es geht also um Egoismus, der sogar zu einer Rauferei führt. Der Vater kommt dazu, und zur Strafe müssen beide zu Hause bleiben. Daraufhin versöhnen sich die Buben, bitten den Vater um Verzeihung, und nun streiten sie fast wieder, weil aus lauter Reue jeder der Buben dem anderen den Sitz auf dem Kutschbock überlassen will. Die salomonische Lösung des Vaters lautet nun: Einer darf auf dem Hin-, der andere auf dem Rückweg auf dem Kutschbock sitzen.

„Die beiden Buben stürzten auf den Vater zu und küßten ihn vor lauter Freude. ‚Daß wir es so machen können, das ist mir gar nicht eingefallen!’ rief Ernst. ‚Mir auch nicht,’ sagte Richard, ‚der Vater ist doch der gescheiteste.’“ (Stökl 1911, S. 65)

Die Geschichte Von dem kleinen Jungen, der nicht schlafen gehen wollte zeigt, dass man den Eigensinn eines Kindes nicht brechen muss, um es zur Einsicht zu bringen – eine Mahnung, die natürlich an die Eltern gerichtet ist! Der kleine Herbert möchte die ganze Nacht aufbleiben und spielen. Der Vater nimmt den Wunsch des Kindes ernst und bleibt mit ihm allein im Zimmer. Als der Bub dann doch müde wird und einschlafen will, hindert ihn der Vater daran mit dem Argument, dass das Kind doch die ganze Nacht aufbleiben wollte. Schließlich ist der Bub so müde, dass er darum bettelt, schlafen gehen zu dürfen, und verspricht, von nun an folgsam zu sein.

Das klingt nach einer sehr modernen oder wieder modern gewordenen Erziehungsmethode. Ellen Key beruft sich auf Montaigne, wenn sie vorschlägt, man solle Kindern erlauben, sich auch einmal zu „übernehmen“ (Key 1905, S. 192), weil sie daraus am besten das rechte Maß finden lernen.

Bestimmte Unarten kommen in den Erzählungen immer wieder vor. So zum Beispiel wird die Unfolgsamkeit der Kinder gerügt, wenn sie nicht allein auf die Straße oder in den

Wald gehen dürfen und es trotzdem tun, entweder weil sie neugierig sind oder einer Verlockung nicht widerstehen können. Das verirrte Küchlein ist eine Tiergeschichte, die zu diesem Thema passt. Die Gluckhenne ermahnt ihre Kücken: „Bleibt hübsch bei mir. Ihr seid noch viel zu klein, um allein in der Welt umherzulaufen." (Stökl 1911, S. 157) Aber eines der Kücken denkt sich: „Immer im Hof herumzugehen, ist langweilig. Ich bin schon drei Tage alt, da kann ich mich wohl allein zurechtfinden." (ebd.). Die Vorstellung, dass man mit drei Tagen schon groß genug ist, sich allein zurechtzufinden, muss auf die mit den Protagonisten sich identifizierenden kleinen Leser und Leserinnen lustig wirken, und Komik und Humor sind verbreitete Mittel, nicht nur um den Kindern die guten Lehren auf vergnügliche Art beizubringen, sondern generationsübergreifend auch die Erwachsenen zu unterhalten (vgl. Wild 1990, S. 208).

Das Eichkätzchen hat ebenfalls Gehorsam zum Thema (die Kinder verirren sich im Wald, weil sie einem Eichkätzchen nachlaufen) und spricht sich gegen Vorurteile aus. Die Kräuterliese will die Kinder nach Hause führen, aber die halten sie für die Hexe aus „Hänsel und Gretel". Sie ist auch so dargestellt: als altes Weiblein mit Buckel, Hakennase, vorspringendem Kinn, dürren Händen und einem Stock. Die Alte hört, was die Kinder sagen und lacht dazu. Und wie sie lacht „wurde ihr Gesicht so freundlich, daß man deutlich sah, daß sie keine Hexe war." (Stökl 1911, S. 86) Das geht schon in Richtung Anti-Märchen mit der Botschaft: Glaubt nicht an Hexen und habt keine Vorurteile!

Wie die Waghalsigkeit eines Buben die Eltern in Todesangst versetzt, zeigt die Erzählung Seht, wo ich bin! Der Bub spaziert um den Rand eines Bootes, das im Wasser liegt, und die Eltern müssen stumm zusehen, um ihn nicht durch Anrufen zu erschrecken und erst recht der Gefahr des Ertrinkens auszusetzen. Betont wird hier aber nicht so sehr die Gefahr für das Kind als die Angst der Eltern. Und darin liegt das eigentliche Unrecht des Kindes. Die Liebe und Fürsorge der Eltern verpflichtet die Kinder zu Rücksicht und Gehorsam.

Weitere Vergehen von Kindern, die in den Geschichten behandelt werden, sind das Stehlen und das Lügen. In Ellas Schäfchen ist das Mädchen dafür verantwortlich, dass abends die Stalltüre geschlossen wird. Eines Morgens ist das Schäfchen, das im Stall wohnt, fort. Niemand kann sich das erklären, denn Ella behauptet, die Stalltüre verschlossen zu haben. Erst später gesteht sie der Mutter ihre Nachlässigkeit.

> „Warum hast du denn das nicht gleich gesagt?" fragte die Mutter streng.
> „Ich schämte mich so," sagte Ella und preßte ihre Wange fest an die Mutter.
> „Und da sagst du eine Lüge? Ist das nicht viel mehr zum Schämen?" (Ebd. S. 92)

Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit sind allgemeingültige moralische Werte, die die Kinder von den Eltern vermittelt bekommen. Im Leben der Erwachsenen, auf das die Kinder vorbereitet werden sollen, spielen sie auch in der Gesellschaft eine wesentliche Rolle. Unter diesem Aspekt werden einige Erzählungen im Kapitel STAAT behandelt.

Um die Erziehung der Mädchen geht es in der Geschichte Püppchens Brief an des Christkind. Das Mädchen Erna träumt, dass seine Puppe sich in einem Brief an das Christkind eine neue Mama wünscht, weil Erna die Puppe vernachlässigt. Diese hat eine ganze Reihe von Vorwürfen:

> „Sieh mich einmal an. Ist es nicht eine Schande, wie du mich herumlaufen läßt? Meine schönen, langen Locken sind ganz zerzaust. Ich glaube, du hast mich seit Tagen nicht gekämmt. Auf meiner Backe ist ein großer schwarzer Fleck [...] Kannst du mich denn nicht waschen? Das ist eine schöne Mama , die ihr Kind nicht wäscht und kämmt! Und wie sieht mein Kleid aus? Hier am Ärmel hat es ein großes Loch, und ganz zerdrückt und schmutzig ist es. Und nicht einmal ein Hemdchen habe ich darunter an. [...]
>
> Und wenn du mich abends wenigstens ordentlich in mein Bettchen legtest! Heut nacht hab ich in der Ecke auf dem harten Boden gelegen, und gestern hast du mich gar auf der Fuß- bank liegen lassen mit dem Kopf nach unten. Glaubst du, das ist angenehm?“ (Ebd. S. 130ff)

Die erzieherische Absicht ist unverkennbar: Das Kind soll Ordnung lernen, auf seine Spielsachen Acht geben und abends aufräumen. Aber die Intention der Autorin geht darüber hinaus. Das Mädchen soll schon früh das Verantwortungsbewusstsein entwickeln, das es später als Mutter brauchen wird.

Manchmal gibt es für Kinder auch Strafen. Allerdings ist in diesem Buch von körperlichen Strafen nur in einer Geschichte die Rede, in der ein Bub „tüchtige Schläge“ dafür bekommt, dass er in der gleichnamigen Erzählung die Pfefferkuchenkutsche aufisst, die nicht ihm gehört (ebd. S. 129).

Wenn Kinder in diesen Erzählungen etwas Verbotenes tun, sind sie sich dieser Tatsache immer auch bewusst. Meistens verzeihen die Eltern den Kindern, wenn diese ihre Tat zugeben und das Unrecht einsehen und wenn sie versprechen, es nicht mehr zu tun.

Der heute in Vergessenheit geratene Dichter **Wilhelm Fischer** war zu Lebzeiten hoch angesehen und als der „Grazer Stadtpoet“ bekannt. Er nannte sich auf den Titelseiten seiner Bücher, wohl um Verwechslungen zu vermeiden, meistens „Wilhelm Fischer in Graz“.[2]

[2] Für biografische Daten und sein Lebenswerk vgl. Wastian 1912 und Tschernitz 1997.

Fischer geht von einem romantischen Kindheitsbild aus: Kinder sind von Natur aus gut, sie sind offen für die Schönheiten der Natur und ihrer Heimat; Erziehung ist eigentlich nicht notwendig. Nur in der Erzählung, Das goldene Schiffsvolk aus der Sammlung ***Lebensmorgen*** (1906)**,** der einzigen Sammlung, die spezifisch für Kinder geschrieben wurde, geht es um Ungehorsam.

Die Autorität ist ein Onkel. Sein Neffe Mark ist auf Besuch. Auf dem Weg zu ihm hat Mark einem Fuhrmann, dessen Wagen umgestürzt ist, ein Stück seiner Ladung davor gerettet, in den Bach zu fallen.

Weil der Onkel noch andere Gäste hat und den Buben eine Weile allein lassen muss, erlaubt er ihm, sich inzwischen alle Bilder aus einem Ladenkasten anzuschauen, nur die unterste Lade darf er auf keinen Fall aufmachen. Als Mark allein ist, kommt ein Mädchen und überredet ihn, auch die verbotene Lade aufzumachen und Mark gibt nach. Drinnen liegt eine Fotografie, die aber noch nicht fertig entwickelt ist und im Licht verdirbt. Die Handlung erinnert an Adam und Eva im Paradies, die nicht vom verbotenen Baum essen dürfen.

Der weitere Verlauf der Erzählung zeigt einen möglichen Weg zur Erlösung. Als der Onkel zurückkommt, läuft das Mädchen davon, nimmt Mark aber noch das Versprechen ab, dem Onkel nichts von ihm zu sagen. Mark hält sein Wort und lässt das Schimpfen und die Strafe des Onkels wortlos über sich ergehen. Damit hat das Kind eine Probe bestanden und es wird alles wieder gut. In dem Moment kommt nämlich der Fuhrmann und bringt dem Onkel das von Mark gerettete Paket. Es enthält ein Bild, das dem Onkel sehr wertvoll ist; er ist glücklich und nicht mehr böse auf seinen Neffen, weil er ihm das Bild erhalten hat. Das goldene Schiffsvolk sind die Sonnenstrahlen, die nun in Marks Herz fallen und ihn glücklich machen.

Fischer verwendet hier eine Erzählstruktur, die sich in vielen seiner Werke findet: In die realistische Handlung ist als eigener Teil ein Märchen eingebaut, das allerdings oft, so wie hier, nur in einem sehr losen Zusammenhang mit der Haupthandlung steht. (Mehr zu Fischer s.u. und Kapitel KIRCHE.)

2. Negative Vorbilder

Marie von Ebner-Eschenbach: *Hirzepinzchen* (o. J.)

Das Märchen ist eine Verserzählung, zum Teil mit Endreim. Es würde auch in das vorhergehende Kapitel passen, denn es geht um ein ungehorsames Kind. Der Prinz lebt mit seinen Eltern im Schloss und hat auch noch Erzieher und Bediente – also mehrere Autoritäten über sich, aber auch Angestellte und das Volk unter sich. Der kleine Prinz überschätzt aber

seine Bedeutung, er ist verzogen, selbstsüchtig und eingebildet und sieht sich über anderen Menschen stehend. Sein Hund heißt bezeichnenderweise Gehorch.

Dieses Märchen ist aber insofern doppeladressiert, als den Erwachsenen (es wird nicht gesagt, dass es die Eltern sind, man denkt eher an Erzieher) zumindest eine Teilschuld am Fehlverhalten des Kindes zugesprochen wird, weil sie ihm jede Unart durchgehen lassen. Zum Beispiel isst er bei Tisch den anderen alles weg, aber die Erwachsenen loben ihn noch dafür und betrachten es als eine Ehre, für den Prinzen hungern zu dürfen. Er führt auch das große Wort, die anderen schweigen, anstatt ihn zurechtzuweisen, denn „Schweigen ist gesund, dachten die Alten / Und fuhren fort den Mund zu halten." (Hirzepinzchen, S. 2)

Ellen Key sieht trotz ihrer modernen Ansichten in den alten Erziehungszielen gewisse Vorteile:

> Früher waren die Kinder still wie Mäuschen in der Gegenwart von älteren Personen, und anstatt wie jetzt das Gespräch der Gäste zu unterbrechen, lernten sie zuhören, was – wenn das Gespräch der Erwachsenen inhaltsreich war – eines der besten Erziehungsmittel der Kinder genannt werden kann. (Key 1905, S. 170)

Als Hirzepinzchen sich im Wald versteckt, damit seine Eltern ihn suchen müssen und sich Sorgen machen, begeht er eine Sünde gegen das vierte Gebot, und das ist das Schlimmste, was ein Kind tun kann, denn seine erste Pflicht besteht darin, seine Eltern zu lieben und ihnen zu gehorchen. Das wird weder in diesem Märchen, noch in den meisten anderen Kinderbüchern so deutlich gesagt, aber aus den Inhalten der Kinder- und eines Großteils der Jugendliteratur geht das hervor (vgl. Ewers / Wild 1999, S. 36)

Allerdings hat sich der kleine Prinz in dem einen Punkt verrechnet, denn es kommt ihn niemand suchen, und als er nach Hause gehen will, verirrt er sich im Wald und kommt an ein fremdes Haus.

Die Situation in diesem Haus hat Ähnlichkeit sowohl mit „Hänsel und Gretel" als auch mit dem Schlaraffenland. Die Speisen, die der hungrige Bub vor sich sieht, sind ausführlich beschrieben. Aber kaum will er essen, erscheint eine Fee, die allerdings mehr einer Hexe gleicht, denn sie ist alt und hässlich, und will Hirzepinzchen hinauswerfen. „Der Prinz, wie's schon im Blute / Den Prinzen liegt, duldet keine Beleidigung" (Hirzepinzchen, S. 7). Er hat keinen Respekt vor dem Alter und wird grob. Die Fee verlangt von ihm, dass er Erwachsene höflich behandeln soll:

Da höhnte Prinzchen Hirzepinzchen:
„Am End' gar Sie? das fiel mir ein!
Wer nur so plumpst zum Schlot herein,
Wird doch nichts Respektables sein.
Ich rate Ihr, ändre Sie den Ton,
Sie scheint mir eine gemeine Person;
Ich bin ein Prinz und Königssohn:
Ich bin ein Prinz und hochgeboren,
Schau Sie nur meine großen Ohren!" (Ebd., 8)

Die Fee weist ihn zurecht:

„Du bist ein Kind
Wie alle sind,
Das heißt eine Plag'
Von jedem Tag
Für Menschen und Tiere,
Im Haus und Reviere
Sie sollen dir dienen,
Du Range du,
Wann denn ihnen
Dienest du?
Dich fördert jeder, wen förderst denn du?
Dir hilft ein jeder, wem hilfst denn du?
All was du bist und hast, das merk,
Ist einzig nur der Liebe Werk,
Töt' ich die Liebe, die dich hegt
Und sorglich pflegt,
Bist du so gut wie weg gefegt.
[...]
Erfahr, daß Liebe sterben kann. (Ebd. S. 8f)

Schließlich kommt er ins Schloss, aber seine Eltern kennen ihn nicht, er ist für alle fremd und die Diener wollen ihn hinauswerfen. Um für seinen Hochmut zu büßen, muss Hirzepinzchen sich nun selbst erniedrigen. Er sitzt bei der Mahlzeit im Schloss unter dem Tisch und bekommt nur die Abfälle (vgl. ebd. S.14f). Dann lebt er in einer Hütte, trägt eine Kutte und muss für andere arbeiten (vgl. ebd. S.17f). Eine Parallele zum Gleichnis vom verlorenen Sohn aus dem Neuen Testament (vgl. Lukas XV, 11 – 32) ist hier nicht zu übersehen.

Da Hirzepinzchen seinen menschlichen Autoritäten nicht gehorcht hat, bekommt er eine mächtigere, geisterhafte, der er sich beugen muss. Die Verzauberung der Eltern ist aber nur oberflächlich gesehen das Werk der Fee. Die Entfremdung hat das Kind durch seine Bosheit selbst bewirkt. Und um sie rückgängig zu machen muss er sich ändern.

Nach einer gewissen Probezeit kommt die Fee wieder und er darf zu seinen Eltern zurückkehren. Aber eine Prüfung muss er noch bestehen: Auf dem Weg zum Schloss geht die Fee voran, und Hirzepinzchen muss unterwegs immer nur auf den Saum der Schleppe an ihrem Kleid schauen, er darf sich nicht umdrehen und auch sonst nirgends hinschauen.

Die Szene erinnert an Orpheus in der Unterwelt, der sich nicht umdrehen darf, oder auch an Albrecht Dürers „Ritter, Tod und Teufel". Denn auf dem Weg ist Hirzepinzchen vielen Versuchungen ausgesetzt: alle möglichen Gestalten lenken seine Aufmerksamkeit auf sich, Blumen locken mit ihren Düften, Gnomen sekkieren ihn, wollen ihn zu Fall bringen.

Aber der kleine Prinz bleibt nun standhaft und besteht die Prüfung. Das ist – für ein Kind – viel verlangt. Kinder lassen sich leicht ablenken; Neugier und Ungeduld sind häufig gerügte Eigenschaften in anderen Kinderbüchern. Aber auch das zeigt Ebner-Eschenbach in diesem Märchen, dass auch Kinder schon über sich selbst hinauswachsen können, wenn sie ein Ziel vor Augen haben.

Nun steht Hirzepinzchen endlich wieder vor seinen Eltern. Und nun hört er auch, dass sie ihn schon vermisst und schmerzlich gesucht haben. Er schämt sich seiner Bettlerkleidung, aber auf das Äußere kommt es nicht an, was zählt sind Charakter und Menschenliebe (vgl. Hirzepinzchen, S. 23).

Poetologisch steht *Hirzepinzchen* in der Tradition der Märchen und ruft auch bekannte Bilder aus Kunst und Religion auf.

Vom pädagogischen Standpunkt aus ist es doppeladressiert. Die Botschaft an die Kinder ist leicht herauszuhören: Habe Achtung vor dem Mitmenschen, sei nicht überheblich, und wer befehlen will, muss gehorchen lernen, wer herrschen will, muss dienen können.

Die Mahnung an die Eltern und Erzieher lautet: Sie müssen Autorität sein, sonst lernen die Kinder nicht, wo ihr Platz ist. Die Erwachsenen, die sich nicht trauen, das Kind in seine Schranken zu weisen, wirken lächerlich (s.o.), die Begründung, mit der sie ihre Schwäche, Feigheit oder Bequemlichkeit kaschieren, wirkt grotesk.

Zeitgenössische Pädagogen betonen, wie wichtig es für das Kind und den späteren Erwachsenen ist, ein gesundes Selbstwertgefühl zu entwickeln, warnen aber vor Übertreibung: „Höchst unangenehm wirkt ein zu stark entwickeltes Selbstgefühl dann, wenn es sich als Verachtung jeder Autorität, Unzugänglichkeit gegen Ermahnungen usw. als Unduldsamkeit, Eigensinn, Trotz und Anmaßung, Härte und Herrschsucht usw. kundgibt.“ (vgl. Zenz – Frank 1911, S. 167).

Im Gesamtwerk Marie von Ebner-Eschenbachs repräsentiert *Hirzepinzchen* eine Einstellung, die auch z. B. in den Erzählungen *Das Gemeindekind* und *Die Spitzin* erkennbar ist: Ein Mensch, auch ein junger, kann über sich hinauswachsen; Milieu und Erbanlagen sind mächtige Determinanten, trotzdem bestimmt der Einzelne, zumindest bis zu einem gewissen Grad, sein Schicksal selbst. Voraussetzung dafür ist, dass er an sich glaubt (vgl. Lloyd 1991, S. 120ff).

Ebner-Eschenbach lehnt sowohl die Romantik als auch den Naturalismus ab, sie wird literarhistorisch dem Realismus zugeordnet, denn sie will nicht nur das Häßliche zeigen und glaubt an das Gute im Menschen. Ihr „Ideal ist der moralische und verantwortungsbewußte

Mensch, zu dem sie den Leser ihrer Geschichten erziehen möchte.“ (Zink 1994, S. 44; siehe auch S. 112 und 128).

Ergänzen müsste man, dass sowohl Pavel Holub, das Gemeindekind in der gleichnamigen Erzählung, als auch Hirzepinzchen, als auch Provi Kirchhof in *Die Spitzin* Helfer – sei es auch nur in Form eines starken Motivs – haben: Pavel hat den Lehrer Habrecht als Autorität und Freund zur Seite, Provi hat als Motiv den Welpen, dessen Unglück er verschuldet hat. Und Hirzepinzchen wird von der Fee geleitet, die man einerseits als die Personifizierung des Gewissen sehen kann, andererseits als die „gute Fee“, die einem Menschen auch im realen Leben begegnen und eine Wende herbeiführen kann.

Enrica von Handel-Mazzetti: ***Vom König, von den Dracheneiern und der Prinzessin Caritas*** (1948).

Der Titel lässt schon ein Märchen erkennen. Der poetischer Ton gewinnt dadurch, dass die direkten Reden in Versen gehalten sind.

Der König ist durch seinen unerfüllten Kinderwunsch hartherzig und bös geworden. Er hat absolute Macht über sein Volk, aber er möchte auch unermesslichen Reichtum. Zwei Drachen legen ihm jeden Tag goldene Eier, aber dafür fressen sie den Wald auf. Da nun die Quelle versiegt ist, vertraut die Wassernixe ihr Kind als letzten Ausweg der Königin an. Das Mädchen ist lieblich und gut, denn es ist ein Kind der Natur. Diese Einstellung wurzelt bei Handel-Mazzetti nicht (nur) im Gedankengut der Romantik, sondern in der Religion. Darum bekommt das Kind in der Taufe den Namen Caritas, und der Bischof erklärt dem König, „der nicht Latein verstand“, was das Wort bedeutet: „L i e b e! fromme, heilige Liebe, die aus Gott ist!“ (Handel-Mazzetti 1948, S. 16, Hervorhebung im Text) Unter dem Einfluss Caritas’ ändert sich der König und wird ein guter und verantwortungsvoller Herrscher. Das ist eines der Hauptthemen bei Handel-Mazzetti und wird im Zusammenhang mit den anderen Werken eingehender behandelt.

Caritas akzeptiert ihren Ziehvater als Autorität, aber sie entscheidet selbst, was gut und richtig ist. Die Antropomorphisierung der Natur und die scharfe Trennung von Gut und Bös sind für die Gattung des Märchens typisch.

Wilhelm Fischer: ***Lebensmorgen*** (1906).

Ähnlich wie bei Handel-Mazzetti sind auch bei Fischer die Erwachsenen oft schlechtere Menschen als die Kinder.

Auf Fischers Erzählweise wurde im Zusammenhang mit Das goldene Schiffsvolk, wo in die realistische Erzählung ein Märchen eingefügt ist, schon hingewiesen. Andere Erzählungen Fischers beginnen in einer realen Welt, die nahtlos in eine märchenhafte übergeht, dann aber wieder in die reale zurückkehrt und dort endet. Zwei Beispiele aus *Lebensmorgen* sollen das verdeutlichen. In der Erzählung Das alte Stadttor veranlasst ein alter Nachbar ein Kind, in einen Bach zu steigen um einen Hund zu retten, von dem der Nachbar weiß, dass er schon tot ist. Das Kind leidet danach lange an den Folgen einer schweren Erkältung. Dieser Teil spielt im realen Leben. Auch Das schneeweiße Fräulein beginnt in der Realität. Hier lässt ein buckeliger Schuster einen Buben zu nahe an einen Hochofen, sodass das Kind sich die Augen verbrennt und blind wird. Beiden Handlungen ist gemeinsam, dass ein böser Erwachsener einem Kind Schaden zufügt. Im zweiten Teil der jeweiligen Geschichte sorgen märchenhafte und magische Elemente für einen guten Ausgang. Dabei müssen die Kinder noch Prüfungen bestehen. In Das alte Stadttor lässt der Knabe sich durch das hässliche Äußere einer alten Frau (sie ist eine Fee) nicht täuschen und erkennt ihren guten Charakter; als Belohnung wird er wieder ganz gesund. In Das schneeweiße Fräulein muss ein anderes Kind, ein Mädchen, auf einen Kinderball verzichten und den blinden Knaben in einer bestimmten Nacht zu einem bestimmten Brunnen führen, wo er durch einen magischen Stein sein Augenlicht wieder bekommt. Am Schluss stellt sich heraus, dass der Schuster den magischen Stein für sich wollte, um seinen Buckel loszuwerden. Auch das schneeweiße Fräulein, obwohl in der Erzählung eine reale Figur, hat die Eigenschaften einer Fee.

Allen Beispielen gemeinsam ist der Umstand, dass die Kinder nie die eigentlich Schuldigen verraten, sondern Strafen oder Folgen der Schuld anderer widerspruchslos hinnehmen. Wie bei Handel-Mazzetti stehen die Kinder sittlich höher als die Erwachsenen. Die Erwachsenen sind Nachbarn oder Bekannte aus demselben Dorf, zu denen die Kinder volles Vertrauen haben und die für sie Autorität sind; sie stehen zu den Kindern meist nicht in einem Familienverhältnis. In Bezug auf die Kinder kann man von einer „inneren Elternferne“ sprechen, denn obwohl Eltern vorhanden sind, müssen die Kinder mit ihrem Problem allein fertig werden.

Gleichzeitig ist zu bemerken, dass auch die Schuldigen nie für ihre bösen Taten bestraft werden. Auch das Mädchen in Das goldene Schiffsvolk wird nicht dafür bestraft, dass es Mark zum Öffnen der Lade verleitet hat. Für die Geschädigten geht alles gut aus, und das genügt. Die Rettung für die Kinder liegt in ihrer Bereitschaft zur Versöhnung. Das ist der Sinn der Verschränkung mit dem Märchenhaften, denn von der bedingungslosen Bereitschaft

zur Versöhnung gehen magische Kräfte aus. Es gibt Schuld, aber es gibt keine Anklage, keine Verurteilung und keine Strafe, nur Versöhnung.

Die Erzählungen von Wilhelm Fischer sind wesentlich komplexer, als man auf den ersten Blick meinen sollte. Der Kern der meisten Geschichten ist der, dass ein unschuldiges Kind das gutmacht, was andere Böses getan haben. Wie weit hier eine religiöse Überzeugung – Fischer war jüdischer Abstammung und ist zum Christentum übergetreten – hereinspielt, lässt sich nicht feststellen. Die Anspielung auf Adam und Eva im Paradies in Das goldene Schiffsvolk ist ziemlich offensichtlich.

Fischers literarische Leistung hat sehr verschiedenartige Kritik hervorgerufen. Als Mängel wurden seine stereotype Figurencharakteristik und der konstruiert wirkende Handlungsverlauf hervorgehoben (vgl. Tschernitz 1997, S. 394) Seine Sprache wurde vielfach gelobt, mutet heutzutage aber altertümelnd, um nicht zu sagen „geschraubt“ an. (Für Beispiele vgl. *Das Licht im Elendhaus* im Kapitel KIRCHE) Karl Bienenstein bewertet Fischers Stil positiv, obwohl er den Autor als „unmodernen Romantiker“ bezeichnet (zitiert ebd. S. 63) Gerade das hat aber zu seinem damaligen Erfolg beigetragen; mit seinen Naturschilderungen, die durchgehend gerühmt wurden, fand er sich auf dem Boden der damals zeitgemäßen Heimatkunst (vgl. Wastian 1912, S. 71).

Von literarischen Strömungen hat Fischer sich nie beeinflussen lassen. Er selbst sagt von sich: „ ‚Ich habe mich nie um die M o d e , um das herrschende S c h l a g w o r t gekümmert, und immer nur meinem Wesen getreu und nicht dem Bedürfnisse des Publikums gemäß geschrieben.’“ (ebd. Hervorhebung im Text.)

Fast alle seine Werke haben innerhalb kurzer Zeit mehrere Auflagen erreicht (vgl. Tschernitz 1997), er dürfte also zu seiner Zeit sehr beliebt gewesen sein, was sowohl am Inhalt als auch an der Erzählweise gelegen sein dürfte, die auch bei schlechtem Ausgang ein biedermeierliches, behagliches Glück beschreibt; Tschernitz spricht von einer beschaulichen und gemütvollen Art der Formulierung und von einem lyrischen, romantisch verklärten Ton (vgl. ebd. S. 288). Offenbar aus dem gleichen Grund sind nach dem Ersten Weltkrieg die Werke Wilhelm Fischers in Vergessenheit geraten. Obwohl viele Erzählungen und Novellen einen märchenhaften Charakter und Kinder und junge Menschen als Hauptfiguren haben, ist ihre Eignung für Jugendliche auf Grund des Stils fragwürdig. Trotzdem gab es spezielle Ausgaben für die Jugend, wie der Abdruck von Meerminnen aus ***Murwellen*** im Kalender des Deutschen Schulvereins 1911 zeigt.

All das macht Wilhelm Fischer nicht gerade zu einem überdurchschnittlichen, aber in seiner Eigenart doch interessanten Dichter.

I. A. 2. Periode: 1918 – 1938

1. Das positive Elternbild: Gehorsame Kinder

Nach dem Ersten Weltkrieg ist eine große Zahl von Kunstmärchen auf den Markt gekommen, von denen manche das Thema Autorität und Gehorsam auf neue Art behandeln.

Annelies Umlauf-Lamatsch war eine der fruchtbarsten Märchenerzählerinnen in der Zwischenkriegszeit und noch darüber hinaus, manche ihrer Bücher werden immer noch aufgelegt.[3] Viele ihrer Märchen spielen in einer reinen Pflanzen- und Tierwelt, Menschen gibt es nur in wenigen (vgl. Seibert / Blumesberger 2006, S. 54). ***Die Schneemänner*** (1931) ist eines der wenigen Märchen, in denen eine Familie mit Vater, Mutter und Kind vorkommt, allerdings in verfremdeter Form, eben als Schneemänner. Im Aussehen entsprechen die Figuren den menschlichen Klischees: Der Vater ist dick und gemütlich, die Mutter ist dick und trägt eine Schürze, sie heißt Sopherl (Assoziation mit dem Naschmarkt ?); und der Bub Wutzl ist aufgeweckt und neugierig. Beziehungsprobleme gibt es in dieser Familie nicht; der Vater ist nicht autoritär, das Kind ist nicht ungehorsam, sie erleben alle Abenteuer gemeinsam, die Eltern sind genauso unternehmungslustig wie der kleine Wutzl. Sie sind eine ideale Familie in einer idealen Welt, wenn man davon absieht, dass alle anderen Schneemänner zum Teil im Forsthaus, zum Teil in der Sonne schmelzen, also sterben. Aber diese Familie hat es verdient zu überleben, sie ist vernünftig (oder auch gehorsam, denn die Schneemänner werden vor der Sonne gewarnt), sie ist nicht überheblich und fordert die Sonne nicht heraus, sondern bleibt brav im Schatten und „übersommert“ im Eispalast. Und der dunkle Punkt, der in jeder der sonst heilen Welt bei Umlauf-Lamatsch vorkommt, wird sofort gemildert: Die Schneemannfamilie muss nicht allein bleiben, denn im nächsten Winter werden die Kinder wieder Schneemänner bauen.

Brave Kinder gibt es in der Sammlung ***Wiener Märchen*** (1925 a). Die Erzählung Die Tintenmännlein zeigt die Dankbarkeit und Liebe eines Buben, der die ganze Nacht aufgeblieben ist um seine kranke Mutter zu pflegen. In der Schule ist er dann während des Diktates eingeschlafen. Dafür hat das Tintenmännlein die Arbeit fertig geschrieben. Der Bub hat einen Einser bekommen. Die Pflichterfüllung ist belohnt worden.

Aus der gleichen Sammlung zeigen die Eidechsenerlebnisse im Park zu Schönbrunn, wie sich gut erzogene Kinder benehmen: das Eidechsenkind schenkt die gefangene Fliege seinem Gast.

---

[3] *Der kleine Peter in der* Katzenstadt, letzte Auflage 1993, *Die Schneemänner* 1994. (Vgl. Blumesberger 2001)

Die Trennung zwischen Gut und Böse ist in allen Büchern von Umlauf-Lamatsch ganz klar und scharf (vgl. Blumesberger 2001) und besonders in den frühen Geschichten sind die Richtlinien für die Kinder eindeutig, welche Verhaltensweisen erwünscht, welche verboten sind; Belohnung und Strafe verstärken die Aussage.

Die 1931 entstandene Erzählung ***In der Heimat der Blumen*** greift das Persephone (Proserpina)-Motiv auf, das in sehr verschiedenen Formen und Auslegungen in der allgemeinen Literatur immer wieder bearbeitet wurde.[4] Umlauf-Lamatsch lässt auch noch andere Motive einfließen.

Am Beginn der Handlung ist die Mutter der Blumen krank – das heißt, die Autorität ist hilflos! – und braucht die Hilfe eines Menschenkindes, das stellvertretend für alle (bösen) Kinder ein Unrecht gutmachen muss. Darin ist der Erlösungsgedanke angesprochen. Helli (der Name weckt Assoziationen mit „hell", mit „Helios", aber auch mit „heil") der auserwählte Held, ist ein Waisenkind, was insofern bedeutend ist, als er wie die traditionellen Helden frei von eigenen Verpflichtungen ist und sich voll und ganz der ihm übertragenen Aufgabe widmen kann. Und obwohl seine Reinheit und Unschuld dadurch erwiesen sind, dass er noch nie einer Blume etwas zu Leide getan hat, muss er sich noch auf dem Weg ins Land der Blumen in allerlei Gefahren bewähren.

Neben dieser Grundlage sind in der Erzählung auch konkrete Themen angesprochen, z. B. Kindererziehung: Eine Graslilie bittet einen Rittersporn, sich zur Seite zu drehen, damit ihr Kind genug Licht bekommt. Der Rittersporn tut es gern, aber das Löwenmaul ist mit dieser Erziehung nicht einverstanden:

> „Sehr höflich vom Rittersporn!" brummte ein Löwenmaul, „aber man sollte die Kinder nicht so verwöhnen. Erkämpf' dir den Platz an der Sonne! Selbst ist der Mann! Die Geschichte von dem Himmelschlüsselchen, das sich durch ein fremdes Blatt hindurch den Weg zum Licht erkämpfte, sollte in alle Schullesebücher kommen! Man macht heutzutage viel zu viel Geschichten mit den Kindern, finde ich!" (Umlauf-Lamatsch 1932, S. 16)

Hier klingt eine Einstellung durch, die schon nahe an das nationalsozialistische Ideal herankommt: Erziehung zur Härte, zum Kampf.

In ***Pilzmärchen***, das erstmals 1925 (b) erschienen ist, wurde der Text 1951 ziemlich stark verändert (siehe auch Kapitel STAAT).

Die Geschichte vom Rotkäppchen, die in die Handlung als Fortsetzung des Volksmärchens eingebaut ist, findet in der späteren Ausgabe ein anderes Ende als in der früheren. In beiden Fassungen haben die Zwerge Rotkäppchen in einen Pilz verwandelt, um es vor dem

[4] Fast gleichzeitig mit Umlauf-Lamatsch schrieb Elisabeth Langgässer (1899 – 1950) ihre Erzählung „Proserpina" (1932), die Geschichte eines Kindes. (Vgl. Frenzl 2005)

Wolf zu schützen. Am anderen Morgen hat aber der Zwergenkönig die Zauberformel vergessen, und Rotkäppchen muss – in der Ausgabe von 1925 für immer – ein Pilz bleiben.

Dass Rotkäppchen sich im Wald verirrt hat, beruht nicht auf Ungehorsam. Es ist ein Kind und leicht ablenkbar, und die Pilze waren eben gar zu verführerisch. Dass die Verwandlung nicht rückgängig zu machen ist, ist nicht eine Strafe, sondern ein „Unfall".

Offenbar schien dieses Schicksal für ein unschuldiges Rotkäppchen der Autorin aber doch zu arg. Darum endet die Geschichte 1951 auch mit einem Wunder: dem Pilzkönig fällt am nächsten Tag die Entzauberungsformel wieder ein und Rotkäppchen wird wieder ein Mensch.

Auch das Schicksal der Großmutter ist in den beiden Versionen unterschiedlich. Da das Kind am Abend nicht nach Hause kommt, macht die Mutter sich Sorgen. Im Text von 1925 (S. 35) heißt es:

> Rotkäppchens Mutter hatte eine entsetzliche Nacht verbracht. Am Abend hatte noch der Jäger die traurige Nachricht gebracht, daß die Großmutter nachmittags einsam und verlassen gestorben sei. Wie mochte sie Rotkäppchen erwartet haben, das geliebte Enkelkind, und wer weiß, wie – die Stärkung! Arme Großmutter! Wo aber war Rotkäppchen?

In der Ausgabe von 1951 (S. 35) stirbt die Großmutter nicht, aber die Mutter sorgt sich:

> Rotkäppchens Mutter hatte eine entsetzliche Nacht verbracht. Wo war ihr Kind geblieben? Das Rotkäppchen war nicht nach Hause gekommen. Hatte es sich im Walde verirrt, oder ging es der Großmutter schlechter und das Rotkäppchen war bei ihr geblieben? Wo ist mein Rotkäppchen hin? Wo ist mein Rotkäppchen?

Und ein paar Zeilen weiter heißt es 1925 (S. 36):

> „Habe ich Mutter und Kind in einer Nacht verloren?" dachte sie voll Verzweiflung, stand mühsam auf, trat vors Haus und rief den Tauben zu, die eben erwacht waren: „Ihr Täublein fliegt auf! Sucht Rotkäppchen! Sucht Rotkäppchen! Bringt mir mein Kind!"

Ausgabe 1951 (S. 36):

> „Wenn ich nur den wehen Fuß nicht hätte! Wenn ich nur selbst nach meinem Kind schauen könnte!" dachte sie voll Verzweiflung, stand mühsam auf, trat vors Tor und rief den Tauben zu, die eben erwacht waren: „Ihr Täublein, fliegt auf! Sucht unser Rotkäppchen! Bringt mir mein Kind!"

Die frühere Form hat durch die Wiederholung des Ausrufs wesentlich mehr Dynamik. Mit der Verharmlosung des Inhalts ist auch viel von der emotionalen Wirkung verloren gegangen. Auch der Schluss dieses Kapitels ist in der Version von 1925 wesentlich

emotionaler: „Armes Rotkäppchen! / Arme, arme Mutter!“ Aber dann nach einer Zeile Gedankenstriche heißt es plötzlich: „Nun, war das nicht eine schöne Geschichte?“ (S.37).

Es sieht so aus, als wollte die Autorin auch schon 1925 die Kinder nicht in den traurigen Gedanken lassen und führt sie in die Realität zurück, indem sie daran erinnert, dass alles nur eine Geschichte ist.

Mehr als andere Autoren und Autorinnen ist Umlauf-Lamatsch als Erzählerin selbst Autorität. Nicht eine Figur der Erzählung warnt z.B. Rotkäppchen im *Pilzmärchen*, die Autorin schaltet sich direkt ein: „O Rotkäppchen, Rotkäppchen, was hast du versprochen? O Rotkäppchen, Rotkäppchen, kehr um! Kehr um! Ich bitte dich!“ (ebd. 1925, S. 30). Manchmal wird die allwissende Erzählerin durch die erlebte Rede abgelöst z.B. als Rotkäppchen im Wald seinen Korb sucht: „Da wird er sein – nein, dort! Auch nicht – dann dort! Auch nicht! Aber dort drüben ganz bestimmt! Wieder nicht!“ (ebd. 1925, S. 31f). An anderer Stelle ist die Autorin die moralische Instanz, die Kommentare abgibt, z.B. als die Faune einen übel riechenden Pilz schaffen, der dann in ihrem eigenen Graben landet: „So, da hatten sie’s, und – wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein! Etsch!“ (ebd. 1925, S. 47). Auch *In der Heimat der Blumen* schaltet sich die Erzählerin am Schluss ein: Wenn Helli als Frühling jedes Jahr die Blumen wiederbringt, heißt es: „Das ist immer eine große, große Freude für uns, wir haben sie ja alle so lieb.“ (Umlauf-Lamatsch 1932, S. 64)

In ***Gucki, das Eichkätzchen und sein Wald*** (1938) ist die Mischung von Naturgeschichte und Märchen, die in fast allen Märchen der Autorin vorkommt, auf die Spitze getrieben; die Bäume erklären Geschichte, Mythologie und naturwissenschaftliche Vorgänge und ein Reh hat Verständnis dafür, dass Tiere getötet werden müssen (s. auch Kapitel STAAT). Es ist das letzte Buch, das vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs von Umlauf-Lamatsch erschienen ist und hier sind sehr deutlich nationalsozialistische Gedanken erkennbar.

In dieser Erzählung gibt es eine Eichkätzchenfamilie, aber der Vater hat keine Aufgabe im Haus und keine Verantwortung für das Kind; die Mutter sorgt für alles, sie hat auch Verständnis für die Bedürfnisse ihres Mannes, sie baut das Nest ganz allein und braucht ihn auch für die Erziehung der Kinder nicht. Und der Igel findet die Einstellung sehr vernünftig (vgl. ebd. S. 5)

Väter sind also zu Hause unwichtig, die Mütter sind liebevoll und fürsorglich und die Mutter des Eichkätzchens Gucki „achtete auch darauf, daß die Kinderstube stets rein und sauber blieb, und die Kleinen hatten es gut bei ihrer Mutti, so gut!“ (ebd. S. 8).

Die Menschenfamilie spielt in dem Märchen eine wichtige Rolle. Gucki hat zuerst Angst vor den Menschen, aber Hans, das Reh, führt ihn zu ihnen und die Tiere finden die Familie vor dem Haus sitzen, die Eltern im Trachtenanzug und Dirndl**,** das „Weib" des Jägers hat „Vergißmeinnichtaugen", ein Kind hat einen „himmelschlüsselgelben Schopf" und das Mädchen hat ein „Röckchen wie rosenroter Fingerhut" (Umlauf-Lamatsch 1938, S. 55). Zur Familie gehören noch eine Katze und ein Hund, und ein Schwalbennest klebt außen am Haus. Hans liebt den Förster, der ihn gerettet und aufgezogen hat. Und Gucki kann sich nicht genug darüber wundern, dass der Mensch einerseits Tiere tötet, andererseits so lieb zu ihnen ist. Aber schließlich wird er von Hans bekehrt und gibt seinen Hass auf.

Egal, um welche Art von „Gesellschaft" es sich bei Umlauf-Lamatsch handelt, Blumen, Zwerge oder Tiere: Die Autorität wird nicht hinterfragt. Blumen- und Tier- und Zwergeneltern sind makellos und von märchenhafter Geduld und das Familienleben ist harmonisch. Dazu passt das Bild auf dem Buchdeckel der *Wiener Märchen* (Abb. 3). Außerhalb der Familie ist die Welt jedoch oft aggressiv und grausam (s. Abb. 57). Ein dunkler Punkt oder eine Gefahr ist in jeder Erzählung vorhanden. Aber am Ende ist alles wieder in Ordnung und meistens wird ein Fest gefeiert.

Insgesamt kann man sagen, dass in den Büchern von Umlauf-Lamatsch zweifellos ein künstlerisches Potential vorhanden ist, das aber oft nicht zum Ausdruck kommt. Ob das an dem Wunsch der Autorin lag, politisch konform zu schreiben, ist schwer zu beurteilen.

Felix Salten[5]**:** ***Bambi. Eine Lebensgeschichte aus dem Walde*** [6] (1926).

Bambi ist durch die Verfilmung von Walt Disney (1942) so bekannt geworden, dass viele Leute nicht wissen, wer der eigentliche Erfinder war, obwohl Lore Muerdel Dormer meint: „*Bambi* succeeded because its author shared a popular movement of the 1920s when a childlike view of nature was still possible for the average reader. [...]" (Dormer 1991, S. 430).

Viktor Böhm sagt, dass Walt Disney Salten „zweifach enteignet" hat: urheberrechtlich und literarisch; letzteres, weil durch die Verfilmung das Werk total verflacht ist und seine eigentliche Aussage eingebüßt hat (Böhm 1999, S. 58). Dazu kommt noch, dass die Tiere in der Buchversion, die nach dem Film auf Deutsch erschienen ist und die sich sonst eng an Saltens Text anlehnt, nicht Rehe, sondern Hirsche sind.

[5] Über das Todesjahr Saltens scheint Unsicherheit zu herrschen. G-G, AiK und Heller geben 1947 an; das ÖBL und einige neuere Forschungen (vgl. Dormer 1991, S.417; Sebert / Blumesberger 2006, S.26) schreiben 1945. Ich schließe mich den letzteren Meinungen an.

[6] Zur ersten und den nachfolgenden Ausgaben siehe Heidi Lexe in: Salten / Blumesberger 2006, S. 98f.

Was die Tierkinder auszeichnet, ist ihre einzigartige Folgsamkeit. Bambi tut immer genau das, was die Mutter sagt, geht genau hinter ihr und steht still, wenn sie sagt, dass er warten soll, auch wenn er noch so sehr vor Neugierde getrieben ist. In den ersten zwei Lebensjahren lernt Bambi, indem er seiner Mutter ständig Fragen stellt. Wenn sie keine (für ihn befriedigende) Antwort gibt und ihn auf später vertröstet, nimmt er es widerspruchslos hin. Die Tiermütter sind immer gut und geduldig, und bei den Tierkindern gibt es keinen Ungehorsam, kein Aufbegehren, keinen Eigensinn und auch keine Respektlosigkeit. Das ist für Kinder ein gutes Vorbild, aber man muss natürlich bedenken, dass ein Tierkind nicht schlimm sein kann, weil es vom Instinkt und nicht vom eigenen Willen geleitet wird.

Bambis Vater ist der „Fürst", der Führer des Rudels. Er ist alt und schon fast eine Sagengestalt, seine Erfahrung und Weisheit sind legendär. Seinem Sohn gegenüber ist er der ideale Vater: gütig, aber auch streng, wenn es sein muss. Bambi liebt und verehrt ihn. Ab Bambis drittem Lebensjahr ist er sein Lehrer. Ihm gegenüber ist Bambi ebenso gehorsam wie vorher der Mutter gegenüber; z.B. als er vermeint, Falines Lockruf zu hören und der Vater ihn zurückhält – Bambi lernt sich beherrschen.

Vor seinem Tod redet der Alte Bambi zweimal mit „Sohn" an: „ ‚[...] Lebewohl, mein Sohn ... ich habe dich sehr geliebt.'" (Salten 1926, S. 207). Zu dieser Zeit ist Bambi zum Führer des Rudels aufgestiegen. Der ewige Kreislauf der Natur manifestiert sich darin, dass der erwachsene Bambi, nun selbst Autorität für die Jungen, seinem Sohn die gleichen Worte sagt, die seinerzeit sein Vater zu ihm gesagt hat: „Kannst du nicht allein sein?" (Salten 1926, S. 58, 210)

Für Viktor Böhm ist dieser Satz wie der ganze Roman „ein Mut-Macher zum einsamen Gewissen" (Böhm 1999, S. 58). Er nennt das Werk einen Bildungsroman; Heidi Lexe nennt *Bambi* eine Entwicklungsgeschichte (vgl. Seibert / Blumesberger 2006, S. 104) und Bernhard Doppler nennt ihn einen Erziehungsroman (vgl. Doderer Bd. IV 1982). Wie immer man das Werk bezeichnen mag, die Fähigkeit zum „Alleinsein" ist ein Erziehungsziel, das gerade in der Ersten Republik hätte angestrebt werden sollen.

> Für den Fortschritt des Ganzen, der Gattung sowie der Gesellschaft, ist es also wesentlich, dass die Erziehung das Selbständigkeitsgefühl erweckt, belebt und begünstigt, den Mut, in den Fällen abzuweichen, wo man anderer Recht nicht kränkt, oder wo die Abweichung nicht eine bloße Folge des Verlangens ist, Aufsehen zu erregen. Dem Kinde die Gewissensruhe zu geben, sich von einer allgemeinen Meinung, einem gangbaren Brauch, einem gewohnten Gefühl loszusagen – das ist eine Grundbedingung für die Erziehung eines individuellen, nicht nur eines kollektiven Gewissens, dieses die einzige Art von Gewissen, das die meisten Menschen jetzt haben! Mich freiwillig dem äusseren Gesetz beugen, das mein eigenes Gewissen geprüft und gut befunden hat; bedingungslos dem ungeschriebenen Gesetz gehorchen, das ich mir selbst auferlege, diesem inneren Gesetze folgen, auch wenn es mich

> einsam einer ganzen Welt gegenüberstellen sollte – das heisst ein individuelles Gewissen haben. (Key 1905, S. 124f)

Die Welt der Tiere, besonders der Tierkinder ist einer „permanenten Bedrohung ausgesetzt", das hat sie mit der Welt des Kindes gemein, „und zwar in beiden Fällen durch Modernisierung und technischen Fortschritt. Bei *Bambi* ist es das Schießgewehr des Jägers, bei den Menschen die Anonymität und Mechanik urbaner Lebensvollzüge." (Müller-Richter in: Seibert / Blumesberger 2006, S. 69).

Bambis Kinder. Eine Familie im Walde (1940). Wie der Untertitel sagt, handelt es sich nicht mehr um die Lebensgeschichte einzelner Figuren, sondern der ganzen Familie.

> Die Lebensgeschichte tritt mit dieser Betonung der Familie im Vergleich zu *Bambi* in den Hintergrund. Im Vordergrund steht nun die Sippe, wobei Geno und Gurri als Nachfolger Bambis gestaltet werden. [...] *Bambis Kinder* ist also nicht so sehr die Lebensgeschichte junger Rehe, als vielmehr Teil einer Familienchronik, deren Ursprung in der Lebensgeschichte Bambis liegt. (Ehneß 2002, S. 243)

In punkto Autorität ist auffallend, dass Bambi sich mehr und öfter um seine Kinder kümmert, als sein Vater es getan hat; andererseits ist Gurri, Falines Tochter, ihrer Mutter gegenüber weniger folgsam als Bambi es war. Bambis Intelligenz und Weitblick übertreffen noch die seines Vaters. Seiner Intervention ist es zu verdanken, dass der Jäger Gurri wieder freilässt, bevor sie ihre Fähigkeit, in der freien Natur zu leben, verloren hat. Und vor dem „große[n] Schrecken" (Salten 1940, S. 142), der Treibjagd, führt er seine Familie in ein sicheres Versteck. Bambis größte Heldentat aber ist die, dass er einen Menschen direkt angreift, ihn niederstößt und daran hindert, Faline zu erschießen (vgl. ebd. S. 264f). [7]

„Mit Bambi und seinen Kindern tritt also, vorbereitet durch den Alten, die Bildung einer Elite ein, die sich sowohl auf geistige, als auch auf körperliche Eigenschaften und Fähigkeiten bezieht." (Schmidt/Öhlschläger, zitiert in: Ehneß 2002, S. 243)

Damit geht die Bedeutung des Romans auch über eine Familiengeschichte hinaus und gewinnt politische Bedeutung. (Siehe Kapitel STAAT)

Es ist fraglich, ob ***Bob und Baby*** (1925) zu den Kinderbüchern gezählt werden kann[8], obwohl es mit dem typischen Märchensatz: „Es waren einmal zwei Kinder" (Salten 1925, S. 3) beginnt. Wenn man hier von Doppeladressierung spricht, so müsste man sagen: Das Buch ist als pädagogischer Ratgeber an die Eltern gerichtet, und an die Kinder ist es doppeladressiert.

---

[7] Auch bei Bernhard Doppler ist der erwachsene Bambi plötzlich ein Hirsch, der den Menschen „tödlich verletzt", was auch nicht stimmt. Bambi rennt den Schützen zwar nieder und verletzt ihn, aber nicht tödlich; die Tiere im Wald sehen ihn davonhumpeln. (Vgl.Doderer IV 1982, S. 478f)

[8] Vgl. Ehneß 2002, der der gleichen Meinung ist. Ähnliches sagt auch Blumesberger in: Seibert / Blumesberger 2006, S. 129.

Der Inhalt besteht aus acht Episoden (plus einer Einleitung und einem Schlusskapitel) aus dem Leben der Kinder Bob und Baby, beide noch im Vorschulalter (lt. Heller, S. 292 sind es Saltens eigene Kinder Paul und Anna Katharina). Jedes Kapitel stellt einen typischen Fall einer Erziehungssituation dar und demonstriert eine Möglichkeit, wie Eltern darauf reagieren können.

Das erste Kapitel, das gleichzeitig die Einleitung ist, ist an die kindlichen Leser gerichtet. Der Erzähler spricht in der ersten Person und redet die Kinder direkt an. Damit knüpft er eine enge Beziehung zwischen sich und dem Leserpublikum. Gleichzeitig macht er sich zur Autorität über das Erzählte, indem er behauptet, dass sich alles wirklich zugetragen habe.

Die Familie ist offenbar wohlhabend, es gibt eine Köchin und eine Kinderfrau; der Vater ist immer zu Hause (Schriftsteller?). Er ist die Autorität im Haus, auch für die Mutter, und immer souverän. Aber auch die Mutter weiß im gegebenen Fall immer einen Ausweg. Als die Kinder einen jungen Finken finden, der aus dem Nest gefallen ist, rufen sie die Mutter. „Die Kinder schauten sie voll Erwartung und voll unbegrenztem Vertrauen an." (Salten 1925, S. 13).

Die in dem Werk vertretenen Erziehungsgrundsätze sind sehr modern. Der Vater behandelt seine Kinder nicht herablassend, sondern wie gleichgestellte, vernünftige Menschen mit gleichen Rechten. Er sieht in zeitweise negativen Verhaltensweisen nicht schon die große Katastrophe voraus. Damit entspricht sein Kindheitsbild dem der Romantik, aber er erwartet von den Kindern nicht, dass sie Engel sind.

> Das Kind fühlt nämlich im tiefsten Innern, dass es sein Recht ist, auch „schlimm" sein zu dürfen, ein Recht, das die Erwachsenen sich gründlich zuerkennen. Und nicht bloss schlimm zu sein, sondern in Frieden mit seiner Schlimmheit, den Gefahren und Freuden derselben überlassen. (Key 1905, S. 115)

Die Einstellung des Vaters zeigt sich besonders deutlich, als Bob und Baby raufen. Die Mutter möchte sie trennen und „Ordnung machen" (Salten 1925, S. 16), aber der Vater hält sie zurück: „ ‚Ach, was du Ordnung machen nennst ... das ist wie die Polizei, die in einen Haufen erregter Menschen dreinfährt ... meistens nur blinde Gewalt!" (ebd. S. 17). Die Eltern gehen aber doch zu den Kindern hin.

> Der Vater [...] tat ganz harmlos.
>
> „Oh, verzeiht", sprach er halblaut und diskret. „Ihr habt da eine Auseinandersetzung ..." Er redete ganz wie zu Erwachsenen. „Ich mische mich nicht in eure Angelegenheiten." Und er fügte hinzu: „Laßt euch nicht stören!" (Ebd.)

Doch der Streit eskaliert, und die Kinder ohrfeigen einander. Der Vater zeigt einerseits Verständnis für ihre Aggressionen, andererseits gibt er ihnen eine wichtige Lehre:

> „Man kann nicht immerzu brav sein, Tag für Tag brav – das wäre zu langweilig.“
> Die Kinder waren einverstanden. Sie lachten.
> „Man kann sich auch nicht immerzu vertragen“, redete der Vater weiter. „So häßlich es auch ist ... manchmal zankt man sich eben!“ Er hob bedauernd die Achseln, womit er bekräftigte, da sei leider nichts zu machen.
> [...]
> „Aber ... “, der Vater ließ eine kleine Pause eintreten, ehe er weitersprach, „aber ... man darf einander niemals ins Gesicht schlagen.“ Er wurde ganz feierlich. „Nie! Das müßt ihr euch genau merken! Nie ins Gesicht! An der Schulter, am Rücken und ... noch weiter unten.“ Die Kinder johlten und der Vater lächelte. „Ja, da sind die Menschen einander so ziemlich gleich.“ Jetzt wurde er wieder ernst und die Kinder wurden es mit ihm. „Nur das Gesicht ... da ist jeder Mensch allein und für sich ein einziges Wesen auf der ganzen Welt. Das Gesicht, da ist seine Seele draufgeschrieben, da sind die Züge von Vater und Mutter drauf, alles, was ein Mensch ist, was er fühlt und denkt. Das Gesicht ist sein Heiligtum und sein Bekenntnis. Wenn man einen Menschen ins Gesicht schlägt, schlägt man sein Bestes, seine Mutter und seinen Vater mit dazu! Werdet ihr daran denken?“ (Ebd. S. 21f)

Der Vater handelt nach dem Prinzip, das schon Ellen Key betont hat:

> Sei bemüht, das Kind in Frieden zu lassen, so selten wie möglich unmittelbar einzu- greifen, nur rohe und unreine Eindrücke zu entfernen, aber verwende all deine Wachsamkeit, all deine Energie darauf, dass deine eigene Persönlichkeit und das Leben selbst, die Wirklich- keit in ihrer Einfachheit und Nacktheit der Erzieher des Kindes werde! (Key 1905, S. 172)

Die Wirklichkeit von ihrer harten Seite erleben die Kinder, als eine Bettlerin kommt. Bob und Baby erleben am Beispiel der Mutter Hilfsbereitschaft. „Jedoch ergibt sich aus der Situation keine echte Kritik an der Gesellschaft; vielmehr wird ein allgemeines Bedauern am Zustand der Welt geäußert.“ (Ehneß 2002, S. 302). Für die Kinder ist der Anblick des Elends ein Schock, der sie nachts aus dem Schlaf reißt. Um die heulenden Kinder zu beruhigen, lügt der Vater ihnen eine heile Welt vor, (ebd.) sagt, dass er die Familie unterstützen und sie nun nicht mehr arm sein wird. Allerdings tut er es mit Überlegung und aus gutem Grund:

„Der Vater fühlt, daß diese Sache viel zu groß ist, daß die Kinder viel zu klein sind und daß es zu spät in der Nacht ist, um das menschliche Elend zu diskutieren.“ (Salten 1925, S. 45)

In der Einleitung verspricht der Erzähler, dass kein Schwarzer Mann vorkommt. Kinder sollen nie Angst vor bestimmten Gestalten wie Gespenstern, dem Krampus oder eben auch dem Schwarzen Mann haben; das haben fortschrittliche Pädagogen schon Ende des 19. Jahrhunderts gefordert. (Vgl. Frank / Zwilling / Zappert 1897, S. 127 – 129) Aber der Vater von Bob und Baby macht da die Rechnung ohne Lene, die Kinderfrau, die gelegentlich auf dieses Erziehungsmittel zurückgreift, obwohl der Vater sie deswegen schon oft zur Rede gestellt hat (Salten 1925, S. 38). Eines Tages droht sie den Kindern im Zorn wieder einmal

mit dem Schwarzen Mann und sperrt sie in den Dachboden. Unglücklicherweise ist an diesem Tag der Rauchfangkehrer im Haus, und Bob und Baby werden fast hysterisch vor Angst, als sie ihm unvermittelt gegenüberstehen. Der Vater kann die Kinder nur mit einer drastisch-komischen Maßnahme beruhigen, indem er den Rauchfangkehrer als guten Freund umarmt und mit ihm über den Dachboden tanzt. Damit, dass er von Lene fordert, sich bei den Kindern zu entschuldigen und zuzugeben, dass sie gelogen hat, wendet sich Salten auch gegen die „übertriebene Autoritätsgläubigkeit" (Blumesberger in: Seibert / Blumesberger 2006, S. 126).

In anderer Hinsicht ist Salten doch sehr das Kind seiner Zeit, nicht nur in Bezug auf die Einstellung gegenüber Armut und gesellschaftliche Ungerechtigkeit. Er nützt auch die Vorurteile gegenüber gesellschaftlichen Randgruppen wie Zigeunern für seine Erziehungsziele. Ehneß ist in diesem Punkt von Salten enttäuscht. „[...] die an sich wohlmeinende und zunächst an die antiautoritären Ideen der 68er Generation erinnernde Einstellung des Vaters kehrt sich so ins Gegenteil." (Ehneß 2002, S. 302) Wenn auch das Ziel lobenswert ist, ist das Mittel problematisch. Es geht darum, die Kinder daran zu hindern, dass sie auf die Straße laufen. Die Mutter schlägt dem Vater vor, es den Kindern einmal streng zu verbieten. Aber der Valter will keine Verbote aussprechen. Und so erfindet er die Geschichte von dem Zigeuner Mischko, der das reizende Mädchen Betty Froh, das eine frappante Ähnlichkeit mit Baby hat, raubt und für sich betteln lässt. (Vgl. Abb. 23 – 24: Der Vater sitzt aufrecht und konzentriert, dem Ernst der Sache angemessen, zwischen den Betten der Kinder, die mit glücklichen Gesichtern zuhören und sich den Inhalt der Erzählung in ihrer Fantasie ausmalen.

Im letzten Kapitel ist die Kindheit für Bob und Baby zu Ende. Sie bekommen statt der Kinderfrau eine Hauslehrerin.

Saltens Stil ist schwer einer literarischen Richtung zuzuordnen. Obwohl sein Werk dem Realismus verbunden ist, verwendet er impressionistische Techniken wie erlebte Rede und inneren Monolog, in der Wiedergabe der gesprochenen Sprache nähert er sich dem Naturalismus, indem er die Sprache der Kinder (sie können gewisse Buchstaben noch nicht aussprechen, vor allem G und K) phonetisch wiedergibt (damit war Salten nicht der erste, vgl. Blumesberger in: Seibert / Blumesberger 2006, S. 124f) und in der Rede der Dienstboten und der armen Leute den Wiener Dialekt nachahmt (Ehneß 2002, S. 315).

Die heute wenig bekannte Schriftstellerin **Margarete Seemann** hat Märchen, belehrende und emphatische Erzählungen geschrieben, die meist in Sammlungen veröffentlicht wurden. Sie zeigt viel Mitgefühl für die Kinder, die zu früh erwachsen werden mussten.

Der Winkelmatz und andere Kameraden (1937) ist eine Sammlung von 15 realistischen Erzählungen, in denen die Autorin Alltagssituationen beschreibt. In Fräulein

Nachtigall ist die Mutter lungenkrank und im Spital, daher muss Lina, die älteste von sechs Geschwistern, die Aufgaben der Mutter übernehmen. Die Familie wohnt in einem Dorf und der Vater ist Taglöhner auf einem Bauernhof. Das jüngste Kind kann nur einschlafen, wenn man ihm etwas vorsingt. Leider ist Lina völlig unmusikalisch, aber sie singt aus Liebe zu ihrem kleinen Bruder. Die Buben auf der Straße hören sie und geben ihr den Spottnamen „Fräulein Nachtigall". Darüber kränkt sich das Mädchen so sehr, dass es fast krank wird. Der Vater ist um seine Tochter, die ohnehin bis an ihre Grenzen belastet ist, sehr besorgt. Er weiß, dass die Mutter noch lange krank sein wird und hat den Vorschlag gemacht, einige der Kinder zu Onkel und Tante zu geben. Aber Lina nimmt ihre Aufgabe als „Mutterersatz" viel zu ernst, als dass sie einige Geschwister weggeben würde. (Siehe auch Kapitel SCHULE)

In dieser Erzählung geht es der Autorin darum, das Verantwortungsbewusstsein und die Opferbereitschaft des Mädchens hervorzuheben, in gleichem Maße aber auch eine positive, verantwortungsvolle Vaterfigur zu zeigen.

Wie schwierig es in einer mutterlosen Familie für ältere Geschwister ist, die zwar die Aufgaben der Mutter übernehmen müssen, nicht aber deren Autorität haben, zeigt die Erzählung Der begrabene Mund. Poldi ist fünfzehn Jahre alt und hat zwei jüngere Brüder, Arthur und Tonko. Die große Schwester sorgt nicht nur für das leibliche Wohl der Geschwister, sie fühlt sich auch als moralische Instanz, was der Gymnasiast Arthur nicht akzeptiert. Ihn stört Poldis ständiges Ermahnen und Schimpfen. Als sie ihm sagt, dass er einen Streit mit Friedl, einem Mitschüler, „eingraben" soll, entgegnet er: „‚Immer tust keifen mit mir! Begrab du zuerst deinen Mund!" (Seemann 1937**,** S. 108) Wäre die Ermahnung von der Mutter gekommen, hätte er vielleicht gehorcht, denn der Bub ist sonst ein braves Kind, aber sich von der Schwester maßregeln zu lassen, dagegen empört sich sein Stolz. Daraufhin spricht die Schwester vier Tage lang nichts mit den Brüdern. Als Arthur erfährt, dass sie aber sehr wohl mit Friedls Familie redet, wird er so wütend, dass er den kleineren und schwächeren Friedl verprügeln will. Da kommt Poldi dazu und schreit ihn an und nennt ihn einen „Schandhauptmann" (ebd. S. 123). Anstatt sich über die Beleidigung aufzuregen, ist Arthur nur glücklich, dass seine Schwester endlich wieder redet. Durch diese drastische Maßnahme hat Arthur den Wert der geschwisterlichen Beziehung schätzen gelernt. Er versöhnt sich daraufhin sogar mit Friedl.

1. Das positive Elternbild: Ungehorsame Kinder

Franz Karl Ginzkey: *Hatschi Bratschis Luftballon* (1922, 1968)[9]

Dieses Märchen wird mit den Werken der 2. Periode behandelt, denn obwohl die Erstausgabe schon 1904 erfolgt war, fand das Buch damals kaum Beachtung. Erst die veränderte Ausgabe von 1922 mit den Zeichnungen von Erwin Tintner wurde ein Erfolg (vgl. Heller, S. 252. Zur Entstehungsgeschichte und den verschiedenen Ausgaben siehe auch Richter 1944 und Ochsenhofer 1993.)

Die Autorität in dem Märchen sind die Eltern, die Mutter verbietet Fritz auf der Wiese zu spielen. Fritz ist jedoch ungehorsam und damit beginnt das Unglück: Er wird von Hadschi Bratschi im Ballon entführt.

Sigrid Ochsenhofer sieht die Entführung als unmittelbare Strafe und auch Fritzens Erlebnisse im Ballon (Gewitter, Hexe, Menschenfresser) sind Folgen des Ungehorsams (Ochsenhofer 1993, S. 39ff). Viktor Böhm nennt das Werk ein „typisches Strafbesserungs-buch für Kinder" (Böhm 1999, S. 56f).

Hatschi Bratschis Luftballon enthält viele Elemente aus dem Volksmärchen. Da ist zunächst der mächtige, böse Hatschi Bratschi, der eine Gefahr für das ganze Land darstellt; dann kommt die böse Hexe; ferner wird der Bub in fremde Länder verschlagen, wo er in eine gefährliche Situation gerät. Das Fliegen ist ein bekanntes Traum- und Märchenmotiv, man denke nur an die fliegenden Teppiche in den orientalischen Märchen. Was ebenfalls zum märchenhaften Ton gehört (wie zu Träumen), ist auch, dass alles als gegeben und selbstverständlich hingenommen wird (vgl. dazu Bühler / Bilz 1958). Fritz wundert sich nicht über die Entführung. Er fürchtet sich zeitweise, er ist zwischendurch traurig, aber er ist nicht überrascht. Die Soldaten, die die geraubten Kinder bewachen, hinterfragen auch nicht, wieso sie plötzlich einen kleinen Buben als neuen Herrn haben, sie gehorchen einfach.

Am Schluss ist die Mutter glücklich, dass sie ihr Kind wieder hat. Sie ist die typische Mutter der Kinder- und großteils auch Jugendliteratur der Zeit: voll Verständnis, Güte und Milde. Man darf auch nicht übersehen, dass der Bub als Held zurückkommt; er hat alle Kinder befreit und durch seinen Ungehorsam den Kindern und ihren Eltern Glück gebracht. Auch das ist ein oft verwendetes Detail besonders in der Jugendliteratur: Erfolg trotz oder gerade durch Ungehorsam (s. Kapitel KRIEG) Bemerkenswert ist auch, dass der „Held" Fritz die ganze Geschichte hindurch passiv bleibt. Er lässt sich vom Ballon einfach davontragen. Nicht einmal an der Vernichtung der Bösewichte ist er aktiv beteiligt. Hatschi Bratschi, der gern mächtig sein möchte, wird nicht nur für, sondern gerade durch seine Bosheit bestraft, er

[9] In beiden Ausgaben sind die Seiten nicht paginiert.

kippt vor lauter Gier aus dem Ballon und „geht unter“ im doppelten Sinn des Wortes, er fällt in den Brunnen. Auch die Hexe springt selbst auf den Rauchfang, weil sie sich nicht mehr halten kann. So grausam der Tod der beiden ist, der Bub ist daran unschuldig.[10] Es kann sein, dass das einen Teil der Faszination für die Kinder ausmacht: Sich tragen, treiben lassen und trotzdem ein Held, etwas Besonderes sein, einfach nur SEIN, ohne dass man sich anstrengen muss, und das Böse vernichtet sich selbst.

Offenbar war und ist das Buch auch bei den Erwachsenen populär, das dürfte daran liegen, dass Text und Zeichnungen sozusagen „mit der Zeit“ gegangen sind. Die erste Ausgabe war leider nicht greifbar, die von 1922 baut auf den Vorurteilen auf, die offenbar auch nach dem Ersten Weltkrieg bestanden haben (vgl. Harrer 2008). Wie in späteren Kapiteln zu zeigen sein wird, waren gerade Bücher über die Türkenkriege damals sehr verbreitet. Dass das Buch aus einer Zusammenarbeit mit Erich Ritter v. Mor als Zeichner (vgl. Richter 1944, S. 29) aus dem Militärgeographischen Institut hervorgegangen ist, ist kein Zufall (vgl. Koppensteiner 1966). Nicht nur die Bilder, auch der Name Hatschi erinnert an den heidnischen Feind aus dem Osten. Manches wurde in späteren Ausgaben entschärft, z.B. wurden die menschenfressenden Neger durch Affen ersetzt. In der Ausgabe von 1968 mit den Illustrationen von Wolf Rettich trägt Fritz einen Tiroler- oder Steirerhut mit Feder. Als er über die Wüste fliegt, sieht man auf der Erde drei Reiter auf Kamelen, die an die drei Weisen aus dem „Morgenland“ erinnern (das Wort kommt vor), während Fritz wie das Jesuskind unschuldig, zwar nicht in der Krippe, aber immerhin in einem Korb schläft. Im Kampf gegen die Türken ging es von jeher auch um eine Auseinandersetzung zwischen Christentum und Heidentum, diese Implikation wurde in der späteren Ausgabe sogar noch verstärkt.

Auch bei **Annelies Umlauf-Lamatsch** gibt es unartige Kinder, davon ist eines allerdings ***Putzi, das Teufelchen*** (1936), von dem Unarten zu erwarten sind. Putzi erinnert an Goethes Zauberlehrling: Als er einmal allein zu Hause ist, dreht er den Wasserhahn in der Küche auf und kann ihn nicht mehr zudrehen; die Eltern kommen zurück und finden die Küche unter Wasser. Putzi ist aber liebenswert, weil er keine bösen Absichten hat. Auch die Erwachsenen sind nie ernsthaft böse auf ihn, obwohl ihn die Mutter in den Vogelkäfig sperrt, damit er nichts mehr anstellen kann. In dem Band ***Putzi und Bauxi*** (1948) kommt Putzi sogar in den Himmel, weil er brav geworden ist.

[10] Interessant ist, dass in alten Western Filmen und z.B. bei Karl May der Böse oft nicht durch den Guten getötet wird, sondern entweder von anderen Bösen oder durch seine eigene Schuld oder ein Unglück. Es siegt zwar das Gute, aber der Held hat kein Blut an den Händen, nicht einmal das des Bösewichts.

Der kleine Peter in der Katzenstadt (1934) bringt sich und andere ständig in Schwierigkeiten, weil er manchmal schlimm, manchmal dumm ist. Als der Hund in die Stadt kommt, ist Peter unfolgsam, weil er auf die Straße geht. Er läuft dann in Todesangst vor dem Hund davon. Aber ähnlich wie in *Hatsch Bratschis Luftballon* wird er zum Helden, weil er sich mit dem Hund anfreundet und durch Widerlegung eines alten Vorurteils die Stadt von einer großen Furcht befreit.

Von der Autorin **Roswitha Klob** ist leider fast nichts bekannt, nicht einmal die Lebensdaten. ***Der Luftballon und andere Märchen*** (1935) ist eine Sammlung von zwölf Märchen in einem wunderschön gestalteten Band (zu jedem Märchen gehört eine ganzseitige Farbillustration von Karl Alexander Wilke). Die Verlagsankündigung lobt das Werk als „echt österreichisches Märchenbuch“ (zitiert in Heller, S. 337). 1941 erlebte es eine 2. Auflage (ebd.)

Der Bub in Eine Bergpartie in Klein-Jakobs Bett ist eigentlich nicht bös, nur so sehr in sein Spiel vertieft, dass er alles um sich herum vergisst, auch dass er aufstehen und in die Schule gehen soll. Die Mutter schimpft nicht, sie erinnert ihn nur daran, was wohl der Lehrer sagen wird, wenn der Bub zu spät kommt.

Der Sonnenstrahl neckt einen Buben so lange, bis es dem zu dumm wird und er den Strahl in einen Schuppen sperrt und tagelang nicht frei lässt. Da ist der Sonnenstrahl also mit schuld.

Nur zwei Beispiele gibt es in der Märchensammlung, in denen Kinder wirklich unartig sind. In der Geschichte Der Himmelsritt ist Heinz

> ein ungezogener, wilder Junge. Er folgte seinen Eltern nicht, gab nicht acht auf seine Spielsachen und trieb den ganzen Tag unnützes Zeug. Die Mutter war oft sehr böse mit ihm und sagte ihm jeden Tag, er möge doch wenigstens seine Sachen ordentlich wegräumen, wenn er damit gespielt hatte, doch es half nicht. – Mit seinem Wurstel und dem Holzpferd jagte er durch den Garten, und als er müde war, ließ er das Pferd mitten auf der Wiese liegen und den Wurstel warf er im Bogen in die Wiese. Dem taten alle Glieder weh nach dem Sturz und er war recht ärgerlich über Heinz. (Klob 1935, S. 28)

Der Wurstel und das Pferd beschließen, Heinz zu verlassen. Sie reiten in den Himmel, (s. Abb. 44a) und der Hl. Petrus schickt sie zu einem braven, aber armen Buben, der auf seine Sachen Acht gibt. Das ist die einzige Erzählung, in der die Mutter schimpft, aber Gerechtigkeit und Strafe kommen vom Himmel, nicht von den Eltern.

Eine andere schlechte Eigenschaft vieler Kinder, die Ungeduld, wird in der Erzählung Am fünften Dezember an einem kleinen Mädchen gezeigt, das den Hl. Nikolaus nicht erwarten kann, und obwohl es weiß, dass die Mutter das nicht erlauben würde, will es ihm

entgegengehen. Es geht in den Wald und verirrt sich (s. Abb. 44c). Der Hl. Nikolaus findet das Kind und bringt es der Mutter zurück. Dann geht er fort, ohne dem Mädchen Geschenke gebracht zu haben. Die kleine Liesl möchte beim Schlafengehen so gern wissen, ob er ihr wenigstens die Schuhe, die sie ins Fenster gestellt hat, angefüllt hat, aber nun beherrscht sie sich und wartet bis zum Morgen. Da findet sie dann die Belohnung für die Bezähmung ihrer Ungeduld: Die Schuhe sind voll mit Süßigkeiten. Aber eine Rute steckt auch drin.

Obwohl manche Geschichten von **Margarete Seemann** märchenhafte Elemente enthalten, sind sie wesentlich realitätsbezogener als die Werke von Umlauf-Lamatsch und Roswitha Klob. Es kann nicht überraschen, wenn nach einem Krieg in Kinderbüchern vaterlose Familien vorkommen. Bei Margarethe Seemann fällt aber auf, dass es sich oft um mutterlose Kinder handelt. So ist z. B. in ***Irgendwo und andere Märchen*** (1928 a) in der ersten Erzählung Irgendwo die Mutter gestorben, ebenso in Das Fischerkind, und in Der schwarze Musikant hat der Bub beide Eltern verloren.

Auch in dem Märchen Reka haben die Kinder, ein Bub und ein Mädchen, keine Mutter. Der Vater ist Müller und findet eines Tages im Mühlbach ein verlassenes Nixenkind. Er nimmt es auf und weiß, dass die kleine Nixe Schuhe und Strümpfe nie ausziehen darf; niemand darf ihre Flossen sehen, sonst muss sie zurück ins Wasser. Der Bub und das Mädchen wissen das allerdings nicht. Die kleine Nixe geht auch mit Schuhen und Strümpfen ins Bett, was die anderen Kinder nicht dürfen. Der Vater erlaubt also – aus gutem Grund – dem fremden Kind etwas, was er – aus ebenso gutem Grund – den eigenen Kindern verbietet, allerdings ohne den Grund zu sagen. Die Kinder empfinden das als Ungerechtigkeit, aber der Vater erwartet einfach, dass sie gehorchen. Er fühlt sich nicht verpflichtet, seine Gebote und Verbote zu rechtfertigen. Aus Verständnislosigkeit und Bosheit ziehen die Kinder der Nixe heimlich Schuhe und Strümpfe aus und sehen die Flossen – das Nixenkind muss seine Wohnung bei den Menschen aufgeben. Das traurige Ende wird in dieser Erzählung durch nichts gemildert, es bleibt stehen.

Auf den ersten Blick liegt die Schuld bei den Kindern, die sich weigern, ein Gebot zu befolgen, dessen Sinn sie allerdings nicht verstehen. Hier wird das Fehlen der Mutter als

ausgleichende, vermittelnde Person deutlich. Die Kinder finden bei niemandem eine Erklärung für das unverständliche Verhalten des Vaters, und niemand ist da, der ihr aufgebrachtes Gemüt beschwichtigt.

Die Sammlung ***Turmpeter*** (1953) enthält sechs Erzählungen, eine davon ist Heinz, der Trotzbub.

„Heinz war ein Faulpelz; er wollte nicht arbeiten und nicht lernen. Und trotzig war er obendrein, mehr als alle Buben im Dorf zusammen.“ (Seemann 1953, S. 60)

Die Mutter schimpft oft mit ihm und eines Tages läuft der Bub einfach davon. Es beginnt zu regnen und nach einiger Zeit bekommt das Kind Hunger; Heinz merkt, dass das Davonlaufen ist nicht so einfach ist, wie er sich das vorgestellt hat. Nicht nur sein eigenes Befinden, auch der Mond, der Wind, die Sterne, das Gras – die ganze innere und äußere Natur mahnt ihn heimzugehen. Er aber will nicht, er trotzt! Erst große Schwierigkeiten und eine Verletzung bringen ihn zur Einsicht. Auf dem Heimweg trifft er alle die Ratgeber von vorhin wieder. So wie vorher die Stimme des Gewissens auf die Natur projiziert war, so ist es jetzt die Reue. Nun weint der Bub und ist von seinem Trotz geheilt.

Auch wenn die Autorin manchmal schlimme Kinder beschreibt, glaubt sie an das Gute im Menschen. Den Stoff für die Erzählungen schöpft sie aus ihrem Leben.

> Viele Jahre war ich Lehrerin; in Buben- und Mädchenschulen, bei kleinen und großen Kindern. Alle wuchsen mir ans Herz, vielleicht die Buben am meisten; denn viele unter ihnen sind bitterlich arm gewesen. [...] In dieser Zeit hat sich das ungeheure Meer von Menschenschuld und Menschenarmut und das Wissen um jenen Tropfen Sehnsucht nach Gut- und Reinsein, das in jedem unter der härtesten Kruste in irgendeinem verschütteten Seelenwinkel wohnt, vor mir aufgetan. Ich habe es in mich getrunken; vielleicht hat es mich über mein Alter hinaus ernst gemacht; aber es machte mich auch tiefer, reifer und bereiter. (Seemann Otmar 1989, S. 18)

Dass Margarete Seemann heute weitgehend vergessen ist, liegt möglicherweise daran, dass die tiefe Frömmigkeit der Katholikin sehr aufdringlich wirkt (was in den Büchern, die sie für Erwachsene geschrieben hat, noch deutlicher ist); nur ihre Schulgeschichten dürften länger beliebt gewesen sein (s. Kapitel SCHULE).

2. Die Unarten ausgelagert

Die beiden Ausreißer in ***Mein erstes Geschichtenbuch*** (1927) von **Umlauf-Lamatsch** und Der Luftballon in ***Der Luftballon und andere Märchen*** (1935) von **Roswitha Klob** haben dasselbe Thema und denselben Grundgedanken: Nicht Kinder sind schlimm, sondern die Spielsachen, in diesem Fall die Luftballons. Sie wollen fliegen und reißen sich los. Aber das bringt ihnen kein Glück. Bei Umlauf-Lamatsch werden sie am Himmel überall abgewiesen. Ein Wolkenmännchen droht mit dem Finger.

> „Das kommt davon!“ sagt es. „Warum seid ihr nicht bei der Frau geblieben?“ „Ach!“ sagen die beiden. „Wir wollten so gerne fliegen! Aber es tut uns jetzt leid. Die Frau hat uns verkaufen wollen! Es war nicht recht von uns. Zurück können wir nicht. Wir finden den Weg nicht mehr. Und hier will uns niemand haben!“ Die Tränen

> rinnen den beiden Luftballons über die dicken Backen. (Umlauf-Lamatsch 1927, S. 46)

So nehmen die Luftballons ein tragisches Ende. Bei Klob kommt er zwar bis in den Himmel, aber schließlich platzt er auch dort. Der Ungehorsam wird bestraft, obwohl die Ausreißer reuig sind. Man könnte sagen, sie haben die Grenze des für sie Möglichen und Erlaubten überschritten, ihr Untergang ist die Strafe für ihre Unzufriedenheit.

Der Luftballon ist ein häufiges Symbol in der Kinderliteratur. Er steht einerseits für den Traum vom Fliegen, für die Sehnsucht nach der Ferne (vgl. *Hatschi Bratschis Luftballon*). Andererseits stellt er Kinder vor die Gewissensentscheidung: (be)halten oder loslassen. Beide Entscheidungen haben irreversible Folgen, denn auch das Behalten zerstört den Luftballon. Die allgemeine Literatur hat dieses Thema ebenfalls aufgegriffen. In Peter Altenbergs kurzer Erzählung „Im Volksgarten" sind zwei Mädchen mit dieser Entscheidung konfrontiert; eines lässt den Ballon los und schaut ihm lange nach, bis er verschwunden ist; das andere Mädchen behält ihn und er schrumpft, worauf es bedauert, ihn nicht ausgelassen zu haben (Altenberg 1977, S. 199f).

Der Konflikt zwischen Bleiben und Fortgehen ist auch das Thema in anderen Märchen von Roswitha Klob in der oben genannten Sammlung, z.B. in Teddyfritz und Teddymax. Auch hier übernimmt das Spielzeug die verbotene Handlungsweise von Kindern, die trotz der Ermahnung nicht zu Hause bleiben wollen. Die zwei Bären wohnen im Wald, „wo es ihnen an nichts fehlte" (Klob 1935, S. 12). Aber Teddyfritz ist neugierig, der kleine Bär will von zu Hause weg und versucht auch seinen Bruder zu überreden. Da dieser nicht mitmachen will, nennt Teddyfritz ihn „du Fadian" und geht allein (ebd. S. 13). In der Stadt, dem Ort mannigfacher Gefahren, wird er in einem Spielzeuggeschäft in die Auslage gesperrt. Da sitzt er nun einsam und verlassen und bereut, was er getan hat. Schließlich wird er von seinem Bruder befreit und verspricht, nie wieder fortzugehen. Es handelt sich um eine Warn- und Unglücksgeschichte, aus der die Kinder die Lehre ziehen sollen: „Sei nicht zu neugierig, bleib schön zu Hause, in der Welt ist es gefährlich!" ohne dass eine persönliche Autorität die Forderung ausspricht. In die gleiche Kategorie, allerdings mit gutem Ausgang, gehört auch die letzte Erzählung dieser Sammlung, Jockls Weltreise (s. Kapitel STAAT).

In dem Märchen Die Lokomotive ist es wieder ein Gegenstand, diesmal sogar eine richtige Lokomotive, die die Unfolgsamkeit quasi auf sich nimmt. Es gibt zwar auch hier keine personale Autorität, die etwas verbietet oder befiehlt, aber die Lokomotive handelt gegen ihre Bestimmung, also in Auflehnung gegen ein Gebot von höherer Stelle. An einem Sommertag, an dem viele Leute reisen wollen, beschwert sie sich: „ ‚Und das alles soll ich

ziehen? Heute bei dieser Hitze?' sagte sie. ‚Na, das wird eine Arbeit werden!'" (ebd. S. 36). Die Lokomotive weigert sich, ihre Pflicht zu erfüllen. Sie reißt sich bei der ersten Gelegenheit los und fährt allein davon. Im Wald fällt sie um, und da sie nicht mehr aufstehen kann, muss sie bleiben, wo sie ist, und nun dienen ihre Räder den Zwergen als Ringelspiel und der Rauchfang den Hasen als Wohnung. Mit diesem Ende scheint die Lokomotive aber ganz zufrieden zu sein.[11]

Selbst ein Englein in Das Wolkenkätzchen vernachlässigt seine Pflicht, weil es so große Sehnsucht nach einer Katze hat (s. Kapitel RELIGION und Abb. 44)

Die Erzählungen scheinen auf den ersten Blick nichts sagend und harmlos. Letzteres sind sie auch insofern, als die „Sünden" der Kinder in manchen dieser Märchen den Dingen oder sogar einem Engel wie einem Südenbock angelastet werden. Die Kinder müssen sich nicht betroffen fühlen, sehen aber doch die Nachteile, die sich aus dem Fehlverhalten ergeben.

Fast alle Geschichten gehen gut aus, nur der Luftballon zerplatzt. Sogar der unfolgsamen Lokomotive geht es im Wald ganz gut, sie ist sogar noch für andere nützlich.

Man fragt sich, was die Autorin mit diesem Buch wollte. Von der Intention her sind manche dieser Märchen völlig unklar (z.B. Das Wolkenkätzchen oder Der Sonnenstrahl) und vom pädagogischen Standpunkt ist die Handlung mitunter inkonsequent. Poetologisch gesehen haben die Geschichten mit den Märchen nur das gemein, dass Gegenstände in einer sonst realen Welt menschliche Eigenschaften und Verhaltensweisen zeigen; die Menschen hingegen, sofern welche vorkommen, verlassen die Realität nicht und treten zu der Märchenwelt fast nirgends in Beziehung. Gerade in dieser Inkonsequenz ist die Sammlung typisch für die Entstehungszeit. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass zum Unterschied von der früheren Zeit die Kinder sehr geschont werden sollen. Die Unsicherheit in der pädagogischen Intention (oder in dem Verzicht auf eine solche) scheint sich in einer Unsicherheit im Umgang mit der literarischen Gattung niederzuschlagen. Die Lehre, die man z. B. von der unfolgsamen Lokomotive ableiten könnte, wird durch den Schluss zunichte gemacht, und der Satz, den der Mond (nicht die Erzählerin!) am Ende über die Lokomotive sagt, trifft genau den heiklen Punkt: „‚Ist d a s eine komische Geschichte.'" (ebd. S. 43. Hervorhebung im Text).

Franz Karl Ginzkey: *Florians wundersame Reise über die Tapete* (1930, 1944)[12] ist eine Traumerzählung in Versen. Für Seibert stehen *Florians wundersame Reise*

[11] Die Erzählung erinnert vielleicht an Friedrich Felds „1414 geht auf Urlaub". Inhaltlich haben die beiden aber nichts gemein.

[12] Beide Auflagen ohne Seitenzählung.

über die Tapete und *Hatschi-Bratschis Luftballon* „poetologisch schon an der Schwelle zum Märchen bzw. werden dem gerecht, was man damals mit dem ‚Märchenalter' verband." (Seibert / Blumesberger 2006, S. 52)

Der Spaß für die älteren und vielleicht auch schon für die jungen Leser liegt vor allem in den Wortspielen: Da begegnet Florian auf seiner Reise dem Räuber „Deinistmein", dem er das Gold wegnimmt: „Nun ist, lieber Deinistmein, / Alles mein und nichts mehr dein!" Dann fährt er zum „Riesenritter Eisenbitter", dem Drachen „Saufeblut" und dem Tiger „Beißdichgut". Wie in *Hatschi-Bratschis Luftballon* ist auch hier der Bub ein Held, der einen Prinzen und eine Prinzessin befreit.

Neu an dieser Erzählung ist die „antiautoritäre" Richtung (wenn auch Ginzkey nicht so weit geht wie Richard Klement – s. u.), was besonders in den Zeichnungen zum Ausdruck

kommt. Florian fährt mit größtem Vergnügen auf der Haube der Tante Dorothee (Name!) herum, sodass sie Kopfschmerzen bekommt, sich ins Bett legen muss (offenbar trägt sie eine Perücke!) und sofort nach dem Doktor ruft. Die Tante ist in ihrer Autorität nicht so unantastbar wie die Mutter, sie kann schonungslos lächerlich gemacht werden. Auch der Doktor ist eine Karikatur (Abb. 11).

Ähnlich wie bei Roswitha Klob ist auch hier das Frechsein ausgelagert, und zwar in den Traum. Und unerlaubte Dinge tun nur Florians Begleiter: Der Wurstel trinkt eine Flasche Slibowitz, der Dackel frisst ein Dutzend Leberwürste und der Papagei eine ganze Schachtel Zucker. Ziemlich klischeehaft ist, was die Menschenkinder essen: der Prinz verspeist einen Hummer, Florian eine halbe Gans. „Aber das Prinzeßchen fein / Nascht an süßen Bäckerein." So gehört es sich.

Am Schluss ist die Welt wieder heil, denn Florian wacht in den Armen der Mutter auf. (Abb. 4 und 6)

3. Negative Vorbilder

Richard Klement nimmt unter den Kinderbuchautoren eine Sonderstellung ein. Seine beiden Bücher ***Der Spitzl und der Fritzl*** (1923) und ***O, diese Lisi!*** (1927) bilden ein Paar und sind in gleicher Ausstattung (Querformat, mit vielen Zeichnungen und gereimtem Text) erschienen. Sie gehören fast in die Gattung der Bilderbücher, sind aber wegen ihres fast antiautoritären Inhalts hier aufgenommen – „fast" deshalb, weil am Ende doch die Ordnung im Sinne der Eltern siegt. Aber die Eltern handeln

> nicht mehr als unhinterfragbare Autoritäten; sie sind allererst „Gegenstand der Betrachtung". Sie stehen quasi auf dem Prüfstand – und zwar im konkreten familiären Raum, der Beziehungsebene, auf der sich Macht- und Rollenverhältnisse direkt in

> alltägliche Umgangsformen umsetzen. Zur Debatte steht dabei [...] das Erziehungs- und Beziehungsverhältnis zwischen Eltern und Kindern überhaupt. (Ewers / Wild 1999, S. 100)

Fritzl wünscht sich zum Geburtstag einen Hund. Die Mutter ist strikt dagegen, aber er bekommt ihn von der Tante. Das Buch „Robinson Crusoe“ auf dem Gabentisch beachtet Fritzl gar nicht. Der Hund verursacht ständig Katastrophen, für die Fritz meistens nichts kann. Sein Ungehorsam besteht allerdings darin, dass er seinen Liebling trotz Verbots wieder ins Haus lässt. Er nimmt ihn sogar in die Schule mit. Fritzl und der Hund erweisen sich auch einmal (wie Putzi, das Teufelchen bei Umlauf-Lamatsch) als Nachfolger von Goethes Zauberlehrling, indem sie die Wohnung unter Wasser setzen, weil Fritzl den Hund über Nacht ausgerechnet am Wasserhahn festgebunden hat.

Lisi, das weibliche Pendant, ist von Geburt an wild und unbändig. Als kleines Kind hat sie zwar oft die besten Absichten zu helfen, verursacht aber nur Unannehmlichkeiten. Als sie größer ist, ist sie wirklich schlimm und spielt den Leuten Streiche. Die Eltern sind nicht gerade die fortschrittlichsten Pädagogen, denn das Mädchen bekommt Strafen und sogar Schläge (Abb. 15), aber die machen auf das Kind kaum Eindruck. Ein plötzlicher Wandel, ohne alles Zutun der Eltern, tritt ein, als Lisi ein Schwesterchen bekommt. Da wird sie plötzlich brav und vernünftig und hilft der Mutter.

Der Spitzl und der Fritzl und *O, diese Lisi!* bringen einen neuen Ton in das Kinderbuch. Nicht nur, dass die Sympathien des Autors bei schlimmen Kindern liegen, es werden die Gestalten und Reaktionen der Erwachsenen auch noch lächerlich gemacht. Das kommt vor allem in den Bildern zum Ausdruck. Die Mutter in *Der Spitzl und der Fritzl* ist vornehm, aber überspannt und scheint ständig einer Ohnmacht nahe. Der Vater mit Bart und Brille ist in seiner Skepsis oder Wut keine Autorität. Die Eltern scheinen mit der Erziehung völlig überfordert. (Abb. 12 – 14)

Die Tante, die Fritzl den Hund schenkt, heißt Adeline, sie ist sympathisch, aber altmodisch, offenbar unverheiratet und kinderlos; sie hat ein spitzes Kinn und ist mit den Attributen alter Jungfern dargestellt: zwei Katzen, eine Strickerei, ein Sofa im Biedermeierstil und darüber ein Bild von einem verstorbenen Hund (Abb. 17). Sie ist realitätsfremd und überzeugt:

> „Alles macht nur die Behandlung,“ diese Worte sagte sie,
> „jedes Tier ist an sich edel, nur der Mensch macht es zum Vieh.“
> Diese Worte zu beweisen, fuhr der Spitz mit einem Satz
> los auf Tante Adelinens Katzen, ihren Herzensschatz.
> Doch die beiden guten Tiere, die verstanden keinen Witz
> und ganz jämmerlich zerkratzten „edelmütig“ sie den Spitz, [...] (Klement 1923, S. 22)

Als auch bei ihr der Hund einen Glasschrank zerstört, schickt ihn Tante Adeline aufs Land: „Dort in Garten, Feld und Wiesen trieb er's wohl noch etwas bunt, / doch weil er oft Schläge kriegte, wurde er ein guter Hund." (ebd. S. 23). Wieweit das „Schläge kriegen" auf Kinder zu übertragen ist, geht aus diesem Text nicht hervor. (Siehe auch Abb.16: das Kaffeekränzchen und die lächerliche Tante aus *O diese Lisi!*)

Die neun Geschichten und zwölf Gedichte ***Für Buben und Mädel*** (1924) sind konventioneller. Nur die Geschichte Bello fällt auch hier aus dem Rahmen. Zwei Nachbarfamilien in einem Zinshaus, die sich die ganze Zeit über gut vertragen haben, zerstreiten sich wegen einer Lappalie. Auf diese Weise werden die Eltern als recht unvernünftig hingestellt. (Abb. 27. Man beachte die „vernünftigeren" Männer, die die streitenden Frauen trennen wollen.) Auch die Buben der beiden Familien, Loisl und Ferl, sind eine Zeit lang aufeinander böse. Dann aber schließen die Kinder zuerst Frieden, ohne dass die Eltern etwas davon wissen dürfen. Somit sind die Kinder zwar eigentlich unfolgsam, aber doch die Gescheiteren. Erst als der Hund Bello die Brieftasche findet, die der Vater der anderen Familie verloren hat, kehren wieder Friede und Freundschaft ein.

Klements Humor basiert nicht so sehr auf der märchenhaft-satirischen Erzählweise einer Ebner-Eschenbach oder dem Blickwinkel „von unten" wie in *Pickerl*, sondern auf einer Verzerrung der Realität, die durch die gezeichnete Karikatur unterstützt wird.

I. B. Jugendliteratur

I. B. 1. Periode: 1890 – 1914

Innerhalb der Jugendliteratur besteht eine große Bandbreite in Bezug auf Altersadressierung; dementsprechend sind die Themenschwerpunkte und die zu vermittelnden Werte verschieden: Für die Gruppe der Zwölf- bis Fühfzehnjährigen stehen immer noch Gehorsam und Elternliebe im Vordergrund; für die Älteren ist das Hauptthema die Ablösung vom Elternhaus, manchmal verbunden mit einem Generationskonflikt.

Gegen Ende der 1. und in der 2. Periode spielen auch schon politische Tendenzen in die (vielfach nicht spezifische) Jugendliteratur. Die Beurteilung „positiver" und „negativer" Elternfiguren ist natürlich aus dem Werk heraus zu verstehen und zwar im Sinne des „moralischen Pakts", den Peter von Matt beschreibt (und der natürlich auch für die Kinderliteratur gilt): Der Autor oder die Autorin baut innerhalb der Lektüre und speziell für diese Lektüre ein Wertesystem auf (das nicht seinem oder ihrem eigenen entsprechen muss) und das der Leser oder die Leserin als für diese Lektüre gültig akzeptieren muss, um daraus

Nutzen oder Vergnügen zu ziehen. (Matt 1995, S. 36 – 41) Nur so können die Figuren der Lektüre als Vorbilder oder als abschreckende Beispiele gelten und nur so können Atmosphäre und Aussage einer Lektüre wirken.

1. Das positive Elternbild

Von den Geschichten, die **Enrica von Handel-Mazzetti** für Kinder und Jugendliche geschrieben hat, sind die meisten vor 1900 entstanden, aber nach 1900 wieder aufgelegt worden und einige sogar noch nach dem Zweiten Weltkrieg.

Der Stangelberger Poldl (1947) ist in zweifacher Hinsicht typisch für Handel-Mazzetti: Die Erzählung behandelt einen historischen Stoff und die Bekehrung eines Erwachsenen durch ein Kind. Der Hintergrund ist Wien zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung 1682/83 (s. auch Kapitel KIRCHE).

Poldl ist Halbwaise, sein Vater ist an der Pest gestorben. Die Mutter ist so schön, dass sie von der Autorin mit Dornröschen verglichen wird:

> Im alten Märlein vom Dornröschen heißt es: „Wer die Prinzessin ansah, mußte sie lieb haben." Dasselbe konnte man von Frau Stangelbergerin sagen. Ihre Gestalt war gleich ihren Zügen voll natürlicher Anmut, ein etwas trauriges Lächeln spielte fast immer um ihren Mund. Sie war eine jener Personen, die das Schicksal hart in die Schule genommen hat, ohne sie verbittert zu machen. An den Lidern ihrer schönen, grauen Augen war bemerkbar, daß sie schon viel geweint und gelacht hatte. Sie war kaum dreißig Jahre alt; in Anbetracht der Silberfäden, die aus ihrem dunklen Haar hervorschimmerten, hätte man ihr mehr gegeben.
>
> Sie war ärmlich, aber sauber gekleidet. Ihr dunkelblaues, weitärmeliges Gewand, dessen einzige Zierde ein breiter, unten gezackter Halskragen bildete, mochte bessere Tage gesehen haben.
>
> Gleich dem Äußeren der Frau selbst, zeugte auch ihr niedriges Kämmerchen von einem gewissen Ordnungssinn. Wohl waren die wenigen Einrichtungsstücke uralt und wurmstichig, allein Staub und Spinnweben ließen sich nirgends sehen. (Handel-Mazzetti 1947, S. 6)

Das sind Anzeichen eines armen, aber ehrbaren Hauses und einer Mutter, die trotz Armut weder ihre Pflichten vernachlässigt, noch den Glauben verloren hat und das Schicksal als gottgegeben hinnimmt. Das „etwas traurige Lächeln" erinnert an die gotischen Heiligenfiguren in den Kirchen. Wichtig dabei ist besonders die Übereinstimmung von Aussehen und Charakter, von äußerer und innerer Schönheit.

So wie die Mutter ist auch ihr Kind, der Poldl brav, folgsam und liebevoll. Als die Mutter ihn zum Beispiel vom Spielen wegruft, gehorcht er sofort und freudig. Und wie bei seiner Mutter ist sein guter Charakter schon am Äußeren sichtbar. Er ist „ein allerliebster Knabe von etwa sechs Jahren" (ebd.). Selbst Fremde, die dem Kind auf der Straße begegnen,

sind von ihm entzückt: „Unser Büblein ist eben eines jener Naturkinder, denen ein eigener Zauber innewohnt“ (ebd. S. 8), kommentiert die Autorin in direkter Weise.

Der dämonische Gegenspieler zu der fast heiligmäßigen Frau ist der Philosoph Dr. Kaufmann, der sich Mercator nennt. Er ist als Atheist und Menschenfeind bekannt, ändert sich aber unter dem Einfluss Poldls und wird zugänglich. Der Gelehrte ersetzt in manchen Punkten Poldl den Vater. Der Bub lernt bei ihm lesen, schreiben und rechnen und vergilt dem einsamen Mann die Wohltat mit seiner Liebe und seinem zutraulichen Wesen. Und die Liebe ist gegenseitig. Trotz anfänglicher Bedenken erlaubt die Mutter im Vertrauen auf ihre bisherige Erziehung ihrem Kind den Umgang mit dem Atheisten.

Das Dämonische in Mercator kommt zum Ausdruck, als er der Mutter einen „gemalten Poldl für den wirklichen“ (ebd. S. 27) geben will, dazu eine monatliche Unterstützung für die Witwe und eine Karriere für das Kind. Wie der biblische Versucher bietet er materielle Werte für Leib und Seele des Kindes. Die Mutter unterliegt der Versuchung nicht, sie weist das Angebot entrüstet zurück. Auch Poldl weigert sich, seine Mutter zu verlassen. So klein er noch ist, ist er sich seiner Verantwortung für die alleinstehende Frau schon bewusst. Der Doktor muss unverrichteter Dinge abziehen und erkennen, dass die Liebe zwischen Mutter und Kind stärker ist als die Verlockung einer gesicherten Existenz.

Auch die Erzählungen von **Robert Weißenhofer** haben eine religiöse Grundlage. Er war Benediktinerpater und Professor am Stiftsgymnasium Seitenstetten in Niederösterreich. Wie Handel-Mazzetti bevorzugte auch er historische Stoffe.

Das Glöcklein von Schwallenbach oder: Die Vorsehung wacht (1906) ist zwar schon 1878 entstanden (2. Auflage 1881), aber noch 1906 in der 5. Auflage gedruckt worden. Die Erzählung spielt um die Mitte des 15. Jahrhunderts. (Siehe Kapitel KIRCHE, STAAT)

Die Hauptfigur ist der zu Beginn sechsjährige Otto. Er und seine fünfjährige Schwester Hedwig sind die Kinder der angesehenen Schlossherrin von Schwallenbach, einem kleinen Ort an der Donau gegenüber von Aggstein. Sie sind Halbwaisen, ihr Vater, Ritter Ernst von der Burg Wildenstein ist im Kampf gefallen. Nun müssen die Kinder ohne die väterliche Autorität und Fürsorge aufwachsen. Sie genießen aber eine makellose Erziehung nach christlichen Grundsätzen durch ihre Mutter.

> „Die Kinder gehorchten, denn sie waren folgsam und widersprachen nie den Worten der Mutter.“ (Weißenhofer 1906, S. 22).

Frau Klotilde ist auch Vorbild in der Art, wie sie ihr Leid und die Trauer um ihren Mann trägt: „Denn war auch Frau Klothilde freundlich gegen jedermann, der ihr begegnete,

so lag doch ein stiller Schmerz in ihren Gesichtszügen, und so manche wollten sie in der Kirche, die sie täglich besuchte, schon wiederholt weinen gesehen haben.“ (ebd. S. 3f).

In Schwallenbach lebt auch eine arme Korbflechterfamile. Die Eltern und ihr Kind Wendelin haben kaum das Notwendigste zum Leben, aber auch dieser Bub ist vorbildlich erzogen.

> Wendelin war ein recht gut erzogener Knabe. Erst neun Jahre alt, unterstützte er doch schon seine Eltern, die arme Korbflechterleute waren, indem er sich als Hirte bei den Leuten im Dorf verdingte. Wegen seiner Artigkeit und Zuvorkommenheit liebte ihn jedermann, und gar manches kleine Geschenk trug er als Zugabe zu seinem geringen Lohne nach Hause. Wendelin behielt nie einen Kreuzer heimlich für sich, sondern gab alles, was er irgend bekam, sogleich immer seinen Eltern, die es bei ihrer Armut gar wohl brauchen konnten. (Ebd. S. 18)

Die Eltern bedauern, dass sie ihrem Sohn das Geld nicht lassen oder für ihn aufsparen können, alles, was sie sich und ihm sagen können ist: „Doch sei überzeugt, Gott wird dir einst reichlich lohnen, was du deinen Eltern Gutes getan hast." (ebd.).

Otto und Wendelin werden Freunde und Ottos Mutter hat nichts dagegen einzuwenden, nachdem sie Wendelin eine Zeit lang beobachtet hat:

> [Wendelins] ganzes Betragen war sittsam und bescheiden. Er war wohl ärmlich, aber stets reinlich gekleidet. Aus seinem Munde kam nie ein grobes oder gar unanständiges Wort. Er sah allerlei gute und schöne Sachen im Schlosse, aber er bettelte niemals. (Ebd. S. 19)

In manchen Erzählungen aus dieser Zeit, wie zum Beispiel auch bei Ferdinand Frank (s. u.), sind die Kinder reicher Eltern mit denen aus armen Familien befreundet. Die reichen Eltern (manchmal sogar aus dem niederen Adel) haben gegen die Freundschaft nichts einzuwenden, wenn die armen Kinder sauber und gut erzogen sind. In den Erzählungen von Weißenhofer und Frank wird deutlich, dass Armut nicht notwendigerweise Schmutz, verdorbene Sitten oder mangelnden Lernwillen zur Folge hat; sie ist keine Entschuldigung für schlechte Erziehung durch die Eltern oder für schlechtes Benehmen der Kinder. Es kommt auf den Charakter der Eltern an, der sich auf die Kinder überträgt. Und die Kinder, egal ob aus armen oder reichen Familien, gehorchen nicht nur aus Pflichtgefühl oder gar widerwillig. Sie sind von Herzen dankbar, stellen keine Ansprüche und betrachten alles, was sie haben, als ein Geschenk in erster Linie von Gott und in zweiter von den Eltern. Die Armut beeinträchtigt nicht die Harmonie des Familienlebens; im Gegenteil, die Beziehung zwischen Eltern und Kindern wird durch den Daseinskampf noch enger.

Das ist ein Unterschied zu Ferdinand Hanusch, in dessen Roman *Lazarus* die materielle Not sehr wohl auch die Gefühle von Eltern und Kindern zueinander beeinträchtigt.

Man muss dabei allerdings den weltanschaulichen Hintergrund zwischen Weißenhofer (bis zu einem gewissen Grad auch Frank) und Hanusch berücksichtigen. Letzterer schreibt realitätsbezogen. Der Benediktinerpater Weißenhofer hat ein Ideal vor Augen, das auf der Grundlage einer christlichen Lebensführung verwirklicht oder zumindest angestrebt werden kann und soll. Dieser Idee dient auch die Wahl des historischen Stoffes, der den Helden Otto in eine Situation bringt, in der sich seine gute Erziehung und christliche Gesinnung bewähren können. Daher führt ihn der Autor von zu Hause weg und auf die Burg Aggstein. (Siehe Kapitel STAAT. Zum Thema Tendenzliteratur siehe Kapitel KIRCHE und **Starnfeld:** *Die geheimnisvolle Burg* im Kapitel SCHULE.)

Peter Rosegger[13] kommt aus einem anderen Milieu als Handel-Mazzetti und Weißenhofer. Der Bauernsohn aus der Steiermark schöpft aus den Erinnerungen an seine Kindheit und beschreibt die Welt eines Bauernhofes. Sie ist hierarchisch strukturiert, der Bauer ist nicht nur Autorität als Mann gegenüber der Frau und als Vater gegenüber den Kindern, er ist auch Arbeitgeber und verantwortlich für das Wohl und Wehe dieses ganzen Mikrokosmos des Hofes. Kein Wunder also, dass ein Kind zu einem solchen Vater aufschaut, besonders dann, wenn dieser absolute Herrscher sich gütig zu dem Kind herabbeugt, wie es der Vater in der Erzählung Vom Urgroßvater, der auf der Tanne saß (***Waldheimat I***) beim Kornschneiden am Abend tut:

> So kurz und ernst mein Vater des Tages in der Arbeit gegen mich war, so heiter, liebevoll und gemütlich war er in solchen Abendstunden. Vor allem half er mir immer meine kleine Jacke anziehen und wand mir seine Schürze, die er in der Feldarbeit gern trug, um den Hals, daß mir nicht kühl wurde. (Rosegger, I. Serie, Bd. 8, S. 18)

Die Sorge und Liebe des Vater kommt auch in Weg nach Maria Zell zum Ausdruck, als Peter auf dem Feld beinahe unter die Egge gekommen wäre: „Mich nahm mein Vater jetzt auf den Arm. Ich hätte zehnmal besser laufen können als er, aber er bildete sich ein, ich müsse getragen sein, aus Zärtlichkeit und Dankbarkeit, daß ich noch lebe und aus Angst, ich möchte mich gar jetzt erst verletzen.“ (ebd. S. 160).

In der Erzählung Als ich der Müller war bekennt Rosegger:

> Ich, ein blöder Junge, war entweder hinter meinen Rindern oder hinter meinem Vater her; mein Vater war mir stets der unfehlbarste und erste Mensch auf Erden, und alle anderen Leute liefen nur so neben mit; nur der Pfarrer oder der Amtmann

[13] Zur Entstehungs- und Publikationsgeschichte der Erzählungen vgl.: Latzke 1943; Latzke 1972; Wagner 1997.

> ausgenommen: die standen höher; der eine hielt's ganz mit Gott, der andere mit dem Kaiser – und mit uns hielt keiner von beiden. (Ebd. S. 175f)

Die Beziehung zum Vater ist zweifellos idealisiert. Hiebe hat er von ihm nur einmal bekommen, weil er junge Bäumchen umgeschnitten hat, weil sie nach Ansicht des Buben die Aussicht auf die Berge verstellt haben; er wollte damit auch dem Vater einen Gefallen tun. (Vgl. Von meiner Mutter. Rosegger, I. Serie, Bd. 9.) Ein anderes Mal bewahrt ihn die Mutter vor Prügeln. In der Erzählung Als ich den Kaiser Josef suchte hat der Vater dem Buben erlaubt, zwei Tage auszubleiben, Peter bleibt aber vier Tage aus. Als er heimkommt, warnt ihn die Mutter, dass er sich auf Hiebe gefasst machen müsse. Darauf erzählt Peter schnell, was er alles erlebt hat, und dass er krank war.

> „Jesus Maria!" rief die Mutter, „was denn? was denn? daß du mir doch nicht liegen bist geblieben auf der Straßen, daß du mir nur wieder heim bist gekommen! – Du Lenzl!" schrie sie nach dem Vater, „krank ist er worden unterwegs!"
> Der Vater stand an der Haustür und lehnte jetzt den Stock an die Wand.
> „Ausschaust mir armselig genug, " brummte er, „geh', iß jetzt eine warme Suppe, nachher leg dich ins Bett. Wir machen unsere Sach' später miteinander aus."
> „Jetzt ist alles gut," flüsterte die Mutter selbst erleichtert. (Rosegger, I. Serie, Bd.8, S. 272f)

Die Mutter schlägt ihn nur einmal, weil er den Suppentopf vom Herd gestoßen hat und sagt, dass es die Katze war – die Hiebe bekommt er aber für die Lüge! (Vgl. Von meiner Mutter. ***Waldheimat II***. Rosegger, I. Serie, Bd. 9)

Von beiden Eltern sagt er: „In der Kinderzucht waren sie eins. Arbeit und Gebet, Sparsamkeit und Redlichkeit waren unsere Hauptgebote." (ebd. S. 310).

Eine der bekanntesten Erzählungen ist Ums Vaterwort. Der Vater liebt seine Kinder, aber er kann seine Liebe nicht ausdrücken. Wenn Peter etwas angestellt hat, gibt es eine Strafpredigt.

> Ich bereute in meinem Innern den Fehler stets, ich hatte das deutliche Gefühl der Schuld, aber ich erinnere mich auch an eine andere Empfindung, die mich bei solchen Strafpredigten überkam: Es war ein eigenartiges Zittern in mir, ein Reiz- und Lustgefühl, wenn das Donnerwetter so recht auf mich niederging. [...] ich stand wie ein Bäumlein, schaute den Vater an und hatte ein unerklärliches Wohlgefühl, das in dem Maße wuchs, je länger und je ausdrucksvoller mein Vater vor mir wetterte.
>
> Wenn hierauf Wochen vorbeigingen, ohne daß ich etwas heraufbeschworen und mein Vater immer gütig und still an mir vorüberschritt, begann in mir wieder allmählich der Drang zu erwachen und zu reifen, etwas anzustellen, was den Vater in Wut bringe. Das geschah nicht, um ihn zu ärgern, denn ich hatte ihn überaus lieb; es geschah gewiß nicht aus Bosheit, sondern aus einem anderen Grunde, dessen ich mir damals nicht bewusst war. (Rosegger, I. Serie, Bd. 8, S. 52f)

Als Peter einmal das Kruzifix ruiniert und der Vater findet, dass dieses Sakrileg bestraft werden müsse, versteckt sich der Bub im Uhrkasten. Alle suchen ihn und machen sich Sorgen und die Eltern streiten seinetwegen. Die Mutter sagt:

> „Meinst, du hättest deine Kinder nur zum Zornauslassen? Da hat der lieb' Herrgott ganz recht, wenn er sie beizeiten wieder zu sich nimmt! Kinder muss man lieb haben, wenn etwas aus ihnen werden soll."
>
> Hierauf sagte er: „Wer sagt denn, daß ich den Buben nicht lieb hab'? Ins Herz hinein, Gott weiß es! Aber sagen mag ich ihm's nicht; ich mag's nicht, und ich kann's nicht. Ihm selber tut's nicht so weh als mir, wenn ich ihn strafen muß, das weiß ich!" (Ebd. S. 57)

Dann kniet der Vater zum Tisch und betet. „Plötzlich begann mein Vater aus seinem Gebete krampfhaft aufzuschluchzen. Sein Haupt fiel nieder auf den Arm, und die ganze Gestalt bebte." (ebd.). Peter stößt einen Schrei aus und sie holen ihn aus dem Uhrkasten. Er fällt vor dem Vater nieder, umklammert seine Knie und bereut, dass er ihn gereizt und beleidigt hat, aber er erkennt auch, warum er es getan hat:

> Aus Sehnsucht, das Vaterantlitz vor mir zu sehen, ihm ins Auge schauen zu können und seine zu mir sprechende Stimme zu hören. Sollte er schon nicht mit mir heiter sein, so wie es andere Leute waren und wie er es damals, von Sorgen belastet, so selten gewesen, so wollte ich wenigstens sein zorniges Auge sehen, sein herbes Wort hören; es durchrieselte mich mit süßer Gewalt, es zog mich zu ihm hin. Es war das Vaterauge, das Vaterwort. (Ebd. S. 58)

Erzählungen dieser Art haben natürlich das Interesse der Psychoanalyse geweckt.[14]

Indes meint Karl Wagner, Ums Vaterwort sei

> als Beispiel für die Erscheinungsformen frühkindlicher Sexualität [...] zu reduktionistisch erfaßt. Die masochistische Lust, die Strafe des Vaters erwarten zu dürfen, verweist auch auf die Sprachlosigkeit der Verhältnisse, in denen die Artikulation emotionaler Zugehörigkeit gleichsam nur durch kindliches Vergehen erpreßt werden kann. (Wagner 1997, S. 229)

Nicht nur die Beschäftigung der Psychoanalyse mit Roseggers Texten zeigt, dass die Erzählungen einen gewissen Grad von Allgemeingültigkeit haben. Auch der literarische Erfolg des Autors beruht zum Großteil darauf, dass er die Darstellung seiner Kindheit vom Persönlichen ins Allgemeine erhebt; das zeigt sich

> u.a. darin, dass sie zu einem weitgehend konfliktfreien Bereich stilisiert wird. Dies wird umso deutlicher als Rosegger [...] die Härten bäuerlicher Existenz im Gebirge wie Armut, soziale Ungerechtigkeit, frühe Krankheit und Tod keineswegs verschweigt. [...] Konfliktfrei erscheint die dargestellte Welt [...], weil in der Darstellung Roseggers die oben genannten Härten von den Betroffenen als

[14] Die Erzählung Fremd gemacht hat Freud in seine „Taumdeutung" (Studienausgabe, Bd. 2, S. 458) aufgenommen und Von meiner Mutter in „Das Unheimliche" (Studienausgabe Bd. 4, S. 267). Beides zitiert in Wagner 1997, S. 229f.

> notwendiger Bestandteil ihres Lebens erkannt und anerkannt werden. Körperliche Gebrechen, Tod und Armut oder der die Existenz der Familie vernichtende Hagelschlag von 1859 sind Bestandteile eines von Gott gelenkten Naturkreislaufs, dem man sich willig ein- bzw. unterordnet und der auch dem Kind vertraut und selbstverständlich ist. (Jürgen Lehmann In: Baur / Schöpfer / Pail 1988, S.137)

Derselben Meinung ist auch Karl Wagner:

> Roseggers Apotheose seiner bäuerlichen Kindheit [wurde] von den keineswegs verschwiegenen Härten und Entbehrungen rückständiger Verhältnisse nicht beeinträchtigt. Entscheidend war nicht, *daß* dieser Mangel zur Sprache kam – dies garantierte vielmehr die detailrealistische Auszeichnung vor den zeitgleichen Darstellungen des Landlebens –, entscheidend war vielmehr, *wie* dieser Mangel im Gegensatz zur Not der Gegenwart in einem Reichtum symbolischer Sinngebung alles Bedrohliche verlor. (Wagner 1991, S. 224. Vgl. auch S. 226 – 228. Hervorhebung im Text)

Seine Phantasie und sein dichterisches Talent hat Rosegger offenbar von der Mutter. Erstaunlich ist, dass die Tochter einer Kohlenbrennerin (ihren Vater hat sie nie gekannt) so gebildet war. Nach ihrem Tod schreibt Rosegger:

Unser Hof war nicht klein und seiner Tage gut bestellt; aber meine Mutter spielte nicht die vornehme Bäuerin, sie war die Hausfrau und die Dienstmagd zugleich.

> Meine Mutter war gelehrt, sie konnte „Drucklesen“; das hatte sie von einem Köhler gelernt. Sie kannte die biblische Geschichte auswendig, und sie wußte eine Unzahl von Sagen, Märchen und Liedern – das hatte sie von ihrer Mutter. Dabei war sie Beistand mit Rath und That, und sie verlor in keinem Unglücke den Kopf und wußte immer das Rechte. – „So hat’s meine Mutter gethan, so hat’s meine Mutter gesagt“, meinte sie stets, und das war ihre Lehre und Nachfolge, selbst als ihre Mutter schon lange im Kirchgarten ruhte. Freilich war zuweilen ein wenig Köhlerglaube dabei, aber in einer Gestalt, daß er nicht schadete, sondern daß er eine milde Poesie verbreitete über das arme Leben in den Waldhäusern. (Von meiner Mutter. Rosegger, I. Serie, Bd. 9, S. 308)

In der Weitergabe des Kulturgutes sah Rosegger sich als Volkserzieher. Bamberger zählt Rosegger nicht zu den Spitzen der Jugendliteratur; er gibt ihm sowohl für Spannung als auch für Sprache nur ein einfaches +, also nicht die Bestnote (vgl. Bamberger 1965). Auch Moißl und Krautstengl (1900, 1901) finden Rosegger zwar geeignet für Erwachsene, aber nur teilweise für die Jugend.

Es gehört zur Ironie der Geschichte, dass Rosegger von zwei politisch einander entgegensetzten Richtungen vereinnahmt wurde. Der (politisch links orientierte) Hamburger Jugendschriftenausschuss ließ bei Staackmann unter dem Titel „Als ich noch der Waldbauernbub war“ drei Bände herausgeben (1899 – 1902), die bedeutende Auflagenziffern erreichten. Aber diese wurden noch dadurch gesteigert, dass die Lektüre Roseggers von den nationalsozialistischen Unterrichtsbehörden und Lehrerorganisationen empfohlen wurde!

Literarisch grenzte sich Rosegger sowohl gegen den Naturalismus als auch gegen den Ästhetizismus ab. Kunst sollte für ihn einerseits Träger des ethischen Gedankengutes sein, andererseits im Menschen Optimismus und Zuversicht wecken. Mit dieser Forderung und mit der positiven Bewertung des Bauernstandes gegenüber dem Stadtleben war Rosegger als Heimatdichter bestens geeignet, von den Nationalsozialisten benützt zu werden. (Vgl. Wagner 1991, S. 212 – 216. Vgl. auch Hölzl 1991; Philippoff 1993)

In der Sekundärliteratur besteht Uneinigkeit darüber, ob oder wie weit Roseggers Schriften autobiografisch sind. Positiv beantwortet wird die Frage von Wagner (1991) und Jürgen Lehmann (in: Baur / Schöpfer / Pail 1988), während D. G. Stroud (1991) gegenteiliger Ansicht ist. Roseggers Darstellung von Kindheit steht jedenfalls in der Tradition der Autobiografien des 19. Jahrhunderts, und da besonders in der neuen Gattung der Kindheits- und Jugenderinnerungen. (Vgl. Wagner 1991, S. 223) Rosegger selbst nennt Stifter sein großes literarisches Vorbild. (Vgl. Latzke 1943, S. 262 – 268)

Allerdings können die autobiografischen Erzählungen der *Waldheimat*

> eine Aufgabe nicht erfüllen, von der die Gattung „Autobiografie“ spätestens seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in hohem Maße geprägt ist, nämlich Entwicklungsgeschichte eines Individuums zu sein. Obwohl die in Grundzügen chronologisch geordneten Erzählungen die Lebensphasen vom Kleinkind bis zum frühen Erwachsenenalter behandeln, durchläuft das „Peterl“ der Waldheimatgeschichten keine deutlich erkennbare geistige und seelische Entwicklung. [...]
>
> Andererseits ermöglicht freilich erst diese Distanz die oben zitierte Apotheose der Kindheit als „schönes und glückliches Land“, denn erst in der beschriebenen Abgeschlossenheit, Konfliktlosigkeit und Begrenztheit kann dieser Bereich zu *dem* Zufluchtsort werden, als der er in diesem autobiographischen Rückblick erscheint, einem Rückblick, in dem wie so oft im 19. Jahrhundert die Gegenwart des Autors zugunsten der Vergangenheit abgewertet wird. (Lehmann in: Baur / Schöpfer / Pail 1988, S. 138f, Hervorhebung im Text)

Das gilt natürlich auch für die Beziehung des jungen Roseggers zu seinen Eltern und den Älteren im Dorf. „Die Welt der Kindheit ist nicht Vorstufe, sondern Gegenpol der Erwachsenenwelt [...] Autobiografisches Schreiben ist für Rosegger hier also nicht Suche nach Identität, sondern ein Akt der Regression.“ (Ebd. S. 139)

„[...] Rosegger’s memory of childhood and the collection of stories in *Waldheimat* had more to do with how he wanted to live in the present than with an attempt to flee into a Golden Age.” (Stroud 1991, S. 352)

> The autobiographical nature of *Waldheimat* is somewhat misleading. Although the stories do recall Rosegger’s youth, his family, life on the farm and in the area around Krieglach and Alpl, it was never the author’s intention to render realistic descriptions of his early life.
> [...]

> When writing about his childhood and early youth, Rosegger was therefore recalling various episodes that illustrated certain principles and values that he deemed important for the present. He was writing about the world as he saw it rather than about life as it had once been "in the good old days". In this sense his stories became to some degree socially critical narratives that invited readers to view society from a different perspective. (Ebd. S. 349ff)

Auch dieses Zitat drückt aus, dass die Vergangenheit nicht um ihrer selbst willen geschildert wird, sondern wegen ihres Bezuges zur Gegenwart. Die Idylle der Vergangenheit ist eine Kritik an der Gegenwart.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Rosegger zusammen mit der "Blut und Boden" Ideologie der Nationalsozialisten, die den Autor sehr selektiv wiedergaben, verworfen. Aber seine Schriften gehen über die Heimatliteratur hinaus, sie sind – innerhalb des engen Rahmens eines Dorflebens – mit universalen menschlichen Anliegen befasst. (Vgl. Stroud 1991, S. 362)

Vielleicht geben die *Waldheimat* Erzählungen nicht in allen Punkten die Realität wieder, sie zeigen aber eine Möglichkeit, wie menschliche Beziehungen selbst unter schwierigen materiellen Bedingungen gelingen können. Rosegger war kein Revolutionär, er war konservativ bis reaktionär. Aber der Ansicht über Erziehung, die er seiner Mutter in den Mund legt, ist auch vom modernen Standpunkt aus kaum etwas hinzuzufügen.

> Meine Mutter hatte nichts als Liebe. Liebe braucht keine Rechtfertigung, aber die Mutter sagte: wohlgeartete Kinder würden durch Strenge leicht verdorben, die Strenge bestärke den in der Jugend stets vorhandenen Widerspruchsgeist, weil sie ihm fort und fort neue Nahrung gebe. Er schlummere zwar lange, so daß es den Anschein habe, die Strenge wirke günstig, aber sei das Kind nur erst erwachsen, dann tyrannisiere es jene, von denen es in seiner Hilflosigkeit selbst tyrannisiert worden sei. Hingegen lege die liebevolle Behandlung den Widerspruchsgeist schon beizeiten lahm; Kinderherzen seien wie Wachs, ein Stück Wachs lasse sich nur um den Finger wickeln, wenn es erwärmt sei. (Ums Vaterwort. Rosegger, I. Serie, Bd. 8, S. 51)

Es ist keine „heile Welt", wie sie traditionell mit Kindheit in Verbindung gebracht wird, trotzdem sind es Glückserlebnisse, die aus der Geborgenheit, die das Kind „aus den subjektiv intakten Strukturen eines familiären und dorfgemeinschaftlichen Zusammenhalts bezieht." (Wild 1990, S. 211)

Ferdinand Hanusch:[15] *Der kleine Peter* (1913)

Es gibt in der Erzählung keine durchgehende Handlung, vielmehr sind es einzelne Episoden, die durch die Hauptfiguren und den Jahreszyklus verbunden sind.

[15] Für die Biografie vgl. Ferdinand Hanusch [ohne Autorenangabe] 1924 und Stainінger 1973.

Der Hintergrund der Erzählungen ist ein Dorf in Schlesien. Die Familie ist nicht reich, aber auch nicht so bettelarm wie z. B. in *Lazarus*. Peter ist ein Einzelkind und am Beginn der Erzählungen zehn Jahre alt. Er ist ein liebenswerter Lausbub, ständig in Schwierigkeiten oder Streiche verwickelt und bringt damit seine Mutter zur Verzweiflung. Für den Nachmittag bekommt Peter manchmal von der Mutter eine Arbeit aufgetragen, die er recht und schlecht oder auch gar nicht erfüllt. Manchmal erzählt die Nachbarin der Mutter, was Peter wieder angestellt hat:

> Die Mutter schlug verzweifelt die Hände zusammen.
>
> „Ich bin nur neugierig, was man mit dem Kind noch alles erleben wird. Mit der halben Gemeinde sind wir schon wegen dem Buben verfeindet." Sie wendete sich an Peter: „Kannst du denn gar nicht folgen, du ungeratenes Kind?" (Hanusch 1913, S. 40)

Peter bekommt oft Hiebe, meistens von der Mutter, der Vater ist hier milder. Aber das gute Verhältnis zwischen Eltern und Kind wird weder durch Peters Streiche noch durch die darauf folgende Strafe getrübt. Schläge als Strafe sind in diesen Geschichten dem Zeitgeist entsprechend (vgl. deMause 1978 und Key 1905) das angemessene und akzeptierte Erziehungsmittel. Manchmal muss Peter mit dem Gesicht zur Wand stehen, einmal wird er auf den Dachboden gesperrt, wo er sich entsetzlich fürchtet, weil dort das Leichenbrett liegt. Einmal soll er die ganze Nacht im Freien verbringen; er hat solche Angst und schreit so sehr, dass ihn die Mutter hereinholt und in die Ecke stellt; aber am Morgen findet er sich in seinem Bett wieder; „die Mutterliebe hatte gesiegt" (Hanusch 1913, S. 9).

Am Ende des Buches ist Peter zwölf Jahre alt – die erzählte Zeit beträgt zwei Jahre – und steht am Wendepunkt zur Pubertät. Nun macht er sich manchmal auch Gedanken über das Leben und die Natur, für deren Stimmungen er immer schon empfänglich war. Eines Tages im Herbst hüten die Buben Rinder und Ziegen und braten dabei Kartoffel auf der Weide.

> Während die anderen Knaben sangen und lärmten, lag Peter etwas abseits und starrte den grauen Himmel an, der zum Greifen nahe war. Das Feuer prasselte, dicke Rauchschwaden zogen, sich mit dem Nebel vermischend, über ihn hin. Der harmonische Dreiklang der Kuhglocken mischte sich in das leise herbstliche Rauschen des Waldes, der sein melancholisches Abschiedslied zu singen schien. Es war ihm so eigentümlich ängstlich zu Mute, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Ein unbestimmbarer Schmerz durchwühlte seine Brust, es war ihm, als müßte er von etwas Teuren, Liebgewonnenen, ewigen Abschied nehmen. (Ebd. S. 68)

Peters Kindheit ist zu Ende, ein neuer Lebensabschnitt beginnt.

Im letzten Kapitel wechselt der Autor den Erzählstandpunkt und spricht den Leser an. Wie am Anfang steht Peter wieder unter den Birnbaum.

> Die Streiche der Vergangenheit waren vergessen, der Gegenwart war er entrückt, er baute Luftschlösser für die Zukunft und dabei wollen wir ihn nicht stören. [...] Wir wollen ihm eine recht glückliche Reise durchs Leben wünschen. Als Kind soll er spielen und lernen, als Jüngling die Welt durchwandern, als Mann arbeiten und das Alter möge ihm die Erinnerung an seine Jugend vergolden. (Ebd. S. 109)

Moralische Fragen sind hier nicht aufgeworfen, die Forderungen der Eltern beschränken sich auf konkrete Aufgaben des Alltags. Die Lebensumstände einer armen Familie in einem Dorf machen nicht nur die Forderungen, sondern auch die Sanktionen bei Nichterfüllung für damalige Leser verständlich, gleichzeitig wecken die Erzählungen vollste Sympathie für den kleinen Peter, der immer wieder den Versuchungen der Umwelt erliegt.

Die Urteile über Hanusch' literarische Leistung sind unterschiedlich. In der 1924 (ein Jahr nach Hanusch' Tod) erschienen Monographie ist die Beurteilung der Erzählung sehr positiv: „Im ‚Kleinen Peter' ist Hanusch' sonniger Humor zu voller Geltung gekommen. Kein Unterton der Bitternis mischt sich hier in die reine Liebe zum Kind." (Ferdinand Hanusch [ohne Autorenangabe] 1924, S. 98) In den 70er Jahren aus der Distanz hat man das literarische Schaffen des Sozialreformers kritischer gesehen. Gerhard Botz nennt die Erzählung eine „süßliche Kindergeschichte [...]. Der Gesellschaftsbezug ist stark eingeschränkt, die kämpferische Note seiner früheren Arbeiten fehlt, von sozialistischer oder Arbeiter-Dichtung kann man eigentlich hier nicht mehr sprechen." (Botz in: Stainінger 1973, S. 33) Dieses Urteil ist aus dem Blickwinkel der Arbeiterbewegung abgegeben. Es ist natürlich fraglich, ob selbst ein engagierter sozialdemokratischer Politiker immer nur sozialistische Arbeiter-Dichtung schreiben muss. *Der kleine Peter* steht in der Tradition der Bubengeschichten z. B. eines Mark Twain. Die Erzählung zeigt zweifellos eine verklärtes Bild von Kindheit, das sich von anderen Werken Hanusch', z. B. von *Lazarus* (siehe dort) stark abhebt. Trotzdem muss man ihm ein wohlwollendes Nachempfinden einer Bubenseele am Ausgang der Kindheit zugute halten.

Helene Stökl: ***Erzählungen*** (1893). Die in dieser Sammlung enthaltene Geschichte Der Zigeunerbube handelt von einer armen Uhrmacherfamilie, die im Wald lebt. Die Lebenseinstellung einer Handwerkerfamilie wird der von Zigeunern gegenübergestellt. Bei der ersten Begegnung sind die Kinder des Uhrmachers erstaunt, dass der Zigeunerbub Jozsi nicht schmutzig ist und das Vaterunser kann. Sie fragen ihn:

„ ‚Ist dein Vater gut zu dir?' ‚Er schlägt mich nicht," sagte er leise." (Stökl 1893, S.8)

Mit dieser Charakterisierung wendet sich Helene Stökl gegen das Vorurteil, Zigeuner seien schmutzig, unzivilisiert und gottlos. Damit, dass der Zigeunervater das Kind nicht

schlägt, spricht sie ihm bessere Erziehungsmethoden zu als bei vielen bürgerlichen Eltern damals üblich waren.

Als Jozsi bei einem Brand im Haus des Uhrmachers die Familie rettet, wird er verletzt, sodass er zurückbleiben muss, als die Zigeuner weiterziehen. Darum „schenkt" sein leiblicher Vater das Kind dem Uhrmacher. Eine solche Handlung ist nicht überraschend. Auch in bürgerlichen Kreisen wurden Kinder als das Eigentum der Eltern angesehen, und diese konnten mit ihnen machen, was sie das Beste dünkte, sie auch verkaufen oder herschenken.

Der Uhrmacher handelt durchaus zum Wohl des Buben, als er ihn aufnimmt, und Jozsi fügt sich problemlos in die Familie ein. Er lernt brav in der Schule und hilft als einer, der sich im Wald auskennt, den Kindern des Uhrmachers Beeren finden. So trägt er seinen Teil zum Unterhalt bei und manchmal auch zur Unterhaltung und Belehrung:

> So wie Jozsi konnte kein anderer erzählen. Hatte er früher nur ungern von seinem Zigeunerleben gesprochen, jetzt, da er es hinter sich hatte, erzählte er oft davon. Mit klopfenden Herzen hörten die Kinder zu, wenn er erzählte, wie er mit seinem Stamm ruhelos von Ort zu Ort gezogen, wie sie sich im Winter vor den Schneestürmen in Erdlöchern vergruben oder im Sommer in brennender Sonnenglut über die wasserleere Heide zogen, wie sie den Bauern auf Jahrmärkten und Kirchweihfesten zum Tanze aufspielten, oder sich, wenn sie verfolgt wurden, wie gescheuchtes Wild im Walde verbergen mußten. (Ebd. S. 19f)

Das ist eine sachliche, unsentimentale Schilderung der harten Realität einer Volksgruppe, der von vielen Leuten mit Ablehnung oder zumindest mit Mißtrauen begegnet wurde.

Als die Zigeuner nach längerer Zeit wieder in die Gegend kommen, erfährt Jozsi, dass sein leiblicher Vater krank ist. Nun ist der Bub in seiner Loyalität hin- und hergerissen zwischen seinem leiblichen und seinem Adoptivvater. Die Erzählung wirft damit die Frage auf, was mehr zählt: die Bande des Blutes oder die Dankbarkeit einem fremden Wohltäter gegenüber. Der Uhrmacher versucht, Jozsi die Rückkehr zum Zigeunerleben auszureden. Die Wahl fällt dem Buben nicht leicht.

> "Wie könnte ich je vergessen, was du und die Mutter an mir getan!" sagte der Knabe mit zuckenden Lippen. "Aber mein Vater ist krank und braucht mich."
>
> "Und du könntest wirklich wieder das alte Landstreicherleben aufnehmen und stehlend und bettelnd von Ort zu Ort ziehen?"
>
> "Stehlen will ich nie und betteln nur, wenn es für meinen Vater sein muss."
>
> Vater Martin schwieg ein Weilchen, dann sagte er: "Dein Vater hat dich mir für immer übergeben. Du gehörst mir. […]" (Ebd. S. 21f)

Mit dem letzten Satz bringt der Uhrmacher sein stärkstes Argument ein. Dabei hat er nur die Zukunft des Knaben im Sinn. Das sieht der Bub auch ein. Aber die Bindung an seinen leiblichen Vater ist stärker als die Verpflichtung dem Ziehvater gegenüber und die Aussicht auf eine bessere Zukunft. Jozsi folgt seinem Gewissen und kehrt zu seinem Vater zurück.

Im Sinne der poetischen Gerechtigkeit wird Jozsi später reich und kommt zur Rettung seiner Zieheltern gerade in dem Augenblick zurück, als deren Not am größten ist und sie schon alle Hoffnung aufgegeben haben.

Es mag interessant aber nicht verwunderlich sein, dass Moißl und Krautstengl (1900, S.26) die Erzählung als für Schülerbüchereien bestens geeignet einstuften.

Karl Bienenstein: ***Vor hundert Jahren*** (1909)

Die Erzählungen der letzten drei Autoren, Rosegger, Hanusch und Stökl sind im ländlichen Raum angesiedelt. Bienensteins Geschichte spielt in Wien, in einer wohlhabenden bürgerlichen Familie mit einem Geschäft in der Mariahilferstraße.

Bei Ausbruch eines Krieges sind Eltern oft in dem Konflikt, ob sie ihre Söhne in den Krieg ziehen lassen oder zu Hause behalten sollen, zum Beispiel, damit sie die Firma übernehmen (das Argument der Väter) oder weil sie sie nicht hergeben wollen (die Einstellung der Mütter). Während man den Müttern die Gefühle noch zubilligt, gibt es in der Jugendliteratur dieser Zeit für die Väter nur wenig Verständnis; jedenfalls wird ein Zurückbehalten der Söhne als Egoismus gewertet.

In diesem Zwiespalt befindet sich die Familie Gschwandner in der Erzählung *Vor hundert Jahren*, als 1809 in Wien ein Freiwilligenbataillon aufgestellt wird, um für einen neuerlichen Kampf gegen Napoleon gerüstet zu sein. Der zweiundzwanzigjährige Josef, der einzige Sohn, der natürlich zum Nachfolger für das Geschäft bestimmt ist, möchte sich zum Kriegsdienst melden. Er unterbreitet seinem Vater den Vorschlag sehr demütig und höflich, sagt gleich prophylaktisch dazu, dass alle seine Freunde beim Freiwilligenbataillon sind, „und da hätt' halt auch ich den Herrn Vater schön gebeten, daß ich auch [...] beitreten dürft' '" (Bienenstein 1909, S. 18). Der Vater ist dagegen, denn er denkt daran, „daß er seinen Sohn, seinen einzigen Erben, verlieren könnte. Wer sollte dann das schöne Geschäft übernehmen und wozu hatte er sich all sein Leben lang geplagt und Gulden auf Gulden zusammengelegt?" (ebd. S. 4). Der Geschäftsmann versucht zunächst die Idee seines Sohnes mit Argumenten abzuwerten, als das nicht hilft, redet er ihm ins Gewissen, er solle doch an seine Eltern denken, er könnte gleich im ersten Gefecht fallen und außerdem sei der Kaiser auf die jungen Burschen nicht angewiesen, er habe genug Soldaten (vgl. ebd. S. 18ff).

Diesen – implizit egoistischen – Argumenten setzt der Sohn entgegen, dass es hier um eine höhere Sache gehe, um das Vaterland und die Ehre, aber der Vater gibt nicht nach. Er erklärt dem Sohn, dass man auch „Pflichten gegen die Vergangenheit" (ebd. S. 20) habe und erzählt, wie drei Generationen das Geschäft aufgebaut hatten.

> „Und wann ich denken muß, das soll alles umsonst gewesen sein, fremde Leut' sollen das ernten, was deine Eltern und Großeltern unter so harter Mühe gesät haben, Pepi, ich sag' dir, das könnt' ich nicht lang überleben. Ich möcht meine Augen in Frieden zumachen können, mit dem Gedanken, daß mein Sohn auf dem Posten steht, wo ich gestanden bin. [...] und du wirst nicht wollen, daß mir jetzt, wo es ja doch nicht mehr gar so lang mit mir dauern kann, dieser Trost genommen wird. Oder kannst du's doch?"
>
> Mit gesenktem Haupte hatte Pepi zugehört. Nun aber, als er aus der bebenden Stimme des Vaters heraushörte, wie schwer diesem ums Herz war, trat er auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Also, Herr Vater, ich bleib' da. Ihnen und der Mutter zulieb." (Ebd. S. 21)

Der Sohn fügt sich schließlich, was einen größeren Konflikt oder einen Bruch in der Beziehung verhindert. Heute würde man die Argumente des Vaters als emotionale Erpressung sehen, aber zur Entstehungszeit des Romans galt es noch als die höchste Pflicht der Kinder, den Eltern die letzte Stunde dadurch zu erleichtern, dass sie ihnen quasi Unsterblichkeit garantieren, indem sie das fortsetzen, was jene begonnen haben.

Andererseits wäre der Vater kein guter Vater und schon gar kein guter Bürger**,** wenn er nicht das Wohl des Vaterlandes über seine eigenen Wünsche stellen würde. Er muss also seine Meinung ändern. Dem Militärdienst auszuweichen gilt bei jungen Männern als Feigheit. Als Freunde seinen Sohn verspotten, muss der Vater zugeben, dass er an dieser Schmach schuld ist, und als auch noch ein Geschäftsfreund, der sogar zwei Söhne hat und beide zu den Freiwilligen schickt, über Gschwandners Einstellung entsetzt ist, da erst darf Pepi Gschwandner einrücken (vgl. ebd. S. 26 – 30).

Ungehorsam oder auch nur inständiges, den Eltern auf die Nerven gehendes Bitten kommt bei guten Söhnen (und Töchtern) nicht vor; der Wunsch der Eltern ist ehernes, nicht zu hinterfragendes Gesetz. Aber es gibt eben auch keine auf Dauer unvernünftigen Eltern, sodass der absolute Gehorsam auch nicht in Frage gestellt werden muss.

Paul Busson: ***Vitus Venloo*** (1930 aus dem Nachlass herausgegeben)

Das Werk ist unvollständig, der Autor hatte einen zweiten Teil geplant. (Peinlich 1932, S.151) Wann der Roman geschrieben wurde, ist nicht feststellbar (Busson starb 1924). Die Zeit der Handlung liegt vor dem Ersten Weltkrieg, das letzte bemerkenswerte Datum ist der 1. August 1914 (der Tod des Vaters; vgl. Busson 1930, S. 223). Ebenso wie bei Rosegger, aber um einiges realistischer ist der autobiografische Charakter des Erzählten. Busson soll sich auch mit der Hauptfigur Vitus Venloo identifiziert haben (vgl. Peinlich 1932, S.151). Alle diese Gründe sprechen dafür, den Roman in die erste Periode einzureihen (vgl. auch Koellner-Ther 1941).

Der Ort der Handlung ist Tirol (meistens Innsbruck), das ist neben dem bäuerlichen Milieu Roseggers und Hanusch' und der Hauptstadt der Monarchie (Bienenstein) wieder ein anderer, eigener und einzigartiger Schauplatz.

Vitus Venloo ist zu Beginn der Handlung in der sechsten Klasse Gymnasium, also zirka sechzehn Jahre alt. Die Handlung erstreckt sich über eineinhalb Jahre. Die Familie hat zum Teil flämisch-französische, zum Teil norddeutsche Wurzeln, was für den Sohn Vitus (er ist das einzige Kind) immer wieder die Frage nach seiner Identität aufwirft. In der Schule ist Vitus voll integriert, zu Hause bewirkt die fremdländische Herkunft aber, dass die Familie sich eng zusammenschließt.

Vitus' gute Beziehung zu seinen Eltern, besonders zum Vater, sind anfangs mehr durch Kontrastfiguren hervorgehoben, besonders durch die Mitschüler Malzey und Hochschreck, als durch direkte Beschreibung. Malzey hat ein denkbar schlechtes Verhältnis zu seinem Vater, dem Oberlandesgerichtsrat, der ihn prügelt und zu Hause bei Wasser und Brot einsperrt, weil der Junge Sozialdemokrat werden will (vgl. Busson 1930, S. 43). Und Vitus ist glücklicher als Fritz von Hochschreck, der

> in seinem von Natur aus kühlen, hochmütigen und in Standes- und Staatsrücksichten eingesponnenen Vater, einem hohen Regierungsbeamten, eher eine strenge Aufsichtsperson als einen einsichtsvollen liebenden Freund und Berater sehen mußte, im Gegensatz zum Freunde [Vitus], den elterliche Güte wie ein warmer Mantel einhüllte. (Ebd. S. 19)

Eine äußerst positive Beziehung ist durch Vater und Sohn Plöchhammer gezeigt. Die Mutter ist gestorben. Der Sohn Vinzenz hat ein krankes Bein und wird mehrmals operiert; der Vater ist Schmied und sehr besorgt um den Kranken. Er wird als der Prototyp des Tirolers dargestellt, sowohl im Aussehen als auch in der Sprache:

> Er trug wie immer sein goldgesticktes Käpplein auf dem weißbuschigen Haar und wischte sich die Hände an einem vielfach versengten Lederschurz ab. An seinen nackten starken Armen traten die Adern hervor und die Innenhände waren eisenschwarz. Mitten in dem weißen Gottvaterbart, der in der Mundgegend vom Tabakrauch gelblich gefärbt war, hing die Pfeife, die berühmte Pfeife Plöchhammers, auf deren blanken eisernen Kopf eine zartblättrige Rose aus rotem Kupfer aufgelegt war. Das gesund gefärbte, von unzähligen Fältchen durchfurchte Gesicht lächelte freundlich, als der Schmied den drei Freunden die Hand zum Gruße bot. (Ebd. S. 49f)

Hausherr, Patriarch, Schaffender, autark und autonom, eisenhart, wenn es sein muss, aber auch „zartblättrig" wie die Rose auf der Pfeife – so ist der Tiroler dargestellt! Die Pfeife ist fast ein Erkennungszeichen ihres Besitzers, wie es in früheren Zeiten der Schild oder das Schwert des Ritters war. Alles an Plöchhammer drückt die Bodenständigkeit, die Verwurzelung und den Freiheitswillen des „typischen" Tirolers aus.

Plöchhammers Haus steht den Freunden jederzeit offen, es hat sich zu einem beliebten Treffpunkt entwickelt, nicht nur, weil Vinzenz in der Schule viel versäumt, sondern auch wegen der offenen und wohlwollenden Atmosphäre, die in dem Haus herrscht, auch wenn Vater Plöchhammer die Burschen manchmal gehörig zurechtweist. Malzey hat dort eine Zuflucht gefunden, wenn er es zu Hause nicht mehr aushält. Und Vater Plöchhammer begrüßt ihn und Vitus:

> „Ja, der junge Herr Venloo und der Malzey! I han di schon aufrebelln ghert, Bürbele. Hoscht eppa wieder an Verdruß ghobt dahoam? Und halt wieder amal aufs Gebot vergessen: du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebescht und es dir wohlergehe auf Erden. – Aber i woaß woll, daß du aa nit aloan die Schuld hoscht. Red nix, red nur grod nix – " winkte er ab [...] (Ebd. S. 50)

Als Malzey im Gymnasium durchfällt und wegen einer Affäre mit dem Küchenmädchen von seinem Vater hinausgeworfen wird, nimmt Plöchhammer ihn als Lehrling auf (vgl. ebd. S.151). Malzey tut so, als würden ihn die geänderten Lebensumstände nichts ausmachen, aber Isidor Geduldig, ein jüdischer Klassenkamerad, durchschaut ihn und sagt zu Vitus: „ ‚Wie es dem Malzey weh tut, daß er nicht mehr studiert und wie er seinen Vater haßt! Alles, was er redet, seine Wut gegen alle, sein ganzes Schimpfen auf die Welt – wen meint er? Nur seinen Vater – .'" (Ebd. S. 214)

Gegen das Verbot des Vater ist Vitus einer Pennälerverbindung beigetreten, der Klub heißt „Hercynia". Aus dieser Verbindung ist Vinzenz auf die Bitte seines Vaters hin wieder ausgetreten. Die anderen Eltern dürfen nichts von der Mitgliedschaft ihrer Söhne wissen. Hochschreck lügt seinen Vater unter Ehrenwort an, indem er spitzfindige Wahrheiten konstruiert, die Vitus unangenehm berühren, worauf der Freund sagt: „ ‚Aber geh! Das ist eben Politik. Und überhaupt, gegen die Gewalt [des Vaters] hilft nur List. [...]'" (ebd. S. 17).

Aber auch Vitus ist nicht ehrlich, indem er seine Mitgliedschaft verheimlicht. Der Vater ist streng, weil Vitus' Leistungen in der Schule schlechter geworden sind, die Mütter ist gütig und streicht ihm über das Haar; sie glaubt an ihn. Das verursacht bei Vitus ein schlechtes Gewissen. „Als der Sohn die Eltern zur Gutenacht küßte, war es ihm, als ob der Kuß seines Mundes, aus dem soviel Unflat kam, ein Verrat und eine Befleckung sei." (ebd. S. 35).

Vitus' Beziehung zu seinem Vater wandelt sich im Laufe des Geschehens. Im ersten Jahr der Handlung kommt es zu einer ernsten Krise. Wegen einer Rauferei bekommt Vitus vier Stunden Karzer,[16] von dem der Vater verständigt wird. Die Eltern sind enttäuscht, der Vater besonders darüber, dass Vitus ihn angelogen hat, als er nach der Rauferei erklärt hat, es

[16] Hier liegt ein Fehler in der Zeiteinteilung vor: Der Karzer soll am selben Nachmittag stattfinden, aber Vitus geht nach dem Unterricht nach Hause (vgl. ebd. S. 66 und S. 74ff).

sei nichts Besonderes vorgefallen (vgl. ebd. S. 74). Der Vater weist ihn aus dem Zimmer, die Mutter weint. Vitus geht aus dem Haus und in die Stammkneipe der „Hercynia“, wo er sich betrinkt. Als er nach Hause kommt, sind die Eltern schon beim Essen. Auf die Frage des Vaters, wo er gewesen sei, lügt Vitus zweimal und sagt, er sei spazieren gewesen. Schließlich „stotterte Vitus trotzig, er sei kein kleines Kind mehr und könne auch wie andere einmal ein Bier trinken gehen. Im nächsten Augenblick starrte er fassungslos, totenbleich auf den Vater, dessen Hand klatschend auf seine Wange gefallen war – zum erstenmal.“ (ebd. S. 82).

Es ist das erste Mal in seinem Leben, dass Vitus geschlagen wird, und das, nachdem er ein paar Tage davor seinen Freunden gesagt hat, dass er noch nie geschlagen worden sei (vgl. ebd. S. 56)

Der Vater schickt Vitus ins Bett, und der Sohn geht ohne Gutenachtgruß in sein Zimmer.

> Ein tränenloses Weinen schüttelte Vitus. Nun war alles aus. Die Reue fraß in ihm und ein entsetzliches Mitleid mit den Eltern überkam ihn. Er wußte, daß sie mehr litten als er. In einem Wutanfall verfluchte er die Hercynia und seine Freunde. Eine rasende Hilflosigkeit befiel ihn. Was tun? Was tun? Sollte er noch einmal hinuntergehen und den Vater um Verzeihung bitten? Aber da fühlte er unwillkürlich mit der Hand an die brennende Wange und sein Knabentrotz bäumte sich auf. Sein Vater hatte ihn geschlagen, so wie Malzey geschlagen wurde! Er dachte an den alten Schmied, der lieber gestorben wäre, als daß er seinen Vinzenz strafend berührt hätte. Nein, er konnte nicht vergessen, konnte nicht um Verzeihung bitten. – Um Verzeihung? Für die Ohrfeige etwa? Für die Ohrfeige, die ihn geschändet hatte. Er lachte auf. Und dann tat er wieder ein paar Schritte zu der Tür. – Nein, er konnte nicht hinunter. Das Herz tat ihm so weh, etwas tobte in ihm und wollte heraus. Geschrien hätte er am liebsten sinnlos, ohne Aufhören. Er war schuld an allem – der Vater war schuld – die Hercynia – die Lehrer – –. Eine schwere Angst senkte sich über ihn. Das Schicksal war gegen ihn –. Er sprach zusammenhanglose Worte vor sich hin, lallte Unsinn, stieß mit den Füßen wild nach dem Stuhl, der ihm im Wege stand, knüllte ein Heft zusammen, das ihm in die Hand geriet und schleuderte es auf den Boden. Alles war verloren – alles. Schluchzend warf er sich auf das Bett. Endlich zog er sich aus und kroch zwischen die Laken. (Ebd. S. 83f)

Parallel zu dem inneren Sturm in dem Burschen bricht ein Gewitter los. In dieser Nacht kommt das Dienstmädchen Susanne zu ihm und zum ersten Mal schläft er mit einer Frau. Am Morgen ekelt ihn. Er versöhnt sich mit seinen Eltern, aber er fühlt sich schmutzig und verworfen. Am selben Tag tritt er aus der Hercynia aus. Er will vor seinem Vater keine Heimlichkeiten mehr haben.

Nach den Ferien, die Vitus mit einem Klassenkameraden in den Bergen verbracht hat, sagt der Arzt zu Vitus, dass der Vater schwer herzleidend sei; der Mutter wolle er nichts sagen, aber Vitus solle immer daran denken, dem Vater nur Freude zu machen, jeder Kummer

schlage einen Nagel in seinen Sarg; er solle ein Mann sein und eine Stütze für seine Mutter (vgl. ebd. S. 157f).

Peter von Matt spricht von den drei Dimensionen des Verfalls der männlichen Autorität: die körperliche, die soziale und die geistige (vgl. Matt 1995, S. 124 – 143). Diesen Verfall erlebt Vitus nun an seinem Vater. Seit der Arzt mit Vitus gesprochen hat, schließt er sich enger an den Vater an. Dieser ahnt, dass es mit ihm zu Ende geht, aber sie sprechen nicht darüber. Im Sohn brennt manchmal „wie eine Stichflamme der Schmerz“ auf (ebd. S. 189), wenn ihn der Gedanke überfällt, dass er den Vater bald verlieren würde.

> Professor Venloo fühlte mehr von diesen Empfindungen seines Sohnes, als sein Mund sagen wollte. Die Stunde zu nutzen, schien ihm das Wichtigste und des eigenen Sohnes Freund zu werden, so lange ihm noch Atem und Herzschlag zugemessen waren. So entstand während der Gespräche im Arbeitszimmer und bei den Wanderungen im Inntal eine überaus innige Wechselbeziehung zwischen beiden, die Vitus unsagbar glücklich und hemmungslos aufrichtig machte. An der Hand des Vaters und unter seiner Führung betrat er das geistige Reich des Erwachsenen, lernte urteilen, erwägen und schätzen. Mit Hilfe des überlegenen Geistes, der sich mit heiß auflodernder Liebe dem weiterlebenden Teil seines Selbst zuwandte und den Unterschied der Jahre als belanglos angesichts der Pforten der Ewigkeit beiseite schob wie ein verhaßtes und unnützes Hindernis, rückten das Urteil und die Einsicht des Sohnes weit über den gewöhnlichen Entwicklungsgang seiner Jahre hinaus. Zwei unglücklich bejahrte Menschen, von denen der Ältere sich liebend zurückdenkt und der Jüngere sehnsüchtig nach des Älteren Weisheit die Hände reckt, müssen sich finden. (Ebd. S.189f)

Vitus gesteht ihm eines Tages, dass er mit Mädchen geschlafen hat. Der Vater hat es längst gewusst, die Mutter hat es geahnt. Nun gibt es keine Geheimnisse mehr zwischen Vater und Sohn, und das macht Vitus glücklich (vgl. ebd. S. 197)

Den sozialen Verfall will der Vater nicht so ohne weiteres hinnehmen. Vitus erzählt von den Leuten in Vernauts, vom Geigei und Christians Pantheismus. Er will gern die Meinung des Vaters über Christian hören, aber Vater und Sohn reden aneinander vorbei. Der Vater ist so begeistert von den Resten der alten heidnischen Religionen, die – nur leicht ins Christliche verwandelt – in den Bergen weiterleben, lässt sich seine Unterlagen bringen und macht Notizen, will, wenn es ihm besser geht, ein angefangenes Werk fertig schreiben – Vitus hat keine Gelegenheit, seine eigenen Fragen zu stellen (vgl. ebd. S. 215ff). Am 1. August 1914 stirbt der Vater, während Österreich zum Krieg rüstet. Nun wird Vitus sich seiner Verantwortung für die Mutter bewusst. „Der Sohn saß auf des Vaters Platz und betrachtete die Dinge, auf denen so oft der Blick des Entschwundenen geruht hatte.“ (Ebd. S. 230)

Vitus Venloo ist kein Entwicklungsroman, er beschreibt nur zwei Jahre aus dem Leben eines jungen Menschen, den Übergang vom Halbwüchsigen zum Erwachsenen. Es spricht einiges dafür, ihn als Adoleszenzroman einzustufen, vor allem, weil er zeigt, wie die

verschiedenen Institutionen (Familie, Schule, Kirche) auf den Jugendlichen einwirken (vgl. Kaulen in: Ewers / Wild 1999, S.113). Andererseits ist der Vater eine durchwegs positive Figur und die Einstellung des Sohnes wandelt sich vom trotzigen sich Aufbäumen gegen die Autorität zur bewussten Hinwendung, zum freiwilligen Lernen von einem Erfahreneren. Professor Venloo ist für seinen Sohn im letzten Jahr seines Lebens gleichzeitig Vater und Lehrer, aber auch Beichtvater und Erlöser. All das ist überschattet von dem Bewusstsein des nahen Abschieds. Der Sohn löst sich nicht vom Vater, sondern der Vater vom Sohn durch den Tod. Das erklärt wohl den wehmütigen Ton, der von Anfang an über dem Geschehen liegt.

2. Negative Vorbilder

T. G. Starnfeld. ***Jugend ich grüße dich*** (1911) ist eine Sammlung sehr verschiedener Texte für Mädchen und Buben verschiedener Altersstufen; auf dem Titelblatt werden sie als „Märchen und Erzählungen“ bezeichnet. Sie kritisieren häufig vorkommende Schwächen – auch der Erzieher! Starnfeld erinnert damit an Marie von Ebner-Eschenbach. Und wie diese ist Starnfeld als Autorin in ihrer markanten Aussage die eigentliche Autorität, was im Wechsel der Erzählperspektive und durch die humorvolle Erzählweise zum Ausdruck kommt.

Die Fliege an der Wand schildert recht eindringlich, wie es einem armen Waisenkind gehen kann, das auf eine hartherzige Tante und einen mürrischen Onkel angewiesen ist. Dabei ist der Onkel im Grunde genommen gutmütig, wird aber durch die Tante, die an dem Kind nichts Gutes lässt, gegen die Nichte eingenommen und nörgelt nun auch nach dem Tod seiner Frau den ganzen Tag an dem Mädchen herum, hält ihm seine Frau als leuchtendes Vorbild vor und ist selbst ungerecht und egoistisch.

Die Kritik an dem Erwachsenen ist deutlich und die Sympathie der Autorin liegt bei dem Kind, das sich trotz der harten Umstände sein gutes Herz bewahrt hat und den Onkel liebt. Und da das Mädchen weiß, dass dem Onkel die Fliegen lästig sind, fängt es so viele wie es erwischen kann, hebt die toten Fliegen aber auf und zeigt sie eines Tages dem Onkel. Gerührt von der Liebe des Kindes ändert der alte Mann sein Wesen und wird nun ein zärtlicher Ersatzvater.

Ebenso wie Ebner-Eschenbach in *Hirzepinzchen* rügt Starnfeld Eltern, die ihre Kinder zu sehr verwöhnen. In der Erzählung Zeppelinchen muss ein Mädchen aus reichem Hause, erst durch die Erfahrung von Armut und Not bei einer Gauklertruppe (sie wird entführt – Märchenmotiv!) Bescheidenheit lernen. Der Vater erfüllt dem Mädchen jeden Wunsch, und weil es unbedingt fliegen möchte, lässt ihm der Vater ein Luftschiff bauen. Dass ein Mädchen ein Flugzeug steuert, muss für die damalige Zeit schon kurios gewirkt haben (s. Abb. 20).

Eines Tages stürzt das Flugzeug weit weg von zu Hause auf eine Weide ab. Drei Bauernknechte kommen mit einem leeren Düngerwagen vorbei,

> und da sie das feine Kind auf dem lahmgeflogenen „Adler“ sahen, [...] hielten sie die Gäule an und betrachteten ihrerseits mit aufgerissenen Mäulern den pflichtvergessenen Flugapparat, der mit dem kleinen Mädchen durchgebrannt war.
>
> Dann aber erinnerten sich die zwei älteren von ihnen, daß sie verantwortliche Mitglieder einer löblichen Dorfgemeinde seien und sie faßten einfach einen „Beschluß“ unter sich, was zunächst mit der „zugeflogenen Landstreicherin“ zu geschehen habe.
>
> „I mein’,“ sagte der Älteste, „wir laden dös Ding auf den Düngerwagen und führen’s zum Burgemaster!“
>
> „Holt jo!“ sagte der Zweite, und der Dritte, ein halbwüchsiger Bube, der noch keine Stimme in der Gemeinde hatte, nickte nur mit dem flachsblonden Jungenkopf. (Ebd. S. 135)

Der zweite Bursch sagt auf alles, was der erste vorschlägt, „Holt jo!“, der dritte sagt gar nichts, aber er befreit später das Mädchen aus der Gefangenschaft der Zigeuner, die es von den drei Burschen als ihnen gehörig reklamiert und mitgenommen haben (Abb. 33).

In Hans Zipfel lässt eine kleine Unart (Hans lässt immer einen Zipfel seines Taschentuches aus dem Hosensack hängen), die man dem Kind nicht rechtzeitig abgewöhnt hat, sogar eine Hochzeit platzen, als die Braut seinen Spitznamen „Hans Zipfel“ hört.

Wilhelm Fischer zeigt in der Novelle Die himmelblaue Stadt (aus der Sammlung ***Murwellen,*** 1910) einen Vater, der unvernünftig und eitel ist. Obwohl sein Sohn ein tüchtiger Geselle in der väterlichen Schmiede ist, sieht der Vater in ihm immer noch das Kind und verspottet ihn und wirft ihm vor, gescheiter sein zu wollen als der Vater – was der Sohn de facto ist. Und damit ist der Bursche in einer Zwickmühle zwischen dem Gebot, dem Vater nicht zu widersprechen, und seinem eigenen Verstand. Daraus entsteht eine seltsame Art des Gehorsams: Der Vater erzählt ihm die Geschichte eines eisernen Hufeisens, das an der Wand hängt, behauptet, es sei verzaubert und in Wirklichkeit aus Silber. Der Sohn antwortet:

„Ich glaub’s schon, wenn Ihr’s sagt, Vater; aber einem anderen tät ich’s nicht glauben, wenn er mir drei neue Kreuzer für meinen guten Willen versprechen möcht’.“ (Fischer 1910, S. 94)

Der Sohn beginnt erst nach und nach sich gegen die Autorität des Vaters zu wehren, aber manchmal muss er „an sich halten um der Sohnespflicht willen, die er nicht verletzen wollte.“ (ebd. S. 135; vgl. auch S. 124).

Eines Tages überspannt der Vater seine Einbildung und rettet damit ironischerweise der Familie das Heim. Ein Betrüger will den Schmied zum Verkauf von Haus und Werkstatt überreden. Die Einwände der Mutter beachtet der Vater nicht, denn er denkt „ich bin der Herr

und ich kann machen, was ich will.“ (ebd. S. 137). Und der Schmied ist nahe daran, den Vertrag zu unterschreiben, als der Sohn ihm das angeblich silberne Hufeisen bringt, und während der Vater immer noch darauf besteht, dass es Silber ist und gleichzeitig seine eigene Klugheit lobt, lacht der Betrüger ihn aus, was den Vater so sehr in Zorn versetzt, dass er den Betrüger hinaus wirft (vgl. ebd. S. 139ff).

3. Der Generationskonflikt

Benno Imendörffer: *Bange Tage* (1907)

Imendörffer greift in seinen Erzählungen oft auf historische Stoffe, meistens auf Kriegsereignisse, zurück. So in der Erzählungen *Poldl* (1902; s. Kapitel KRIEG) und *Wie Peter in den Wald kam* (1909). In *Bange Tage* ist der Stoff die Französische Revolution, also ein Bürgerkrieg.

Der politische Konflikt und der Konflikt innerhalb der Familie, das heißt zwischen den Generationen, greifen ineinander. Die Französische Revolution gilt als eines der ersten generationsstiftenden Erlebnisse der Moderne (vgl. Göttinger Studien zur Generations-forschung Bd. 2, 1009, S. 42).

Das Äußere der Figuren ist in dieser Erzählung sehr ausführlich beschrieben und das ist insofern wichtig, als die Figuren schablonenhaft jeweils auf der guten oder auf der bösen Seite stehen respektive gegen oder für die Revolution sind. Imendörffer folgt der Tradition, die bis auf Aristoteles zurückgeht und im 18. und 19. Jahrhundert wieder aufgegriffen wurde, nämlich schon am Aussehen den Charakter erkennen zu lassen.[17] (Vgl. Lavater 1999, Matt 1983.)

Die Hauptfigur in *Bange Tage* ist der Gutsbesitzer Vicomte von Prois-d'Aisy; er lebt mit seiner Enkelin Margot in seinem Schloss in St. Colombier, einem kleinen Ort in Frankreich nahe der deutschen Grenze. Der „betagte Schloßherr“ und „greise Vicomte“ mit dem grauen Haupt (Imendörffer 1907, S. 4), bezeichnet sich zwar selbst als „hilflose[n] Greis“ (ebd. S. 22), ist aber eine „stolze, von der Last der Jahre gebeugte, aber nicht gebrochene Gestalt“ (ebd. S. 6; s. Abb. 25)

Sein Enkel Gaston hat sich in Paris der Revolution angeschlossen. Nun kommt er nach Hause, um den Großvater für die Revolution zu gewinnen und ihn auf diese Art vor den Aufständischen zu schützen. Ihm hängen „die langen, wirren Strähne seines ungepuderten

[17] Diese Art der Charakterisierung hat sich z.B. in den Westernfilmen bis in unsere Zeit erhalten: Der Böse trägt Schwarz, der Gute Weiß.

und wenig gepflegten Haares“ (ebd. S. 8) um den Kopf und die entsprechen seinen wirren Ideen, denn er ist nicht böse, nur verblendet.

Die Enkelin Margot ist „ein junges Mädchen“ (ebd. S. 4) mit braunen Haaren, die „in reicher Fülle das anmutige Haupt“ umrahmen (ebd. S. 5). Sie ist zierlich und kleiner als ihr Bruder Gaston, sodass sie das „liebliche Köpfchen“ zu ihm erheben muss. (ebd. S. 12). Margot ist leicht zu erschüttern, denn als ihr Bruder gesteht, auf wessen Seite er kämpft, kann sie nur „in stummem Entsetzen“ „den Blick starr“ auf ihn geheftet über seine Reden zweifelnd „das feine Köpfchen“ schütteln (ebd. S. 10).

Diese Charakteristiken entsprechen der Vorstellung von der menschlichen und gesellschaftlichen Ordnung der Zeit: Die Frau ist klein, zart und ängstlich. Der Mann groß und mutig. Allerdings sind die Attribute in dieser Erzählung so übertrieben, dass sie sich sehr der Trivialliteratur nähert.

Ein Ausdruck des guten Charakters ist auch die Sorge, die die Mitglieder der Familie für einander haben. Die Eltern (hier der Großvater) sorgen sich um die Kinder und die Kinder würden ihr eigenes Leben hingeben, um das der Älteren zu schützen oder mit ihnen zu sterben. Margot ist fest entschlossen, in jeder Gefahr bei ihrem Großvater zu bleiben. Enkelin und Großvater sind „aneinandergeschmiegt“ und hängen in „inniger Zärtlichkeit“ (ebd. S.4f) aneinander. Selbst dem abtrünnigen Bruder gegenüber hat Margots Liebe sich nicht geändert. Und Gaston hat alle Gefahren auf sich genommen, um die beiden zu warnen und zu retten.

Ganz anders geht es im Haus des Gemeindevorstands des Ortes, des Nationalgardisten Jacques Trinchard (er ist im Zivilberuf Schneider) zu: Seine Gattin ist eine „wenig freundlich dreinblickende Frau" (ebd. S. 27), und als Gaston vor acht Uhr früh den „Bürger Trinchard“ sprechen möchte, kommt er zu früh: „ ‚Der schläft noch,’ war die mürrische Antwort, die auf den Fleiß des biederen Schneidermeisters ein sonderbares Licht warf.“ (ebd.).

Als der Schneider sich aus dem Schlafgemach heraus beschwert, dass man ihn „schon in aller Morgenfrühe“ aufsucht, antwortet sie: „ ‚Nun, ich denke doch, du hättest lange genug geschnarcht, […]'“ (ebd.).

Die Stelle zeigt, wie mit der Revolution die guten Sitten und der Respekt der Ehegatten gegeneinander untergegangen sind.

Imendörffer lässt keinen Zweifel darüber aufkommen, auf wessen Seite er steht und will sicher gehen, dass auch der Leser die Botschaft versteht. Innerhalb von 19 Zeilen verwendet er fünfmal Ausdrücke, die das gleiche aussagen: die „wenig freundlich dreinblickende Frau“, eine „mürrische Antwort“, „unwirsch“, eine „ebenso freundliche

Antwort“ „der liebenswürdigen Gattin“ – die letzten beiden Beispiele sind natürlich ironisch gemeint. (ebd. S. 27-28)

Endlich ist der Gemeindevorstand aufgestanden und kommt ins Wohnzimmer.

> Auf einem schmächtigen Körper, den zwei gekrümmte Beine trugen, ruhte ein übergroßer Kopf, der durch rötliches, schon ins Graue spielendes Haar nicht eben verschönt wurde. Aber unter einer hohen Stirn blickten zwei scharfe, freilich wenig liebenswürdige Äuglein listig und heimtückisch dem Gaste entgegen. Das verwitterte Antlitz ließ die Spuren wilder Leidenschaften erkennen. (ebd. S. 28)[18]

Gaston will Margot und den Großvater in der Nacht wegbringen, da der alte Mann im Verdacht steht, mit den ausgewanderten Adeligen in Verbindung zu stehen, und verhaftet werden soll. Der Großvater weigert sich aber seinen Stammsitz zu verlassen.

Das Kernproblem in der Beziehung zwischen Kindern und Eltern bzw. Großeltern ist oft die Frage, ob Kinder eigene Wege gehen dürfen, oder ob sie die Pflicht haben, Traditionen zu übernehmen. Zuerst versucht Gaston seiner Schwester seinen Standpunkt zu erklären:

> „Die Zeiten, mein Kind, sind andere, sind ernstere geworden und ich mit ihnen;[…] Sieh, Großvater lebt noch in seiner alten, wie er wohl meint, in seiner guten Zeit. Ich aber weiß, daß diese alte Zeit dahin ist für immer, daß kein Gott sie wiederbringen soll. Und, Margot, es ist gut so, die junge, die neue Zeit, die Zeit der Freiheit und Menschlichkeit, zieht leuchtend auf am Horizont!" Bei den letzten Worten hatte er unbewußt die Stimme erhoben und begeistert war ihm die Rede von den Lippen geflossen. Leise und finster setzte er nun hinzu: „Er wird es nie verstehen.“ (Ebd. S. 10)

Leider hat Gaston damit recht. Es kommt zu einer Auseinandersetzung zwischen Großvater und Enkel, in der jener die alles entscheidende Frage stellt:

> "Gaston de Guillin, ich frage dich, meinen Erben, ob du meine Rechte verteidigen willst mit Gut und Blut und nichts, auch gar nichts von dem aufgeben wirst, was uns verbrieft ist von Ahn und Urahn her?"
>
> Das Auge des Alten glühte in längst verloschen geglaubtem Feuer wieder auf und sein Blick bohrte sich halb forschend, halb drohend in das Antlitz des noch immer regungslos vor ihm Sitzenden, der wie trotzig, mit stumm zusammengepreßten Lippen zu ihm emporsah. (Ebd. S. 22)

Der junge Mann versucht seinem Großvater seinen Standpunkt zu erklären. Es kommt zu einem heftigen Wortwechsel (siehe Kapitel STAAT), in dem der Vicomte schließlich ausruft:

---

[18] Die Figurenbeschreibung bei Imendörffer ist stereotyp. Vgl. auch die Erzählung *Poldl* im Kapitel KRIEG und die Beschreibung eines Wanderburschen in der Erzählung *Wie Peter in den Wald kam*: „Nase und Wangen waren aufgedunsen und zwei kleine, listige Äuglein blickten argwöhnisch in die Welt.“ (Imendörffer 1902, S.4; s. Abb. 26). Das Auffallendste ist, dass böse Menschen immer „(kleine) Äuglein“ haben, und das nicht nur bei Imendörffer, auch bei Bienenstein in *Im Schiffmeisterhause*.

> "So sprichst du, du Gaston de Guillin, den ich erzogen habe in den geheiligten Traditionen unseres Standes, den ich geliebt habe, wie man nur sein eigen Fleisch und Blut lieben kann!" Der Alte erhob sich wieder und drohend standen sich die beiden Männer gegenüber: "Mein Herr," fuhr der Alte fort mit erkünstelter Kälte, die das Zittern der Stimme Lügen strafte, "mein Herr, mein Haus hat leider nicht Raum für Rebellen und Aufrührer." (Ebd. S. 24f)

Obwohl der Großvater ihn aus dem Haus geworfen hat, bleibt Gaston ihm gegenüber loyal und versucht ihn zu retten. Und als er sieht, wie der Pöbel „im Namen der Freiheit die Freiheit anderer vernichten“ will (ebd. S. 59), erkennt er seinen Irrtum.

W[ilma] Popper: ***Fünfe aus einer Hülse.***, (1905): Das Recht der Eltern

Im Mittelpunkt der Geschichte steht die Diskussion zwischen Vater und Tochter über die Frage, ob es moralisch gerechtfertigt sei, zu heiraten und Kinder zu zeugen, wenn ein Elternteil (erblich) krank ist. Die Tochter, Eveline Wilten, liebt den lungenkranken Gymnasialprofessor Franz Michelis, der wegen seiner Krankheit auch keine fixe Anstellung bekommt. Ihr Vater ist Arzt und verbietet zunächst diese Heirat. Er will, dass Eveline den von Gesundheit strotzenden Dr. Schönauer heiratet und stützt sich dabei auf Darwins Vererbungslehre, die durch das im Herbst 1859 bei John Murray in London erschienene Werk „On the Origin of Species by means of Natural Selection“ bekannt geworden ist und schon ein halbes Jahr später (Frühling 1860) in deutscher Übersetzung von Hans Georg Bronn vorlag. Im selben Jahr gab es in Wien bereits öffentliche Vorträge über Darwins Theorien auch für Laien. Darwin selbst erhielt 1867 ein Ehrendiplom der Zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien und wurde 1875 Ehrenmitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Der Darwinismus, der in Österreich eng mit dem Liberalismus verknüpft war, hat eine lebhafte Kontroverse ausgelöst (vgl. Michler 1999, S.31 – 34), die offenbar bis in die Familien hineinreichte.

Auch Ellen Key (1905, S. 45) setzt sich mit den Erkenntnissen aus Darwins Lehre auseinander und betont, dass nur solche Eltern Kinder haben sollten, die physisch und psychisch gesund sind. Das gleiche Prinzip vertritt auch **Sonnleitner** in ***Die Grille und ihre Schwester Lotti. Erzählung einer Lehrerin,*** erschien unter dem Namen Alois Tluchor.[19]

Die Tochter in W. Poppers Erzählung ist eine gebildete junge Dame, die ihr Vater bewusst im modernen Geist erzogen hat. Der Vater und offenbar auch die Autorin

[19] Es handelt sich um eine Aufklärungsschrift für Mädchen in erzählerischer Form, in der auch das Thema Ehehindernisse aufgegriffen wird; neben Krankheit führt der Autor auch soziale Umstände an. Die Erzählung schließt mit dem Satz: „Nur das Gesunde hat zum Fortbestand ein Recht!“ (S.55)

unterstreichen das Recht der Frauen auf Bildung. Interessant ist die ernsthafte Ablehnung „seichter Romane".[20]

> „[…] Ich war immer bestrebt, dich aus der dumpfen Enge der Gegenwart hinaus, auf solche Höhen zu führen, von denen du einen freien, weiten Ausblick gewinnen konntest. […]
>
> Ich habe dich, soweit dies möglich war, von dem Lesen seichter Romane zurückgehalten und dir ernste Bücher gegeben […] Du kennst also die Vererbungstheorie, den Kampf um's Dasein, wie ein Student und weißt, welch eine Bedeutung der Satz ‚The survival of the fittest' für alle Fragen des Lebens hat.
>
> Wer eine Ehe schließen will, der muss auch daran denken, eine Familie zu gründen, mit anderen Worten: Er muß nach der Selektionstheorie handeln, er muß nach der neuesten ethischen Forderung, dem Recht des Kindes, ‚seine Eltern zu wählen', Rechnung tragen." (Popper 1904, S. 16f)

Allerdings steht der so gewonnene Weitblick der Frauen und die damit verbundene Selbständigkeit in der Meinungsbildung im krassen Gegensatz zu der starren Tradition, die den Mädchen unbedingten Gehorsam den Eltern gegenüber abverlangt. In der Erzählung bringt Eveline das Dilemma der modernen Frau, das auch ihres ist, auf den Punkt:

„ ‚Früher mußte der Tochter bei der Wahl eines Lebensgefährten der Wunsch der Eltern maßgebend sein; heute soll sie dem Gebote eines Kindes gehorchen, das vielleicht nie da sein wird; wann soll sie eigentlich nach ihrer Neigung wählen?'" (Ebd. S. 17)

Um seiner Tochter die Richtigkeit von Darwins Theorie einsichtig zu machen, hält ihr der Vater vor Augen, was eine Erbkrankheit für Mutter und Kind bedeuten würde:

„ ‚Du stündest aber an dem Krankenlager eines Kindes, das dich mit seinen fieberglänzenden Augen fragend anblickt: Warum bin ich hier? Warum bin ich zu leiden geboren? Dieser stumme Vorwurf würde dir das Herz zerreißen." (ebd. S. 20).

Eveline bittet den Vater, Dr. Schönauer nicht heiraten zu müssen, erklärt sich aber bereit, im Gehorsam dem Vater gegenüber, auf Michelis zu verzichten.

Als letzten Trumpf spielt der Vater die Tatsache aus, dass der junge Mann Eveline keinen Heiratsantrag gemacht hat, was sie auch bestätigt, und damit ist für ihn die Sache erledigt: „Nun siehst du, mein Kind, da fängt sich also nichts an. Du kannst doch als Mädchen nicht den ersten Schritt tun –" (ebd. S. 19)

Dieser Schwierigkeit ist die selbstbewusste junge Dame allerdings gewachsen. Sie macht dem jungen Mann nicht gerade einen Antrag, aber als er es als selbstverständlich ansieht, dass sie ihn wegen seiner Krankheit nicht heiraten will, antwortet sie:

> „Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, denn das ist eine fremde Sprache, die ich spreche.- Man lehrt uns Modesprachen plappern, aber die offene Sprache des

[20] Zum Diskurs über Wolgast und die Jugendliteratur siehe **Starnfeld**, *Die geheimnisvolle Burg* im Kapitel SCHULE.

> Herzens müssen wir zeitlebens in uns verschließen. Sie ist unerlaubt; geduldet ist nur die Zeichensprache der Koketterie.
>
> Ich aber verachte die Gefallsucht, wie die Heuchelei; ich suche nichts als die Wahrheit, die stolze Aufrichtigkeit und darum sage ich Ihnen noch einmal, dass Sie sich irren!" (Ebd. S. 31)

Zum Glück versteht der junge Mann diese Sprache und bittet sie ihn zu heiraten.

Um den Vater zur inneren Umkehr zu bewegen und der Geschichte einen glücklichen Ausgang zu geben, greift die Autorin zu einer klischeehaften Lösung: Denn erst als Michelis einen alten Fischer aus dem stürmischen Meer rettet, während Dr. Schönauer teilnahmslos dabeisteht und später der Gesellschaft gegenüber die Heldentat des jungen Mannes auch noch abwertet und erkennen lässt, dass er Geld höher einschätzt als ein Menschenleben, (vgl. ebd. S. 23f) kommt Prof. Wilten zu dem Schluss, dass sich auch der Charakter vererbt, und ist mit der Wahl seiner Tochter einverstanden.

> „[...] Es ist, im Grunde genommen, ein Unsinn und ein Unrecht, zwei junge Existenzen zu zerstören, um einer dritten willen die nicht da ist. – Wir sprechen über alles, mein Kind, denn der Ernst des Lebens erheischt es, daß wir alle falsche Scham ablegen. Also warum sollen wir immer nur an die Vererbung von Krankheiten denken? Warum nicht auch an die Vererbung des Charakters? […]" (Ebd. S. 25)

Als Michelis den Vater um die Hand seiner Tochter bittet, erinnert er ihn noch einmal daran, dass er krank ist. Der Vater antwortet:

„Ich habe es bedacht, mein Sohn. Ich weiß, daß Ihr in Zukunft Eure Pflicht gegen Eure Nachkommen erfüllen werdet; in der Gegenwart aber, habt auch Ihr das Recht, glücklich zu sein, einander glücklich zu machen!" (ebd. S. 34)

Marie v. Ebner-Eschenbach: ***Der Vorzugsschüler*** (1900)

Georg Pfanner, der Vater in dieser Erzählung, ist ein kleiner Beamter und sieht in seinem Sohn sein erweitertes Ich, das für den Vater das erreichen soll, was dieser nicht geschafft hat: eine glänzende Karriere, Ansehen und Reichtum. Dass der Sohn denselben Vornamen hat wie sein Vater, ist nicht ungewöhnlich. Trotzdem trägt es in dem Beziehungsgefüge dazu bei, den Eindruck zu verstärken, dass der Sohn die Ambitionen des Vaters verwirklichen muss.

> Offizial Pfanner war um ein weniges kleiner als seine Frau und ungemein dürr. Die Kleider schlotterten ihm am Leibe. Seine dichten, eisengrauen Haare ragten auf dem Scheitel bürstenartig in die Höhe, seine noch schwarz gebliebenen Brauen bildeten zwei breite, fast gerade Striche über den dunklen, sehr klugen Augen. Den Mund beschattete ein mächtiger, ebenfalls noch schwarzer Schnurrbart, den Pfanner sorgfältig pflegte und der dem Beamten der k. u. k. österreichischen Staatsbahn etwas Militärisches gab. (Ebner-Eschenbach 1900, S. 103)

Nicht nur seine Haare erinnern an Eisen, auch sein Wille ist eisern; nicht nur sein Aussehen ist militärisch, auch seine Disziplin. Sein dürrer Körper bezeugt, dass er sich auch in der Nahrung nicht viel gönnt. Und im Beruf arbeitet er so viel (was seine Kollegen weidlich ausnützen) „um seine Vorgesetzten nur gewiß zufriedenzustellen und beim nächsten Avancement berücksichtigt zu werden." (ebd. S. 102). Er ist der Prototyp des kleinen, unterwürfigen Beamten, der zu Hause der Tyrann ist. Aus ärmlichen Verhältnissen stammend und mit ungenügender Schulbildung hat er die höchste Stellung erreicht, die ihm unter den Gegebenheiten zu erreichen möglich war. Aber sein Sohn soll von diesem Sprungbrett aus zu Höherem gelangen. Georg junior geht ins Gymnasium.

Die Tragik im Leben dieser Familie hat neben dem tyrannischen und unsensiblen Verhalten des Vaters noch eine andere Wurzel: Die Veranlagungen von Vater und Sohn sind grundverschieden; der harte und trockene Vater hat einen musisch begabten Sohn. Wie der Schuldirektor am Schluss der Erzählung Herrn Pfanner sagt, ist Georg „durchaus nicht unbegabt" (ebd. S. 144), aber er hat nicht das gute Gedächtnis und die Aufnahmefähigkeit seines Rivalen Pepi Obernberger, der ihm den Rang als Vorzugsschüler abläuft. Und dass Georg ausgerechnet vom Sohn eines (wie Pfanner verächtlich sagt) Schmieds übertroffen wird, verbittert den Vater noch mehr. Obernberger senior ist beruflich Pfanner seniors Rivale.

Dazu kommt, dass Pfanner senior zu zärtlichen Gefühlen unfähig ist. Und so beschränkt sich die Beziehung zwischen Vater und Sohn auf die Kontrolle der schulischen Leistungen und das ständig wiederholte Kommando: „Lern!" (ebd. S. 115). Sein einziges Erziehungsmittel sind Schläge „der kleinen, harten Hand, die wie ein Hammer niederfiel und sein Ohr und seine Wange auf Tage hinaus grün und blau marmorierte." (ebd. S. 104)

Pfanner tyrannisiert auch seine „willensschwache Frau" (ebd. S. 105). So schließen Mutter und Sohn sich zusammen und finden wenigstens an einander einen Halt:

> Für seine Mutter empfand er eine anbetende Liebe, und er war das Ein und Alles der freudlosen, vor der Zeit gealterten Frau. Die beiden gehörten zueinander, verstanden einander wortlos, sie hatten, ohne es sich selbst zu gestehen, ein Schutz- und Trutzbündnis gegen einen Dritten geschlossen, dem sie im stillen immer Unrecht gaben, auch wenn er recht hatte, weil sie sich im Grunde ihrer Seele in steter Empörung gegen ihn befanden. [...] Seine Anwesenheit bedrückte, sie löschte jede heitere Regung im ersten Aufflackern aus. Und doch war der einzige Lebenszweck dieses Mannes die Sorge um das Wohl seines Kindes in Gegenwart und Zukunft. (Ebd. S. 101f)

Pfanner trägt jeden ersparten Betrag, auch den kleinsten, in die Sparkasse für seinen Sohn, damit er keine Zinsen verliert; die Beamten machen sich darüber lustig und „Pfanners Hochmut litt unter diesen Spötteleien." (ebd. S. 105), aber er fährt unbeirrt fort. Sein Ziel ist:

„Sein Georg an der Spitze eines, wenn auch kleinen Vermögens – er liebte ihn mehr, wenn er daran dachte.“ (ebd. S. 106).

Entsprechend karg ist auch das Haushaltsgeld, das seine Frau bekommt, und weil Georg bessere Kost braucht, muss sie heimlich Sachen ins Versatzamt tragen. Pfanner kommt dahinter:

> Agnes beharrte zum erstenmal während ihrer langen Ehe in Auflehnung gegen den Mann. Der Augenblick, den sie so sehr gefürchtet hatte, war gekommen und fand sie stärker, als sie geglaubt hatte sein zu können. Ruhig ließ sie die Anklagen Pfanners über sich ergehen, und indes er ihr vorwarf, ihn hintergangen zu haben, grübelte sie nach über eine Möglichkeit, ihn noch weiter zu hintergehen. Es mußte sein, um des Kindes willen. (Ebd. S. 126)

Einmal, an seinem vierzehnten Geburtstag, redet der Vater mit Georg wie mit einem Erwachsenen von seiner Zukunft, in der er den Sohn als einen großen Mann, als den Retter des Vaterlandes sieht. Das gibt Georg vorübergehend einen Auftrieb, der aber bald wieder nachlässt, als er sieht, dass er in der Schule die Bestnoten nicht erreichen kann. Und als Pepi ihn indirekt ein Rindvieh nennt, kommt es zu einer Rauferei, nach der Pepi zerschunden und zerfetzt nach Hause läuft. Herr Obernberger beschwert sich bei Georgs Vater, weil Pepi behauptet hat, Georg habe ihn ohne Grund angegriffen. Das ist die einzige Situation, in der Pfanner zu seinem Sohn hält; er glaubt daran, dass Georg nie lügt und dass der andere ihn provoziert hat. Er erinnert Obernberger daran, dass Pepi nicht immer die Wahrheit sagt, was dieser zugeben muss und beschämt abzieht.

Von der Prügelei redet der Vater nicht mehr, aber als er Georg an dem Abend einen faulen Buben nennt, begehrt sein Sohn zum ersten Mal auf:

> „Ich bin nicht faul, Vater.“
>
> Der Vater hob namenlos erstaunt den Kopf. Sein friedfertiger Junge war heute der Held einer Prügelei gewesen, und jetzt vermaß er sich, ihm zu widersprechen. Was war vorgegangen? War in dem Jungen der Mann erwacht? Sollte er am Ende noch so schneidig werden, wie er sich ihn immer gewünscht?
>
> [...]
>
> „Ich lern den ganzen Tag,“ sagte Georg. „Ich kann nicht mehr lernen, als ich lern, ich weiß nicht, was ich anfangen soll, damit du zufrieden bist.“ Die Tollkühnheit der Verzweiflung kam über ihn, und er wagte hinzuzusetzen: „Andere Eltern sind schon zufrieden, wenn ihre Kinder ‚Genügend’ bekommen, und ich soll lauter ‚Vorzüglich’ und ‚Lobenswert’ haben ...Und ich soll mich schinden ... Und ich ...“ Er konnte nicht weiter reden, rang die Hände, schlug mit der Stirn auf den Tisch und wand sich in einem Schmerze, über den der Vater selbst erschrak. Zum erstenmal im Leben fühlte er sich ratlos dem Kind gegenüber. (Ebd. S. 136f)

Der Schrecken aller tyrannischen Väter sind erstarkende Söhne, davon erzählen schon die griechischen Sagen. Einerseits ist der Vater stolz auf einen starken Sohn, andererseits hat er Angst vor ihm. Aber dieser Vater fasst sich schnell und wird wieder hart, droht ihm, ihn zu

einem Schuster in die Lehre zu geben. Georg weiß um sein Talent für Musik und möchte sie zu seinem Beruf machen. Darauf reagiert Pfanner gleichzeitig höhnisch und wütend.

„Pfanner sprang auf und führte einen schweren Schlag auf den Nacken des Kindes:

‚Kein Wort mehr! Und – das merke, komm mir nicht noch einmal mit einer schlechten Note nach Hause. Untersteh dich nicht!' " (ebd. S. 137).

Das ist der entscheidende Punkt, an dem Georg beschließt Selbstmord zu begehen. Am nächsten Morgen verabschiedet er sich zärtlich von der Mutter. Bei der Geschichtsprüfung versagt er und verlässt noch vor Unterrichtsschluss die Schule. Er geht zur Donau und trifft den fünfzehnjährigen Salomon Levi mit seinem Bauchladen. Der Hausierer und der Gymnasiast sind Kontrastfiguren. Sie beneiden einander: Salomon möchte gern studieren und kann nicht, der Schüler beneidet Salomon um seine Freiheit.

Georg sieht seinen Selbstmord als Opfertod; er wird Erlösung finden und seinen Eltern Erlösung bringen. Er schenkt Salomon seine Schuhe und lacht dabei, weil er sie nicht mehr brauchen wird. Dann springt er ins Wasser.

Nach dem Begräbnis sitzt Pfanner zu Hause.

> Vor sich aufgeschlagen hatte Pfanner ein dünnes Büchlein – das Vermögen des Kindes, das guldenweise zusammengesparte. Und in der gebrochenen Gestalt dessen, der da saß und die Gegenstände alle betrachtete, drückte eine herzzerreißende Trostlosigkeit sich aus. Was ging jetzt vor in dieser Seele!
> Agnes kam leise heran.
>
> Die Frau, die er zermalmt und zertreten und zu einer dienenden Maschine herabgewürdigt hatte, fühlte sich in diesem Augenblick als die Größere und Stärkere und – im Vergleiche zu ihm – die Glückliche. Sie durfte ihres Kindes ohne Selbstvorwurf gedenken, von ihr hatte er mit zärtlicher Liebe Abschied genommen.
> „Pfanner", sprach sie.
>
> Er fuhr auf und starrte sie an mit Entsetzen. Wollte sie nun Rechenschaft von ihm fordern? Seine Lippen zuckten und zitterten, er brachte keinen Laut hervor. Etwas hilflos Greisenhaftes lag in seinen entstellten Zügen.
>
> Da wich der Haß, da schwieg jeder Vorwurf. Sie näherte sich langsam und sagte: „Du hast ja nur sein Bestes gewollt."
>
> Überrascht, in demütiger Dankbarkeit nahm er ihre beiden Hände, legte sein Gesicht hinein und schluchzte. (Ebd. S. 145f)

Ein ähnliches Ende hat *Olga Frohgemuth* von Felix Salten (s. u.).

Obwohl Ebner-Eschenbach, die an das Gute im Menschen glaubte, sich gegen den Naturalismus abgrenzte und dem Individuum eine Erfolgschance gegenüber dem Milieu (das in diesem Fall Erziehung einschließt) einräumte, sofern der Mensch an sich selbst glaubt, muss man diese Erzählung zweifellos in der Nähe des Naturalismus sehen. (Vgl. Lloyd in: Daviau 1991) Georg juniors Veranlagung und Liebe zur Musik hätten ihm das nötige Selbstbewusstsein geben und über die trostlose Kindheit hinweg helfen können (vgl. Zink 1994,

S.128), aber diesen Versuch erstickt der Vater im Keim. Dem Buben lässt er keine Chance; und das ungute Gefühl, das Pfanner nach dem Gespräch mit dem Schuldirektor hat, das den Vater zu einer Umkehr hätte führen können, abgesehen davon, dass es zu spät ist, erstickt er sofort in der Arbeit. Diese Erzählung ist eine der tristesten und bittersten Ebner-Eschenbachs.

Dieser Ansicht ist auch Wais; er sieht in der Erzählung der „große[n] Experimentalpsychologin der Kinderseele“ einen „schmerzvollen Leidensweg und schließlichen Selbstmord eines schwächlichen Durchschnittsschülers, aus dem der fanatische Ehrgeiz seines Vaters in freudloser Fron eine Leuchte zu machen sucht.“ (Wais Bd. 2, 1931, S.7) Mutter und Sohn schließen sich „in steter Empörung gegen ihn“ zusammen. „Daß diese Empörung nie zum Ausbruch kommt, entspricht der Vorstellung dieser verdüsterten Jahrzehnte von Charakter- und Lebenstragik“ (ebd.).

Der Schule wird oft die Schuld am Selbstmord von Jugendlichen[21] gegeben. Sie ist aber meistens nicht der wirkliche Grund, denn obwohl die Zahl der jugendlichen Selbstmörder (in Preußen) zwischen 1883 und 1905 stark angestiegen ist, ist sie unter Schülern gleich geblieben, d.h. in der Relation gesunken. Bei Schülern liegt die Ursache oft in der mangelnden Begabung und in diesen Fällen sind die Eltern schuld, die nicht auf die Lehrer hören wollen (vgl. Adler 1910, S. 5 – 18).

Genau das ist der Fall in der Erzählung. Hier sind die Lehrer mit dem Knaben sogar sehr zufrieden und der Direktor rät dem Vater, er möge nicht so viel Druck auf seinen Sohn ausüben. Leider kommt der Rat zu spät, abgesehen davon, dass der Vater ihn vielleicht nicht befolgt hätte. In diesem Fall ist die Schule sogar auf Seiten des Schülers und die alleinige Schuld liegt beim Vater, wenn auch die Schuldzuweisung fragwürdig ist, denn aus seiner Sicht wollte der Vater nur das Beste für sein Kind.

Das ist auch oft das Argument der Eltern: Sie wollen nur das Beste, der Sohn soll es besser haben. Dazu kommt noch ein anderer Aspekt: Die Eltern identifizieren sich mit den Leistungen des Kindes, es ist ihnen, als hätten sie die schlechten Noten bekommen, als müssten sie sich schämen. Umgekehrt wollen sie am Erfolg des Sohnes teilhaben. (Vgl. Noob 1998, S. 72ff) Hier eine Parallele z. B. zu H. Hesse „Unterm Rad“: was der Vater nicht geschafft hat, muss der Sohn an seiner Stelle erreichen (ebd. S. 167ff).

[21] Zum Thema Selbstmord siehe auch: Salten: *Olga Frohgemuth,* Zur Mühlen: *Der rote Heiland* und Torberg: *Der Schüler Gerber*, alle im Kapitel SCHULE.

Felix Salten: ***Olga Frohgemuth*** (1910).

Der Titel ist der Name der Protagonistin, obwohl sie schon in der Mitte der Erzählung (im achten Kapitel von fünfzehn) stirbt. Sie ist nach ihrem Tod aber noch genauso die Hauptperson wie im Leben.[22] Für den Vater wird Olga erst nach ihrem Tod wieder lebendig. Daher ist die Erzählung ebenso die Geschichte des Vaters.

Anton Frohgemuth ist Professor für Griechisch und Mathematik an einem Wiener Gymnasium (der Beschreibung nach ist es das Akademische Gymnasium im 1. Bezirk). Der Vorname Anton kommt in der Erzählung nur zweimal vor: im ersten Satz und nach Olgas Tod, als seine Frau ihn ruft, damit er mit ihr zur Aufbahrung geht (vgl. Salten 1910, S. 95). Er ist immer nur „der Professor", seine Frau ist immer „die Mutter" (mit einer Ausnahme, ebd. S. 97; s.u.)

Der Professor wartet nach Unterrichtsschluss im Konferenzzimmer, bis sich die Schüler zerstreut haben.

> Denn all diese Knaben mit ihren hellen Mienen konnte er nur ertragen, wenn sie geordnet in den Reihen der Bänke vor ihm saßen, schweigsam und gebändigt. Ihr entfesseltes Lachen und Rufen aber erschien ihm wie eine laute Feindseligkeit; ihr Springen und Laufen erbitterte ihn, als sei dies ganze Getümmel irgendwie gegen ihn gemünzt. Er hatte da draußen, vor der Tür des Gymnasiums schon so viele Minuten vergeblicher Wut durchgemacht, daß er sich's nicht weiter mehr zumuten wollte. So blieb er denn jetzt alle Tage im Konferenzzimmer, kam sich, weil er in dem dämmerigen Raum allein war, immer wie ein Gefangener und immer ein wenig gedemütigt vor, und las die Zeitung, damit die Viertelstunde schneller verrinne. (Ebd. S. 5)

Diese ersten Zeilen charakterisieren den Professor und seine lebensfeindliche Einstellung: den „hellen Mienen" der Schüler ist der „dämmerige Raum" gegenübergestellt, in dem er wie ein „Gefangener" sitzt: er ist ein Gefangener seiner Ängste. Denn das „entfesselte Lachen und Rufen", sowie alles Entfesselte, alles nicht von ihm Kontrollierte macht ihm Angst, und die Unmöglichkeit alles Leben zu kontrollieren versetzt ihn in „vergebliche Wut", „erbittert" ihn und lässt ihn überall „Feindseligkeit" vermuten.

Der Vater ist der Urtyp des autoritären Charakters (vgl. Adorno 1950), der auch zu Hause Professor ist, der auch seiner Familie gegenüber nicht nur Autorität, sondern autoritär ist. Seine Autorität leitet er von seinem Beruf bzw. von seinem Titel ab, der für ihn eine ähnliche Funktion hat wie die Uniform für den Soldaten (s.u. Franz Werfel: *Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig*; vgl. auch Gott Kupfer in Torbergs *Schüler Gerber*). Ein Autokrat, der über alles bestimmt, was seine Familie betrifft. Auch seine Frau muss sich ihm

[22] Hier besteht eine Parallele zu Shakespeares *Julius Caesar*, der in der 1. Szene des 3. Aktes stirbt, aber bis zum Schluss die Hauptfigur bleibt.

bedingungslos unterwerfen, so wie seine Schüler. Die Mutter hat Angst vor ihm, die zwei jüngeren Kinder Hermine und Anton auch. Nur Olga nicht, weil sie ihn mehr liebt als die Geschwister. Mehr als die anderen sieht sie in ihm den Vater, die anderen sehen mehr die Autorität. Olga ist schon als Kind anders, lebhafter als ihre Geschwister.

Die Familie pflegte dem Vater nach Schluss seines Unterrichts entgegenzugehen:

> Wenn sie ihn sahen, blieben sie stehen, die Frau mit den drei Kindern vor sich, lächelten ihm bescheiden zu, warteten, bis er herankam und sich still begrüßen ließ. Nur die kleine Olga hatte sich manchmal losgerissen, war ihm entgegengelaufen, jauchzend und lachend, und im Laufen schon stürmisch plaudernd, bis er sie mit einem strengen Wort in die vorgeschriebene Ordnung zurückscheuchte. Dabei hatte ihm der erschreckte Gehorsam, der aus ihren aufgerissenen hellen Augen sprach, die verhaltene, schüchtern zurückgedrängte Zärtlichkeit auf ihrem kleinen strahlenden Gesicht jedesmal eigentümlich wohlgetan. (Ebd. S. 9)

Olga ist als Einzige ungehorsam, als Kind in dem unwillkürlichen Ausdruck ihrer Gefühle, in der Forderung nach Liebe und nach Liebendürfen; sie nimmt alles, was vom Vater kommt, Gebote und Verbote, als Geschenk (vgl. ebd. S. 135f) und ist glücklich über jede Art der Zuwendung. Aber dem Vater ist der „erschreckte Gehorsam“, die Schüchternheit, die „zurückgedrängte Zärtlichkeit“ lieber als ein spontaner Gefühlsaudruck.

Als Erwachsene ist Olga ungehorsam in der Wahl ihres Berufes. Das ist eines von drei Kennzeichen der „mißratenen Töchter“. Ein anderes ist die Wahl des Lebenspartners ohne Zustimmung des Vaters. In beiden Fällen hat der Vater eine Grenze erreicht, wo er sein Kind nicht mehr beherrschen kann. Das „erbittert“ ihn (s.o), damit wird der „eiserne Vater“ zum „zerfallenden Vater“ (Matt 1995, S. 166). „Er kam sich gescheitert vor, verleugnet als Vater, in seiner ganzen Menschlichkeit bloßgestellt und ruiniert, weil nun ein Kind an ihm vorbei, über ihn hinweg, ins Leben hinaus entsprungen war.“ (Salten 1910, S. 80f).

Olga ist Schauspielerin und Sängerin geworden. Von nun an gibt es zwei Olgas: die private und die öffentliche (s. Kapitel STAAT). Die öffentliche Olga nimmt der Vater nicht zur Kenntnis. Die private ist für ihn gestorben, er hat „einen Sargdeckel über sie zu legen“ beschlossen (ebd. S. 81) und seine Gefühle für sie begraben, sowohl die Liebe als auch die Verletzung und die „vergebliche Wut“ (s.o.), weil er sie nicht zum Gehorsam zwingen konnte.

„Literarisch mächtig und ein Werk im innersten bewegend ist der eiserne Vater nur dort, wo es zum Gericht um den verkommenen Sohn, die mißratene Tochter kommt, und in dessen Vollzug zum Urteil, zum Fluch, zur Verstoßung.“ (Matt 1995, S. 166)

Der Professor hat auch seiner Familie jeglichen Kontakt mit Olga verboten, nicht einmal ihr Name darf in seiner Gegenwart ausgesprochen werden. Norina Procopan betont die

Ausgrenzung und das Ausgeschlossensein als das Hauptmotiv der Erzählung (vgl. Procopan in: Seibert / Blumesberger 2006, S.73 – 84).

Salten erklärt die Ursachen für den Charakter des Professors nicht. Er wird genau und anschaulich beschrieben, wie er sich verhält, was seine Gedanken und Gefühle sind, aber nicht warum er sich so verhält. Damit nimmt der Autor dem Leser die Möglichkeit zu verstehen und damit auch zu verzeihen. Das ist anders als im *Vorzugsschüler* von Ebner-Eschenbach, wo die Ursache für das Verhalten des Vater erklärt und einigermaßen verständlich gemacht wird, auch wenn man die übertriebene Strenge nicht billigt. Selbst das Verhalten des Prinzen in *Olga Frohgemuth* ist plausibel.

Ganz ignorieren kann der Vater die öffentliche Olga aber nicht, denn er findet in der Zeitung eine Notiz über sie; sie „solle ihm als tot und begraben gelten", aber da „lebte sie und kreuzte sein eigenes Leben, aufdringlich und zuchtlos" (Salten 1910, S. 7).

Auf dem Heimweg von der Schule hat er „den Aufruhr, den jene Zeitungsnotiz in ihm zu entfachen drohte [also schon bevor er entfacht ist!], gewaltsam erstickt" (ebd. S. 9f). Aber dann sieht er sie zu allem Unglück auch noch in einer Kutsche vorbeifahren. Während die Pferde „ihre schönen Köpfe mutig auf und nieder warfen und wie in einem feierlichen Tanz die Beine hoben, sagte ein moralischer Gedanke in ihm mechanisch das Wort: Üppigkeit" (ebd. S. 10). Im Tanz die Beine heben ist eine Anspielung auf Olgas Beruf.

> Eine ganze Strecke lang fühlte der Professor sein Inneres wanken von dem Stoß, den er eben erhalten hatte. Dann griff er zu, geärgert und belästigt, [...]. Er war nun wieder Herr über sich, [...] Dann huschte es flüchtig und scheu, weit draußen am Rande seines Bewußtseins vorüber: „wie bleich sie war ..." Aber der Professor ließ diese Regung nicht entschlüpfen. Als gälte es einen ertappten Schüler, so stürzte er darüber her, wütender noch, [...] er haschte nach diesen Worten, er riß sie in Stücke, warf sie zu Boden, trat darauf und spie aus nach ihnen. Er schüttete Spott darüber hin, schleuderte die unförmigen Steine seines Schimpfes darauf, daß sie sich türmten. Verworfene ... Elende ... Schamlose ... Dirne ...! Nun war nichts mehr davon übrig. (Ebd. S. 11f)

Die Verstoßung Olgas durch den Vater überschattet auch die Beziehung der Mutter zu ihrer Tochter. Die Frau hat den Kontakt zu ihrem Kind nicht aufgegeben, aber sie kommt immer nur heimlich ins Theater. Selbst während der schweren Krankheit ihrer Tochter traut sich die Mutter nur heimlich sie zu besuchen. Die Geschwister und die Mutter beschließen noch vor dem Schlafengehen – schnell und flüsternd – am nächsten Morgen zu Olga zu gehen, aber es ist zu spät. Olga stirbt bei Tagesanbruch.

Der zweite Teil der Erzählung, ab Olgas Tod, hat fast ausschließlich das Privatleben, die Gefühle und die Wandlung des Vaters zum Gegenstand.

In dem Moment, als Anton ins Zimmer stürzt und ruft, dass Olga tot ist, wird dem Vater bewusst, dass er immer darauf gewartet hat, dass sie zurückkommt und um Verzeihung bittet. Das hätte ihm eine Genugtuung bedeutet und ihm die Autorität wiedergegeben, die Olga durch ihre Entscheidung ihm genommen hat. Die Tragik liegt darin, dass Olga überlegt hat, ob sie zu ihrem Vater gehen und noch einmal um Verzeihung bitten soll, was sie vor drei Jahren schon einmal erfolglos versucht hat. Sie hat aber diesmal nicht die Kraft dazu gehabt, weil sie von Emanuel Ferdinand so enttäuscht worden ist. N. Procopan sieht in dem Prinzen „in Freudscher Manier" einen Vaterersatz und lässt Olga die neuerliche Verstoßung als Folge der Schuld ihrem Vater gegenüber erleben (vgl. Procopan in: Seibert / Blumesberger 2006, S. 80).

Die Erwartung hatte der Professor die Jahre über verdrängt, die Verletzung von sich abgespalten, „sein Wesen war entzwei geteilt" (ebd. S. 78) und automatisch sagt er:

„ ‚Diejenige, vor der hier gesprochen wird, ist längst gestorben ... das sollte man wissen ...'." (ebd.)

Diese Unversöhnlichkeit über den Tod hinaus ist für die anderen unfassbar und der Professor wäre selbst beinahe weich geworden.

> Da sprach Hermine. „Das gibt es nicht!" stieß sie hervor, „das gibt es nicht!" Sie war außer sich. Trotz und Drohung sprühten von ihren Mienen zum Vater hinüber. Den Professor aber riß es aus seiner Schwäche. Seine ganze Strenge erhob sich in ihm gegen die Auflehnung. Er sah jetzt nur die Tochter, die sich herausnahm, wider den Vater zu streiten; er sah nur, daß seine Weltordnung gestört und verletzt werden sollte, und augenblicklich wurde er hart. (Ebd. S. 79)

Er hat einen jahrelangen harten Kampf mit sich gekämpft, um die Erinnerung an das Kind Olga, das mit seinem Lächeln „ihm einst ins Herz griff" (ebd. S. 82) in sich zu tilgen, nun will er sich diesem Schmerz nicht noch einmal aussetzen, sonst würde er zum zweiten Mal an ihr scheitern. Denn der Stärkere der beiden ist nicht der Vater, sondern die Tochter. Olgas Stärke kommt von innen, aus ihrer Authentizität, aus der Unmittelbarkeit ihrer Gefühle. Sie ist ein Ganzes, Gefühl und Verstand, Außen und Innen, Körper und Seele sind eins; selbst Privatperson und Rolle verschmelzen, das macht ihren Erfolg auf der Bühne aus. Allerdings verlässt die Stärke sie – N. Procopan spricht von Olgas „Flexibilität", die nach der Enttäuschung über Emanuel Ferdinand „erstarrt" (ebd.) – in dem Moment, als ihre Gefühle von Emanuel Ferdinand so tief verletzt sind. Sie kann eine Fassade nicht aufrechterhalten wie ihr Vater, das belegt die Szene im Sacher, wo sie es versucht und scheitert. Als Ihre Gefühle tödlich verletzt werden, stirbt auch der Körper.

Die Stärke des Professors wird durch die äußere Fassade aufrechterhalten. Er identifiziert sich mit seiner Rolle als Professor, mit der Rolle als Vater nur insofern, als der Vater

Autorität ist und befehlen kann; das Menschsein gilt ihm nichts, im Gegenteil, in seiner „Menschlichkeit“ fühlt er sich „bloßgestellt“ (Salten 1910, S. 81). Weiche Gefühle hat er abgespalten und verdrängt. Das macht ihn auch einsam. Die Mutter und die Geschwister, zusammen mit Emanuel Ferdinand, der ins Haus kommt, sind durch ihre Gefühle miteinander verbunden. Der Professor teilt ihre Gefühle nicht, will und kann sie auch nicht teilen und ist ausgeschlossen.

> Nun saß [Emanuel Ferdinand] am Tisch, weinte still vor sich hin, und als die Mutter zu ihm trat, haschte er nach ihrer Hand und küßte sie wie demütig und wie voll Ehrfurcht. Sie streichelte sanft sein blondes Haar, wie man einen Knaben streichelt. Anton und Hermine standen dabei und weinten mit ihm, und sie waren alle in ihrem Schmerz nah verwandt miteinander und eng beisammen.
> Der Professor ging hinaus, ohne daß sie ihn hörten. (Ebd. S. 91)

Wenn man Ausgrenzung und Ausgeschlossensein als Motiv der Erzählung sieht (vgl. Procopan in: Seibert / Blumesberger 2006, S. 73), so gilt das auf weite Strecken auch und vor allem für den Vater. Er ist der eigentlich Einsame. Nach Olgas Tod ist sein Leben ein Ringen um die Aufrechterhaltung der Fassade. Das scheint für Felix Salten ein beliebtes Thema zu sein und das erklärt, was die Faszination der Tiere für ihn ausmacht: Bei Tieren gibt es keine Fassade und keine Lüge, sie sind immer authentisch.

Die Mutter hat sich ihrem Mann jahrelang unterworfen. Als sie nichts mehr zu verlieren hat, stellt sie sich ihm entgegen. Die letzte Verstoßung Olgas ist es, als der Vater sich weigert zur Aufbahrung zu gehen, die eine endgültige Wende für die Mutter und die Geschwister bringt. Ohne dass es einem in der Familie schon bewusst ist, hat der Vater seine Autorität verloren. Mutter und Geschwister verheimlichen ihre Beziehung zu der Ausgestoßenen nicht mehr, sondern bekennen sich dadurch offen zu ihr, dass sie ihre Trauerkleider an demselben Tisch nähen, an dem der Vater die Hefte korrigiert. Und auch die Mutter ist stärker als der Professor. Als er statt zur Aufbahrung in die Schule gehen will, nennt sie ihn zum ersten Mal nach vielen Jahren beim Vornamen:

> Da schrie sie kurz auf: „Anton!“
> Der Name traf ihn und überraschte ihn wie etwas Neues, tauchte unerwartet vor ihm auf wie etwas, das lange vergessen war. [...] Nun drang sie über die Kinder hinweg auf ihn ein, schob sie beiseite und griff mit seinem Namen zu ihm her, wie in jenen Zeiten, da sie einander noch etwas anderes gewesen waren als Vater und Mutter.
> Der Professor schaute seine Frau an. Wie sie da vor ihm stand, sah er, daß ihr willenloses, unterwürfiges Wesen von ihr abfiel, ihr demütiger Gehorsam fiel von ihr ab, ihre sanfte Scheu. Aus der Bedrücktheit vieler Jahre richtete sie sich auf, und er spürte, daß der ganze eingewohnte Zwang seiner Befehle, damit er sie immer so leicht gelenkt hatte, jetzt kraftlos versagen werde.
> [...]

> Der Professor schwieg und schaute seiner Frau ins Gesicht, als müsse er sie kennen lernen, und begriff, daß es von nun ab anders zwischen ihnen sein werde als bisher. [...] Dem Professor fiel es mit einem Male wie etwas Neues und Überraschendes ein, daß seine Frau Olga heiße. (Salten 1910, S. 95ff)

Der Vater ist überrascht, als er sieht, wie Olga gewohnt hat: nicht in einem dunklen Loch, dem man die Verkommenheit ansieht, sondern hell, offen, blumengeschmückt. Erst der Raum der Aufbahrung ist dunkel, aber auch dort liegt sie in einem weißen Gewand und ihr Gesicht auf weißem Atlas. Aber er versucht immer noch, sich gerechtfertigt und gerächt zu sehen. Das Begräbnis erlebt er wie in Trance; die Grabreden lösen einen solchen Tumult in ihm aus, dass er während einer Rede den Friedhof verlässt. Noch am Tag davor hat er sich gerechtfertigt gesehen, nun muss er zugeben, dass er der Bestrafte ist; „der Himmel hatte sein Geschenk zurückgenommen, weil es an einen Unwürdigen verschwendet war“ (ebd. S.129). Er bereut auch, dass er seiner Familie den Kontakt mit Olga verboten hat, „er hatte sie alle beraubt, hatte sie um ein Glück gebracht, das nie wiederkam. Schuldig und elend stand er vor ihnen da“ (ebd. S.129f).

Am Tag nach dem Begräbnis sitzt er im Wohnzimmer; alles kommt ihm fremd vor. Aber nun endlich ist er sich selbst gegenüber ehrlich: Er war eifersüchtig und hatte dieses Gefühl unter Moral- und Tugendgesetzen verborgen (vgl. ebd. S.136).

Der Vater bricht zusammen und weint. Es kommt ihm zu Bewusstsein, dass er Olga nie auf der Bühne gesehen hat und dass es jetzt zu spät ist. Das Wort Bühne und Theater kann er noch immer nicht aussprechen:

> „Dort ...“, sagte er leise ganz nahe an ihrem Ohr. „Dort ... wo sie ... du weißt ja ... nie hab’ ich sie dort gesehen ...“
> Sie nickte ihm zu. „Aber ich habe sie gesehen.“ Still und wie ein Bekenntnis sagte sie das.
> Er klammerte sich heftig an sie: „Erzähl’ mir ...,“ flehte er, „... erzähl’ mir ...!“
> Und sie erzählte ihm, wie sie Olga auf der Bühne gesehen, brachte den Anblick, den er ihr verboten hatte, zu ihm her, wie gerettete Habe, und er lächelte und wurde still dabei. (Ebd. S.141)

Nach dieser Umkehr ist der Vater versöhnt mit seiner Familie, lebt aber wieder in seiner eigenen Welt, die er sich nach seiner Vorstellung macht, nur jetzt ins andere Extrem gekehrt. Er verklärt Olga in dem Maß, in dem er sie vorher verdammt hat. Und seine Frau muss das verklärte Bild für ihn aufrechterhalten, wie sie sich vorher dem Verbot unterworfen hat.

Die beiden letztgenannten Erzählungen haben mehrere Gemeinsamkeiten, vor allem in der Figur der unterdrückten, schüchternen Mutter; sie ist „die Hilflose, die stumm oder leise jammernd danebensteht und zuschaut und nichts tut, weil dies ja Hybris wäre.“ (Matt 1995, S.

234). Die Mütter schließen heimlich einen Pakt mit den Kindern gegen den Vater. Im *Vorzugsschüler* wird die Mutter aktiv, als es um die Gesundheit des Kindes geht, in *Olga Frohgemuth*, als es um die letzte Ehre der Tochter geht. Beide Väter sind am Tod der Kinder (mit)schuld. Und am Schluss bricht der Tyrann zusammen und die Frau ist ihm eine Stütze.

Im Mittelpunkt fast aller Romane von **Karl Bienenstein** steht ein heranwachsender junger Mann. Die Werke behandeln Jugendprobleme, auch wenn die vom Autor vielleicht nicht als Jugendbücher gedacht waren. Beispielhaft soll der Roman ***Im Schiffmeisterhause*** (1913) hier analysiert werden.

Es handelt sich um eine Familiengeschichte in Zeiten des wirtschaftlichen und politischen Umbruchs. So wie bei Imendörffer der Generationskonflikt im Zusammenhang mit der Französischen Revolution steht, so steht er bei Bienenstein im Zusammenhang mit der Revolution in Wien im Jahr 1848. Die Schauplätze sind Ybbs und Persenbeug, zwei einander gegenüberliegende Orte an der Donau, und Wien. Die Zeit der Handlung erstreckt sich von Sommer 1847 bis November 1848; das letzte Kapitel spielt sechseinhalb Jahre später.

Das durchgehende Gestaltungsprinzip des Romans ist die Gegensätzlichkeit, die vor allem, aber nicht nur, in der Figurenkonstellation zum Ausdruck kommt; auch die Orte Ybbs (eine wohlhabende Stadt) und Persenbeug (ein armes Dorf) unterstreichen dieses Prinzip. Die Familien Jagerbeck und Fichtner leben am linken Donauufer (Persenbeug), Mauracher und Schieder am rechten (Ybbs).

Die Figuren des Romans umfassen drei Generationen:

1. Generation: die alte Frau Jagerbeck
2. Generation: Florian Jagerbeck, Peter Mauracher, Dr. Schieder, Fichtner
3. Generation: Franz Jagerbeck, Anna Mauracher, Fritz Schieder

Die Familien Jagerbeck und Mauracher sind verfeindet; der Grund ist ein Rechtsstreit um ein Wegerecht durch einen Wald. Dr. Schieder ist Jagerbecks Anwalt und daher sieht Mauracher auch in ihm einen Gegner. Fritz Schieder und Anna Mauracher lieben einander (Romeo-und-Julia-Motiv; allerdings ist nur Mauracher gegen die Verbindung, Dr. Schieder akzeptiert sie.)

Die politische Gegnerschaft deckt sich weitgehend mit dem Generationskonflikt, der sich in der schärfsten Form zwischen Mutter und Sohn Jagerbeck manifestiert, obwohl hier die politische Komponente erst gegen Ende des Romans eine Rolle spielt. Zwischen Vater und Sohn Schieder gibt es politische Meinungsverschiedenheiten, der Vater ist kaisertreu, der

Sohn denkt großdeutsch und kämpft in Wien auf der Seite der Aufständischen. Aber Vater und Sohn respektieren einander, es kommt nie zu ernsthaften Konflikten.

In der Schifffahrt besteht der Gegensatz zwischen alter und neuer Technik: Flöße und Boote gegen Dampfer. Mauracher und Jagerbeck sind Schiffmeister; beide weigern sich zu glauben, dass die Zukunft den Dampfschiffen gehört. Franz Jagerbeck (3. Generation) setzt auf die Dampfschifffahrt.

Zwischen den Frauen bestehen große Unterschiede: Die alte Frau Jagerbeck ist eine Patriarchin. Frau Schieder ist die stereotype gute Hausfrau und Mutter „in ihrer kleinen, kugelrunden Weiblichkeit“ (Bienenstein 1913, S. 24). Maurachers Frau ist die „Hilflose“ im Sinne Peter von Matts (Matt 1995, S. 234).

Zu den schärfsten Generationskonflikten kommt es in den Familien Jagerbeck und Mauracher.

Die alte Frau Jagerbeck empfindet sich als absolute Autorität, die sie nicht nur aus ihrer Eigenschaft als Mutter und Großmutter ableitet, sondern vor allem aus ihrem Umgang mit höhergestellten Persönlichkeiten, insbesondere aus der Tatsache, dass der Kaiser der Taufpate ihres Sohnes Florian ist, was sie nicht müde wird, ihm vorzusagen. Sie besteht darauf, dass man ihr immer den gehörigen Respekt erweist und hält an den alten Umgangsformen fest. Die anderen Figuren im Roman reagieren unterschiedlich. Der Forstmeister von Persenbeug mokiert sich über den Standesdünkel der alten Frau und redet sie geflissentlich mit „Frau Jagerbeck“ und nicht mit „gnädige Frau“ an, was die Angesprochene stets verärgert (vgl. ebd. S. 67). Ihr Großneffe Fritz macht ihr die Freude und begrüßt sie mit: „Ich küß’ die Hand, gnädige Frau Tante!“ (ebd. S. 17). Auf der Heimreise von der Universität Heidelberg[23] ist er zuerst zu seiner Großtante gegangen, noch bevor er zu Hause war, nicht aus Ehrerbietung, sondern damit er denihm lästigen Besuch erledigt hat. Das weiß die alte Dame natürlich nicht und lobt ihren Neffen:

> „Sehr schön von dir, freut mich. Auch der selige Kaiser Franz ist einmal gleich, wie er aus dem Wagen gestiegen ist, auf mich zugegangen und hat mich begrüßt. ‚Frau Jagerbeck’, hat er gesagt, ‚es freut mich, Sie zuerst begrüßen zu können.’ Dann erst ist er auf den Herrn Pfarrer und den damaligen Schloßverwalter zugegangen.“ Ihr faltiges, gelbblasses Gesicht nahm in der Erinnerung an diesen Tag der Gnade den Schimmer seliger Verklärung an, ihre Lippen spitzten sich und die Stimme sang hoch und süß wie eine Pikkoloflöte. Dann aber seufzte sie auf und kehrte wieder in die nüchterne, glanzlose Gegenwart zurück. „Ja, ja, wo sind die Zeiten, wie der Kaiser noch in das Jagerbeck-Haus gekommen ist! Dazumal, als er meinen Sohn aus der Taufe gehoben hat, da haben die Leute noch sehen können, wer wir sind. Und wir

[23] Als ein Beispiel von Intertextualität ist zu erwähnen, dass Fritz zu Fuß durch den Böhmerwald nach Österreich wandert, weil er die Heimat Stifters kennen lernen will.

> haben uns auch zu benehmen verstanden. Heute kann man das nicht mehr. Dein Vater, Fritz, ist ein ganz tüchtiger Mann, alle Achtung vor ihm, aber weißt, so das feine, vornehme Benehmen, das geht ihm auch ab. Es freut mich, daß du ihm in dieser Hinsicht vorkommen willst. Übrigens, du trinkst doch ein Schalerl Kaffee!“ (Ebd. S. 18f)

Dieser Passus zeigt besonders typisch die Eigenschaften und die Einstellung der alten Frau (Bienenstein benützt für sie nie das Wort „Dame“, sondern immer nur „Frau“) und gleichzeitig nicht nur ihre Menschenverachtung, sondern auch ihre eigenen schlechten Manieren, denn dass sie dem Sohn gegenüber seinen Vater kritisiert, zeigt nicht das „vornehme Benehmen“, das sie von anderen einfordert. Fritz ist auch entsprechend wütend, besonders als die alte Dame noch so tut, als hätte sie seinen Vater nur aus Gefälligkeit als Anwalt genommen.

Florian Jagerbeck muss sich dem eisernen Regiment seiner Mutter (veranschaulicht in dem grauen Seidenkleid, das sie immer trägt) fügen. Äußerlich entspricht er ihren Vorstellungen:

> Es war etwas Würdevolles in seiner Haltung. Die kräftige, doch nicht allzu hohe Gestalt war stramm aufgerichtet, der kurz geschnittene, leicht angegraute Vollbart gab den sonst weichen Zügen etwas Männlich-Festes.
>
> „Ah, der Fritz!“ rief er aus, vergaß aber nicht, während er diesem die Hand reichte, sich gegen die alte Frau zu verbeugen: „Küß die Hand, Frau Mutter.“ (Ebd. S.19)

In Wirklichkeit hassen Mutter und Sohn einander. Die alte Frau Jagerbeck hält ihren Vater, dem sie Kurzsichtigkeit und Ängstlichkeit vorwirft, für einen Versager, was sich ihrer Meinung nach in seinem Enkel Florian fortsetzt, während ihr (inzwischen verstorbener) Gatte als Schiffmeister erfolgreich war, und von ihrem Enkel Franz erwartet sie noch größere Geschäfte.

Hinter der Fassade von Florians Männlichkeit verbirgt sich ein schwacher Charakter. Er hat es zugelassen, dass seine Mutter seine Frau in den Tod trieb.

> Als ein frisches kindlich heiteres Wesen voll Liebe und Güte hatte er seine Frau ins Haus geführt und als müdes, stilles Weib hatte man sie nach zwei Jahren mit ihrem zweiten Kinde in den Sarg gelegt. Die Kaisertradition des Hauses Jagerbeck, die sie im grauen Seidenkleide der Schwiegermutter umrauschte und ihren jugendlichen Frohsinn als Pöbelhaftigkeit und bäurische Rohheit unter spanische Zucht nahm, hatte ihr Herz und Leben gebrochen. (Ebd. S. 114f)

Nun bereut er, dass er seiner Mutter nicht entgegengetreten ist, und muss erkennen, dass er zu feig war, sich von ihr zu lösen und sein eigenes Leben aufzubauen.

Der Konflikt zwischen Mutter und Sohn setzt sich in der nächsten Generation zwischen Vater und Sohn fort. Von der Großmutter vergöttert legt Franz eine ähnliche

Verachtung für seinen Vater an den Tag, wie er sie bei der alten Frau beobachtet hat. Sie mischt sich auch massiv in die Erziehung ein und gestattet ihrem Sohn nicht, mit der nötigen Strenge gegen Franz aufzutreten, als dieser in Wien 40.000 Gulden verspielt hat. Kurze Zeit später muss Franz gestehen, dass er einem Betrüger aufgesessen ist, als er das gesamte Familienvermögen in eine (in Wirklichkeit gar nicht existierende) Fabrik für Dampfschiffe in Budapest investiert hat. Das bedeutet für Franz Armut und gesellschaftliche Ächtung, und als jemand, der nie wirklich gearbeitet hat, fehlt ihm der Mut neu anzufangen.

> Das Schrecklichste aber waren ihm zwei harte graue Augen, die er mit dem Ausdrucke tödlichen Hasses und unsäglicher und unerträglicher Verachtung immerfort auf sich gerichtet fühlte: die Augen der Großmutter. Vor diesen Augen erbebte sein ganzes Wesen, vor ihnen schnürte sich sein Herz in so wahnsinniger Angst zusammen, daß ihm der kalte Schweiß aus allen Poren brach, und diese Augen waren es auch gewesen, die ihn, nachdem er dem Vater alles geschrieben und seine Verzeihung erbeten, demütig als für einen Toten erbettelt hatte, in den Prater hinuntertrieben, immer weiter und weiter bis dorthin, wo der Donaukanal in den Hauptstrom einmündet. Wie er war, watete er in den Strom hinaus, nur den rechten Arm mit der Pistole vor sich hingestreckt. Und als er spürte, wie die Wasser ihn zu heben suchten, wandte er die Mündung gegen die Schläfe und drückte los. Noch einmal sah er die furchtbaren grauen Augen vor sich, groß und entsetzlich starr, dann wischten die Wellen mit nassen Armen darüber und löschten sie aus. (Ebd. S. 169f)

Als Florian den Abschiedsbrief seines Sohnes bekommt, bricht er zusammen. Wortlos gibt er ihn seiner Mutter. In ihrem Zimmer zerreißt sie das Bild ihres Enkels, wirft es in den Spucknapf und spuckt darauf.

Die Familie muss ihren gesamten Besitz verkaufen und geht nach Wien. Dort schließt Florian Jagerbeck sich der Revolution an. Fritz Schieder nimmt als Student daran teil. Er ist inzwischen nicht mehr von der Berechtigung des Aufstandes überzeugt, aber er will seine Kameraden nicht im Stich lassen.

> Und da sah Fritz Schieder plötzlich etwas, was ihm das Blut erstarren machte. Auf der Spitze der Barrikade stand Onkel Jagerbeck und schrie wie ein Wahnsinniger: „Nieder mit den Kaiserlichen! Nieder alles, was Kaiserlich ist!“
>
> Hoch aufgerichtet erhob er seine Flinte und schoß. Kugeln zischten um ihn, er achtete es nicht. Immerfort schrie er: „Nieder alles, das Kaiserlich ist!“ und schoß. Und dann schoß er überhaupt nicht mehr, sondern schrie nur. Den ganzen Jammer seines Lebens schrie er in seinem revolutionären Ruf aus, den Jammer, daß ein Kaiser sein Taufparte gewesen war und daß er dieser Ehre sein ganzes Lebensglück hatte opfern müssen. (Ebd. S. 271)

Da trifft ihn eine Kugel und er stirbt.

So manifestiert sich ein Generationskonflikt, dessen Ursache der Autor in der längst überholten Einstellung der Alten sieht, die in der Tradition, in der „guten alten Zeit“, in ihrem früheren Glanz stecken geblieben sind. In der Gegenwart verbreitet die alte Frau um sich

herum Verzweiflung und Tod: Zuerst stirbt ihr Gatte, dann treibt sie ihre Schwiegertochter in den Tod, dann ihren Enkel und zuletzt auch noch ihren Sohn. Sie selbst überlebt, als Mieterin in dem Haus, das einmal ihr gehört hat, das ein Emporkömmling, der ehemalige Knecht ihres stets verachteten Konkurrenten Mauracher, gekauft hat.

Auch in der Familie Mauracher sieht sich der Vater und Geschäftsmann als absolute Autorität. Sein Selbstbewusstsein kommt aus seinem Reichtum; er ist gewohnt, über andere Menschen zu verfügen, auch über seine Frau und seine Kinder.

Einer literarischen Tradition folgend lässt der Autor das Haus den Charakter seines Besitzers widerspiegeln (vgl. Imendörffer, *Bange Tage* in Kapitel STAAT)

> Es war ein großes, massiges Gebäude, das einen schloßähnlichen Eindruck machte. Wie eine Festungsbastion sprang ein Flügel gegen den Strom vor und an ihm öffnete sich in der Höhe des ersten Stockwerkes eine schwere Tür in steinernem, von einem uralten, kaum mehr erkennbaren Wappen geschmückten Rahmen [...].
>
> Altertümlich wie das Äußere war auch das Innere des Mauracherschen Hauses. Schmale steinerne Stiegen führten bis zum zweiten Stockwerke empor, gewölbte Gänge mit tiefen Fensternischen erinnerten an alte Burgen, und wenn man auf den grauen Steinfließen dahinschritt, dann hörte man den Widerhall der Tritte so deutlich, daß man glauben konnte, es schritte einem wer in dem stetigen Dämmer einer Gangbiegung entgegen. Fast unheimlich war es auf diesen Stiegen und Gängen, und die uralten Bilder, die hier hingen und kaum noch als eine Landschaft oder als ein Porträt irgendeines längst dahingegangenen und vergessenen würdigen Herrn in Halskrause und hohem spanischen Hut zu erkennen waren, verstärkten noch diesen Eindruck.
>
> Es gingen auch manche dunkle, doch nur halb ausgesponnene Sagen über das Gebäude hin und her. Von Mord raunten die einen, von geheimen Gerichten und dem Verschwinden angesehener, aber schuldbeladener Menschen andere. Niemand wußte Namen zu nennen, niemand eine Zeit zu bestimmen, aber die Blutsagen wurden trotzdem geglaubt und erbten sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, einen Schimmer schauriger Romantik um das Mauracherhaus webend. (Ebd. S. 31f)

Mit dieser Beschreibung des Hauses ist sein Besitzer als zu den Überwundenen und Überholten gestempelt, der aber immer noch am Alten festhält und Angst und Unsicherheit bei anderen auslöst. Die Erwähnung der Halskrausen und der spanischen Hüte rufen Assoziationen mit Femegericht und Inquisition hervor, und die Gerüchte von Mord und Schuld weisen auf den Fortgang des Romans hin, in dem Peter Mauracher den Tod seiner Frau verursacht und nahe daran ist, Blutschande zu begehen.

Aber auch in diesem Haus bleibt die Zeit nicht stehen. Anfangs betrachtet Peter Mauracher seine Frau und seine Kinder noch als seinen Besitz, über den er absolutes Verfügungsrecht hat. Doch er überspannt den Bogen. Als er der Mutter sagt, dass Anna seinen Knecht Jockl heiraten soll und sie das Glück ihrer Tochter in Gefahr sieht, stellt sie sich ihrem Mann entgegen. Sie wirft ihm vor, dass er die beiden älteren Töchter an

Geschäftsfreunde „verkuppelt und verkauft“ (ebd. S. 53) hat, aber mit Anna wird sie das nicht zulassen. Auch dass er sie selbst wie eine „Dirne“ (ebd. S. 55) behandelt hat, wirft sie ihm vor. Auch Anna tritt ihrem Vater in einer Situation entgegen, die man heute als hässliche Familienszene bezeichnen würde, an deren Möglichkeit aber viele Kinder- und Jugendbuchautoren der damaligen Zeit nicht einmal den Gedanken aufkommen lassen wollten: Mauracher hat den Knecht Jockl zum Kaffe eingeladen. Jockl ist die negative Kontrastfigur zu den vornehmen Damen, und auch bei Bienenstein[24] trägt der Bösewicht die unverkennbaren äußeren Zeichen einer niederen Gesinnung, und das sind besonders „seine flinken Äuglein, die aus den geröteten Fettpolstern der Wangen listig hervorguckten“ (ebd. S. 33). Jockl benimmt sich bei Tisch so unmöglich, insbesondere was den Gesprächsstoff betrifft, dass Mutter und Tochter den Raum verlassen. Darüber ist Mauracher verärgert und beim Nachmahl desselben Tages kommt es zu einem heftigen Streit zwischen den Ehegatten, und als Anna auch noch ihre Mutter verteidigt, ist ihr Vater so überrascht, dass er nicht einmal zornig wird. Mit selbstbewussten Personen kann der Autokrat nicht umgehen.

Es ist interessant, dass der Autor in diesem Roman der Frau eine gewisse Mitschuld am Scheitern der Ehe zu geben scheint, weil sie sich, anstatt sich der Realität zu stellen, in eine Traumwelt flüchtet, die sie sich aus Romanen aufgebaut hat. Der Autor stellt der Frau eine Kontrastfigur in der Gattin des Forstmeisters von Petzenkirchen gegenüber, die als „eine einfache, schlichte Frau“ (ebd. S. 121) charakterisiert wird. Sie sagt über das Lesen:

> „[...] Ich mag überhaupt die Geschichten nicht. Da ist das Leben ganz anders dargestellt, als es wirklich ist. Lauter Liebe und Liebe. Man müßte darüber unglücklich werden, daß man eigentlich so wenig davon hat. Ja, in so jungen Jahren, wie Sie sind, Fräulein Anna, da gefällt einem das noch, weil man daran glaubt; aber später lernt man’s anders kennen, und dann stoßt einem [sic] das ewige Liebesgetue sogar ab. Man tut seine Pflicht als Hausfrau, und das ist schließlich auch dasjenige, was die Männer am meisten schätzen, und warum sie eigentlich auch heiraten.“ (Ebd. S. 122f)

Diese Stelle kann als Kritik an der gängigen Literatur verstanden werden und ein Hinweis darauf sein, dass Bienenstein sich bemüht, die Realität zu beschreiben.

Mitte und Wendepunkt der Handlung ist der Tod von Maurachers Gattin. Danach sinkt sein Leben sowohl finanziell als auch moralisch auf einen Tiefpunkt.

Jockl, der Knecht ist als Jakob Meier sein eigener Herr geworden. Er hat das Haus der Jagerbecks gekauft und macht Mauracher Konkurrenz, die aufkommende Dampfschifffahrt tut das Übrige, das Geschäft des Schiffmeisters geht immer schlechter. Daneben hegt er schon lange den Verdacht, dass Anna aus einem Seitensprung seiner Frau mit Franz Schieder

[24] Zur Figurenbeschreibung vgl. Imendöffer, *Bange* Tage

entstammt. Er verliebt sich in seine Tochter und redet sich ein, dass auch sie ihn liebt. Dabei verkennt er die Fürsorge der Tochter um ihren Vater als Liebe der Frau zum Mann. Mauracher ist sich einer Schwierigkeit bewusst: Wenn er Anna heiratet, muss er zugeben, dass sie nicht seine Tochter ist, und das würde sein Ansehen untergraben. Deshalb soll nur sie es wissen, vor der Welt wollte er sie abschirmen, wie „ein Märchenschloß sollte das Schiffmeisterhaus werden. Niemand sollte es betreten dürften“ (ebd. S. 265). Er ist immer noch der Autokrat, der Menschen wie Gegenstände behandeln möchte, er hat ebenso wenig gelernt, wie die alte Frau Jagerbeck. Als Anna erkennt, was ihr Vater von ihr will, flieht sie entsetzt aus dem Haus. In seiner Besessenheit für Anna hat Mauracher sogar das Interesse am Geschäft verloren. Als sich herausstellt, dass er bankrott ist, begeht er in der Donau Selbstmord.

Am Ende des Romans fährt die Braut Kaiser Franz Josefs auf einem Schiff die Donau herab durch die Wachau und wird von den Bewohnern beider Ufer stürmisch begrüßt. Die Worte des jungen Fritz Schieder, mit denen er die missglückte Revolution von 1848 meint, passen auch allgemein auf das Verhältnis von Tradition und Neuerung, auf die Beziehung zwischen den Generationen: „‚[...] Wir sahen nur das Neue, die anderen nur das Alte und der Haß gegen das Unbekannte war in beiden Lagern gleich groß und gleich unvernünftig. Ich weiß es jetzt: gut ist nur das Neue, das aus dem Alten emporwächst, in seinem Grunde die Wurzel hat.’“ (ebd. S. 343)

Bienestein ist um Realismus bemüht. Peroutka nennt es „ein gesundes Maß an Realismus“ (Peroutka 1942, S. 77) Der Autor jongliert mit heiklen Themen wie Sexualität und Inzest in der Art, dass die weiblichen Figuren in ihrer Reinheit und Arglosigkeit keine Ahnung haben, der Leser oder die Leserin aber die Sachlage aus Anspielungen erkennt.

In stilistischer Hinsicht ist er nicht nur sehr traditionell, die häufige Beschreibung der Schönheit Annas, ihres Körpers, bringt den Roman in die Nähe (wenn nicht sogar in die Kategorie) der Trivialliteratur. Seine Figuren haben „etwas Verklärtes, Unwahres an sich“ (ebd. S. 174). Während die Männer ganz gut beschrieben sind, „so versagt vor den guterzogenen jungen Mädchen und ‚besseren’ Frauen seine Wahrheitsliebe völlig. Diese farblosen, engelsanften, nur seufzenden und errötenden Gestalten [...]“ (ebd.) sind unglaubwürdig. Die formalen Mängel, z. B. die Nachlässigkeiten in der Namensgebung der Figuren,[25] kann selbst Peroutka trotz ihrer positiven Einstellung Bienenstein gegenüber nicht übersehen.

[25] Der Forstmeister von Persenbeug bekommt erst in der Mitte des Romans einen Familiennamen, nämlich Fichtner (S.224) und sein Vorname schwankt zwischen Heinrich (ebd. S.229) und Karl (ebd. S.254). Der alte Schieder heißt anfangs Franz (ebd. S.29), später dann Fritz wie sein Sohn (ebd. S.317, 338). Eine

Als Sprachkünstler gesteht Peroutka Bienenstein nur den Rang „bescheidener Größe“ (ebd. S. 183) zu und bedauert sehr den „Zwiespalt zwischen seinem formalen Können und seiner gedanklichen Bedeutung“ (ebd. S. 184)

> Während sein Ausdrucksvermögen leider oft über einen Durchschnitt nicht hinauskommt, hebt der Gehalt und die leitende Idee, die seinen Werken zugrundeliegt, ihn weit über die gewöhn- liche Unterhaltungsliteratur hinaus. Die Reife der Anschauungen und der erzieherische Wert seiner Bücher hebt ihn z. B. über GANGHOFER hinaus; die Unechtheit seiner Sprache und Helden läßt ihn ROSEGGER wieder nicht gleich kommen. (Ebd. S.184. Hervorheb. im Text)

Bienensteins Sympathien liegen auf Seiten der Großdeutschen und des Fortschritts. In dem Roman *Im Schiffmeisterhause* erteilt er dem Glauben an die Unfehlbarkeit der Eltern und an die Gehorsamspflicht der Kinder eine klare Absage, und das schon vor dem Ersten Weltkrieg! Schon in der Erzählung ***Vor hundert Jahren*** (1909) muss der Vater zuerst umdenken und einsehen, dass es höhere Werte gibt als die Sicherung der Nachfolge, damit der Sohn, der auf jeden Fall gehorsam sein muss, es auch zurecht sein kann.

4. **Auf dem Weg in die Autonomie**

Ferdinand Frank. ***Im Banne des Föhn*** (1889) ist eine Ich-Erzählung, Schauplätze sind Wien und die Schweiz (das Tessin), die Zeit der Handlung ist die damalige Gegenwart.

Der Inhalt beschreibt eine Reise, die zwei achtzehnjährige Burschen, der Ich-Erzähler (sein Name wird nicht genannt) und sein bester Freund Fidel nach der Matura über die Schweiz nach Italien machen wollen, die im Zusammenhang mit der Elternferne zum Initiationsritus wird. Es „war der erste weite Flug, den zwei Nesthocker machten.“ (Frank 1889, S. 8).

Damit eignet sich der Roman gut zum Vergleich mit Vicki Baums Erzählung *Bubenreise* (s.u., 2. Periode), die ein ähnliches Sujet hat.

Die Familie des Ich-Erzählers ist wohlhabend, gutbürgerlich und den konservativen Werten verpflichtet. Das drückt der „alte Commis“ in seiner Lehre an den Schulentlassenen aus: „‚[...] das Herz geht über eine gefüllte Wertheimer und über alle Abgründe der Gelehr-samkeit. Einfach, solid und praktisch, merken Sie das!’“ (ebd. S. 2).

---

weitere Ungereimtheit ist der Briefumschlag, den Mauracher nach dem Tod seiner Frau findet: Die Frau hat den Umschlag eines Briefes, den sie abgeschickt hat, in ihrer Schreibtischlade.

Fidel ist der Sohn einer armen Witwe, sie „war alt und zusammengebrochen von unermüdlicher, schwerer Arbeit. Die Sorge um ihr einziges Kind, das ihr Trost und Stolz im Alter war, hatte manche Furche in das Mutterantlitz gegraben.“ (ebd. S. 4).

Aber in diesem Heim ist alles sauber und gemütlich, und der wohlhabende Freund kommt gern in „die kleine Stube, die so arm und doch so einladend war" (ebd. S. 4). Die Armut stört nicht die gute Beziehung zwischen Mutter und Sohn. Noch mit 18 Jahren hängt Fidel so sehr an seiner Mutter, dass ihn während der Reise ein Brief von ihr zu Tränen rührt. (Vgl. S. 30)[26]

Sobald die Burschen unterwegs sind, übernimmt der Ich-Erzähler, der durch seine bürgerliche Erziehung das entsprechende Selbstbewusstsein hat, die Führung und trifft selbstständige, autonome Entscheidungen, während sein Freund aus der armen Familie sehr ängstlich ist. Als die beiden im Tessin in ein abgelegenes Tal kommen, zwingt sie ein Unwetter, eine Herberge zu suchen. Sie finden weit und breit nichts als ein altes Schloss. Der Erzähler möchte sofort um Unterstand bitten, aber sein Freund mahnt zur Vorsicht, er hat in der einsamen Gegend Angst vor Räubern und Mördern (ebd. S.17).

Die Erzählung setzt auf Elemente des Schauerromans: Dazu gehört der Unheil bringende Föhn und das anschließende Unwetter, das die Wanderer überrascht und sie zwingt, die nächstbeste Unterkunft zu suchen. Das Schloss ist „ein mächtiges Gebäude, welches halb wie ein Castell, halb wie eine Villa aussah“ (ebd. S. 15). Als Kontrast zu dem düsteren Gebäude erklingt aus einem der Räume ein schönes Lied. Als die Reisenden am Tor läuten, hört man zuerst Schritte, dann eine alte Frauenstimme, „rauh und krächzend“ (ebd. S. 19), und es kommt zu einer Verwechslung, als einer der Reisenden für einen Doktor gehalten wird. Und der Kern der Erzählung ist das romantische, tragische Schicksal der Schlossherrin, die als Witwe mit ihrer geisteskranken Tochter lebt und die gelobt hat, das Haus nicht zu verlassen, bis die Tochter geheilt ist.

Wie später in Vicki Baums *Bubenreise* begegnen auch im *Banne des Föhn* die Reisenden in der Schloßherrin einer faszinierenden Frau. Der Abstand zwischen den bürgerlichen Burschen und der Fürstin ist natürlich unüberbrückbar und erlaubt höchstens

[26] Ferdinand Franks zweite Erzählung ***Ein Edelmann in der Hütte*** (siehe Kapitel STAAT) zeigt an der Tochter eines Schafhirten ein ähnliches Beispiel einer starken Eltern – Kind Bindung unter ärmlichsten Verhältnissen. Eine der Hauptfiguren will am Ende der Erzählung das Mädchen zu sich nehmen, als Dank dafür, dass die Familie seiner Tochter geholfen hat, als sie noch allein durch den Wald irrte. „Das Dorfmädchen wartete eine Weile, sah sich dann nach allen Seiten um und sprach langsam: ‚Ich gehe mit, aber der Schafhirt muss immer mein Vater sein, und ich darf herauslaufen zu uns, wann ich will.’“ (Frank 1891, S. 86)

Verehrung aus der Distanz, die an die mittelalterliche Minne erinnert. Schon in ihrer Ausdrucksweise zeigt sich die Vornehmheit der Dame.

> Eine hohe Gestalt erschien in der Türspalte und fragte: „Was ist dein Begehr,
> F r i e d r i c h?“ Es war eine schöne Frau, welche diese Worte sprach, aber sie erschrak sofort, als sie den ganzen Flur erleuchtet und von fremden Menschen besetzt sah. Sie stützte eine Hand auf das Geländer der kleinen Stiege und bemühte sich vergebens, ihre Unruhe zu verbergen. Mit der anderen Hand strich sie durch ihre schönen, von Silberfäden durchzogenen Haare, als wollte sie die Verwirrung verbergen, in welcher sich ihre Frisur befand.
> Wie eine hehre Erscheinung stand die schöne Frau mit den strahlenden Augen in dem langen, weißen Gewande vor uns, ihr edles Antlitz war totenblass. Ganz geblendet traten wir alle einige Schritte zurück, und im Augenblick lagen der Castellan und die Kammerfrau ihr zu Füßen, ihre zarten Hände mit Tränen benetzend. Es war ein unvergesslich schönes Bild, das sich vor unseren Augen entrollte.
> „Verzeihung, edle Herrin,“ sprach der Castellan flehend, [...]“ (Ebd. S. 55)

Das Unwetter, vor dem sich die Reisenden in Sicherheit gebracht haben, bedroht auch das Schloss. Eine Flut unterspült die alten Mauern. Nun ist es wieder der junge Erzähler, der im Augenblick der Gefahr die Führung übernimmt und die Rettung der Bewohner organisiert.

Am Ende haben der Erzähler und sein Begleiter ihre Bewährungsprobe bestanden und kehren, um einige Erfahrungen reicher, gern nach Hause und in ihre bürgerliche Existenz zurück.

Die Reise der Burschen in ein fremdes Land trägt, wie auch später bei Vicki Baum, zur Stärkung des nationalen Identitätsgefühls bei:

> „[...] auf der ganzen Erde geht kein Land über unsere österreichische Heimat. Wohl hat jedes Volk seine Vorzüge, wir loben den Fleiß des Engländers und die feinen Manieren der Franzosen, aber die biedere Gemüthlichkeit und Anhänglichkeit des Österreichers vermisst man bei anderen Nationen. Wir sind stolz darauf, dieses herrliche Land unser Vaterland zu nennen.“ (Ebd. S. 29)

Ferdinand Frank ist ebenso wie Robert Weißenhofer der romantisch-biedermeierlichen Erzähltradition des 19. Jahrhunderts verhaftet.

Generationskonflikt gibt es keinen. Der Übergang von einer Generation zur anderen geschieht in Gehorsam, gegenseitiger Anerkennung und unter Wahrung der Tradition. Das ist auch das Ideal in den Schriften der zeitgenössischen Pädagogik. (Vgl. z. B. Frank / Zwilling / Zappert 1897.)

In der Erzählung Goldener Boden aus der Sammlung ***Jugend ich grüße dich*** (1911) richtet **T. G. Starnfeld** eine doppeladressierte Mahnung an das kindliche und erwachsene Leserpublikum, das Handwerk nicht gering zu achten und den Neigungen und Berufswünschen der Kinder nachzugeben, anstatt sie aus Standesrücksichten in einen Beruf zu

drängen, für den sie nicht geeignet sind. Ellen Key mahnt: „Eltern dürfen nie erwarten, dass ihre eigenen höchsten Ideale auch die der Kinder werden.“ (Key 1905, S. 182) Es ist die gleiche Problematik wie in *Der Vorzugsschüler*, aber mit gutem Ausgang. Der junge Peter, die Hauptfigur in der Erzählung, hat sozusagen Glück, dass seine Eltern zu arm sind, um ihn studieren zu lassen. Sie hätten den Sohn, der allerdings sehr gescheit ist und in der Schule nur gute Noten hat, gern als Minister, Hofrat oder Steuereinnehmer gesehen (vgl. Starnfeld 1911, S. 46). Aber sie sind „arme Leute“, ein Ausdruck, den die Eltern schon dem Kind gegenüber immer wieder verwenden, wenn es sich etwas wünscht, was für sie zu teuer ist. Und so geht der Bub in die Bürgerschule und lernt anschließend Kunsttischlerei.

Peter ist glücklich und zufrieden in seinem Beruf. Die Eltern können lange nicht begreifen, dass einer damit zufrieden sein kann, nur Arbeiter zu sein. Sie haben sogar das Gefühl, dass Peter „schweres Unrecht“ (ebd. S. 47) geschieht, und jammern und bedauern ihren Sohn. Aber Peter ist ein tüchtiger Arbeiter, bald hat er es zu Wohlstand, einem Haus und einer eigenen Werkstatt gebracht. Er heiratet seine Jugendliebe und holt seine alten Eltern zu sich. Die Erzählung schließt mit den Worten: „Peters Eltern aber bezogen dankbaren Herzens die netten Stuben, die ihnen Peter eingerichtet, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute zufrieden bei ihrem wackeren Sohne, dem ‚Kinde armer Leute!’“ (ebd. S. 52)

Die Geschichte mag ebenso als Rehabilitierung des Arbeiterstandes wie als Trost für „arme Leute“ gelten, deren Kinder „nur“ Arbeiter werden können. (Vgl. auch *Pickerl*.)

Dass Peter Kunsttischler wird, hat seine Bedeutung. Als das Buch 1911 erschien, waren Jugendstil und die Wiener Werkstätte in voller Blüte. Dazu passt auch die Ausstattung des Buches. (Abb.35. Vgl. auch die kunstvolle Ausstattung des Buches in Abb. 36 – 38.)

Auch **Starnfelds** Erzählung ***Pickerl. Ein lustiges Wiener Märchen*** müsste in diesem Abschnitt erwähnt werden, denn der junge Mann geht selbständig in die Welt und baut sich seine Existenz auf und auch er holt die alten Eltern zu sich in sein Haus. Ihm ist der Weg in die Autonomie geglückt.

Ferdinand Hanusch . ***Lazarus*** (1912) ist ein Bildungs- und Entwicklungsroman mit stark autobiografischen Zügen, in dem Hanusch seinen Aufstieg beschreibt und zeigt, „wie notwendig Organisierung und Bildung für jeden einzelnen Proletarier und proletarisierten Kleinbürger waren.“ (Botz in: Stainінger 1973, S. 35.)

Der Roman ist um vieles realistischer als andere Bücher, die das Schicksal von Jugendlichen aus den ärmsten Gesellschaftsschichten beschreiben. Der Großteil der Handlung spielt in Finkenstein in Schlesien, die Zeit ist die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die

Hauptfigur, Lazarus Gebauer ist der jüngste von vier Brüdern, der Vater war Leinenweber und ist zwei Wochen vor der Geburt des Sohnes gestorben.[27]

Zu Gerhard Hauptmanns Drama „Die Weber“ (1892) besteht in stofflicher Hinsicht eine Verbindung. Hanusch hat Hauptmann sehr bewundert, hatte aber nie das Glück, ihn persönlich zu treffen (vgl. Ferdinand Hanusch 1924, S. 95f). Zum Unterschied von Hauptmann kämpft Lazarus zunächst als einzelner, Hauptmanns Weber treten als Kollektiv auf. (Vgl. Botz in: Stainінger 1973, S. 33. Noch größer ist die Ähnlichkeit zwischen Hauptmanns „Die Weber“ und Hanusch’ „Der Weber-Seff“. Ebd.)

Den Namen Lazarus bekommt die Hauptfigur, weil er wie der biblische Lazarus aussieht, nachdem ihn die Geburtshelferin gewickelt hat. Es war damals üblich (in ganz Europa über Jahrhunderte hinweg), die Kinder gleich nach der Geburt von oben bis unten, auch den Kopf, mit Bandagen steif einzuwickeln. Dass die Mutter über das Kind nicht glücklich ist, ist auch keine Seltenheit (vgl. deMause 1978). Möglicherweise kam die Anregung für den Namen auch von Karl Marx, der von einer „Lazarusschicht der Arbeiterklasse“ spricht (Botz in: Stainінger 1973, S. 36).

Als Lazarus sieben Jahre alt ist, hat sich die finanzielle Situation der Familie so weit gebessert, dass alle satt werden können, es gibt im Haus keinen „unnützen Esser“ (Hanusch 1912, S. 9). Die Mutter ist stolz auf ihre vier Kinder. Die älteren Buben arbeiten auswärts, Lazarus muss die Ziege hüten und für die Mutter, die am Webstuhl arbeitet, die Spulen machen.

> Die letztere Beschäftigung war dem kleinen Knirps sehr verhaßt, aber Frau Gebauer verstand in solchen Dingen keinen Spaß. Resolut, wie sie war, duldete sie keinen Widerspruch; wurde er einmal gewagt, so setzte es eine Tracht Prügel ab, die die Kinder, selbst die größeren, nicht wenig fürchteten. (Ebd.)

Frau Gebauer betrachtet ihre Kinder als ihr persönliches Eigentum – auch das war die allgemeine Ansicht der Zeit – und protestiert, als ihr Jüngster in die Schule gehen muss.

> Sie konnte nicht begreifen, dass es außer ihr noch eine Gewalt geben konnte, welche sich ein Bestimmungsrecht über ihre Kinder anmaßen dürfte. Ihr Standpunkt war: Ich habe die Kinder geboren, habe sie mühselig erzogen, ohne daß mir jemand helfend beigesprungen wäre, folglich habe ich allein das Recht, über meine Kinder zu bestimmen. (Ebd. S. 11f)

[27] Hanusch stammte aus Oberndorf bei Wigstadtl in Schlesien; er hatte drei Brüder, sein Vater war Leinenweber und starb bald nach der Geburt Ferdinands. Hanusch hat auch einige seiner Bekannten mit leicht veränderten Namen in der Handlung verewigt. (Vgl. Botz in: Stainінger 1973, S. 36.)

Trotz der rauhen Schale liebt die Mutter ihre Kinder. Sie weint, als Josef, der älteste, von zu Hause weggeht. Und als Hans an einer Lungenkrankheit stirbt, sinkt die Mutter „schluchzend auf den toten Sohn und gab ihm all die Küsse mit ins Grab, mit denen sie bei ihren lebenden Kindern so sparsam war." (ebd. S. 61).

In den Ferien vor seinem letzten Schuljahr muss Lazarus mit seinem Bruder Franz am Bau arbeiten. Seine Mutter hat das so bestimmt und da gibt es keine Widerrede. „Frau Gebauer war nicht gewöhnt, ihre Kinder um eine Meinung zu fragen. Kinder durften nach ihrer Ansicht überhaupt keine Meinung haben. Sie hatten das zu tun, was sie für gut befand, auf eine Diskussion ließ sie sich nicht ein." (ebd. S. 88).

Die beiden Söhne müssen jeden Kreuzer, den sie verdienen, ihrer Mutter geben. Mit 19 Jahren will Franz nicht mehr alles Geld zu Hause hergeben, er hat sich in ein Fabriksmädchen verliebt. Die Mutter ist gegen diese Verbindung; er soll sich eine suchen, die eine Mitgift bringt, schließlich haben sie ein Haus, da kann er schon Ansprüche stellen. Franz lässt sich nichts dreinreden. Lazarus kriegt den Ärger der Mutter zu spüren, auch deshalb, weil er noch nicht arbeiten gehen kann, der Ortsschulrat hat die Befreiung vom Schulbesuch abgelehnt. Der Bub empfindet die Ungerechtigkeit und weist die Bitte der Mutter, ihr am Abend vorzulesen zurück.

> In dieser Nacht hörte Lazarus die Mutter weinen. Es tat ihm in der Seele weh, daß er ihre Bitte abgeschlagen und die Vorlesung verweigert hatte. Lazarus nahm sich vor, den Fehler am nächsten Abend gut zu machen.
> Am nächsten Abend saßen alle drei auf der Ofenbank und weinten. (Ebd. S. 97f)

Sie haben die Nachricht bekommen, dass Josef, der älteste, der zum Militär gegangen war, in Bosnien gefallen ist (vgl. ebd. S. 98).

Nach Beendigung der Schulpflicht arbeitet Lazarus in einer Fabrik. Ohnheiser lädt ihn eines Tages in den sozialistischen Arbeiterverein ein. Die Mutter verbietet Lazarus hinzugehen, er geht aber trotzdem. Das ist sein erstes, allerdings stillschweigendes Aufbegehren.

Ohnheiser wird für Lazarus zum Mentor. Die Gespräche mit ihm und die Bücher, die er vom Verein geborgt bekommt, tragen zu seiner Entwicklung bei, und nach und nach reift in ihm der Wunsch, von zu Hause wegzugehen und die Welt kennen zu lernen. Von einer so autoritären Mutter kann er sich aber nur mit Gewalt losreißen. Darum geht er eines Tages von zu Hause fort nach Wien, ohne ihr etwas zu sagen. Die Mutter verkraftet die Trennung nicht. Sie wird krank, kann nicht mehr arbeiten und sitzt den ganzen Tag auf der Türschwelle, schaut die Straße hinauf und hinunter und hofft, dass Lazarus wiederkommt. An dem Tag, an dem Lazarus von der Polizei von Triest zurückgebracht wird, wird seine Mutter begraben (vgl. ebd. S. 214f. Siehe auch Kapitel STAAT).

I. B. 2. Periode: 1918 – 1938

1. Das positive Elternbild

Anton Afritsch ist einer der wenigen Schriftsteller, die nach dem Ersten Weltkrieg in einem Jugendbuch direkt von den Auswirkungen des Krieges auf die Familie sprechen. Seine Sammlung ***Ins neue Leben*** (1951) ist 1919 entstanden und sollte offensichtlich den Jugendlichen Mut zu einem Neuanfang machen. 1949 wurden die Erzählungen mit der gleichen Intention von Anton Tesarek mit einem Vorwort im Verlag Jungbrunnen neu aufgelegt. Der Titel ist programmatisch: Auf der Basis der sozialdemokratischen Idee soll ein neues, besseres Leben beginnen.

Die erste Erzählung, wie der Gesamttitel ebenfalls Ins neue Leben überschrieben, betont die Wichtigkeit der männlichen Autorität für die Erziehung der Knaben. Franz, 13 Jahre alt, ist auf die schiefe Bahn geraten, weil die einzige Autorität, die er anerkennt und die ihn hätte halten können, der Vater, im Krieg ist. Franz hat noch zwei kleine Geschwister, die Mutter muss arbeiten. Sie ist überlastet und erschöpft und nicht stark genug, den Buben positiv zu beeinflussen.

Es beginnt mit Schulschwänzen, dann schließt sich Franz anderen Jugendlichen an. Dem ständigen Schimpfen der Erwachsenen, das in ihm nur Trotz auslöst, steht die Anerkennung in der Peergroup gegenüber. In dem Führer der Gruppe findet der Jugendliche eine neue Autorität. Franz kommt mit dem Gesetz in Konflikt.

Die Geschichte geht gut aus, weil der Vater zurückkommt. Er liebt seinen Sohn, trotz allem, was er über ihn gehört hat. Und der Sohn liebt seinen Vater, bereut sein bisheriges Leben und ändert sich. Er geht wieder in die Schule und nachmittags in einen Hort.

Das ist eine klare Propaganda für das sozialistische Betreuungsmodell.

Es klingt allerdings etwas unrealistisch, dass Franz es sich gefallen lässt, dass der Vater ihn in die Schule begleitet und von dort abholt, damit seine ehemaligen Kumpel ihn nicht wie früher vom Schulbesuch abhalten.

A. Th. Sonnleitner (Alois Tluchor) vertrat als Pflichtschullehrer in all seinen Schriften die Interessen der armen Bevölkerung, nicht nur durch Forderungen an den Staat oder die Gemeinde (z. B. nach Kinderhorten), er wendet sich vor allem mit einem entschiedenen „Hilf dir selbst!“ direkt an die Armen. In diesem Sinne sind seine Werke Charaktererziehung und Werkerziehung in einem. Die drei Bände ***Die Hegerkinder*** (1923 – 1927) sind großteils autobiografisch, ebenso wie die ***Koja***-Bände. Nach den

Erscheinungsdaten der EA zu schließen, dürfte Sonnleitner gleichzeitig oder abwechselnd an beiden Serien gearbeitet haben, wobei die *Hegerkinder* positive und vielleicht etwas idealisierte Eltern haben, die *Koja* Serie ein negatives und vielleicht realistischeres Bild von Kindheit zeigt.

Der Vater der Hegerkinder ist Förster, also eine Amtsperson. Sein hohes Ansehen leitet sich aber nicht nur von seinem Beruf her, sondern auch von seiner Persönlichkeit. In seiner Arbeit ist er gewissenhaft und für seine Kinder ist er der perfekte Erzieher. Die Mutter ist liebevoll aufopfernd und dem Mann ergeben. Zwei Dinge gibt es in dieser Familie nicht: Müßiggang und Ungehorsam. Als die Mutter eines der Kinder vom Spielen wegruft, heißt es: „Schwer trennte sich das Kind vom Küken, aber, aufs Wort zu folgen gewöhnt, half es der Mutter“. (Sonnleitner 1923, S. 101)

Dem Thema Gehorsam ist einer der Elternabende gewidmet, die Sonnleitner[28] an seiner Schule (möglicherweise auch an anderen) gehalten hat und die unter dem Reihentitel *Elternkonferenzen und Elternabende* gedruckt wurden. Der betreffende Vortrag trug den Titel: *Gehorsam als Mittel zur Charakterbildung* (3. Heft, 1921). Sonnleitner postuliert, dass die Kinder von klein auf lernen sollen, den Eltern zu gehorchen, dann gehorchen sie später auch ihrem Gewissen und tun immer das Richtige. Was Sonnleitner meint, wenn er „dem Gewissen folgen“ sagt, ist die durch Gehorsam anerzogene und nun freiwillige Entscheidung im Sinne der Verantwortung.[29]

Der zweite Schwerpunkt in Sonnleitners Erziehungssystem ist die Arbeit, die Freude am Schaffen. Sie hat für Kinder den zweifachen Nutzen, dass sie keine Zeit haben, Unsinn zu treiben, und dass das Ergebnis ihr Selbstbewusstsein stärkt, besonders, wenn sie unmittelbar Brauchbares herstellen. Im 2. Band (***Die Hegerkinder in der Lobau***, 1924) kommen die Neffen Franzel und Sepperl in die Familie des Försters dazu. Sie sind jetzt Waisen, ihr Vater ist schon vor längerer Zeit gestorben und zwar infolge seiner Trunksucht durch einen Unfall beim Bäume fällen. Nun ist auch die Mutter gestorben. Der schlechte Charakter und das schlechte Vorbild des Vaters kommt in Franz, dem älteren, zum Durchbruch: Er hat das Gewehr seines Vater mitgenommen und will es nicht hergeben, und er träumt davon, selbst auf die Jagd zu gehen bzw. zu wildern. Der Heger erkennt die Gefahr und versucht den Buben durch Güte von seinem Vorhaben abzubringen, andererseits versteht er es, die Wildererpläne seines Neffen ohne viel Aufhebens zu vereiteln: Der Bub möchte gern im Kuhstall schlafen

[28] Die Vorträge hielt und veröffentlichte er natürlich unter seinem richtigen Namen Tluchor; der Einfachheit halber wird in dieser Arbeit aber der bekanntere Name Sonnleitner beibehalten.

[29] Sonnleitner beruft sich nicht auf die Lehre S. Freuds und nimmt auch nirgends dazu Stellung.

(wo er nachts unbemerkt davonschleichen kann), aber der Vater bringt die Neffen auf dem Dachboden unter, von wo man nur über eine knarrende Treppe ins Freie kommt.

In allen Büchern Sonnleitners fällt auf, dass jede Arbeit sofort in Angriff genommen wird. Gleich am ersten Tag beginnen alle Buben unter der Anleitung des Vaters auf dem Dachboden aus Holz einen Schlafraum abzuteilen und Bettgestelle zu zimmern. Dabei stellt sich heraus, dass Arbeit ein Allheilmittel auch gegen Traurigkeit ist. Während der Arbeit „‚vergessen's ganz, daß no vorgestern arme Waserln waren. Es gibt nix Besseres gegen die Traurigkeit als arbeiten, schaffen.“ (Sonnleitner 1924, S. 36).

Im 3. Band (***Die Hegerkinder im Gamsgebirg***, 1927) sind alle vier Kinder Waisen. Die Frau des Hegers ist an einer Krankheit gestorben, den Heger selbst hat ein Wilderer, den der Heger auf frischer Tat ertappt hat, erstochen.

Die Kinder bekommen den Schuster, den Moasen-Thomerl, als Vormund. Aber der ist zu arm, um sie alle vier bei sich zu behalten. Nur Liesel, die noch ein Jahr in die Schule gehen muss, bleibt bei ihm. Bertel ist schulmündig und möchte gern Lehrer werden, aber in „seiner Armut unfrei“ (Sonnleitner 1927, S. 9) fügt er sich in den Plan der Erwachsenen, die, so weit es geht, doch auf seine Neigung Rücksicht nehmen, und wird Forstpraktikant. Sepperl, der auch noch schulpflichtig ist, geht zu einem anderen Bruder seines Vaters ins Gamsgebirg. Nur Franzel macht dem Schuster Sorgen. Der Vater des Buben war willensschwach und ist jeder Versuchung erlegen, der Bub könnte auch so werden und zeigt schon deutliche Anzeichen.

Im Verlauf der Handlung zeigt der Autor immer wieder Situationen, die Franz in Versuchung führen, z. B. als er fünfzig Gulden findet und das Geld behalten will, um sich ein Gewehr zu kaufen. Aber hier zeigt sich, dass gute Vorbilder und die bisher genossene Erziehung auch Früchte tragen: Nach einer Nacht voller Gewissensbisse trägt Franz den Fund zur Polizei. Danach spricht sich die Ehrlichkeit des armen Waisenknaben herum, der nicht einmal einen Finderlohn nehmen will, und er bekommt deshalb eine Lehrstelle bei einem Schlosser angeboten. Ein zweites Mal erliegt er der Versuchung, als er in einem Weingarten Trauben stehlen will. Der Schuss eines Feldhüters (der gar nicht dem Buben gegolten hat; der Feldhüter hat ihn nicht bemerkt) vertreibt ihn aus Perchtoldsdorf, er flieht ins Gamsgebirge zu seinem Onkel und Bruder. Dort aber lauert eine neue Gefahr in der Gestalt des Moahr-Vetters, eines Trinkers. Dieser Umgang im Zusammenhang mit Franzels Erbanlagen, an die alle glauben und die sehr ernst genommen werden, macht allen Erwachsenen wieder Sorgen. So kommt Franzel wieder zurück nach Perchtoldsdorf in die Schlosserlehre. Liesel hat in der Nähe einen Platz für eine Schneiderlehre bekommen und sie wird auf ihn aufpassen. Bertel gibt das Forsthandwerk auf und wird mit Unterstützung eines befreundeten Studenten Lehrer.

Sonnleitner warnt in dieser Erzählung vor den größten Gefahren für Jugendliche, dem Stehlen, auch in der Form von Wildern, und dem Alkohol. Er glaubt an die Macht der Erbanlagen, zeigt aber, dass die Gefahr durch die richtige Erziehung abgewendet werden kann. Am Ende sind alle vier Hegerkinder, auch die Neffen mit der erblichen Belastung, anständige junge Menschen geworden. Die Erziehung ist unter anderem deshalb gelungen, weil die Erzieher miteinander in Verbindung waren. In diesem Zusammenhang hat Sonnleitner dem österreichischer Anatom Prof. Hyrtl, der in Mödling ein Waisenhaus gegründet hat, ein Denkmal gesetzt (vgl. Sonnleitner 1927, S. 13).

Während Sonnleitner jede politische oder ideologische Festlegung vermeidet, vertritt **Margarete Seemann** klar den christlichen Standpunkt. Ihr Neffe schreibt über sie:

> In diesen Erzählungen werden entscheidende und ergreifende Momente im Leben junger Menschen geschildert. Auch hier – wie in allen ihren Erzählungen – bringt Margarete Seemann Lebens- und Verhaltensregeln, wobei sie von den jungen Menschen moralische Größe, Keuschheit, Eltern- und Nächstenliebe fordert und Ehrgeiz sowie die Gier nach Anerkennung tadelt. Vor dem Hintergrund einer kärglichen und armen Umwelt läßt die Dichterin die jugendlichen Hauptfiguren durch leidvolle und bittere Erfahrungen Bewährungsproben bestehen und dadurch an ihrem Schicksal wachsen. Die Schicksale dieser jungen Menschen werden zartfühlend und liebevoll geschildert. Deutlich ist spürbar, daß diese Geschichten von einer willensstarken, großen und kinderliebenden Persönlichkeit mit einem weiten Herzen voll positiver Empfindungen stammen. (Otmar Seemann 1989, S. 62)

Zu den schwierigen Umständen, unter denen viele Jugendlich in den 30er Jahren aufwachsen, gehört das Fehlen eines Elternteils. In der Erzählung Die Unverträglichen aus der Sammlung ***Unterwegs*** (1935) wachsen die Kinder ohne Vater auf und die ältere Tochter, die 16jährige Sophie, muss manchmal die berufstätige Mutter vertreten und auf die Zwillinge Anna und Lotte aufpassen. Die beiden jüngeren Mädchen streiten ununterbrochen. Selbst die Mutter hat es schwer mit ihnen.

In dieser Erzählung geht es nicht darum, dass die Schwester nicht die Autorität der Mutter hat (vgl. die Erzählung Der begrabene Mund in *Der Winkelmatz und andere Kameraden*), hier wird sie von ihrer Leidenschaft für das Lesen überwältigt. Sie verspricht zwar der Mutter, auf die Zwillinge aufzupassen, aber wenn sie mitten in einem Buch ist, vergisst sie alles um sich herum. Ihrer Mutter macht auch das Sorgen, dass Sophie von ihrer „Lesewut“ völlig beherrscht wird (ebd. S. 11f).

Eines Abends sitzen die drei Mädchen an einem Tisch; die Mutter ist nicht zu Hause, die Zwillinge sollen Aufgaben machen. Sophie ist so in ihr Buch vertieft, dass sie nicht merkt, dass sich ein Kampf zwischen den Jüngeren anbahnt. Sie will ihre Traumwelt nicht verlassen,

will nicht wissen, was um sie herum vorgeht. Bis eines der Mädchen den Atlas nach der anderen schleudert, aber der Wurf geht fehl, der Atlas fährt durch die gläserne Tür der Kredenz. Nun erst kehrt Sophie in die Realität zurück. Alle drei sind starr vor Schreck.

„ ‚Du hast geworfen! D u bist schuld daran!' " balgen sich die Zwillinge aufs neue. Die Schlachtstimmung flammt wieder auf. Aber da geschieht das Unerwartete: Sophie sagt ernst und streng: „ ‚I c h bin schuld – ich hätte auf euch aufpassen sollen.' " (ebd.S.20, Hervorhebung im Text).

Die Mutter ist später der gleichen Meinung und bestraft zwar alle drei Kinder, Sophie aber am härtesten, obwohl die Zwillinge versuchen, sie von Schuld freizusprechen. Aber die Mutter bleibt diesmal hart, sie muss den Kindern zeigen, dass ihr Verhalten Konsequenzen hat. Das Schuldgefühl, das nicht gemildert wird, und die gemeinsame Strafe versöhnen die Geschwister miteinander und von nun an vertragen sie sich.

Eine andere Erzählung aus derselben Sammlung, Friedl Kraus, zeigt Eltern, die zu nachsichtig sind. Es geht der Autorin darum, menschliche Werte in einer materiell orientierten Welt zu bewahren. Sie sieht nach dem Ersten Weltkrieg in den Möglichkeiten für Frauen, Karriere zu machen, eine neue Gefahr für die Familien. In dieser Erzählung resultiert der Aufstieg der Tochter zur Komponistin in einer völligen Missachtung des vierten Gebots. Die Familie lebt in einer kleinen Wohnung, der Vater arbeitet schwer, aber die Eltern ordnen ihr Leben ganz dem der Tochter unter. Diese nimmt alles als selbstverständlich, denkt nur an sich und ihre Karriere und merkt nicht, dass die Eltern immer stiller und bedrückter werden. Friedl tut den Eltern nicht aktiv etwas Böses, sie existieren für sie einfach nicht. Erst als die Tochter zufällig den Eintrag im Tagebuch der Mutter liest: „ ‚Friedls erstes Konzert; wir haben eine Künstlerin, aber wir haben kein Kind mehr.'" (ebd. S. 41), kommt sie zur Besinnung und ändert ihre Haltung den Eltern gegenüber.

Über das Leben von **Robert Skorpil** sind nur Aussagen von ihm selbst zugänglich. 1935 (b) gab er unter dem Titel ***Sturm in die neue Zeit*** eine Sammlung von nicht-fiktionalen, an die Jugend gerichteten Aufsätzen heraus, an deren Ende er einige Sätze über sich schreibt:

> Ich stehe als Richter in einer gesicherten Lebensstellung. Das genügt mir. Auf Reichtum und Ehrungen lege ich keinen Wert und ich weiß ganz gut, daß ich so manche günstige Gelegenheit für äußere Erfolge verpaßt oder ausgeschlagen habe, weil mir anderes wichtiger erschien. [...]
>
> Erziehung, Menschenkunde, Arbeit für Jugend und Volk waren immer meine „Steckenpferde". Heute steht es so, daß ich – fast ohne mein Zutun – auf allen Gebieten, die in diese „Steckenpferde" einschlagen, zur Mitarbeit gerufen werde. Jugendrichter, Amtsleiter eines Jugendfürsorgevereins, Jugendbewegung, Unterricht an einem Gymnasium, Mitherausgeber der größten Jugendzeitschrift „Jung-

> Österreich“ ..., ich kann den Ersuchen um Vorträge und Beiträge schon lange nicht mehr nachkommen. (Skorpil 1935 b, S. 261)

Es ist immer wieder erstaunlich, dass die Werke einer zu ihrer Zeit offenbar sehr bekannten Persönlichkeit (s. auch Wilhelm Fischer) heute völlig vergessen sind (s. Kapitel STAAT). Skorpils Jugendroman ***Alban springt ins Abenteuer*** (1935 a) ist heute kaum noch aufzutreiben. Und obwohl der literarische Wert zweifelhaft ist, verdient das Werk, ein Schlüsselroman, einige Aufmerksamkeit nicht nur wegen der Illustrationen von Sido von Schrom (s. Heller S.370), sondern auch wegen des inhaltlichen Konzepts, das man am ehesten als technische Utopie bezeichnen würde.

Die Handlung des Romans ist sehr komplex: Gegenwart und Vergangenheit (Erinnerungen), Realität und Fiktion, utopische Elemente und Science-fiction und mehrere Handlungsstränge sind miteinander verwoben.

Die Hauptfigur ist Alban Sucher, ein 16jähriger Gymnasiast. Er lebt mit seinem Vater Dr. Bernhard Sucher, einem Erfinder, und einer Haushälterin in einer Stadt (vermutlich Innsbruck). Die Mutter ist zwölf Jahre zuvor spurlos verschwunden. Wie sich am Schluss herausstellt, wurde sie von Japanern entführt, die damit Dr. Sucher zur Herausgabe der Unterlagen und Formeln zu den von ihm erfundenen Waffen zwingen wollten (s. Kapitel STAAT und KRIEG).

Zwischen Vater und Sohn ist das Verhältnis durch das Fehlen der Mutter besonders innig geworden. Aus der Sicht des Jüngeren wird Dr. Sucher so beschrieben:

> Groß und gewölbt erhob sich die Stirne über den graublauen Augen mit den feingezeichneten Brauen [...]. Zwischen den Brauen hatten Forschen und Sinnen eine steile Falte eingemeißelt, die oben von einer kurzen Querrinne durchschnitten wurde.
>
> Das war das Kreuz, das immer wieder die Blicke der Menschen anzog, die mit Doktor Sucher sprachen. Darunter die feine Nase, die von vorne gesehen gerade erschien wie die einer griechischen Statue, während sie von der Seite betrachtet, eine kühn vorstoßende Linie zeigte.
>
> Dann der etwas große, aber ungemein ausdrucksvolle Mund mit dem wellenförmigen Schwung der Oberlippe. Dieser Mund, der immer zu sprechen schien, auch wenn die Lippen fest geschlossen waren, um den sich zwei Furchen legten, die von gütiger Festigkeit kündeten und zugleich von viel stillertragenem Schmerz. – Alban bewunderte seinen Vater. (Skorpil 1935a, S. 12f)

Das Kreuz auf der Stirn des Vaters und die Verbindung von Kreuz und Griechentum, sind symbolisch; einerseits hat der Gelehrte ein schweres Kreuz zu tragen, andererseits sind in seiner Persönlichkeit, in der Figur des christlichen Gelehrten, griechische Kultur und Christentum auf das Beste verbunden.

Für den Sohn ist der Vater in jeder Hinsicht Autorität, wissenschaftliche und moralische Instanz; „autoritativ“ aber nicht „autoritär“, wie Skorpil in seiner Schrift ***Um die***

Jugend unterscheidet. Er tritt entschieden für die Notwendigkeit von Autorität in der Erziehung ein.

> Wir teilen nämlich nicht eine weite Kreise beherrschende Ansicht, die auf eine Absetzung des Autoritativen überhaupt hinausläuft. [...] Nicht die Autorität hat sich „überlebt", ist wertlos geworden; dies gilt von der falschen Pose der Autorität, von einer autoritären Haltung, die einst sinnvoll war, in unserer geänderten Zeit aber zur entseelten Maske geworden ist. Gerade unsere Zeit verlangt nach Autorität, aber nach echter, und sie verlangt sie in einer Haltungsform, die zeitgemäß ist. [Der letzte Satz ist gesperrt gedruckt.] (Skorpil 1930, S. 34)

Eine solche zeitgemäße Haltungsform stellt Skorpil in seinem Roman dar. Der Vater nimmt seinen Sohn ernst, der Sohn ist dem Vater gegenüber respektvoll, aber nicht unterwürfig. Sie sind gegen einander ehrlich, aber jeder respektiert auch die Gefühle und die Privatsphäre des anderen. Das zeigt sich zum Beispiel in der Szene, in der der Vater eines Abends Alban (er liegt nach einem Schiunfall im Bett) die Erinnerungsstücke an die Mutter zeigt. Darunter befindet sich ein Medaillon mit dem Bild des heiligen Antonius, das die Mutter dem Kind in einer schweren Krankheit um den Hals gehängt hatte. Als der Vater wieder alles zusammenpackt, fehlt das Medaillon.

> Der Vater ging hinaus und schloß die Tür. Sie hatten beide vom Medaillon nicht mehr gesprochen. Doch der Vater wußte: Alban wollte es behalten, hatte aber nicht gewagt, darum zu bitten. Weil er es wohl für nicht ganz „männlich" hielt, ein frommes Anhängsel zu tragen. Und Alban wußte: Der Vater hatte das Andenken nicht vergessen gehabt. Er hatte es ihm gelassen. Und er war so zartfühlend gewesen, nicht mehr danach zu fragen.
> Sie verstanden sich gut, die beiden. (Skorpil 1935a, S. 168)

Eine der Erfindungen Dr. Suchers spielt in dem Roman eine zentrale Rolle.[30] Es handelt sich um eine Maschine, die Gedanken und Gefühle von einer Person auf eine andere übertragen kann, wobei der Empfänger auch die damit verbundenen Ereignisse erlebt, die vom Sender unabhängig sind und die er gar nicht weiß. Alban stellt sich seinem Vater als Versuchsobjekt zur Verfügung, was großes Vertrauen auf beiden Seiten voraussetzt. Mit Hilfe dieser Erfindung kann Alban Robinson Crusoe auf seiner Insel erleben. Und schließlich hilft ihnen die Maschine auch Albans Mutter zu finden.

Stilistisch ist der Roman nicht besonders geglückt. Die vielen Belehrungen sprengen die Handlung. Zwar spannt sich ein Bogen um das Verschwinden und Wiederauftauchen von

[30] Viele der im Roman erwähnten Erfindungen sind heute verwirklicht, z.B. Türen, die von selbst aufgehen, wenn man sich ihnen nähert; ein Röntgenapparat, der versteckte Waffen anzeigt, und holographische Figuren waren zur Entstehungszeit des Romans (1935) für den durchschnittlich gebildeten Leser utopisch. Vorarbeiten und Pläne könnten aber schon existiert haben. Es ist nicht feststellbar, ob Skorpil mit Wissenschaftlern seiner Zeit Kontakt hatte. In *Pasubio* ist die Hauptfigur, die Züge Skorpils trägt, Naturwissenschaftler.

Albans Mutter, aber der Autor baut so viele triviale Handlungselemente ein, dass sie die Spannung zerstören.

Bemerkenswert in Skorpils Romanen und Erzählungen sind die sprechenden Namen seiner Figuren. Albans Vater, der Erfinder, der seine entführte Frau sucht, und sein Bruder, der Detektiv, heißen Sucher. Ein Feinmechanikerlehrling, der Dr. Sucher bei der Konstruktion der Maschinen hilft, heißt Hammer. Wahrscheinlich ist der Vorname Alban („der Weiße“?) eine Anspielung auf den reinen Charakter der Hauptfigur. Und Albans Gegner in der Schule heißt Zeno Norgler – nicht Nörgler, aber die Assoziation liegt nahe. Auch die Anfangsbuchstaben der Vornamen A und Z sind nicht zufällig. Ebenso auffallend ist, dass in dem ganzen Roman nicht ein einziges Mädchen vorkommt. Von den Nöten einer ersten Liebe ist der Sechzehnjährige offenbar verschont.

Die beiden hier besprochenen Bücher von **Maria Grengg**[31] gehören zu der in Österreich spärlich vertretenen Gruppe der Mädchenbücher. In beiden geht es um Mutterschaft und Naturverbundenheit, Themen, die im Nationalsozialismus sehr beliebt waren. Die sechzehnjährige Edith in ***Edith ganz im Grünen*** (o.J.) ist Halbwaise und bei ihrer Tante, genannt Mim, die Ärztin ist und auf einem kleinen Gut in der Steiermark lebt, aufgewachsen. Mit dem Eintritt ins Gymnasium ist das Mädchen in die Stadt übersiedelt und lebt nun mit seinem Vater, der im Krieg verletzt wurde und kränklich ist, und einer anderen Tante in einer engen Wohnung. Edith kann jetzt nur in den Ferien zu ihrer Tante Mim fahren. Sie leidet als „Landkind“ sehr unter der Öde der Stadt und vermisst „die heilende Wirkung der Natur“ (Edith ganz im Grünen, S. 49).

In den Ferien nach der sechsten Klasse erlebt Edith ihre erste Liebe. Zwei Burschen bemühen sich um sie: Kurt, der im Haus der Ärztin als Knecht arbeitet und daneben Forstwirtschaft studiert, und Fritz Kiebitz, der aus der Stadt kommt und nur auf Besuch bei seinem Onkel Eisenschien ist.

Die Figuren der Erzählung sind Stereotypen und bilden zwei Gruppen: die authentischen, einfachen, der Natur verbundenen, guten und sympathischen Menschen und die unechten, gekünstelten, unsympathischen, verstädterten. Es gibt keine fortlaufende Handlung, sondern nur einzelne Episoden, die dazu dienen, die Figuren zu charakterisieren und die Gruppen voneinander zu unterscheiden.

[31] Maria Grenggs Nähe zum Nationalsozialismus hat Ursula Beck in ihrer Diplomarbeit ausführlich beschrieben. (Beck 1989)

Fritz steht zwischen den Gruppen. Er kommt aus der Stadt, liebt die Technik (sein Motorrad) mehr als die Natur und ist ein Geck und Angeber. Er hat aber einen guten Kern, das spürt Edith, und er beeindruckt das Mädchen anfangs durch seine guten Manieren, während ihr Kurt grob erscheint. Fritz hat es auch von Anfang an darauf abgesehen, Edith zu erobern, macht sich aber mit seinen Übertreibungen, die Edith natürlich sofort durchschaut, lächerlich. Und als Kurt sie auch noch aus der brennenden Schreckmühle rettet, entscheidet sie sich für ihn als den „Richtigen".

In ihrer Tante findet Edith eine Stütze in ihren emotionalen Turbulenzen. Zunächst spürt das Mädchen nur eine unbestimmte Sehnsucht und dieses Gefühl ist ihr neu. Die Tante weiß längst, was in Edith vorgeht. Sie führt das Mädchen in den Stall, wo die Kuh gerade ein Kalb bekommt.

> „Komm", rief Frau Doktor, „es ist das alles etwas sehr Wunderbares. Komm nur", sagte sie und schaute ihr Pümmerkind, das zu ihr getreten war, mit den guten klaren Frauenaugen an. „Es ist etwas sehr Heiliges und Rührendes so eine Mutter, die ihr Kindlein im Leibe ruhen hat. [...]"
>
> „Pümmerlein", knurrte Kurt, der das Kuhhaupt kraulte, zum so und sovielten Male an diesem Tag und ärgerte sich, daß ihm schon wieder so was lächerlich Warmes brustwärts zum Halse herauf schwemmte. Als er nämlich das in dem goldstäubigen Licht so ganz besonders liebe, junge Gesicht ernst und andächtig an das graue Fell des Tierleibes gelehnt sah. Als die blauen Mädchenaugen so klar und rein und ergriffen aufschauten.
>
> [...] „Ja, ja, so fein und reinlich sollte alles im Leben sein", spürte der große Junge glücklich. So feine, ehrliche Frauen wie seine Doktorin sollten hinter allen jungen Menschen stehen. (Grengg 1934, S. 87f)

Auch Kurt spürt längst, dass er Edith liebt, will es aber nicht wahrhaben. Er und Edith sind zuerst aufeinander eifersüchtig, weil jeder meint, dass der/die andere ihr/ihm die Liebe der Tante wegnimmt.

Die Tante redet weiter:

> „ [...] Ich habe als Ärztin so vielen Menschenmüttern schon geholfen, wenn sie ihre Kinder zur Welt gebracht haben. Nur dumme und armselige Menschen reden häßlich von den Dingen neuen Werdens. Sie sind überall bei Mensch und Tier und Pflanze gleich heilig. Mütter sind immer etwas Heiliges in ihrer schweren Stunde. Höre niemals auf Menschen, die anders davon reden, Pümmerkind, liebes."
>
> Das helle, kindhafte Mädchengesicht leuchtete im Dunkel zur Tante herüber. „Die Mädel bei uns in der Schule reden so oft über das alles. Eigentlich gar nicht schön. Eigentlich häßlich reden sie über so etwas. Auch über Liebe und das alles tuscheln sie viel. Auch nur so mit Witzen und Lachen. Aber gelt, Mim, es ist doch schön? Und man kann sich darnach [sic] sehnen?"
>
> „O ja", sagte die Frau und streichelte das forschende Mädchengesicht, „es ist schön. [...] Unser Land braucht schöne, gesunde, tüchtige und gescheite Frauen. Bleib nur immer mein stolzer, reinlicher Pümmer! Und such dir einen geradeso feinen, reinen und tüchtigen jungen Menschen zum Gernhaben. Einen guten, guten

> Kameraden, so einen, von dem du todsicher weißt, er hält hohe Stücke auf dich.“ (Ebd. S. 90f)

Hier steht im Vordergrund das Thema Liebe und Mutterschaft. Die Ärztin ist aber auch Autorität im Umgang mit der Natur. Auf dem Weg durch den Wald beobachten Edith und ihre Tante, wie ein Marder ein Eichkätzchen jagt. Edith ist ganz entsetzt und schimpft den Marder „ ‚du grausames, böses Vieh!’ [...] Die Doktorin schaute mit den guten blauen Augen in die Höhe, wo es im grünen Seidendach da und dort immer wieder wogte und krachte von tödlicher Jagd.“ (ebd. S. 46f). Das Eichhörnchen rettet sich durch einen Sprung auf Ediths Arm.

> „Sei ganz still!“ flüsterte Mim und ihre Stimme zitterte vor Ergriffenheit.
> [...]
> Ein Sonnenband traf gerade Ediths Gesicht; es strahlte von verhaltenem Entzücken. „Waldelf“, dachte die Doktorin und hatte ein sehr frommes Gefühl in einem überweiten Herzen.
> [...]
> „So sollte es sein zwischen Tier und Mensch“, sagte die Frau leise und zärtlich [...].
> „Ein Tier ist auch nichts Geringeres, nur etwas anderes ist es, als wir sind. Und Angst und Not sind da und dort. Wer mitfühlt mit einem Tier, fühlt auch mit den Menschen.“
> „Mim hat so ein gutes Gesicht, daß es eigentlich immer schön ist“, dachte Edith.
> Frau Doktor schaute auf die Uhr am gebräunten Handgelenk. (Ebd. S. 48)

Die zitierte Stelle gibt Einblick in den Stil der Autorin. Die Natur ist überhöht: der Wald ist ein „Seidendach“. Das Mädchen gleicht einem „Waldelf“. Die Beschreibung der Ärztin kann nicht positiv genug sein: Die „guten blauen Augen“ werden immer wieder erwähnt. Die Gefühlstiefe äußert sich in der „Ergriffenheit“, sie hat „ein frommes Gefühl“ in einem „überweiten Herzen“, eine „zärtliche“ Stimme; ihr „gutes Gesicht“ ist immer schön; und als die Uhr auch noch „am gebräunten Handgelenk“ liegt, sind der positiven Eigenschaften wirklich mehr als genug untergebracht. Wie für viele Vertreter der Heimatliteratur war auch für Maria Grenggs Arbeiten „nicht mehr in erster Linie die ästhetische Komponente ausschlaggebend“ (Beck 1989, S. 48). Der Autorin scheint es darum zu gehen, die Mutterfigur, die über den Roman hinaus auch für die Leserinnen Autorität sein soll, so positiv zu zeichnen, wie es nur möglich ist. Dass sie damit übertreibt und zu sehr einer Ideologie folgt, dürfte die Autorin selbst erkannt haben. Über weitere Auflagen von *Edith ganz im Grünen* ist nichts bekannt. Aber 1957 ist eine Überarbeitung unter dem Titel ***Begegnung im Grünen*** bei Ueberreuter erschienen. Diese neue Version hat außer den meisten Personen (Kurt wurde durch den Kriegsheimkehrer Peter Emus ersetzt und Ediths Vater ist anders als in der ersten Auflage) und dem groben Handlungsverlauf kaum etwas gemeinsam. Die oben zitierten Stellen fehlen völlig und der Stil ist wesentlich sachlicher.

Die Implikation in *Edith ganz im Grünen*, dass Menschen, die zu Tieren grausam sind, auch nicht vor der Misshandlung vom Menschen zurückschrecken, bewahrheitet sich in der Szene, als Edith auf dem Heimweg durch den Wald den Schmied Bartl davon abhalten will, auf eine Kröte einzuschlagen, und er sich nun auf das Mädchen stürzen will. Zum Glück kommen Kurt und der Hund Ajax rechtzeitig dazu und retten Edith.

Die alte Frau in der Schreckmühle und ihre verwachsene Enkelin Anna haben eine zweifache Funktion. Zum einen veranschaulichen sie die Meinung der Autorin, dass es nicht von Äußerlichkeiten abhängt, ob jemand einen guten oder schlechten Charakter hat; zum anderen zeigen sich die Ärztin und Edith frei von Vorurteilen (sie schließen von dem verbrecherischen Sohn nicht auf Großmutter und Enkelin); sie sehen durch Armut und Behinderung den guten Kern der Menschen und haben also auch in dieser Begegnung Vorbildcharakter.

Die Nähe zur Natur bestimmt den guten Charakter eines Menschen. Immer steht das Natürliche gegen das Gekünstelte, das Schlichte gegen das Aufgedonnerte, das Alte, Traditionelle gegen das Moderne (die Großmutter trennt sich nicht von den alten Kostbarkeiten in der Mühle). Eine Zeichnung in *Nur Mut, Brigitte* (Abb. 18) zeigt diesen Gegensatz: Brigitte in einem schlichten Kleid und glatten, zurückgekämmten Haaren steht einem Mädchen in einem auffallenden Kleid, mit Dauerwellen und Schmuck gegenüber, das Brigitte offenbar verspottet.

Das zeigt auch die Szene im Schwimmbad. Dort steht echtes Können der Angeberei gegenüber. Edith springt vom letzten Stock des Sprungturms, während die vornehme Rosemarie Angermann (der Name kling schon vornehm!) nach fünfzehn Lektionen noch immer nicht schwimmen kann, und ihre Freundin Trude, die sich im Schwimmbad die Nägel lackiert, nicht tauchen kann. Sportlich sein gehört nicht nur zum gesunden, sondern offenbar auch zum guten Menschen. Darum ist auch Thea Horst, die Gymnastiklehrerin schlicht und sympathisch.

Während es in *Edith ganz im Grünen* (neben Natur und Mutterschaft) um die erste Liebe geht, ist in dem zweiten Roman von **Maria Grengg, *Nur Mut, Brigitte*** (1938) das zentrale Thema das Erkennen einer Berufung und der Wille ihr zu folgen. Wie der Titel schon ausdrückt, soll das Buch ein Mutmacher sein.

Die meisten Gedanken aus *Edith ganz im Grünen* finden sich auch hier wieder: die heilige Mutterschaft, das Echte im Gegensatz zum Gekünstelten, Natur vs. Zivilisation.

Die 17jährige Gymnasiastin Brigitte Falkenberg lebt mit ihren Eltern, ihrem siebenjährigen Bruder Klaus und Tante Karla. Der Vater ist Vertreter und oft wochenlang

nicht zu Hause; er verdient wenig, darum muss auch die Mutter arbeiten. Bezeichnenderweise ist es eine Maschinenfabrik, in der die Mutter und später auch die Tochter arbeiten und die beide von ihrer eigentlichen Berufung fernhält.

Tante Karla ist nicht berufstätig. Die Mutter ist zart und leidend, aber sie ist fürsorglich und liebevoll. Tante Karla hingegen ist dick, hysterisch und hypochondrisch; sie hasst Musik und jeden Lärm und glaubt immer, dass man ihr alles zu Fleiß macht. Als der junge Hund ihre Brille zerbeißt, jammert sie:

> „Ich mag und kann nicht mehr leben!“ weinte die Tante der erschrockenen Brigitte entgegen. „Die Welt ist zu schlecht für mich und wird noch jeden Tag schlechter. Zu meiner Zeit haben Mädchen ihren armen, kranken Tanten zu Hause geholfen und sind nicht wie Knaben in die Schule gelaufen, indes elende, tückische Köter einer halbblinden Frau die zweiten Augen zerbeißen, und böse Kinder“ – sie warf einen hoffnungslosen Blick auf Klaus – „unsäglich böse Kinder, wahre kleine Teufel, ihre unmenschlichen Bosheiten an dieser armen, halbblinden Frau auslassen. Meine schöne Brille!“ (Grengg 1938, S. 25)

Man könnte die Tante als die verkörperte Nicht-Autorität bezeichnen, denn Brigitte ist zwar ihr gegenüber geduldig, sie nimmt die Tante und ihre Leiden aber nicht ernst.

Die Mutter ist in diesem Roman nicht die starke, selbstbewusste Frau, die Autorität ausstrahlt; im Gegenteil, manchmal kehrt sich das Verhältnis um: Sie wird von Brigitte, die „viel größer als ihre Mutter“ ist, (ebd.) liebevoll umsorgt, als sie vom Büro nach Hause kommt, weil sie sich nicht wohl fühlt.

„ ‚Komm’, sagte Brigitte, ‚komm, kleine Mami! Zieh nur erst deinen Mantel aus. Wie blaß du bist. Gleich bekommst du etwas zu essen.’ “ (ebd. S. 26). Zu diesem Zeitpunkt weiß Brigitte noch nicht, dass ihre Mutter wieder schwanger ist und die neue Situation erst überdenken und mit Vater besprechen muss.

Eine wichtige Figur ist auch Lehrer Wisgott. Er hat Brigittes musikalisches Talent entdeckt und möchte sie weiter ausbilden. Das erlaubt ihre Mutter nicht, was vorübergehend einen Konflikt zwischen Mutter und Tochter auslöst, der aber bald wieder beigelegt ist, weil Brigitte die Spannung nicht erträgt. Und nun erklärt die Mutter auch: „ , Ich trage ein neues Leben unter dem Herzen.’“ (Ebd. S. 92)

> „Ein kleines Kind, ein kleines Kind!“ zitterte es in Brigitte. Sie war verwirrt und tief erschrocken. Mami rückte plötzlich sonderbar weit von ihr fort. [...] „Das ist doch nicht möglich, Mami! Das kann doch nicht sein!“ weinte sie auf. Mami, die so oft ängstlich und aufgeregt war, wurde jetzt sehr still und schien zu wachsen, so milde und mütterlich blickten auf einmal ihre lieben, schönen Augen. Sie nahm Brigittes Kopf zwischen ihre Hände, sah ihre Tochter ernst und unendlich liebevoll an. Brigitte hatte den Ausdruck von so viel verklärter Größe noch nie in Mamis Gesicht gesehen.
>
> „Brigitte“, sagte Mami, und ihre Stimme war so voll Innigkeit, daß einem davon bis zum Herzen hinauf warm wurde, „ich liebe das ungeborene Kleine

> unendlich. [...] Es ist ein sehr, sehr schönes Gefühl für eine Frau, Mutter werden zu dürfen. Und gelt, Brigitte, du mein liebes großes Mädel, du liebst dieses kleine ungeborene Kind von heute an mit mir? Es wird ja noch mehr Liebe brauchen als ihr zwei anderen."
>
> „O Mami, kleine, liebe, arme Mami!" schluchzte Brigitte [...] Mami war wieder da, wunderbar vertraut, hundertmal näher als je. Und so schön und lieb und heilig. (Ebd. S. 92ff)

Brigitte muss nun sogar die Schule aufgeben und in der Firma, in der ihre Eltern arbeiten, eine Stelle annehmen. Nebenbei nimmt sie nun doch Klavierunterricht, aber sie schafft das alles. „Denn gerade in dem Augenblick, als sich Brigitte vollauf der Bürde bewußt wurde, die ihr das Leben auflud, spürte sie auch eine neue prachtvolle Kraft in sich wachsen, alles, was Mami, Vater und Lehrer Wisgott von ihr erwarteten, zu erfüllen." (ebd. S. 94).

Eines Tages schenkt Frau Ansorge, die Hausbesitzerin, aus Dankbarkeit für eine Hilfeleistung Brigitte einen Korb voll handgeschriebener Noten, die seit Jahren auf dem Dachboden gelegen sind. Dabei handelt es sich um Originalnoten von J.S. Bach. Damit ist Brigitte nun reich und kann Musik studieren.

Auf den Deus ex machina kann auch dieser Roman nicht verzichten. So wie in *Edith ganz im Grünen* am Schluss der Brand dem Knecht Kurt Gelegenheit gibt, sich zu beweisen, so ermöglicht hier die Entdeckung der kostbaren Noten dem Mädchen die Ausbildung.

Ursula Beck schreibt, dass eine künstlerische Entwicklung bei Maria Grengg nicht festzustellen sei. „Es sind vielmehr immer die gleichen Ideologeme – Großstadtfeindlichkeit, Agrarromantik, Naturmystizismus und ‚Rassenhygiene', Mutterkult, Verehrung des ‚Deutschtums' usw., die ihre Texte konstituieren." (Beck 1989, S. 76).

An der Familienkonstellation fällt in den beiden Büchern auf, dass die Väter völlig im Hintergrund bleiben; der eine in *Edith ganz im Grünen* ist krank, die Tante ist nicht verheiratet; der andere in *Nur Mut, Brigitte* ist nicht zu Hause und tritt erst auf der letzten Seite des Romans das erste Mal in Erscheinung. Das erinnert natürlich daran, dass Maria Grengg nicht verheiratet war und keine Kinder hatte. Man könnte aber auch den Schluss ziehen, dass Männer zu Hause fehl am Platz sind,[32] sie haben Wichtigeres zu tun. Das trifft sich mit der Beobachtung, die im Kapitel KRIEG beschrieben ist: Das „Heim" des Mannes ist das Militär. Allerdings hat Brigitte in Lehrer Wisgott einen Ersatzvater (s. Kapitel SCHULE).

[32] Vgl. dazu Umlauf-Lamatsch: *Gucki, das Eichkätzchen*. Guckis Mutter schickt den Vater weg, sie erzieht das Kind lieber allein.

2. Negative Vorbilder

A. Th. Sonnleitner (Alois Tluchor): ***Der Bäckerfranzl*** (1927). Diese Erzählung wurde schon 1907 unter dem Namen Alois Tluchor gedruckt; die 2. Auflage erschien 1927 unter dem Namen Sonnleitner. Diese kleine Schrift enthält bereits alle Themen, die Sonnleitner am Herzen lagen: die Verantwortung der Väter, gute und schlechte Vorbilder und die richtige Erziehung.

Der Vater des Franzl wird zum Trinker, weil er, um die Gastwirte als Kunden zu gewinnen, bei ihnen einkehrt. Damit ist er nicht von vornherein ein schlechter Mensch, er unterliegt aber der Versuchung. Die Mutter verwöhnt den Buben. Franzl ist faul, aber die Eltern lassen ihm alles durchgehen. Es mangelt also beiden Eltern an Prinzipien. Als der Vater stirbt, übernimmt Franzl die Bäckerei, aber er kümmert sich nicht darum, wird auch zum Trinker, verschuldet sich, das Haus und das Geschäft werden versteigert. Die Mutter wird durch Entbehrung und Kummer krank, aber erst an ihrem Sterbebett besinnt der Sohn sich und verspricht ihr, sich zu bessern.

Obwohl Sonnleitner an die Vererbung (z.B. von Alkoholismus) glaubt, geht aus allen seinen künstlerischen und theoretischen Schriften hervor, dass der Mensch sein Schicksal selbst in der Hand hat. Das wird besonders deutlich in der Trilogie (entstanden zwischen 1922 und 1925) ***Kojas Wanderjahre***, ***Kojas Waldläuferzeit*** und ***Das Haus der Sehnsucht***.

Als erster der drei Bände entstand *Das Haus der Sehnsucht*, der inhaltlich der letzte ist. Sonnleitner hat also in den beiden anderen Bänden auf dieses Ziel hingearbeitet. *Kojas Wanderjahre* beginnen mit einem Rückblick des erwachsenen Dr. Kajetan Lorent auf seine Kindheit. Diese Rückschau ist insofern bedeutsam, als der Hauptgedanke des Werkes darin liegt, dass Koja trotz ungünstiger sozialer Bedingungen und schlechter Erbanlagen es geschafft hat, sich von beiden zu befreien und ein integrer, angesehener Mann zu werden. Damit gehört die Trilogie zum Genre des Entwicklungsromans.

Das Elend von Kojas Familie wird durch die Alkoholsucht des Vaters verursacht. Die ursprünglich gar nicht so arme Familie verliert durch Schulden ihren Grundbesitz. Der Vater bekommt Arbeit bei der Bahn, verliert sie wieder durch Trunkenheit; er bekommt auf einer anderen Strecke eine neue Chance, die Familie muss wieder umziehen. So geht es immer weiter, Kojas ganze Kindheit und Jugend hindurch. Seine moralische Stütze in der Zeit ist seine Schwester Agi, die für ihn und die Mutter und die jüngeren Geschwister ihr Lebensglück opfert, und Koja in seiner Studentenzeit hilft, Versuchungen zu widerstehen oder nach Fehltritten wieder auf den rechten Weg zu kommen.

Dieses Anliegen Sonnleitners wird noch klarer, wenn man seine Dissertation, *Potentielle Willensfreiheit und Suggestion des Objektes* (Tluchor 1924) heranzieht, die man etwa so zusammenfassen könnte: Vom Objekt (das kann ein Mensch oder ein Gegenstand sein) geht eine Suggestion aus (die kann positiv oder negativ sein); der positiven Suggestion kann/soll man sich aussetzen, gegen die negative muss man sich wappnen; um sich richtig entscheiden zu können, sind zwei Voraussetzungen notwendig: Aufklärung und Willensstärke; letztere ist nur durch ständiges Training von Jugend an zu erreichen. Tluchor glaubt an die freie Willensentscheidung auf der Basis der Selbsterziehung. Bemerkenswert ist noch in der Dissertation, wenn man die Entstehungszeit berücksichtigt, die Forderung nach Aufklärung und Erkennen der Gesetzmäßigkeit in der „Suggestion des Objekts", das heißt kritisches Denken und kritische Distanz besonders auch Rednern gegenüber!

3. Der Generationskonflikt

Anton Afritsch: ***Ins neue Leben*** (1951)

Die Erzählung Der Bergmannssohn warnt vor dem schlechten Einfluss, den Bücher auf Jugendliche haben können. Das lässt an die Kontroverse denken, die Wolgast mit seinem Buch „Das Elend unserer Jugendliteratur" (Wolgast 1905; s. auch **Starnfeld:** *Die geheimnisvolle Burg* im Kapitel SCHULE) ausgelöst hat. Wolgast ging es hauptsächlich um die ästhetische Erziehung, aber auch er warnt, ebenso wie Afritsch, vor den Verführungskünsten, die in den Abenteuergeschichten liegen, denen gegenüber das Alltagsleben der Arbeiter und kleinen Angestellten reizlos scheinen muss.

> Richard hat ja viele schlechte Bücher gelesen, voll von abenteuerlichen Geschichten aus dem fernen wilden Westen, über Erlebnisse auf hoher See und Geschichten aus dem Krieg. Freilich, da möchte er mittun! Er will entweder Soldat werden oder zur Marine gehen, nur nicht in eine Werkstätte oder hinter das Kaufmannspult, denn dort gibt es ja keine Gefahren zu bestehen und keine Abenteuer zu erleben. (Afritsch 1951, S. 23)

Der Vater des sechzehnjährigen Richard ist Bergmann. Er will seinen Sohn einen Beruf lernen lassen, aber der hält es in keiner Lehre aus. Und die Hoffnung der Eltern, dass der Älteste die Familie mit seinem Verdienst unterstützen wird, schwindet immer mehr.

So wie in allen Erzählungen von Anton Afritsch und anderen sozialistischen Schriftstellern wird auch hier die Armut und die Not der Arbeiterfamilien geschildert, die besonders drückend wird, wenn der Ernährer, meistens der Vater, ausfällt, durch Krankheit (es gibt kein Krankengeld und medizinische Behandlung muss bezahlt werden), Tod oder

Kriegsgefangenschaft. Immer ist die Mutter liebevoll und besorgt, aber kaum imstande, allein für die Familie zu sorgen, und sie hat nicht die Autorität, die der Vater hätte.

In dieser Erzählung ist auch der Vater zu schwach, dem Buben seine Flausen auszutreiben. Die Bücher haben einen stärkeren Einfluss auf ihn als die Erziehung durch die Eltern. Erst als der Vater bei einem Grubenunglück ums Leben kommt, besinnt Richard sich auf seine Verantwortung als einziger Ernährer der Familie und wird Bergmann.

Franz Werfel: [33] ***Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig*** (1920).

Werfel schrieb den Roman in der letzten Phase des Krieges innerhalb weniger Wochen. Die Episode auf der Hetzinsel hat einen realen Hintergrund: Im Prater hatte der Sohn eines Budenbesitzers seinen Vater ermordet und Werfel kam am Tag nach der Tat zufällig an der Schießbude vorbei und erfuhr davon. Auch den Brief an den Staatsanwalt hat Werfel wirklich geschrieben. (Vgl. Puttkamer 1952, S. 16f)

Der Roman geht aber über diesen Anlass hinaus. Mit der Bearbeitung des Vater-Sohn-Konflikts wollte Werfel sich persönliche Erleichterung verschaffen, nachdem er im Krieg „das väterliche Machtprinzip in seiner krassesten Form kennen gelernt [hatte], als staatlich militärische Autorität. In dem General des Romans verschmelzen leibliche Vaterschaft und militärisch-staatliche Obrigkeitsmacht zu einer Gestalt." (Ebd. S. 17)

Der Sohn fürchtet den Vater und kann doch nicht umhin ihn zu lieben, bis die Furcht, in Hass verwandelt, die Liebe austreibt. Denn der „Vater will nicht Liebe, sondern Gehorsam, nicht Hingabe, sondern Knechtschaft. [...] Auflehnung und Haß des Sohnes sind psychologisch verständlich, und dennoch Frevel. So füllt seine Seele sich mit krankhaftem Schuldgefühl; in Gedanken begeht er Mord am Vater." (Ebd. S. 17f)

Es handelt sich um einen Schlüsselroman, eine Abrechnung mit dem Militarismus der Vorkriegszeit und des Ersten Weltkrieges. Der Vater-Sohn-Konflikt steht im Mittelpunkt, er ist ein häufiges Thema in der expressionistischen Literatur. „Wenn die Vater-Instanz im Über-Ich vom Sohn den Kriegsdienst als gesellschaftliche Notwendigkeit einfordert, ist sie als zweifache Repräsentation von Familie und Gesellschaft spätestens mit dem Ende des Krieges unglaubwürdig geworden." (Seibert in: Seibert / Blumesberger 2006, S. 58) Damit geht der Konflikt über die Familienbeziehung hinaus und nimmt politische und philosophische Dimensionen an (siehe Kapitel STAAT). Vater und Sohn stehen für einander entgegengesetzte Weltbilder. Der Vater vertritt den „absolut gesetzten Herrschaftswillen", der Sohn wendet sich „dem dauernden Grund der Erde zu". (Keller 1958, S. 28f)

[33] Zu Leben und Werk Franz Werfels vgl. Foltin 1972.

Nach Werfel hat der Mensch die Möglichkeit, sich für eine von zwei Prinzipien zu entscheiden: Auf der einen Seite steht „die Sachlichkeit, die Technik, das Bewältigen der Welt von außen und die Herrschaft der Vernunft“, die andere Seite ist begründet „in der Innerlichkeit, der Kunst, Musik und Phantasie“ (ebd. S. 20). Diesen beiden Prinzipien ordnet Werfel je eine Richtung zu: Die Welt der Sachlichkeit geht von „oben nach unten“, sie manifestiert sich in Organisationen, die dem Einzelnen übergestülpt werden (ebd. S. 20f). Die Welt der Innerlichkeit geht von „unten nach oben“, sie erlaubt Wachstum, sie garantiert dem Menschen seine Individualität, sein Ich-Sein; sie manifestiert sich im Christentum (ebd.).

> Die Selbstentfremdung des Menschen durch den Geist und die Bedrohung des Menschen durch die Autorität: diese beiden Motive spielen bei Franz Werfel ineinander. Sie werden in dem Verhältnis von Vater und Sohn gestaltet und durchdringen sich dort in einem Thema, das die Expressionisten in besonders hohen Maße als das ihre empfanden und das auch einen Grundton in Werfels späterem Werk bildet. (Ebd. S. 25)

Realisiert hat Werfel das Thema unter anderem in der Novelle *Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig*, aber auch in dem Roman *Die Geschwister von Neapel*.

In der Novelle schreibt der fiktive Autor Karl Duschek in den USA im Alter von 25 Jahren seine bisherige Lebensgeschichte, Keller nennt sie seine „Lebensbeichte“ (ebd. S. 25) und schließt seine Vergangenheit ab.

Karl Duschek senior ist Berufsoffizier, er hat sich der Richtung „von oben nach unten“ zugewandt, und vom Militär leitet er seine Autorität ab, die auch zu Hause gilt. „Er war ein ausgezeichneter Offizier. Das Dienstreglement war ihm in Fleisch und Blut übergegangen.“ (Werfel 1920, S. 16) Das Vatersein bedeutet ihm nichts, er redet seinen Sohn mit „Korporal“ und „Sie“ an (ebd. S. 13). Die Mutter ist die „verschüchterte, harte Dienerin“ des Vaters (ebd. S. 10); sie stopft ihm bis in die Nacht hinein die Zigaretten, deren Rauch der Vater durch die Nase bläst:

> Schon als achtjährigem Buben war es mir klar, daß der kein guter Mensch sein könne, der immerfort solche Rauchstöße durch die Nüstern der Nase blies. Alles an diesem Vater war: Von oben herab! Und Rauch durch die Nüstern stoßen, das taten doch nur die Drachen, die es jetzt nicht mehr gab. (Ebd.)

Schon das Kind versucht, die Angst, die es vor seinem Vater hat, dadurch zu bewältigen, dass es zur Wahrheit durchdringt: Es gibt keine Drachen!

Die Aufgabe des Sohnes dem Vater gegenüber besteht darin zu gehorchen und ein guter Soldat zu werden. Er muss eine Kadettenschule besuchen, wodurch er sich „schon als Kind zu schwerer Zuchthausstrafe verurteilt“ fühlt (ebd. S. 11). Das rührt an das Thema „der

vorgegebenen Schuld, mit der jeder Mensch sein Leben antritt“ (Keller1958, S. 102), die Erbsünde, die sich beim Vater als „Wille zur Macht“ manifestiert (ebd. S. 24).

Karls „Schuld“ besteht zunächst darin, dass er schon körperlich dem Ideal seines Vaters nicht entspricht. Er ist klein, mager, schwach. Und zum Soldatenberuf hat er absolut keine Neigung; sein Metier wäre die Musik. Dafür hat der Vater kein Verständnis.

Das Schlüsselerlebnis seiner Kindheit ist der Besuch auf der „Hetzinsel“, dem „Wurstelprater der Stadt“ (Werfel 1920, S. 25), wohin ihn sein Vater aus Anlass seines dreizehnten Geburtstages führt und wo er sich zum ersten Mal durch die Zivilkleidung „enthüllt“ (vgl. auch Keller 1958, S. 28).

> [...] und so wenig ich damals davon verstehen konnte, so sehr fühlte ich doch die Verwandlung ins Armselige, die mit diesem sonst so steifen und klirrenden Menschen vor sich gegangen war. Das war nicht mehr die erdrückende Erscheinung von vorhin, so sahen die vornehmen Herren auf der Straße nicht aus, dieser Vater glich jetzt den mageren Gestalten hinter den Postschaltern. [...]
> Der Mann, der mein Vater war, jetzt hatte er sich enthüllt.
>
> Armut, Engbrüstigkeit und Schäbigkeit; nun traten sie als Wahrheit hervor, nachdem Glanz und Planz im Kasten hingen! (Werfel 1920, S. 24f)

Dieser Mensch, „der wegen des vorherrschenden Geistes im Militär nicht ER SELBST sein kann“ (Auckenthaler in: Strelka 1994, S.200. Hervorhebung im Text)[34], hat ohne das Militär, ohne seine Uniform kein Selbst, keine innere Sicherheit, er ist ein Niemand. Karl beobachtet ihn in dem Menschengewühl, „und je mehr ich fühlte, daß mein Vater darunter litt, um so mehr genoß ich die süße Rache, ihn zu dieser Ohnmacht verurteilt zu sehen. Seltsam! Ich erlebte den ersten Sieg gegen diesen Vater in der Stunde, da er mir die erste Güte entgegenbrachte.“ (Werfel 1920, S. 28)

Gleichzeitig liebt Karl seinen Vater, bewundert ihn und hat Angst, ihn in einem Krieg zu verlieren (vgl. ebd. S.36). In dem Brief an den Staatsanwalt schreibt Karl rückblickend:

> O, glauben Sie mir, auch ich habe die Liebe des Sohnes zum Vater kennen gelernt. Ja, heute weiß ich es, diese Liebe war der stärkste Trieb meiner Seele, der verzehrendste Besitz meines Lebens gewesen; sie hat alles andere Leben von mir entfernt und mich zu meinem Unglück bis zum Rand erfüllt! Ich kenne diese Liebe. Sie muß die scheueste und geheimnisvollste von der Welt genannt werden, denn sie ist das Mysterium der Einheit und des Blutes selbst. (Ebd. S. 260)

Die Fahrt in der Grottenbahn nimmt mit den Unterwasserbildern und im Erdbeben von Lissabon das Groteske und Schaurige vorweg, das später bei den Anarchisten im verstärkten Maß wieder auftaucht (siehe Kapitel STAAT) und das ebenfalls ein Stilmittel des Expressionismus ist. Zum ersten Mal kommt auch Webers Oper „Der Freischütz“ vor (die

[34] In *Florians wundersame Reise über die Tapete* hat Ginzkey die „Selbst-Losigkeit“ der Militärs ins Lächerliche gezogen (s. Kapitel KRIEG).

Szene in der Wolfsschlucht!), die sich als Leitmotiv durch die Novelle zieht. In der Grottenbahn gibt sich der Vater eine Blöße, weil er die Oper nicht kennt.

In Amerika schreibt der erwachsene Karl über diesen Besuch:

> Es war das mächtigste Erlebnis, das ich bisher empfangen hatte, und dieses Erlebnis wurde vielleicht nur von einem noch übertroffen, als ich von Bord des „großen Kurfürsten“ die vielen Begrüßungsorchester durcheinandertoben hörte, die uns mit einer nie geschriebenen Dämonsmusik im Lande der Hoffnungen empfingen, wo ich jetzt diese Geschichte aus meinem Leben aufzeichne. (Ebd. S. 29)

Die „Dämonsmusik“ im „Lande der Hoffnungen“ gibt die einander widersprechenden Gefühle wider, die der Knabe an seinem dreizehnten Geburtstag empfindet. Die „Dämonsmusik“ knüpft auch an die Szene in der Wolfsschlucht aus der Oper an. Dreizehn Jahre später stellt sich heraus, dass auch der Vater diese Szene nicht vergessen – und das bedeutet: die Schmach, von seinem Sohn belehrt worden zu sein, nicht überwunden hat. Zu seiner zweiten Frau sagte er an dem Abend, an dem er Karl eingeladen hat:

> „[...] er hat mich einmal, als kleiner Bub, über eine Oper belehrt.“
>
> – Freischütz – wußte ich sogleich und erkannte: „Keine Erniedrigung, keine Niederlage verschwindet aus einem Herzen. Wir alle sind verlorene Vorposten; von allen Seiten beschossen zittern wir hinter baufälligen Deckungen. Auch er! Er hat meinen kleinen Triumph nicht vergessen.“ (Ebd. S. 88)

An dem Tag auf der Hetzinsel trifft die Freikugel – hier ist es ein Wurfball – seinen Vater. Karl soll einer der sich bewegenden Figuren den Hut vom Kopf schießen. Die Figuren sind grotesk – auch das Groteske ist ein wiederkehrendes Motiv, das aus der Welt des Scheins, des Unechten, Unwahren kommt (vgl. Keller 1958, S. 17). Die Figuren fordern zur Aggression heraus, die der Budenbesitzer noch mit seinen Zurufen fördert. Unter den Figuren ist auch ein Offizier.

> Da! – Eine Gestalt löste sich aus den andern, wurde deutlicher, die Grimasse fletschte mir eindringlich entgegen, ein ewig verschlossener Mund schien mir zurufen zu wollen: „Ich! Ich!“ Es war der Offizier in Phantasieuniform.
>
> Ich sah ihn, - ich sah ihn! – Die Pferdezähne meines Vaters waren entblößt, s e i n e Schnurrbartspitzen starrten, an s e i n e n Epauletten blitzten die Messingknöpfe.
>
> [...]
>
> Dort! Auf und nieder raste der Legionsoffizier. Von Mal zu Mal immer klarer offenbarte er sich. Wo stand mein Vater? Nicht n e b e n mir!
>
> Dort stand er! Dort ...!
>
> „Korporal! Korporal!“ rief er –
>
> Gott! Gott!
>
> Ich will es tun!
>
> Er selbst befiehlt es mir ja!
>
> Er selbst, – er selbst – – –
>
> Ich spannte alle Muskeln an, und, indem ich wild aufschrie, schleuderte ich den Ball mit solcher Kraft, daß es mich umriß und ich zu Boden stürzte. – – –
>
> [...]

> In einem entsetzlichen Augenblick erkannte ich alles. Ich hatte nicht jenen Offizier, ich hatte meinen Vater getroffen!! (Werfel 1920, S. 45ff. Hervorhebung im Text.)

In dieser Szene treffen die Parallelfiguren, Karl und der Sohn des Budenbesitzers, auf einander. Sie sind im gleichen Alter. Als Karl auf dem Boden liegt, beugt sich der Sohn des Budenbesitzers neugierig über ihn. Dann wird Karl ohnmächtig und liegt drei Monate in Fieberträumen.

Damit endet der erste Teil der Novelle.

Der zweite Teil setzt dreizehn Jahre später fort. Der Vater hat inzwischen glänzende Karriere gemacht, er wird von jetzt an immer nur „der General“ genannt, was einerseits die Distanz zum Sohn noch vergrößert, andererseits gelingt es Karl aber nicht, sich innerlich vom Vater zu lösen; er träumt sogar davon, dass er selbst im Krieg verwundet wird und sich mit dem Vater aussöhnt. Nachdem die Kameraden Karl als Unschuldigen in ein Verbrechen verstrickt haben („Denn ich bin zum Sündenbock wie geschaffen.“, Werfel 1920, S. 64), erklärt ihm sein Vater: „Ich habe alles getan, m e i n e n Namen in dieser Geschichte vor einer ehrenrätlichen Untersuchung zu schützen.“ (Ebd. S. 79. Hervorhebung im Text)

> „Vergiß nicht, daß du nicht für dich allein stehst, sondern auch für m e i n e n Namen, den du trägst, verantwortlich bist. Ich habe meine Pflichten dir gegenüber erfüllt. Jetzt kommt die Reihe an dich, mir gegenüber deine Pflicht zu erfüllen.“ –
>
> „Deine Pflicht hast du nicht erfüllt!“ O, ich wollte es ihm ins Gesicht schreien. Feig aber blieb mir das Wort im Halse stecken. (S.80. Hervorhebung im Text)

Karl würgt am Heimweg eine Straßenlaterne in der irrsinnigen Lust, seinen Vater zu erwürgen, und sich die Uniform herunterzureißen. Aber als eine Regimentskapelle mit einem Hauptmann an der Spitze vorbeikommt, salutiert er ganz automatisch, er kann nicht anders. Erst nach einem Abendessen, bei dem Karl seine Stiefmutter kennen gelernt hat und das er in Ungnade verlässt, weil er die Juden verteidigt hat, kann er aufatmen und fühlt sich frei.

Bald danach schließt sich Karl den Anarchisten an (siehe Kapitel STAAT). Zu dem geplanten Attentat kommt es nicht, die Verschwörung fliegt auf. „Zugleich wird er auf doppelte Weise belehrt, daß Gewalt keine Lösung ist. Die Freikugel, so sagt ihm die angebetete Frau, trifft das Kind, nicht den Vater.“ (Puttkamer 1952, S. 18) Karl wird als Angeklagter dem General, seinem Vater, vorgeführt. In dem folgenden Verhör reden Vater und Sohn auf verschiedenen Beziehungsebenen, Karl auf der persönlichen, der General auf der amtlichen.

„Die sachliche und die persönliche Ebene befinden sich im Widerstreit. Die Spannung zwischen ihnen ist deshalb so groß, weil beide um den Vorrang ringen. Das sachliche Dienstverhältnis soll die ursprüngliche, persönliche Einheit ablösen.“ (Keller 1958, S. 26).

Dreimal versucht Karl mit der Anrede „Vater“ das Gespräch und damit die Beziehung auf die persönliche Ebene zu lenken; es gelingt ihm nicht. Der General ist zuerst entsetzt, aber er findet sich rasch „wieder in seine Rolle“ und sein Gesicht nimmt wieder „seine alte Maske“ an (Werfel 1920, S. 192). Der General, der ohne eigenes Selbst (s. Zitat oben), ohne Emotionen, „im Namen des allerhöchsten Dienstes“ (ebd.) auf der sachlichen Ebene bleibt, hat gewonnen. Als Karl ihm mit letzter Kraft entgegenschreit: „Ich scheiße auf Deinen allerhöchsten Dienst!“ (ebd. S. 193), schlägt ihn der General mit der Reitgerte ins Gesicht.

Das zweite Mal „enthüllt“ (s.o.) sich der Vater, als Karl ihn mit der Hantel, mit der er als Kind trainieren musste, um den Billardtisch herumjagt. Von der Uniform hat er seine Würde bezogen, nun ist er nackt. „Das war kein Offizier mehr.“ (ebd. S. 219).

„Zweimal wird auf dieses Auseinanderklaffen von Funktion und Eigenständigkeit hingewiesen.“ (Keller 1958, S. 28)

> Wo war der General? Wo der rasselnde Feld- und Weltherr? Ein Greis im Schlafrock, sein betäubtes Auge auf die Waffe in meiner Hand, auf das Blut in meinem Gesicht richtend, gehorchte wortlos und blieb in Entfernung zitternd stehen.
> [...]
> Mein ganzes Wesen erschütterte göttlicher Rausch. (Werfel 1929, S. 217)

Und dann treibt die Szene wieder ins Groteske:

> In meine Beine fuhr ein Rhythmus, über den ich nichts vermochte. Gebieterisch strechte ich die unbewaffnete Hand aus. Der Vater duckte sich noch tiefer, schützte mit beiden Händen sein Hinterhaupt und ich, ich verfolgte ihn gleichmäßig stampfenden Schrittes, Runde auf Runde um den Billardtisch.
> Er keuchte vor mir her und ich, die Beine im Tempo dieses unheimlichen Triumphmarsches streckend, Abstand niemals verringernd, niemals erweiternd, schritt hinterher, die Hand mit der Waffe erhoben, den Kopf zurückwerfend in bewußtloser Begeisterung.
> [...]
> Das war kein Offizier mehr.
> Ein nackter Greis mit mager tiefdurchfurchtem Rücken schwankte vor mir her.
> „Die Wahrheit“, dachte ich, „die Wahrheit.“ (Ebd. S. 218f)

Als Karl das Blut sieht, erschrickt er, glaubt, dass er das Blut seines Vaters vergossen hat. Dann erkennt er es als sein eigenes, das von der geschlagenen Wange getropft ist. „Dank, dank! Ich bin kein Mörder. Es ist ja m e i n Blut, das e r vergossen hat. M e i n Blut! Und doch! Geheimnis! Sein Blut, u n s e r Blut hier auf der Erde!“ (ebd. S.22. Hervorhebung im Text).

Peter von Matt nennt die Szene ein „Spiel der phallischen Zeichen“ die Reitpeitsche des Vaters und die Hantel des Sohnes, und „hier spricht die phallische Pantomime symbolisch aus, was die explizite Rede [...] weit weniger zugibt: daß nicht Herrschaft gegen Herrschaftslosigkeit steht, sondern Macht gegen Macht.“ (Matt 1995, S. 348)

Ein anderes Detail in dieser Szene ist der Schlafrock, ein Symbol für den Königsmantel, den der stürzende König verliert: „Schließlich fällt der Schlafrock, und es kommt zur gänzlichen, zur entwürdigenden Nacktheit“ (ebd. S.353). „Diese Entkleidung des Vaters vor der Macht, diese Vermenschlichung ist die wahre Erlösung, die Überwindung der ‚Knabenkrankheit.’ “ sagt Puttkamer (1952, S. 18). Aber das ist sie noch nicht. Am Ende hängt Karl dem Vater den Schlafrock wieder um. „Den Mantel, den der Vater als stürzender Herrscher verloren hat, bekommt er als armer frierender Mensch, als Gleicher aus der Hand eines Gleichen wieder zurück.“ (Matt 1995, S.356) Und die Hantel wirft Karl auf der Straße weg – er verzichtet auf seinen Teil der Macht (ebd.) Das erst ist die wahre Erlösung.

Nach dieser Szene ist der dritte Teil der Novelle eingefügt, die Parallelhandlung, in der der Sohn des Budenbesitzers seinen Vater ermordet hat. Hier ist einmal das Symbol des Blutes erwähnt: „Ich stand vor der Bude des E r m o r d e t e n ! Vor jener Bude, wo auch ich vor vielen, vielen Jahren das Blut m e i n e s Vaters vergossen hatte.“ (Werfel 1929, S. 244. Hervorhebung im Text) Der Mord hängt mit der Welt des Wahns, von der im Epilog die Rede ist, zusammen.

Karls Brief an den Staatsanwalt fasst den Vater-Sohn-Konflikt zusammen.

„Ob der Vater hart oder weichmütig ist, bleibt sich in einem l e t z t e n S i n n e fast gleichgültig. Er wird g e h a ß t und g e l i e b t, nicht weil er böse und gut, sondern weil er V a t e r ist.“ (Ebd. S. 253. Hervorhebung im Text)

> „[...] Warum bringen nicht mehr Söhne ihre Väter um?“
> Ich aber sage Ihnen:
> Sie bringen sie um!
> Auf tausend Arten, in Wünschen, in Träumen und selbst in den Augenblicken, wo sie für das väterliche Leben zu zittern glauben. (Ebd. S. 254)

Karl weist in dem Brief auf die Ödipussage hin und erklärt jeden Vater als Laios, jeden Sohn als Ödipus (vgl. ebd. S. 255). Noch eine wichtige Parallele zwischen dem Fall des Budenbesitzers und seinem eigenen unterstreicht er: Karl war für den Beruf des Tötens ausgebildet worden, das unterschied sich nicht so sehr von dem, was der Sohn des Budenbesitzers jeden Tag sah, „Bälle, hart wie Steine, die roh, wuchtig, von häßlichen Ausrufen begleitet, menschliche Köpfe bombardierten.“ (ebd. S. 257).

Im Epilog lässt der Erzähler endgültig das Unwirkliche, Unwahre seiner Vergangenheit, einen Zug phosphoreszierender, „grabentlaufener Gestalten“ (ebd. S. 265), die die Figuren der Hetzinsel noch einmal wachrufen, zurück, und will sich der Wirklichkeit zuwenden. Er wünscht sich einen Sohn – dieser Gedanke hat ihn davon abgehalten, seinen Vater wirklich zu erschlagen – und er hat eine Farm gekauft.

Ein Thema wie Vatermord bringt einen Dichter mit der Psychoanalyse Freuds in Verbindung und die Anspielung auf Ödipus, die der Protagonist in dem Brief an den Staatsanwalt macht, scheint das zu rechtfertigen. Allerdings findet Wais die Erwähnung der Tragödie durch den Protagonisten überflüssig, weil Werfel kein Interesse am Inzestmotiv hatte (Wais, Bd.2, 1931, S. 66) und nach Keller lehnte Werfel die Psychoanalyse überhaupt ab, weil sie seiner Meinung nach mit dem „Willen zur Macht" gekoppelt ist, indem der Analytiker gezwungen ist, seinem Gegenüber seine Überlegenheit zu beweisen (Keller 1958, S. 23f). Foltin ist der gleichen Meinung und bezeichnet es als eine Ironie des Schicksals, dass Werfels Werke sich so gut für die psychoanalytische Deutung eignen (vgl. Foltin 1972, S. 50f).

Werfels Verhältnis zu seinem eigenen Vater soll nicht so hasserfüllt gewesen sein, wie das in seinen Werken vorkommt oder auch bei anderen Dichtern (z. B bei Hasenclever) der Fall war, aber doch ziemlich belastend (vgl. Wais, Bd.2, 1931, S. 45).

Der Stoff des Romans ***Die Geschwister von Neapel*** (1931) von **Franz Werfel** beruht ebenfalls auf wahren Begebenheiten: In einem Hotel in Neapel erzählte eine gewisse Mrs. Tina Orchard Alma Werfel ihre Lebensgeschichte, die zur Vorlage für den Roman wurde. (Vgl. Foltin 1972, S. 70f; Daviau In: Strelka / Weigel 1992, S.203)

Domenico Pascarella, der Vater der sechs Geschwister, ist absoluter Herrscher über seine Kinder, er betrachtet sie als sein persönliches Eigentum: „Seine Kinder gehörten ihm und nicht sich und nicht der Welt" (Werfel 1931, S. 86).

Auch seine Autorität leitet sich aus der Tatsache ab, dass er der Vater ist. Seine beiden Zimmer „lagen einen Halbstock höher als die übrige Wohnung. So hauste der Vater, wie es in jedem Sinne seiner Überzeugung entsprach, über den Häuptern der Seinigen." (ebd. S. 17)

Puttkamer sieht das Motiv der Vater-Autorität hier abgewandelt. „Don Domenico ist ein väterlicher Tyrann, aber er ist es aus übermäßiger Liebe zu seinen Kindern" (Putkamer 1952, S. 75).

Dem widerspricht Kellers Erklärung von Werfels Weltbild, das auch in diesem Roman zum Ausdruck kommt. Auch hier steht der Vater oben, er verkörpert das Prinzip des „von oben herab" (vgl. Keller 1958, S. 20f). Zwar lieben auch diese Kinder ihren Vater, aber das Prinzip der Autorität hemmt auch hier Entwicklung und Wachstum des Einzelnen.

Der Vater ist sakrosankt, über ihn darf nicht geurteilt, nicht einmal gesprochen werden. (Vgl. Matt 1995, S.143 – 147 und Seibert in: Ewers / Seibert 1997, S.21) Annunciata gestattet sich nicht, über den Vater auch nur nachzudenken, und weist Lauro diesbezüglich zurecht (vgl. Werfel 1931, S. 21f).

Don Domenico ist stolz auf seine Vorfahren, er schätzt das Alte, die Tradition und hasst Veränderungen. Auch in seinen Umgangsformen ist er altmodisch. Die Kinder küssen ihm die Hand. Auch seine Frau hat das immer getan. Sie reden ihn nie von sich aus an, sondern warten, bis er sie anredet. Und sie bitten ihn nie um etwas.

Pascarella schließt seine Familie hermetisch gegen die „feindliche“ Außenwelt ab. Er will sein Privatleben, seine Intimsphäre nicht in die Öffentlichkeit gezerrt sehen und wird sogar wütend, wenn andere Leute seine Kinder als „Engel“ bezeichnen (ebd. S. 54), denn erstens betrachtet er sie als ganz normale Kinder, wie er ja auch seine Einstellung ihnen gegenüber als ganz „normal“ ansieht, zweitens steht niemandem ein Urteil über seine Kinder zu und drittens hört er den ironischen Ton heraus, in dem seine Kinder manchmal gelobt werden.

> „Dabei muß ernsthaft bezweifelt werden, daß es in der großen Stadt Neapel noch sechs andre junge Leute gab, die sich so widerspruchslos, so innig dem Regimente eines Vaters, wie es Don Domenico war, gebeugt hätten. Kinder der üblichen Art wären längst schon in alle Winde auseinander gestoben. (Ebd. S. 14)

An besonderen Sonntagen singt Don Domenico zu Hause, bei versperrten Türen und geschlossenen Fenstern. Seine Lieblingsoper ist Ponchiellis „La Gioconda“.

> Don Domenico aber trat in die Mitte des Salotto, wölbte die Brust, stellte einen Fuß vor den andern und legte den Kopf zurück. So bot er den Dreien, die sich als Hörerschaft niedergelassen hatten, Placido, Iride, Ruggiero, ein Bild löwenhafter Bereitschaft dar. Und wahrlich, löwenhaft schön und stark war seine ungealterte Stimme, als er nun begann:
> [...]
> Es war nicht nur herrlicher Gesang, was auf den Wogen dieser ungelehrten Stimme den versperrten Raum überflutete, es war das tiefste Wesen dieses Mannes, das nun im Tonstrom alle Konvention durchbrach, herrisch, keinen Widerspruch duldend, niederschmetternd, im Recht. (Ebd. S. 40)

„La Gioconda“ hat symbolische Bedeutung. Don Domenico singt eine Arie des grausamen Barnaba und fast ebenso grausam regiert er seine Familie. Er ist eifersüchtig und immer im Recht. Er fühlt sich als Herrscher auch über Leben und Tod seiner Kinder. Und zur Überwachung seiner Vorschriften hat er den Diener Giuseppe, „den die Geschwister bitter haßten, wiewohl er schon seit zwei Jahrzehnten im Haus lebte. Er hatte sich immer als gehässiger Denunziant und ergebener Spion Don Domenicos entlarvt.“ (ebd. S. 23, vgl. auch S. 29f, S. 33).

Die Oper als Kunstform spielt im strukturellen Aufbau des Romans eine wesentliche Rolle. Trotz individueller Gestaltung sind alle Figuren zugleich typische Opernfiguren, die man in stimmliche Kategorien wie Bass, Tenor, Alt und Falsett einreihen könnte. Auch die Handlung enthält typische Operneffekte. „Sogar das Rededuell zwischen Campbell und dem

Präfekten könnte man hierher rechnen, dessen siegreicher Ausgang keineswegs psychologisch begründet ist, sondern auf einem echten und rechten Märchen- und Opern-Motiv beruht, der Verwechslung." (Puttkamer 1952, S. 76. Vgl. auch Foltin 1972, S. 73).

Die sechs Geschwister, drei Buben und drei Mädchen, haben seit dem Tod der Mutter nur noch einander und sie sind mehr oder weniger eingesperrt. Abgesehen von Schule und Universität sind sie immer zu Hause. Sie dürfen nicht einmal spazieren gehen. Der Vater ist der Meinung, dass für absolut notwendige Gänge junge Mädchen eine ältere Frau als Begleitung haben sollten. Nicht einmal der Bruder darf sie begleiten.

> Es könnte ja Leute geben, die zwar die Schwester kannten, nicht aber den Bruder, durch welchen Umstand dann Gerüchte entstanden und die Ehre des Vaters zu Schaden brachten. Der Gedanke an die konzentrierte Feindseligkeit der Welt, die sich verschlagen-höhnisch gegen die Pascarellas richtete, war nicht aus dem Auge zu verlieren. Wenn auch die Mode der befreiten Frauenkleidung als eine Übermacht geduldet werden mußte, die Mode der freien Sitten und des ungebundenen Verkehrs lag für die Töchter Don Domenicos außerhalb der irdischen Möglichkeiten. (Werfel 1931, S. 60f)

Trotz dieser drakonischen Herrschaft ist die Beziehung der Kinder zu ihrem Vater nicht nur negativ, sie ist zwiespältig.

> Die Gesetzestafel, oder besser, der ungeschriebene Kodex, [...] war durch gewisse Mächte gesichert, die zu seinem Schutze dienten. Die stärkste dieser Schutzmächte bildete die Liebe, die seltsame Liebe zum Vater, welche den Geschwistern innewohnte, die nächststärkste aber war die Furcht. Nach Liebe und Furcht sanken die Schutzmächte des Gesetzes immer tiefer herab bis zu Giuseppe, der ihm durch Spürsinn und Angeberei zu dienen meinte. (Ebd. S. 61)

Charakter und Veranlagung der einzelnen Geschwister sind sehr verschieden, auch ihre Beziehung zum Vater. Jedes der Kinder hat sich, unter der ständigen Gefahr, ertappt und bestraft zu werden, eine kleine Freiheit erobert, eine kleine Ungehorsamkeit, für die es mit Gewissensbissen bezahlt.

Placido ist der älteste Sohn. Er muss das studieren, was der Vater wünscht, nämlich Jus, und darf nicht Philosophie studieren, wie er möchte. Der Sohn geht in die innere Emigration. Er hat seine eigenen Gedanken und liest verbotene Bücher.[35] Von seinen heimlich geschriebenen Gedichten weiß nur Grazia etwas. Trotzdem scheint der Vater etwas von Placidos Neigung zu wissen und verhöhnt ihn. In ihm sieht Don Domenico seine größte Bedrohung, ihn will er brechen.

[35] Später kauft der Vater Placido Bücher von Gianbattista Vico, Benedetto Croce und Dostojewski (ebd. S.459).

Der Sohn versucht innerlich unabhängig zu sein und ist es doch nicht. Er spürt, dass der Vater ihn hasst, und möchte am liebsten fortgehen, kann es aber nicht, auch um der Geschwister willen nicht.

Grazia, die das Gesangstalent des Vaters geerbt hat, darf als einzige Vergünstigung Gesangsstunden nehmen. Seit sie aber bei offenem Fenster Stimmübungen gemacht hat, verbietet ihr der Vater zu singen, auch in ihrem Zimmer – und Grazia muss gehorchen.

Capironi, der Gesangslehrer, möchte Don Domenico sprechen, aber Grazia wagt es nicht, ihrem Vater das auszurichten. Als Pascarella Capironi zufällig trifft und von dem Auftrag erfährt, den Gracia nicht ausgerichtet hat, und Capironi zu allem Übel auch noch Grazias Stimme lobt und ihr eine große Zukunft voraussagt, wittert Pascarella eine Verschwörung gegen sich. Er schreit Capironi auf offener Straße an und kündigt die Gesangsstunden.

Die Wende im Leben der sechs Geschwister kommt einerseits durch den Opernbesuch zu Beginn der Saison, bei dem Mr. Arthur Campbell Gracia kennen lernt und sich in sie verliebt. Er wird später Gracia vor dem Selbstmord bewahren, Don Domenicos Schulden bezahlen und ihn aus dem Gefängnis befreien.

Das zweite Ereignis beginnt mit der harmlosen Neuigkeit Gracias von einem exklusiven Ball im Hotel Bertolini. Diese Nachricht setzt bei den Geschwistern einen Denkprozess in Gang. Mit einem Blick auf Annunciatas vorzeitig gealtertes Gesicht fühlt Placido, dass Gracias Leben nicht verschwendet werden darf. Und die Geschwister beschließen, dass Grazia und Lauro auf den Ball gehen sollen – natürlich heimlich, denn dazu würde Don Domenico niemals seine Zustimmung geben. Damit ist das Unternehmen eine unvorstellbare Auflehnung gegen den Vater, d.h. gegen das Schicksal. Das Kapitel, in dem sie die Vorbereitungen treffen, trägt den Titel: „Der Sündenfall“. Grazia wird zur Verkörperung dieser Auflehnung. Mit ihr identifizieren sich die Geschwister, ihr Ausbruch ist der Ausbruch aller; ihr geglücktes Leben steht stellvertretend für das geglückte Leben aller.

An dem Tag, an dem Grazia und Lauro auf den Ball gehen, es ist der Faschingdienstag, tritt die Katastrophe ein: der Zusammenbruch von Don Domenicos Bank.

Ironischerweise ist es gerade die Abschottung gegen die „feindliche Welt“, die es Battefiori ermöglicht hat, über längere Zeit unbemerkt Geld abzuzweigen, weil Pascarella sich nicht um den Teil der Firma gekümmert hat. Er war damit beschäftigt, das Papier für die Buchhaltung in verschiedenen Farben zu linieren. Der Teilhaber geht auch noch mit dem restlichen Bargeld durch, aus Rache dafür, dass Don Domenico ihn, wie ein Nichts behandelt hat. Er hinterlässt auch noch einen spöttischen Brief. Und Don Domenicos strenges Gesetz in

der Familie hat verhindert, dass Annunziata ihre Begegnung mit Battefiori erzählt hat. Das hätte Pascarella warnen können.

Ein häufiges Stilmittel in *Die Geschwister von Neapel* ist die erlebte Rede. Sie ist besonders geeignet, die Selbstgefälligkeit des Vaters und sein Selbstmitleid zum Ausdruck zu bringen:

> Da lebte er nur für seine Kinder. Keinen anderen Gedanken kannte er als sie. Er schützte sein Haus nach bestem Wissen und Gewissen. In fortgeschrittenem Alter arbeitete er noch. Wa-rum? Damit sie sorglos ein standesgemäßes Leben führen konnten, damit das Haus bestellt sei. Und diese Kinder hintergingen ihn! Verräter! Verräter alle! Grazia betrog ihn mit Capironi, dem Musikvagabunden, und Ruggiero mit der faschistischen Partei. [...] (Ebd.S.76)[36]

So einschneidend dieses Ereignis für die Familie Pascarella ist, Don Domenico lernt nichts daraus. Im Gegenteil, er hält die Zügel noch straffer, streicht den letzten Luxus (er entlässt die Köchin; aber Giuseppe bleibt). Und die Kinder unterstützen den Vater noch immer, indem sie fast nichts essen, damit der Vater seine gewohnten Mahlzeiten bekommt.

Seine Anfälligkeit für Schmeicheleien, die schon Battefiori ausgenützt hat, bereitet ihm das gleiche Schicksal ein zweites Mal, diesmal durch den Advokaten Gnolli, der die Firma eigentlich retten sollte, sie aber durch jederzeit kündbare Kredite zu Wucherzinsen völlig in der Ruin treibt. Am Ende denunziert Gnolli seinen Auftraggeber noch als Anti-Faschist, wobei es sich jetzt rächt, dass Don Domenico Ruggiero den Beitritt zur Partei verboten hat – aus Stolz, nicht aus Überzeugung.

Mit Pascarellas Verhaftung und Arthus Campbells Intervention spielt der Roman ins Politische. Der allwissende Erzähler erklärt: „Da nun das Wort Politik schon mehrfach gefallen ist, wird es leider nicht länger möglich sein, sie von diesem Märchen der Vaterschaft und der Geschwisterliebe völlig fernzuhalten.“ (ebd. S. 421).

Der Ton klingt in diesem Kapitel („Der neue Bund“) aber plötzlich anders; man hat den Eindruck, dass Werfel die – vom Standpunkt der künstlerischen Technik allerdings gewagte – Lösung durch Campbell (sein Geld, sein Auftreten, die Verwechslung) selbst nicht ganz ernst nimmt. Selbst Puttkamer bezeichnet Campbell als „deus ex machina“ (Putkamer 1952, S. 78). Und obwohl es stimmt, dass in dem Gespräch mit dem Präfekten zwei sehr verschiedene Auffassungen von Recht und Gewalt aufeinanderprallen, (ebd. S. 76f), so scheint das Thema „Faschismus“ nicht handlungsbestimmend, denn Pascarella wird wegen betrügerischer Krida und Widerstand gegen die Amtsgewalt verhaftet.

[36] Vgl. auch andere Beispiele von erlebter Rede in dem Roman: S.109f, 332f).

Die drei Söhne wollen in Brasilien ihr Glück versuchen. Das wird zum Test für die Lebenstüchtigkeit der Brüder, vor allem auch in Bezug auf die Trennung von der Autorität des Vaters. Lauro besteht diesen Test nicht, er wird schwermütig und stirbt, es ist nicht klar, ob durch Selbstmord oder einen Unfall. Auch Placido, der von allen Kindern das schwierigste Verhältnis zum Vater hat, verkraftet die Trennung nur schwer; er scheitert nicht, aber er ist unglücklich. (Vgl. dazu Heinrich Kaulens Ausführungen über den Adoleszenzroman in: Ewers / Wild 1999, S. 112 – 115)

Nach dem finanziellen Zusammenbruch beordert Don Domenico seine beiden Söhne aus Brasilien nach Hause; er will seine Familie wieder um sich haben. Er ist fest entschlossen, die alte Herrschaft wieder aufzunehmen. Erst die sechs Tage im Gefängnis bringen ihn zum Nach- und Umdenken. Als er aus dem Gefängnis entlassen wird, ist er ein alter Mann.

Der Roman endet mit einer ähnlichen Situation wie die, mit der er begonnen hat: Es ist Sonntagabend, Don Domenico singt im Kreise seiner Familie. Aber es ist das letzte Mal. Es hat sich sehr viel geändert. Lauro ist tot. Die fünf Geschwister haben unterschiedliche Grade von Autonomie erreicht. Ruggiero und Iride gehen nach Brasilien, Gracia heiratet Mr. Campbell; Annunziata bleibt beim Vater und führt ihm den Haushalt. Placido bleibt dem Vater am nächsten, er arbeitet in seiner Firma am selben Schreibtisch.

Die letzten Sätze lauten: „Das Zeitalter des Gesanges und des Gesetzes ist nun zu Ende! Welches Zeitalter aber hat begonnen?“ (ebd. S. 499).

Es klingt fast so, als zweifelte der Autor daran, dass es von nun an besser wird.

Die Einstellung des Vaters zu seinen Kindern in diesem Roman ist extrem autoritär und die Reaktion der Kinder extrem unterwürfig. So gesehen bildet das Familienleben eine Parallele zur staatlichen Herrschaft des Faschismus, ohne dass viel von Politik die Rede ist. Die Herrschaft des Familien-Diktators geht zu Ende, nicht gestürzt durch die Kinder, sondern durch sein eigenes System. Die Frage nach dem neuen Zeitalter ist sehr berechtigt, ebenso berechtigt wie die Frage, ob das Aufheben des Gesetzes schon Freiheit ist.

In Bezug auf künstlerische Qualität und Tiefe der Gedanken kommen nur wenige der in dieser Arbeit behandelten Autoren und Autorinnen an Franz Werfel heran. Allerdings sind seine Bücher auch keine dezidierten Jugendbücher.

Der Aufstand der Kinder (1935) von **Alma Holgersen** [37] mag künstlerisch gesehen gegen Werfel abfallen, von der Idee und dem Konzept her ist die Erzählung aber nicht nur äußerst originell, sondern in der Sprache durch den Dialekt auch sehr authentisch.

[37] Über Leben und Werk Alma Holgersens siehe Scholz 2005.

Der Roman spielt auf zwei Ebenen: Auf der persönlichen Ebene kämpft Anna gegen die Autorität des Vaters, auf der gesellschaftlichen kämpft das Kollektiv der Kinder gegen das Kollektiv der Bauern (siehe Kapitel STAAT).

Anna ist dreizehn Jahre alt, die Älteste von sechs Kindern eines Bauern, der ganz oben auf dem Berg lebt, wo nur noch Erdäpfel wachsen. Das Mädchen ist anders als andere Kinder:

> Sie gehört zu den schwarzen Schafen in der Schule, zu den schwarzen Schafen, die sich nicht willig scheren lassen. Ihre Geschwister sind langsame, derbe Wesen, die man hinschieben kann, wohin man will. Den zwölfjährigen Florian mag sie am liebsten. Obwohl er nicht sehr mutig ist, tut er doch, was sie will. Bei den tollen Streichen macht er immer mit, wenn auch staunend und mit offenem Mund. Die anderen Geschwister sind noch klein, sie hat viel Plage mit ihnen. Knapp geht es daheim her, sie wird nie satt. (Holgersen 1935, S. 7f)

Das umreißt in knappen Worten ihre Lebenssituation. Annas Vater „ist noch jung, ein schöner Kerl mit fanatischen Augen." (ebd. S. 22). Anna fürchtet und hasst ihren Vater; sie bekommt eine Ohrfeige, weil sie vergessen hat, im Dorf Nägel zu besorgen. „Sie preßt die Lippen zusammen und schaut ihn voll Haß an, sagt aber nichts." (ebd.). Und sie verachtet die Mutter.

> Der Vater scherzt, was er selten tut, die Mutter lacht demütig erfreut, mit offenem Mund. Warum ist sie so demütig? ärgert sich Anna. Sie hat sich wohl nie zur Wehr gesetzt, nur der Vater herrscht im Haus. Die Mutter geht langsam hin und her, sie hat einen ängstlichen Gang, wie ein Huhn, das sich vor dem Geier in Acht nehmen muß. (Ebd. S. 48)

Am liebsten hat Anna noch die Großmutter, die allerdings ein bisschen eigen ist: „Ihre Augen sind milde und blaßblau. Hinterm Ohr steckt ihr eine rote Blume, und einen alten Strohhut hat sie auch in der Küche auf." (ebd. S. 22).

Anna und ihr Vater sind ständig in Konfrontation.

> Der Vater schlägt ihn [Florian] fast nie, er kann sich unsichtbar machen, nie ist er da, wenn der Bauer zornig ist. Und der ist oft zornig. Merkwürdig, daß ihm da immer Anna in den Weg läuft. Obwohl er sie am liebsten hat von seinen Kindern, schlägt er sie doch am meisten. Sein Temperament muß sich Bahn schaffen. Wo sollte er sonst hin? Nichts Neues steht ihm bevor, und das Alte ist ihm widerwärtig. Er muß jemanden haben, an dem er seine Wut auslassen kann. Bei der Bäuerin kommt er nicht an, sie ist ihm zu sanft. Da muß schon Anna herhalten. Mit ihr ist es unterhaltsam. Die ist Blut von seinem Blut. (Ebd. S. 23)

Als sie eines Abends vom Regen nass nach Hause kommt, will der Vater sie nicht angreifen. „Gut, daß er sie nicht anfaßt, vielleicht hätte sie gebissen. Sie ist stolz darauf, daß sie den Vater um ein Haar gebissen hätte." (Ebd. S. 43)

Am Abend nach dem Besuch des Geistlichen ist Annas Vater schlecht gelaunt, wegen einer Kleinigkeit verdrischt er sie mit einem Riemen, dass sie blutige Striemen hat.

> Ein krampfartiges Weinen schüttelt Anna. Sie ist besessen von Haß gegen den Vater. Sie überlegt hin und her, was sie ihm antun könnte. Bei der geringsten Bewegung beginnt der Rücken unerträglich zu brennen, aber deshalb weint sie nicht, sie knirscht nur vor Wut mit den Zähnen. Das Gefühl ihrer Machtlosigkeit dem Vater gegenüber bringt dann doch ihre Tränen zum Fließen. Noch kann sie nicht auf und davon gehen. Noch nicht. Und die Kinder kann sie jetzt auch nicht mitten drin im Stich lassen. Aber dann! Sie malt sich aus, wie sehr der Vater bereuen würde, wenn er Vieh und Geld und Wiesen bekäme, und wenn er dann erfährt, daß er ihr alles das verdankt. Es wird ihm schrecklich leid tun, sie geschlagen zu haben. Aber nützen wird ihm dieses Leidtun nichts, sie ist dann fort und kommt nie mehr nach Hause zurück. (Ebd. S. 104)

Trotz aller Misshandlungen mischt sich in den Hass noch immer das Bedürfnis nach Anerkennung durch den Vater. Als herausgekommen ist, dass es die Kinder waren, die die Drohbriefe geschrieben und das ganze Dorf an der Nase herumgeführt haben, und allen voran Anna, ist der Vater stolz auf sie. Er muss zwar die Ziege, die ihm ein Bauer unter der Drohung gegeben hat, wieder zurückgeben, aber Anna kann wieder nach Hause gehen, und der Vater hält zu ihr und schimpft auf die Bauern, die ihr in ihrer Wut das Gesicht zerkratzt haben.

Der Roman enthält Anspielungen auf ein Thema, das in der Zwischenkriegszeit in der eigentlichen Jugendliteratur selten ist: sexuelle Übergriffe Erwachsener an Kindern. (vgl. Seibert in: Seibert / Blumesberger 2006, S. 52. Es ist allerdings fraglich, ob dieses Buch zur eigentlichen Jugendliteratur gehört.) Anna isst zu Mittag bei Anselm, einem Vetter mütterlicherseits. Nach dem Essen schläft der Knecht auf der Bank ein,

> der Bauer aber wiegt sich durch die Stube, die Daumen hat er in den Hosenträgern hängen. [...]
>
> „Na, Anna?“ der Bauer schlägt ihr ermunternd auf den Hintern. Er lacht dröhnend, als sie erschrocken auffährt.
>
> „Denkst an dei Jungfernschaft?“ fragt er laut und dreht sich in der Stube herum wie ein eitler Hahn, damit ihn das Weibervolk bewundere. Die Bäuerin lacht, die Ziehtochter lacht auch. Er reckt sich, als steige ihm Weihrauch angenehm kitzelnd in die Nase. (Holgersen 1935, S. 19)

Es ist bemerkenswert, dass die Frauen dazu lachen.[38]

Ein anderes Mal verprügelt der Vater Anna wegen einer Aufmüpfigkeit, dabei hebt er ihr den Rock und zieht die Hose herunter. Auch das hat eine sexuelle Konnotation und Anna

[38] Adelheid Popp schrieb 1911 ein *Mädchenbuch*, in dem sie die Mädchen ermutigt, sich keine unziemlichen Späße gefallen zu lassen. (Popp 1911, S. 7 – 10) Allerdings ist dieser Ratgeber an die Mädchen in der Stadt gerichtet, an Fabriksarbeiterinnen. Auf dem Land waren die Kinder viel mehr den Männern ausgeliefert.

empfindet das als unerträgliche Schande. Die Mutter hat ihr nicht nur nicht geholfen, sondern sogar noch für den Vater Partei ergriffen. Danach läuft sie von zu Hause weg.

Die Romane von **Margarete Seemann** sind für die Entstehungszeit insofern typisch, als sie die katholische Richtung vertritt. ***Gabriel Selbtreu*** (1931) beschreibt ebenfalls einen Vater-Sohn-Konflikt. Der Vater Heinrich Toormann ist Bürgermeister von Eggenfurth und Künstler. Sein Sohn Walter ist ebenfalls Künstler und möchte darin seinen Vater übertreffen. Auslöser für das Zerwürfnis ist aber nicht der Berufswunsch oder der Ehrgeiz des Sohnes, sondern der verletzte Stolz des Vaters:

> Die Unbeherrschtheit einer Stunde, als ein Freund die Kunde brachte, Walter, der einzige Bub, verludere in Düsseldorf, statt zu studieren, als seine Nachfrage an der Akademie die Bestätigung brachte – der Fluch dieser Stunde ist schuld daran. [...] der Stolz seines Lebens war der Junge – nun ist er ein Unwürdiger! (Seemann 1931, S. 11f)

Der Vater ruft den Sohn zur Rechenschaft nach Hause und nennt ihn einen Lump. Daraufhin verlässt Walter neuerdings das Vaterhaus. Die letzte Nachricht von ihm lautet: „‚I c h b i n k e i n L u m p !'“ (ebd. S. 32; im Original gesperrt gedruckt) Danach hört die Familie dreizehn Jahre lang nichts von ihm. Die Mutter stirbt aus Gram.

Der Sohn ist als Maler erfolgreich, nennt sich aber Gabriel Selbtreu. Als der Vater ein Bild von ihm in einer Kunsthandlung in Wien sieht, erkennt er den Stil. Er ist enttäuscht, als er das Bild kauft und den Namen des Künstlers hört – bis ihm einfällt: Gabriela war der Name der Mutter! Und treu ist der Sohn sich selbst gegenüber.

Damit, dass der Sohn sich selbst treu bleibt, lädt er zwar den Zorn des Vaters auf sich, steigt aber zum wahren Künstler auf, während der Vater im Gehorsam gegen die (Kunst-) Gesetze ein ewiger Dilettant bleibt. Für dieses Motiv gibt es zahlreiche literarische Vorbilder (vgl. Matt 1995, S. 177).

Vor dreizehn Jahren hat der Vater seiner Tochter Lore befohlen, alle Bilder Walters, die von ihm noch im Haus waren, zu verbrennen. Sie hat es nicht getan und wird seither vom schlechten Gewissen geplagt, weil sie ungehorsam war. Nun ist der Vater froh darüber, weil die alten Skizzen und Bilder bestätigen, dass Gabriel Selbtreu wirklich sein Sohn ist.

Die Aufregung und eine Erkältung führen beim Vater zu einer ernsten Krankheit. Er will, dass Walter heimkommt, er will sich mit ihm versöhnen. Lore verspricht, dass er kommen wird, obwohl sie das eigentlich gar nicht versprechen kann.

Zum Motiv vom verlorenen Sohn kommt ein zweites, das in vielen Romanen M. Seemanns eine Rolle spielt: die Entsagung. Erich Korf, der Eggenfurther Arzt, und Lore

lieben einander und sind verlobt. Sie finden Walter bzw. Gabriel Selbtreu in Wien und Lore beschwört ihn, nach Hause zu kommen. Er sagt, dass er seinem Vater so wenig verzeihen kann, wie sie ihre Liebe aufgeben kann. Lore fordert ihn heraus: Wenn sie ihrer Liebe entsagen kann, muss Gabriel seinem Vater verzeihen und nach Hause kommen.

Lore löst die Verlobung mit Korf, womit sie ihrem Bruder beweist, dass ein Mensch über sich hinauswachsen kann, und wenn es ihr möglich ist, muss auch er es können. Aber erst als er erfährt, dass der Vater ihn als Alleinerben eingesetzt hat und Lore darauf vertrauen muss, dass er sie finanziell nicht im Stich lassen wird, ist Walter davon überzeugt, dass ihn der Vater nicht mehr als „Lump" sieht, und fährt heim. Vater und Sohn versöhnen sich.

Die Handlung wirkt sehr konstruiert. Dass der Vater (als Bürgermeister) seinen missratenen Sohn verstößt, ist ein häufiges Motiv. Lores Bereitwilligkeit, auf ihr Lebensglück zu verzichten, klingt übertrieben, auch wenn man die Schuldigkeit der Kinder ihren Eltern gegenüber in Betracht zieht. Aber es ist gar nicht diese Schuldigkeit, auf die es der Autorin ankommt, sondern die Entsagung als eine Tugend. Der Ausgang des Romans bringt aber dann doch für alle Figuren das Glück, Walter entbindet seine Schwester von ihrem Versprechen und sie heiratet einen anderen Arzt.

Die strukturellen Schwächen muss selbst Otmar Seemann bei allen Vorzügen, die er anführt, zugeben:

> Die Dichterin zeichnet die Opferbereitschaft Lores, ihre marienhafte Reinheit und innere Größe in einem Ausmaß, daß der Realitätsbezug ein wenig verloren geht. Auch Lores Liebe zu Erich Korf wird mit fast übergroßem Pathos geschildert. Inmitten ihrer dörflichen Umgebung wirkt diese Gestalt als Idealbild, das den Leser durch seine Vorbildfunktion zum Erdulden und Verzeihen bewegen will und ihm den Sieg über sich selbst als erstrebenswert darstellt. Erst nach der Läuterung der Seele und dem Über-Bord-Werfen alter Vorurteile kann der Mensch wieder zu seelischem Glück finden. (Otmar Seemann 1989, S. 29f)

Karl Springenschmid: ***Oesterreichische Geschichten aus der ersten Zeit des „illegalen" Kampfes.*** (1938) Von den einzelnen Erzählungen verbindet die letzte, Der Vater, den Generationskonflikt mit dem politischen Motiv, ähnlich wie in Imendörffers *Bange Tage* oder Bienensteins *Im Schiffmeisterhause.* (S. auch Kapitel STAAT.)

Ein 18jähriger Bursch ist der Anführer der Hitlerjugend und wird von der Polizei gesucht. Die Mutter macht sich Sorgen, aber sie versteht ihn.

> Anders der Vater. Er war von heftigem Wesen, ein Soldat nach altem Schrot und Korn. Gewiß, er war nicht einverstanden mit seiner Zeit. Und doch polterte er laut gegen die Jugend, die den Staat, die Regierung bekämpfte. Er verstand diese Jugend nicht. Er kam aus einer anderen Welt. Er war Offizier gewesen, war kaiserlich gesinnt, noch heute. Die Größe und Macht der alten, ruhmreichen österreichischen Armee erfüllte ihn so sehr, daß er sich nicht in die engen Verhältnisse dieses neuen, klein

> gewordenen Österreich dreinfinden konnte. Vom Stephansturm aus, vom Zentrum des alten Reiches, sah man jetzt in zwei fremde Staaten. So klein war Österreich geworden. Er hatte sich aus Wien, wo jeder Schritt noch an die große Zeit gemahnte und ihn die Erbärmlichkeit der Gegenwart ständig quälte, in diese kleine Bergstadt zurückgezogen. Hier lebte er in seiner Welt und ließ die Dinge geschehen. Er war Soldat und wollte nichts wissen von Politik. Doch Zucht und Einordnung waren für ihn jene menschlichen Grundgesetze, ohne die niemals wieder ein würdiges Reich zu schaffen war. Deshalb war ihm das Rebellentum seines Jungen zuwider. So kam es zu heftigen Auftritten zwischen beiden. (Springenschmid 1938, S. 124)

Hermynia Zur Mühlen: *Unsere Töchter, die Nazinen* [39] (1983 b)

Obwohl Springenschmid politisch auf der entgegengesetzten Seite steht, kommen er und Hermynia Zur Mühlen zu dem gleichen Schluss, dass zwischen Familie und Faschismus ein Zusammenhang besteht (vgl. dazu auch Adorno 1995, S.323f, 357). Deshalb wird der Roman *Unsere Töchter, die Nazinen* (entstanden 1933) in diesem Kapitel behandelt.

Der Roman will eine Antwort auf die Frage geben, die auch heute, nach fast einem Jahrhundert, noch aktuell ist: Was veranlasst junge Menschen, sich einem autoritären Regime anzuschließen? Oder – mit den Worten der Gräfin Agnes auf die damalige Zeit bezogen: „Und was ist das Zaubermittel, mit der die Nationalsozialistische Partei die Menschen einfängt?“ (Zur Mühlen 1983 b, S. 52) Man wird aber dem Roman nicht gerecht, wenn man ihn nur auf den Nationalsozialismus bezieht. Das Problem ist überparteilich, überregional und ewig. Wie Barbara Rabitsch vermerkt, könnte der Roman „nationalsozialistische Entlarvungen“ ebenso wie „Spiegelbild des Ständestaates“ sein (Rabitsch 2003, S. 153). Darum ist die Tatsache, dass der Ort der Handlung in einem Drei-Länder-Eck am Bodensee liegt, von symbolischer Bedeutung. Eine weitere Besonderheit dieses Romans ist, dass er nicht erst in der Rückschau geschrieben wurde, sondern zu der Zeit, über die er berichtet.

In der pars-pro-toto Technik beschreibt die Autorin drei Familien. Auf die Frage, wie das Zaubermittel wirkt, gibt es keine einfache Antwort. Die Motivationen für eine Parteimitgliedschaft waren vielfältig. Unterstützung reichte vom aktiven Engagement bis zur passiven Toleranz (vgl. Scheriau 1996, S. 92 – 104. Wallace 2006, S.167ff zählt die Gründe detaillierter auf). Aber der Boden, auf dem das Zaubermittel wirkt, wird in der Familie bereitet. Zur Mühlen macht deutlich, dass der Generationskonflikt (und nicht nur autoritäre Väter! Die Mütter sind genauso wichtig!) eine ebenso große, wenn nicht vielleicht sogar eine noch größere Rolle spielt als das politische Umfeld.

---

[39] Allgemeines zu Hermynia Zur Mühlen und zu diesem Roman vgl. Zur Mühlen 2001; Jandl 2010; Matt 1986; Hammel 2002. Zur Produktionsgeschichte vgl. Altner 1997; Scheriau 1996; Müssener 1987; Wallace 2009. Zum Aufbau des Romans: Alt 2010; Siegel 1995; Altner 1997; Wallace 2009.

Wie in einer kleinen Stadt nicht unüblich, kennen die Familien einander. Die Mütter reden nicht nur über sich und ihre Töchter, sondern auch über die anderen Mütter und deren Töchter. Die Erzählung der Kati Gruber bildet den Rahmen, das zeigt die hohe Wertigkeit dieser Figur, der Vertreterin der Arbeiterklasse (vgl. Alt 2010, S. 151).

Die Beziehung Tonis zu ihren Eltern war immer gut. Die Mutter hat ihren Mann geliebt, und sie liebt ihre Tochter. Das ist ein wichtiger Umstand, der im Gegensatz zu den anderen Familien steht. Der Vater hat sich mit Toni befasst, hat mit ihr Bücher gelesen und über Politik geredet. Toni ist also früh zum Denken angeregt worden, sie ist die intelligenteste und gebildetste von den drei Töchtern, obwohl ihr Vater ein einfacher Arbeiter war – im Sinne von Hermynia zur Mühlen müsste man sagen: weil er Sozialdemokrat war. In Tonis Fall ist es die Arbeitslosigkeit, die wirtschaftliche Not, verbunden mit dem Tatendrang eines jungen Menschen, der nicht zu Hause herumsitzen möchte, und der selbständig denkt:

„‚Ich habe jetzt so viel Zeit zum Nachdenken, Seppl. Und da habe ich gesehen, daß nichts von dem geschehen ist, was 1918 versprochen wurde. [...] Alle Parteien haben uns enttäuscht. Wir müssen den Nationalsozialisten Gelegenheit geben, zu zeigen, was sie können. [...]'“ (Zur Mühlen 1983 b, S. 20).

Auf Toni wirkt zunächst die schlaue Propaganda: Sie enthält ein Versprechen auf bessere Zeiten für alle, zusammen mit einem Appell an die Fairness der Jugendlichen: Legt eure Vorurteile ab, lasst es uns doch beweisen!

Kati sagt von sich, dass sie nicht viel von Politik versteht, aber sie hat viel von ihrem Mann gelernt und sie ist entsetzt und wütend, als sie Tonis Gesinnungswandel bemerkt, so sehr, dass sie das Bild ihres Mannes aus Tonis Zimmer entfernt; unter seinen Augen soll es kein Hakenkreuz geben. Trotzdem bricht die Beziehung zu ihrer Tochter nicht ab. Es ist eher die Tochter, die den Dialog verweigert, obwohl sie ihre Mutter weiterhin liebt und sie auch betreut, als Kati krank wird.

Aber Toni hat ein gesundes Selbstbewusstsein, ein – trotz dem Tod des Vaters – intaktes Familienleben, einen „intellektuellen“ Hintergrund.

Der 1. Mai bringt für sie Erkenntnis und Umkehr. Da sie die ganze Zeit über mit ihrer Mutter nicht zerstritten gewesen ist, sagt sie am Abend einfach:

> „Ich habe mich geirrt, Mutter. Furchtbar geirrt. Aber jetzt weiß ich, daß die ganze Bewegung ein Betrug ist. Und ich glaube, schon in den nächsten Monaten werden viele es erkennen.“
> [...]
> Und dann blickte sie mich fast schüchtern an und fragte: „Willst du nicht wieder Vaters Bild in mein Zimmer hängen, Mutter? Er wird mit mir zufrieden sein.“ (Ebd. S. 124)

Toni ist die erste der drei Töchter, die ihren Irrtum einsieht, und genauso wie sie sich zuerst offen dem Nationalsozialismus anschließt, genauso offen gibt sie nachher ihren Irrtum zu und zieht die für sie einzig logischen Konsequenzen: Sie bekämpft ihn.

Die Mutter sieht und beobachtet trotz ihrer Bescheidenheit in punkto Bildung ihre Umgebung mit gesundem Menschenverstand. Ihre Beurteilung der anderen Familien ist für den Leser oder die Leserin wichtig, weil ihre Aussage die verlässlichste ist; sie ergänzt Informationen, ihre Schilderung ist ein wichtiges Korrektiv, obwohl durch die Erzählformen kein Zweifel über den Wahrheitsgehalt der anderen Aussagen aufkommen kann.

Gräfin Agnes vertraut sich nur ihrem Tagebuch an. Man kann deshalb davon ausgehen, dass sie sich selbst gegenüber ehrlich ist. (Zur Tagebuchform vgl. Alt 2010, S.151.)

Sie hat immer in einer Traumwelt gelebt, hat Bücher gelesen (z.B. Annette Droste-Hülshoff), über die ihre Tochter Claudia die Nase rümpft. Die Gräfin gesteht:

> Ich weiß nicht, ob es Zufall war oder meinem Charakter entsprang, daß ich nur die romantischen Werke liebte und nichts von denen wissen wollte, die sich mit der Wirklichkeit befaßten. Diese feige Angst vor der Wirklichkeit hat mich mein Leben lang verfolgt. Ich schloß die Augen, wo ich sie hätte öffnen müssen, ich verstopfte mir die Ohren vor den unhar- monischen Tönen des Lebens – als Kind, als Mädchen, als Frau. (Zur Mühlen 1983 b, S.36)

Dieses Geständnis ist Kritik nicht nur an der Aristokratie, sondern an allen Menschen, die damals bewusst die Augen schlossen und die Wirklichkeit nicht sehen wollten.

Die Ehe der Gräfin war unglücklich. Ihr Mann Ferdinand war ein junger Offizier und hatte sie wegen des Geldes geheiratet. Als ihre Tochter zur Welt kam, bestand er auf dem Namen Claudia, weil seine damalige Geliebte so hieß.

„Dieser Name, diese Erinnerung errichteten zwischen mir und meinem Kind eine Mauer. [...] Und wenn ich mein Kind rief, mußte ich immer an diese Frau denken, die mir in meiner Ehe den ersten Schmerz angetan hatte." (ebd. S. 37).

Das Kind hat die Ablehnung der Mutter gespürt, im Laufe der Jahre ist die Beziehung zwischen Mutter und Tochter immer schlechter geworden und schließlich fühlt sich die Gräfin als totale Versagerin: „Ich war eine Frau, die es nicht verstand, ihren Mann zu halten, war eine Mutter, die es nicht verstand, mit ihrem Kind umzugehen." (ebd. S. 38).

Als Claudia älter wird, fühlt ihre Mutter, dass dem Mädchen etwas fehlt, kann ihm aber nicht helfen. Das ist nicht allein die Schuld der Mutter, die Tragik liegt auch in den gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte. Die Gräfin gibt zu:

> Insgeheim fühlte ich häufig, daß unsere Zeit vorüber sei, als Klasse, nicht als Menschen. Wenn ich mich trotzdem mit den wohlhabenden Bürgerlichen nicht anfreunden konnte, so nur deshalb, weil ihnen das Selbstverständliche des vollwertigen Menschen fehlte, die Sicherheit, die ich immer mehr und mehr bei den Arbeitern fand. (Ebd. S. 43)

Und Claudia sagt deutlich genug, was sie von der untergehenden Klasse hält, als ihr die Mutter vorschlägt, den Winter an der Riviera zu verbringen:

„‚Die Riviera? Soll ich dort mit Kokotten konkurrieren? Oder soll ich, wie hier, still und vornehm sein, nur mit Menschen umgehen, die dir gefallen, mit Schatten, mit Gespenstern aus einer Zeit, die es nicht mehr gibt? Nein, Mutter, dazu ist es zu spät.'“ (Ebd. S. 42f)

Claudia, sexuell frustriert und durch ihre Zugehörigkeit zum Adel in der Wahl eines Freundeskreises sehr eingeschränkt, sucht verzweifelt einen Inhalt für ihr Leben. Eine Zeit lang sucht sie ihn in der Religion, dann wieder liest sie frivole Bücher und macht dem Gärtner Fritz eindeutige Angebote. Mit fünfunddreißig unternimmt sie einen Selbstmordversuch und verliebt sich dann in den Arzt der Heilanstalt (das erzählt Kati, vgl. ebd. S. 17). Als der sich nicht für sie interessiert, beginnt Claudia alle Menschen zu hassen. Und Mutter und Tochter hassen einander.

1932 beginnt das Mädchen, sich zu verändern, sie wird fröhlicher, lebhafter und ihrer Mutter gegenüber freundlicher. Die Gräfin ist erleichtert und fühlt sich wieder zufrieden. Eines Tages schwärmt ihr Claudia vor, worauf es im Leben ankommt: „ ‚Die Kraft, Mutter, und die Macht, Menschen anzuziehen, ihnen alles zu bedeuten. Das ist das Wichtigste. Ein Name, der alle entflammt, die ihn hören.' “ (ebd. S. 46). Zu diesem Zeitpunkt ahnt die Gräfin noch nicht, dass dieser Name Adolf Hitler ist.

Bei Claudia wirkt eine andere Seite der Propaganda: Der starke Mann! Und die trifft ihren wunden Punkt: Sie verteidigt ihren Vater und verachtet ihre schwache, unfähige Mutter; sie verachtet die Gesellschaftsklasse, deren Lebensunfähigkeit sie spürt.

Eines Nachts wird der Gärtner Fritz (er ist Kommunist) überfallen und angeschossen; er sagt, dass sie ihn zu zehnt überfallen hätten. Die Gräfin hegt noch immer keinen Verdacht, als Claudia die Aussage heftig bezweifelt; sie glaubt, das Claudia ebenso wie sie selbst über die Rohheit empört ist und ahnt nicht und hört nicht heraus, dass Claudia die Leute verteidigt, denen sie sich zugehörig fühlt. Auch beim dritten, deutlichsten Zeichen will sie nicht glauben, was offensichtlich ist. Claudia hat nach Weihnachten eine Erkältung mit Fieber bekommen und die Mutter will Doktor Bär rufen, einen guten Arzt, den die Familie schon lange kennt, aber Claudia verlangt nach Doktor Feldhüter, sie weigert sich, sich von einem jüdischen Arzt behandeln zu lassen. In der darauf folgenden Auseinandersetzung verlangt die Mutter von ihrer Tochter die Wahrheit zu hören, Claudia weicht aus, worauf ihr die Mutter Feigheit vorwirft und aus dem Zimmer geht. Im Tagebuch schreibt sie dann:

> Ich wollte nichts mehr hören; auch ich war feig und wollte nicht, daß ein endgültiges Wort zwischen uns gesprochen werde. Vielleicht will Claudia mich nur

> quälen, dachte ich. Sie ist krank, hat hohes Fieber, vielleicht, wenn sie wieder gesund ist, wird sie über das Ganze lachen und fragen: „Aber, Mutter, wie konntest du nur glauben ...“ Meine Claudia, die so hochmütig war, die soviel auf gute Manieren hielt, auf Ritterlichkeit. [...] Und nun ...
> Aber ich konnte es noch immer nicht glauben, ich wollte es nicht glauben. (Ebd. S.54)

Zu Silvester ist Claudia wieder gesund und richtet sich zum Fortgehen her; in Anwesenheit der Mutter sagt sie dem Dienstmädchen, dass sie abgeholt wird; die Mutter fragt nicht, wer sie abholen kommt, aber Claudia spricht es zum ersten Mal deutlich aus.

> „Mein Freund“, fuhr sie fort. „Mein Parteigenosse. Er ist bei der SA.“
> Also doch. Mir war zumute, als habe sie mich ins Gesicht geschlagen. „Mein Freund.“ Noch vor einigen Jahren hätten diese Worte mich altmodische Frau zutiefst erschreckt. Heute hätte ich sie gern gehört, wenn Claudia nicht hinzugesetzt haben würde: „Mein Parteigenosse. Er ist bei der SA.“
> In mir regte sich etwas, stärker als die anerzogenen guten Manieren, stärker als alle Kultur.
> „Also deshalb?“ fragte ich höhnisch. „Nur weil du auf diese Art einen Mann bekommen hast?“
> „Mutter!“
> Ich blickte sie lange an. Dann sagte ich das Unverzeihliche, das uns für immer getrennt hat.
> „Es wäre mir lieber gewesen, wenn du auf die Straße gegangen wärst. Eine Hure kann ich im Haus haben, aber das, was du jetzt bist, nicht.“ (Ebd. S. 55)

Letztlich wirft die Gräfin ihre Tochter zwar nicht aus dem Haus, aber sie weigert sich, sie zu sehen und mit ihr zu sprechen.

Aus Kathis Bericht geht hervor, dass die Gräfin bei Kathis Neujahrsbesuch nur weint, aber den Grund nicht sagt. Kathi erfährt ihn auf dem Heimweg, als sie Claudia mit dem jungen SA-Mann sieht. Sie denkt: „Toni und Claudia, unsere Kinder, unsere Töchter, die Nazinen.“ (Ebd. S. 35)

Im zweiten Teil des Tagebuchs wird eine andere Gräfin Agnes sichtbar als am Beginn. Sie hat gelernt, sie ist eine andere geworden. Schon im Kapitel II ist sie über sich selbst und über den neuen Ton in ihrem Tagebuch erstaunt. In Kapitel V beteiligt sich die Gräfin aktiv am Widerstand, versteckt im Haus Waffen und Flüchtlinge.

Inzwischen ist das Verhältnis zu ihrer Tochter besser geworden; in Claudia sind Zweifel aufgestiegen und im Moment der Gefahr ist sie der Mutter gegenüber loyal. Als die Gräfin den von der SA gesuchten Bürgermeister im Haus versteckt und nachts im Motorboot über den See in die Schweiz bringen lässt, weiß Claudia davon (die Mutter weiß nicht, dass sie es weiß), aber sie verrät nichts.

Die Ausschreitungen am 1. Mai bringen auch bei Claudia den Umschwung. Zwar ist sie noch immer nicht sicher, ob die Brutalität der Parteimitglieder systemimmanent ist, aber

sie hat begonnen, sich von der Bewegung abzuwenden. Als sie dann sieht, wie ein alter Mann auf offener Straße von SA-Männern misshandelt wird, stürzt sie auf die Gruppe zu, nennt sie Bestien und Mörder und das Hakenkreuz ein „Mordabzeichen. Das Abzeichen der Feigen!“ (ebd. S. 114). Sie ruft die Umstehenden auf zu helfen. Die SA-Männer werden von Passanten umringt, und dann fallen Schüsse. Claudia und ein junger Mann werden erschossen.

Zur Mühlens Meinung über den Adel ist nicht mit Claudias identisch. Die Autorin kritisiert durch die Gräfin den Egoismus mancher Menschen dieser Gesellschaftsklasse, die sich dem Nationalsozialismus anschließen, „weil sie auf diese Art ihr Vermögen zu schützen hofften. Sie erschienen mir, und erscheinen mir noch heute, gemeiner, niederträchtiger als die Mörder und Verbrecher der SA“ (ebd. S. 45).

> Die adelige Welt mit all ihren Facetten an traditionellem Verhalten war für die Schriftstellerin nicht verachtenswert, was ihre Kritik an dieser Klasse nicht ausschließt. Ihre negative Haltung gegenüber dem aristokratischen Milieu in den frühen zwanziger Jahren ist kein Beweis für Zur Mühlens Ablösung von dieser Klasse, vielmehr sind die späteren Romane als ernst zu nehmende Auseinandersetzung mit der adeligen Welt und deren Stellung in der historischen Zeit zu werten. (Matt 1986, S. 148)

Nach Alt weist Claudias Tod darauf hin, dass der Adel als Klasse nicht lebensfähig ist (Alt 2010, S.157), aber nach Zur Mühlens Ansicht gibt es für den Adel noch Hoffnung. Das zeigt sich in dem Roman dadurch, dass die Gräfin sich ändert, nicht nur in ihrer Meinung, sondern auch in ihren Taten. Diese Hoffnung hat die Autorin für das Bürgertum nicht.

Frau Doktor Feldhüter kommt zweimal hintereinander zu Wort, das erste Mal nur flüsternd, das zweite Mal laut. Was sie laut sagt, ist großteils gelogen und steht den geflüsterten Aussagen oft diametral entgegen (vgl. Alt 2010, S.152). In die Beschreibung der bürgerlichen Familie legt die Autorin ihre ganze Antipathie. „Martha Feldhüter wird als identitätsloses Wesen geschildert, das nie ihr eigenes Leben lebt, sondern sich dem Willen und den Anschauungen ihres Mannes anpasst und den jeweils herrschenden Gruppen ihre Ehrerbietung erweist, um dazuzugehören.“ (Rabitsch 2003, S. 156). Gleichzeitig offenbart sie sich als egoistische, hochmütige und obendrein noch dumme Frau, die für einen gesellschaftlichen Aufstieg alles tun würde.

> Diese Kombination aus der opportunistischen, heuchlerischen Verlogenheit des dritten Kapitels und der brutalen faschistoiden Ausdrucksweise des vierten, [Beistrich im Text] machen Martha Feldhüter zur Kommentatorin des Geschehens, ihre Hingabe, mit der sie das tut, macht sie zum Objekt der Satire. (Ebd. S. 156)

Barbara Rabitsch geht ausführlich auf die satirische Technik sowie auf die „Mischung aus verlogener Religiosität und Sprachklischees der nationalsozialistischen Ideologie“ ein (ebd. S.155).

Obwohl die Ehe der Feldhüters nach außen hin perfekt ist, hasst und verachtet die Frau ihren Mann. Flüsternd gesteht sie, dass sie sich ihr Leben anders vorgestellt hat. Ihr Mann ist zwar ehrgeizig, aber er erreicht wenig. Sie hat weder gesellschaftlich noch finanziell die Position, die sie sich wünscht. Ein eigenes Haus können sie sich nicht leisten, die Praxis wirft nicht so viel ab, wie sie geglaubt hat; der jüdische Doktor Bär hat wesentlich mehr Patienten als ihr Mann. Und die Dienstmädchen kündigen nach kurzer Zeit wieder.

Scheriau erklärt unter Berufung auf Wilhelm Reichs Analyse: „Die Massenpsychologie des Faschismus“, die 1933 in Deutschland erschienen ist, dass das „Streben nach Macht und Besitz“ typisch für den Nationalsozialismus ist, dass gerade die patriarchalisch aufgebaute Familienstruktur den Aufstieg des Faschismus bzw. Nationalsozialismus begünstigte und umgekehrt diese Ideologie, weit davon entfernt zur politischen Emanzipation der Frauen beizutragen, sie an die Wiege und den Herd verbannte und so patriarchalische Strukturen auch wieder festigte (vgl. Scheriau 1996, S. 95 – 104). Auch Müssener findet in der Theorie Reichs eher eine Erklärung als bei Freud (vgl. Müssener 1987, S. 141) und Eva-Maria Siegel führt weiter aus (indem sie sich auch auf Müssener beruft):

> Diese Aufmerksamkeit der Autorin für die autoritären Strukturen innerhalb der Familie als Vermittlungsinstanz zwischen politischer Sphäre, Alltagsleben und Individuum ist im Kontext der frühen Exilliteratur erstaunlich und nimmt gewissermaßen die These des Sozialpsychologen und Sexualforschers Wilhelm Reich von der Familie als „Struktur- und Ideologiefabrik des Klassenstaates“ vorweg. (Siegel 1995, S.135)

Politisch ist Doktor Feldhüter ein Opportunist. Sein Wahlspruch ist: „Abwarten“; schon in der Klinik wird er „Doktor Abwarten“ (Zur Mühlen 1983 b, S. 61) genannt (vgl. auch Rabitsch 2003, S.158). Beim Ausbruch der Ersten Weltkrieges hält er patriotische Reden, zeichnet aber keine Kriegsanleihe. Nach dem Krieg ist er Pazifist. Er will keiner Partei angehören und verbietet seiner Frau den Beitritt zu den Sozialdemokraten:

> Und er fügte in dem unausstehlich herrischen Ton, den ich so sehr an ihm hasse, hinzu: „Ich bitte dich, Martha, tu keinen unüberlegten Schritt. Ich kann nicht dulden, daß du in eine Partei eintrittst, dich und dadurch auch mich festlegst.“
>
> Sooft er so mit mir sprach, mußte ich mich zusammennehmen, um ihm nicht ins Gesicht zu schreien; „Du Krüppel, du Zwerg“ (ich bin fast einen Kopf größer als er), „wie wagst du, so mit mir zu sprechen?“ Und ich fühlte dann immer den ganzen körperlichen Ekel, den ich vor ihm empfand [...]. (Zur Mühlen 1983 b, S. 62)

In dieser Atmosphäre von Hass und Verachtung, mit einer egoistischen Mutter und einem autoritären Vater wächst die Tochter Lieselotte auf. Der Vater verlangt von ihr nur: „‚Solange du nicht meiner Praxis schadest, kannst du dich unterhalten, soviel du willst. Aber

der Anstand muß gewahrt bleiben, verstanden?'“ (ebd. S. 63). Beide Eltern handeln und reden nie aus Überzeugung, sondern immer nur um ihres Vorteils willen.

Die Heirat mit einem armen Ingenieur haben die Eltern Lieselotte nicht gestattet. Von da an lässt sie sich von ihren Eltern nichts mehr sagen und lebt nur ihrem Vergnügen. Als sie schwanger wird, wird das Kind abgetrieben. „Mein Gott, wozu hat man einen Arzt zum Vater. Und von da an war Lieselotte vorsichtiger.“ (ebd. S. 63). Im zweiten Bericht ist die Mutter stolz, dass die Tochter „in allen Ehren den Brautschleier wird tragen dürfen“ (ebd. S. 96).

Lieselotte ist ebenso egoistisch wie die Mutter und an Politik völlig desinteressiert. In der Beurteilung ihrer Tochter hat die Mutter recht; ihre eigene Person sieht sie verklärt und ihre Aussage ist voll auktorialer Ironie.

> Ich frage mich häufig, wie ich zu diesem Kind gekommen bin. Für Lieselotte gibt es nur eines auf der Welt: ihre eigene Person. Sie hat keine Gesinnung, hat keinen Patriotismus. Sie kennt nicht den Begriff von Pflicht, der mich mein ganzes Leben lang geleitet hat. Dabei hat sie doch immer mein Beispiel vor Augen gehabt. Ich kann, ohne mich zu rühmen, sagen, daß ich stets eine pflichttreue Gattin und Mutter und auch eine gute Deutsche gewesen bin. Aber wer hat das zu würdigen gewußt? Nicht Arthur, der mir, weiß Gott, Dank schuldet, denn welche andere Frau hätte den Edelmut besessen, einen Krüppel zu heiraten, nicht meine Tochter, die immer nur an ihre Unterhaltung gedacht hat, nicht meine Bekannten, die, ich weiß nicht weshalb, mich nie für voll angesehen haben, ja nicht einmal die Dienstmädchen, obgleich ich es wahrlich bei ihnen nicht an Strenge habe fehlen lassen. Nicht wie die anderen Frauen, diese Frau Doktor Bär, die seit zehn Jahren das gleiche Mädchen hat, und diese hochnäsige Gräfin Agnes, bei der die Mädchen nur fortgehen, wenn sie sich verheiraten. Es heißt, daß das Bewußtsein der erfüllten Pflicht für alles andere entschädigt, aber wo bleibt mein Lohn: das eigene Haus, die gute gesellschaftliche Position, die Bewunderung meiner Mitmenschen? Natürlich trägt auch Arthur an vielem die Schuld. Wenngleich ich jetzt froh bin, daß er seinerzeit nicht zu den Sozialdemokraten gegangen ist. Ich habe ihn ja immer davor gewarnt. (Ebd. S. 75)

Nach der Reichstagswahl im März 1933 kommt Doktor Feldhüter mit einem Hakenkreuz im Knopfloch und dem Satz nach Hause „ ‚Wir haben gesiegt!'“ (ebd. S. 77). Nun gibt er zu, dass er seit Monaten bei der Partei ist, aber nur geheim. Und er hat auch seine Tochter einschreiben lassen. Er hat Lieselotte gar nicht erst gefragt, und die ist nicht erfreut.

> „Ich will doch gar nicht. Das langweilt mich. Ewig diese Umzüge, dieses Geschrei. Was geht das mich an?“
>
> Arthur trat zu ihr, ich glaubte einen Augenblick, er werde sie schlagen. Dann aber zog er nur die Brauen hoch und sagte eisig: „Willst du jemand sein, eine Rolle spielen?“
>
> „Selbstverständlich.“
>
> „Dann wirst du mir gehorchen.“ (Ebd. S. 77)

Von Lieselottes Aktivitäten als Parteimitglied hört man im nächsten Kapitel, in dem sich Frau Doktor Feldhüter endlich traut, laut zu sprechen, dass das Mädchen mit einem SA-

Mann verlobt ist. Unzählige Male baut Frau Doktor Feldhüter in ihre Rede ein: „Mein künftiger Schwiegersohn, der Baron Hellsdorf“ (vgl. ebd. S. 89 – 91). Offensichtlich bleibt Lieselotte bei der Partei. Der Rest der Erzählung ihrer Mutter beschreibt mehr, was in den anderen Familien passiert und beschreibt es in der Art wie das obige Zitat: In dem Bestreben, sich selbst gut darzustellen und andere herabzusetzen offenbart sie ihre eigene Dummheit und Gemeinheit und die Anständigkeit ihrer Gegner, z. B. die Würde der alten Gräfin Agnes. Durch ihre absolute Unglaubwürdigkeit macht sie auch den Nationalsozialismus unglaubwürdig (vgl. Alt 2010, S. 154). Barbara Scheriau sieht in der Selbstdarstellung der Frau Doktor nicht nur ihre Naivität, sondern auch ihre Gefährlichkeit betont (vgl. Scheriau 1996, S. 96f; Wallace 2009, S. 170). Unter dem Schutz der Partei gewinnen die Feldhüters Ansehen und Macht, die sie zum Schaden anderer ausnützen.

> Zur Mühlen verwendet diese satirische Technik, mit der sie Martha Feldhüter als unzuverlässige Erzählerin konzipiert, nicht nur, um die Figur der bürgerlichen Frau abzuwerten, sondern gibt damit zugleich die Nationalsozialistische Politik der Lächerlichkeit preis (vgl. Rabitsch 2003, 163). (Alt 2010, S. 155)

Bei den Bürgerlichen sieht die Autorin keine Chance zu einer positiven Veränderung. Ihnen verspricht der Nationalsozialismus einen persönlichen Vorteil, zum Unterschied vom Wohlstand für alle, den die Sozialisten fordern. Damit kommt er bei den Egoisten und Opportunisten am besten an. Die Feldhüters unterstützen das System nicht, weil sie daran glauben, für sie kann man nicht einmal Dummheit als Entschuldigung anführen, sondern weil sie davon profitieren; sie bekommen endlich die Villa von Dr. Bär![40] Und die Tochter, die durch das Beispiel der Eltern dazu erzogen wurde, nur den eigenen Vorteil zu suchen, unterstützt den Nationalsozialismus zunächst dadurch, dass sie ihn nicht ablehnt, sich durch Indolenz und Passivität nicht gegen den Eintritt in die Partei sträubt. Später profitiert auch sie von der „guten Partie“, die sie mit dem jungen Baron von Hellersdorf, der beste Chancen in der Partei hat, macht. Die Aufwertung der Hausfrau und Mutter durch die Nazi Ideologie entschädigt auch frustrierte Hausfrauen wie Frau Dr. Feldhüter (vgl. Wallace 2009, S. 169).

Die Motive Tonis und Claudias für den Beitritt sind nachvollziehbar und die beiden bekommen im Text die Möglichkeit, sich zu rehabilitieren; Lieselotte bekommt diese Möglichkeit nicht (vgl. Alt 2010, S. 152).

[40] Frau Doktor Feldhüter ist unsicher, welche Bücher sie in den größeren Bücherschrank in dem größeren Haus (von Dr. Bär) stellen darf. Sie überlegt: „Ob wohl Hans Heinz Ewers herrlicher Roman „Alraune“ ebenfalls verbrannt wird? Ich muß ja zugeben, daß er ein wenig gewagt ist; dennoch schildert er so wunderschön die verderbten Sitten gewisser, zweifellos jüdischer Großstadtkreise. Man kann so viel aus dem Werk lernen; ich habe es schon fünfmal gelesen.“ (Zur Mühlen 1983 (S. 87f)

Das letzte Wort hat wieder Kati Gruber. Von nun an agieren Mutter und Tochter gemeinsam gegen den Nationalsozialismus. Die meisten Werke Hermynia zur Mühlens enden mit einem positiven Ausblick in die Zukunft. Auch hier lautet der letzte Satz: „Wir bauen wieder auf." (Zur Mühlen 1983 b, S.144).

Man darf nicht den Fehler machen anzunehmen, dass Hermynia Zur Mühlen das Entsetzliche des Nationalsozialismus dadurch abschwächt, dass sie die Ursachen für seinen rasanten Aufstieg ausschließlich in den Familien und damit in der persönlichen Schuld Einzelner sieht, denn die drei Familien stehen jeweils für eine Gesellschaftsklasse. Trotzdem ist es in allen drei Fällen eine Frage der Erziehung und der Autorität, welche politischen Entscheidungen die Mädchen treffen. Die Autorität beider Elternteile (auch des toten Vaters) bewirken in Toni ein ehrliches Suchen, das nur vorübergehend in die Irre führt. In Claudia gewinnt die Erziehung zur Anständigkeit die Oberhand gegenüber der Brutalität. Auch Lieselotte Feldhüter folgt ihren Eltern – in diesem Falle muss man sagen leider – wobei der Vater nicht so sehr Autorität ist, die Tochter hasst ihn sogar, sondern autoritär. Die Autorin gesteht „ausschließlich jenen Personen die Fähigkeit zur positiven Bewältigung ihres Lebensweges zu, die in ihrer Kindheit durch das Vorbild wenigstens einer Bezugsperson und durch das daraus entgegengebrachte Verständnis eine wertvolle Basis mitbekommen haben." (Scheriau 1996, S. 113).

In der künstlerischen Umsetzung ist der dramatische Aufbau der Erzählung beachtenswert. Die Abfolge von Ich-Aussagen ohne direkte Einmischung der Autorin entspricht der Form des Dramas. Man kann die Kapitel I – III als „steigende", die Kapitel IV – VI als „fallende Handlung" sehen; das trifft allerdings nur in formaler Hinsicht zu. In Bezug auf die Aussage beschreiben die ersten drei Kapitel einen Abstieg, der mit dem Beitritt der Töchter bzw. der ganzen Familie Feldhüter einen absoluten Tiefpunkt erreicht hat. Was vom dramatischen Standpunkt aus die „fallende Handlung" ist, ist vom politischen Standpunkt der Autorin her gesehen eine Aufwärtsbewegung in eine bessere Zukunft. Diese Verschränkung von formalem und inhaltlichem Aufbau, von dramatischen und erzählenden Elementen und verschiedenen Erzählformen, gibt dem Werk eine einzigartige formale Komplexität bei einer absolut eindeutigen und klaren Aussage.

4. Auf dem Weg in die Autonomie

Vicki Baum: *Bubenreise* (1923)

Diese Erzählung bietet die seltene Möglichkeit zum Vergleich mit einer ähnlichen, die mehr als dreißig Jahre früher entstanden ist, nämlich Ferdinand Franks *Im Banne des Föhn*,

1889. Die Antwort auf die Frage: „Was hat sich geändert?“ müsste hier besonders klar hervortreten.

In beiden Erzählungen haben die Söhne die Matura bestanden und dürfen ohne die Eltern eine Reise nach Italien unternehmen. In keiner der beiden Erzählungen gibt es einen Generationskonflikt. Verständnis, Hingabe besteht auf der einen, Dankbarkeit, Anständigkeit auf der anderen Seite. Und in beiden Familien gibt es nach der Reifeprüfung eine Familienfeier. Auch in der Beschreibung der mütterlichen Aktivität haben 30 Jahre und ein Weltkrieg, die zwischen den Erzählungen liegen, keinen Unterschied gemacht.

„Die Mutter war im Hause energisch und allgegenwärtig, nichts entging ihren scharfen Augen.“ (Frank 1889, S. 2)

„Die kleine Frau Baldrian glitt hin und her, lächelte, fütterte, streichelte heimlich über den Ärmel oder die Stirne ihres Jungen.“ (Baum 1923, S. 11)

Die väterliche Autorität scheint nachsichtiger, die Jugend freier geworden zu sein.

„Herr Baldrian saß friedlich in einer Ecke und schmunzelte über all das Tanzende, Glückselig-Junge in seinem Haus.“ (ebd. S. 11). Eine solche Szene wäre 1889 auch denkbar gewesen. Undenkbar wäre es zu jener Zeit gewesen, dass in einem gutbürgerlichen, soliden Geschäftshaus die Kinder nicht nur die ganze Nacht durchfeiern, sondern sich auch noch betrinken und sich einbilden, mitten in der Nacht den „Alten ein Ständchen bringen“ zu müssen; und die Eltern sind über die Schlafstörung nicht nur nicht verärgert, im Gegenteil, der Vater „schüttelte sich vor Vergnügen" (ebd. S. 14). Und die Mutter nimmt am nächsten Morgen alles gelassen hin, die Unordnung, die zerbrochenen Gläser und (weil die Brause im Badezimmer nicht abgedreht war) die Überschwemmung im ganzen Haus.

Bei F. Frank sind die Figuren kaum charakterisiert, während sie bei Vicki Baum von der ersten Seite an in ihrer Eigenart festgelegt sind. Manches klingt auch hier noch sehr traditionell, so ist z. B. Hans groß und kräftig, seine Schwester Grete klein und zart.

> Zuerst schoß Hans Baldrian aus dem Gymnasium, immer drei Stufen auf einmal. [...]
>
> Fritz Polt, der langsam hinterhergetrottet kam, schüttelte seinen viereckigen Kopf und lächelte überlegen. [...] Peter Martelan, der Kleine, Siebzehnjährige, der viel zu früh ins Examen gekommen war, schlich, in Fritz Polts breiten Schatten geduckt, daher und sah aus, als wollte er am liebsten weinen, [...]. (Ebd. S. 5)

Dieses Beschreibung ist typisch für die unterschiedliche Lebenseinstellung der Burschen: Fritz Polt sagt über Hans Baldrian: „‚Der richtige Hans im Glück. Alles weiß er, alles kann er, alle haben ihn gern. Alles geht ihm gut aus. [...] Du hast eigentlich nur deinen hübschen Schopf und das dazugehörige treue Lächeln – ’“ (ebd. S. 10).

Fritz Polt heißt bei den Freunden „der Materialist“, „und wenn ihm etwas beikam, das nicht zu diesem Titel passen wollte, dann schämte er sich“ (ebd. S. 7). Er ist ein miserabler Tänzer, aber ein guter Fußballspieler. Außerdem ist er der älteste, fast 20 Jahre, „der Vernünftige“ (ebd. S. 16), der auch die Reisekasse verwaltet. Und er hat Peter Martelans junger Mutter versprochen, auf ihren Sohn aufzupassen (vgl. ebd. S. 17).

Peter Martelan wird „das Kind“ genannt, und „jeder Satz bei ihm fing mit diesem schüchternen ‚Nein – weißt du –’ an“ (ebd. S. 5f). Er ist sensibel, verträumt und schreibt Gedichte. „In seinem zarten Kopf mit den schmalen Schläfen hatte von jeher alle Gelehrsamkeit ein leichtes Unterkommen gefunden, und Peter Martelan vergaß nie etwas.“ (ebd.) Er tanzt nicht bei der Maturafeier und spielt stattdessen lieber am Klavier. „Ihm machten die Mädchen noch Angst.“ (ebd. S. 12).

In beiden Büchern ist die Maturareise für Eltern und Kinder die erste längere Trennung. Aber die jungen Leute möchten jetzt die Welt kennen lernen – die richtige Welt (im Gegensatz zu der nur abgebildeten in der Schule) und sie möchten etwas erleben.

Eine Reise nach Italien, neben Griechenland die Wiege der abendländischen Kultur, im Anschluss an das humanistische Gymnasium, hat eine lange Tradition. Vicki Baum kann man noch nicht der „Stilgeneration Italienurlaub“ zuordnen (Manning in: Göttinger Studien zur Generationsforschung, Bd. 2, 2009), *Im Banne des Föhn* passt eventuell noch zu den Intellektuellenreisen des 19. Jahrhunderts; die Wanderlust der Burschen in *Bubenreise* kommt eher aus der Wandervogelbewegung, die generationsstiftend war und typisch für das Bedürfnis der Jugendlichen nach Einsamkeit und die gleichzeitige die Sehnsucht nach einem besonderen Erlebnis (Bühler 1927, 172ff).

Für die Jugendlichen sollte es ein Stück Weg in die Autonomie sein, der in beiden Büchern mit einer Bewährungsprobe verbunden ist. Bei F. Frank wird sie durch ein Naturereignis, d.h. von außen (die Flut) ausgelöst. Bei V. Baum entsteht die Krise aus dem Charakter der Burschen, genauer gesagt aus ihrer Verliebtheit.

Vicki Baums Figuren sind selbstsicherer als die von F. Frank, oder wollen zumindest so scheinen. Während *Im Banne des Föhn* der Freund manchmal noch ängstlich ist, sind Hans und Fritz sehr darauf bedacht, als erwachsen zu gelten, Hans, indem er (vor einem Ehepaar im Zug) laut sein Rasierzeug erwähnt, und Fritz, indem er sich eine Zigarre anzündet und hinter einer Zeitung versinkt.

Alle drei Freunde in *Bubenreise* verlieben sich in Venedig. Hans trifft die Dame, die er mit ihrem Mann schon im Zug kennen gelernt hat, in Venedig wieder. Diese Bekanntschaft hat eine gewisse Parallele, aber auch einen Unterschied zu der Begegnung mit der Fürstin in

Im Banne des Föhn. Auch zwischen Hans und Renate besteht eine Kluft, denn sie ist um vieles älter, sie könnte seine Mutter sein und nennt ihn auch immer „kleiner Hans“ (vgl. ebd. S.66, 111), außerdem ist sie verheiratet. Diese Tatsachen setzen der Beziehung Grenzen, so wie der Standesunterschied bei F. Frank. Aber Renate und Hans spazieren tagelang gemeinsam durch Venedig, und immerhin gibt es einen Kuss zum Abschied. Eine solche Beziehung ist bei Frank undenkbar.

Schwärmerei, oft auch für eine ältere Frau, ist ebenfalls typisch für dieses Alter (vgl. Bühler 1927). Sie erfüllt auch die Sehnsucht nach einem Führer, der gleich- oder anders-geschlechtlich sein kann. Renate ist alles in einem, ihre Rolle Hans gegenüber ist mehr-schichtig: In der Kunst ist sie Lehrerin, in der Liebe ist sie Erzieherin und sie ist auch die-jenige, die die Grenzen setzt.

Auch die beiden anderen Freunde, Fritz und Peter, begegnen in Venedig ihrer ersten Liebe, jeder auf seine Art. Ein nicht sehr origineller, aber nichtsdestoweniger effektvoller literarischer Trick liegt darin, dass es dasselbe Mädchen ist, in das sich beide verlieben. Das wissen sie aber anfangs nicht und das führt zu Komplikationen, denn erstens ist das Mädchen ist eine Betrügerin (Fritz wird von ihr um sein ganzes Geld gebracht, einschließlich der Reisekasse) und zweitens ist Peter von Fritz, dem er Betrug und Verrat vorwirft, so enttäuscht, dass er eine Nacht im Regen im Freien verbringt und Lungenentzündung bekommt. Nun sind die drei in großen, auch finanziellen Schwierigkeiten.

Im Aufbau sind auch hier Prallelen zu F. Franks Erzählung: die Burschen müssen selbständig, ohne Hilfe der Eltern, eine Krise meistern, allerdings mit dem Unterschied, dass Fritz und Peter in *Bubenreise* das Unglück selbst verschuldet haben, es handelt sich also nicht nur darum, einer körperlichen Bedrohung zu entgehen und andere davor zu bewahren, sondern auch mit den seelischen Belastungen wie Schuld, dem Gefühl, verantwortungslos gehandelt und ein Versprechen nicht eingehalten zu haben, fertig zu werden.

„Zum erstenmal hatten die beiden jungen Menschen Sorgen, wirkliche, schmerzhafte Lebenssorgen, nicht Examensnöte, die nun, ach, wie unwichtig erschienen ...“ (Baum 1923, S.122).

Fritz will seinen Leichtsinn dadurch wieder gutmachen, dass er heimlich als Hotelboy arbeitet. Dabei trifft er Renates Mann, der Arzt ist, und das Ehepaar kümmert sich um die jungen Leute. Hans hat nach Hause um Geld telegrafiert.

So gesehen sind die Freunde nicht wirklich autonom. Sie haben in dem Ehepaar Ersatzeltern gefunden und die richtigen Eltern schicken Geld. Als aber die Freunde die Heimreise antreten, sind sie um einige Erfahrungen reicher. Grenzerfahrungen von Tod (vgl.

das Erlebnis in Südtirol, ebd. S.26 – 31), Krankheit, Schuld, Geldnöte und die echte Armut der Bevölkerung; Enttäuschung und (vermeintlicher) Verrat und nicht zuletzt die erste Liebe und der erste Verzicht[41] – all das dürfte auf die Burschen einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Wie bei F. Frank hat auch bei V. Baum die Reise nach Italien den Effekt, dass die Liebe zur Heimat in den Protagonisten gestärkt wird. Sie fahren wieder zurück, aber sie fahren in eine Zukunft, die anders sein wird als sie es ohne die Reise gewesen wäre.

In beiden Büchern war es ein erster Schritt in die Selbständigkeit. Man wäre versucht zu sagen, dass er *Im Banne des Föhn* besser geglückt ist, obwohl die Reisenden ihr Ziel Italien, gar nicht erreichen, sondern nach der Flut sofort umkehren und das bürgerliche Leben weiterführen. Ihr weiterer Lebenslauf wird skizziert. In *Bubenreise* endet die Erzählung mit der Heimfahrt, wie es weitergeht, bleibt offen.

Vicki Baums *Bubenreise* trägt autobiografische Züge. Renate im Roman ist ungefähr in dem Alter, 34 Jahre, in dem Vicki Baum war, als sie die Erzählung 1922 schrieb. Nicole Nottelmann schreibt über Vicki Baum, dass sie als Erwachsene viele jüngere Freunde hatte, meist Intellektuelle oder Künstler, die vom Alter her ihre Söhne hätten sein können, und sie war für sie eine mütterliche Vertraute. „Sie ließ sich von ihnen bewundern, hielt sie aber auf Distanz – so wie sie selbst von ihnen auf Distanz gehalten wurde.“ (Nottelmann 2007, S. 86).

Und eine ähnliche Reise wie die beschriebene hatte sie selbst gemacht.

> Sie kannte die Lagunenstadt aus eigener Anschauung, seit sie als Jugendliche mit einer Gruppe von Wien über den Brenner, die Dolomiten und Verona nach Venedig gewandert war. Auf eben dieser Route reisen auch ihre drei männlichen Hauptfiguren, um letztlich erwachsen zu werden. (Ebd. S. 78f)

„Persönliche Erfahrungen, die sie in ihrer Autobiografie schildert, finden mehr oder weniger unverhüllt Eingang in ihr Schaffen als Romanautorin. [...] Baum charakterisiere sich selbst in ihren Hauptfiguren, die sie in ihren Romanen zur Identifikation anbietet.“(Ebd. S.10) Es ist trotzdem fraglich, ob man Vicki Baum mit der Renate im Roman identifizieren kann.

Vicki Baum galt zu ihrer Zeit als der Inbegriff der „Neuen Frau“. (Vgl. Northegger-Troppmair, Capovilla, Gürtler + Schmid-Bortenschlager) Die Mutter in *Bubenreise* entspricht dem traditionellen Bild; sie ist ganz Mutter und Hausfrau. Renate ist kinderlos, als Begleiterin ihres Mannes zu einem Kongress (mit dem sie nichts zu tun hat), sie ist vollständig

[41] Der Abschied von Renate hat einen literarischen Vorläufer in Hofmannsthals *Rosenkavalier*; Hans allerdings ist mit dem Abschied nicht einverstanden.

Ein weiteres Beispiel von Intertextualität liegt in Renates Hinweis auf Shakespeares *Kaufmann von Venedig*, als sie in einer kleinen Gasse sagt, „auf ein sonderbar geschachteltes Haus deutend: ‚Ich denke, hier drinnen wohnt Shylock; über diese Treppe flieht Jessika; sehen Sie, da unten wartet schon die Gondel mit einem verschmitzten Fährmann – ’“ (ebd. S.67).

unabhängig – das entspricht schon eher dem Bild der Neuen Frau, aber *Bubenreise* ist noch sehr konservativ.

Eines muss man Vicki Baum allerdings zugutehalten: *Bubenreise* war ein sehr frühes Werk und offenbar hat sie es selbst nicht als ein besonders gut gelungenes empfunden. Tatsache ist, dass sie es in ihrer Autobiografie mit keinem Wort erwähnt (Baum 1962). Daher ist die Erzählung sicher nicht typisch für Vicki Baum. Allerdings meint Northegger-Troppmair: „Vicki Baums Autobiografie kann auch als Verteidigungsschrift gegen ihre Kritiker gelesen werden, die bei ihr literarische Qualität vermissen." (Northegger-Troppmair 2007, S. 21). Vielleicht hat sie *Bubenreise* deshalb weggelassen.

Die Erzählung wird aber auch in der Sekundärliteratur meistens nicht erwähnt.

Northegger-Troppmair meint: „Einige [Romane] sind vergessen, weil sie einfach schlechte Romane sind" (ebd. S. 5) und „nicht jedes vergessenen Buch ist einer neuerlichen Betrachtung Wert [sic!]" (ebd.). Als Beispiel führt sie „Ulle der Zwerg" an, ein Roman, den Vicki Baum selbst zu ihren besten zählt (vgl. ebd. S. 21).

Innerhalb der Jugendliteratur dieser Zeit, im Vergleich mit dem, was sonst (in Österreich) auf den Markt kam, ist die Erzählung nicht die schlechteste. Man darf sie nur nicht mit Vicki Baum vergleichen, man muss sie mit den zeitgenössischen Vertretern und Vertreterinnen des Genres vergleichen. Und wie Vicki Baum von sich selbst sagt, war sie eine

„erstklassige Schriftstellerin zweiter Güte" (Baum 1962, S. 377)

Z U S A M M E N F A S S U N G F A M I L I E

Grundsätzlich kann man sagen, dass in der Familie der Vater die Autorität ist, sowohl in der **Kinder-** als auch in der **Jugendliteratur**. Das geht aus den Erzählungen ebenso hervor wie aus den pädagogischen Schriften der Jahrhundertwende, und es gilt für die 2. Periode genauso, wie es für die 1. gegolten hat.

> Der Vater ist das Haupt der Familie und es kommt ihm von Natur und Rechtswegen die erste Rolle zu. Er hat die Familie nach außen hin zu vertreten und zu beschützen, er regelt den Verkehr mit anderen Familien und bestimmt die Wirksamkeit derselben in bürgerlicher und kirchlicher Richtung. Sein Attribut ist die wachsame Strenge, welche aber mit Willkür und Tyrannei nichts zu tun hat. [...]
> Die Rolle, welche die M u t t e r in der Familienerziehung spielt, ist noch größer und wichtiger als die des Vaters. (Frank / Zwilling / Zappert 1897, S.282f, Hervorhebung im Text)

> So sehen wir, daß sich in beiden Elterntheilen zwei Factoren ausgeprägt finden, welche in ihrem Zusammenwirken den Erfolg der Familienerziehung garantieren: die A u t o r i t ä t und die L i e b e. Erstere ist vorwiegend beim Vater, letztere

> vorzüglich bei der Mutter zu finden. Doch müssen beide bei beiden Elterntheilen vorhanden sein [...].(Ebd. S.285, Hervorhebung im Text)

Das ist natürlich eine idealisierte Vorstellung.

In der **Kinderliteratur** der **1. Periode** ist das Ziel der Erziehung klar: Die Kinder sollen die gesellschaftlichen Spielregeln lernen und die bürgerlichen Tugenden verinnerlichen. Dabei tritt in den Erzählungen meistens eine personale Autorität auf; der Vater oder die Mutter, und erklärt dem Kind, was es darf und soll, was gut oder böse ist. Wenn Kinder schlimm waren, ihr Unrecht aber wieder gutmachen oder es zumindest eingestehen und bereuen, ist die Welt wieder in Ordnung. Strafen sind dann nicht mehr notwendig. Es ist auch selten von Belohnung die Rede; die gute Tat trägt ihre Belohnung in sich. Da die Eltern immer ideal sind, scheint es fast unglaublich, dass Kinder sich dieser Führung manchmal widersetzen. Und so ist es auch gemeint: Denn wenn ein Kind unfolgsam ist, ist es nicht die Schuld der Eltern, sondern die Eigenverantwortung des Kindes. Das wird bei Helene Stökl und besonders bei Ebner-Eschenbach sehr deutlich, wo auch eine falsche Erziehung keine Entschuldigung für ein Fehlverhalten des Kindes ist. Das ist gleichzeitig die Chance, die der Mensch im Leben hat, sich trotz ungünstiger Starbedingungen positiv entwickeln zu können. Auch W. Fischer beschreibt eine Möglichkeit, die Leidenskette zu durchbrechen, das Verzeihen.

In der **Jugendliteratur** muss man besonders in der **1. Periode** differenzieren zwischen einem intendierten Leserpublikum von Zwölf- bis Fünfzehnjährigen und den älteren Jugendlichen bzw. den Büchern, die gar nicht für Jugendliche intendiert sind.

Die Erziehungsziele für die Zwölf- bis Fühfzehnjährigen decken sich weitgehend mit denen der Kinderliteratur: Respekt vor den Eltern, Gehorsam, Festhalten an der Tradition, bürgerliche Tugenden. Neu ist in der Jugendliteratur gegenüber den Kinderbüchern das Eingeständnis, dass Eltern in der Erziehung versagen können (in der Kinderliteratur gibt es das nur im Märchen oder es sind nicht die Eltern), und den Generationskonflikt, in dem auch manchmal die Eltern im Unrecht sind.

In der **2. Periode** ist in der **Kinderliteratur** eine deutliche Verunsicherung in Autoritäts- und Erziehungsfragen festzustellen. Recht und Unrecht gibt es weiterhin, aber niemand setzt sich mit den Kindern auseinander. Gehorsam wird punktuell gefordert und ist nicht mehr eine zu erwerbende Tugend wie in der 1. Periode. Überraschend ist die Entlastung der Kinder durch die Projektion von Fehlverhalten auf Gegenstände oder in einen Traum. Märchen und animierte Gegenstände oder Tiere gibt es auch in der 1.Periode. Aber dort sind

es trotzdem die Kinder (oder Tierkinder), die handeln. In der Zwischenkriegszeit und besonders bei Umlauf-Lamatsch, gibt es Belohnung und manchmal drastisch harte Strafen

Wertfrei ist die Kinderliteratur der 2. Periode nicht. Aber sie wirkt im Vergleich zu vorher schal, blutleer und wenig überzeugend. Man hat den Eindruck, dass die Kinder „geschont" oder mit moralischen Ansprüchen „verschont" werden sollen, eine Intention, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg offenbar fortsetzt. Besonders deutlich ist das am Beispiel von Umlauf-Lamatsch zu verfolgen. Während sie (ebenso wie Roswitha Klob) in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg schon unerwünschte Verhaltensweisen auf Gegenstände oder Märchenwesen überträgt, sind ihre Erzählungen nach dem Zweiten Weltkrieg noch harmloser geworden. Die heute bekannten Fassungen ihrer Märchen sind die „gereinigten". Zu Autorität und Gehorsam hat sie allerdings eine ganz klare, positive Einstellung.

Nur wenige Autoren und Autorinnen der 2. Periode hatten den Mut, Kindern eine reale, triste Situation vor Augen zu führen. Die es taten, waren fest in einer Weltanschauung verankert, wie Margarete Seemann in der Religion oder H. Zur Mühlen im Sozialismus, von der sie eine bessere Zukunft erhofften.

Selbstverständlich zeigen Kinderbücher sowohl vor als auch nach dem Ersten Weltkrieg ein Ideal. Charlotte Bühler bringt in den Ergebnissen ihrer Studien (Bühler / Haas 1924; Bühler u.a. 1937), die in den 30er Jahren durchgeführt wurden, Beispiele dafür, wie sich die Wirklichkeit in den Familien abgespielt hat. In gut situierten Familien des gehobenen Mittelstandes werden Kinder geschlagen; Eltern lügen und schwindeln beim Spiel, Mütter sind unbeherrscht; Kinder wiederum sind unfolgsam, lügen und betteln, wenn sie etwas wollen.

Interessant ist ein Blick auf das Frauen- und Mutterbild der Zeit. Von Ginzkeys *Florians wundersame Reise über die Tapete* gibt es mehrere Ausgaben. In der Illustration von Erwin Tintner in der Ausgabe von 1930 (Abb. 4) ist die Mutter eine „Neue Frau" (s. V. Baum unten und im Kapitel FAMILIE) in einem modernen Kleid, mit kurzem gewelltem Haar, manikürten Nägeln und einem Ring. In der Ausgabe vom 1944 mit der Zeichnung von Grete Hartmann (Abb. 6) hat man den Eindruck eines „Rückschritts" (was das Frauenideal des Nationalsozialismus de facto war): einfache Kleidung und Schürze, Hausschuhe, schlichtes, zurückgekämmtes Haar; der Raum ist schlicht und fast bäuerlich.

Von der **Jugendlektüre** der **2. Periode** gehören nur Sonnleitners Bücher für die jüngere Lesergruppe. Was es in Österreich nicht gab, ist die Mädchenliteratur, wie sie in Deutschland üblich war. Die einzigen Autorinnen, die speziell für Mädchen geschrieben haben, sind M. Seemann und M. Grengg.

Generell kann man sagen, dass die Jugendlichen selbständiger sind, aber die Beziehung zu den Eltern ist unvermindert gut, abgesehen von den Generationskonflikten, aber auch die werden am Ende meistens beigelegt. So zeigt es die Literatur. Jenseits der Fiktion stellt Vicki Baum fest:

„Respekt und Vertrauen ist eine Sache geworden, die Mütter sich täglich neu verdienen müssen.“ (Baum in: Gürtler / Schmid-Bortenschlager 2002, S.130) Auch das Verhältnis zum Vater ist in dieser Generation anders: „Ihre Töchter gehören der ersten Generation an, die sich von den Vätern wenig vorschreiben lassen und ihr Leben als Protest gegen diese begreifen.“ (Capovilla 2004, S.64) Von ihrem eigenen Vater sagt Vicki Baum, er sei der „einzige wirkliche Feind“ gewesen, den sie jemals hatte. (Baum 1962, S. 93) Offenbar klaffen auch hier literarische und reale Wirklichkeit auseinander.

Trotz aller Veränderungen und Tendenzen besagt das Ergebnis einer Untersuchung von Marie Jahoda-Lazarsfeld, „dass ‚der hierarchische Aufbau der Familie mit dem Vater als Autoritätsträger gegenwärtig zwar bedroht ist, aber weiter besteht.’ “ (Zitiert in: Horkheimer 1935, S.706)

II. S C H U L E

Vorbemerkungen:[42]

Neben der Familie ist die Schule der wichtigste Erziehungsfaktor im Leben des Kindes und eine notwendige Ergänzung zur Familienerziehung. Der Lehrer ist für die Schüler schon kraft seines Amtes Autorität, die genauso wenig zu hinterfragen ist wie die Autorität des Vaters. Frank sieht in der Schule noch den Vorteil, dass sich die Autorität des Lehrers nicht mit dem Älterwerden des Kindes und „durch den häuslichen Ton“ abschwächt, weil der Lehrer sich „niemals im Schlafrocke des Alltagsmenschen“ zeigt, sondern immer Respektsperson bleibt. (Frank 1900, S.203. Siehe dazu Abb.10: Der Lehrer im Hintergrund.) Anders als in der Familie ist der Lehrer jedoch in seinem Beruf selbst Untergebener, der den Autoritäten über sich zu gehorchen hat und den politischen Gegebenheiten Rechnung tragen muss, auch wenn er sich nicht damit identifizieren kann.

In Österreich war die Schule in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts eng mit der Kirche verbunden. Seit dem Konkordat von 1855 hatten die Bischöfe die Oberaufsicht über die Schulen (vgl. Pleticha 1995, S.149f.), was in der Praxis bedeutete, dass besonders im ländlichen Bereich der Lehrer dem Pfarrer unterstellt, um nicht zu sagen: von seinem Wohlwollen abhängig war. Das konnte zu extremen Situationen führen, wie sie L. G. Ricek zitiert; er führt aus dem Roman „Dem Lichte entgegen“ von Hermann Harter[43] eine Szene an, in der der neue Pfarrer zum Lehrer sagt:

> „Und nun noch ein paar Worte über die Schule! Diese betrachte ich eigentlich als Nebensache, denn Christus der Herr hat selbst gesagt: Selig sind die Armen im Geiste! Der Zweck des Lebens hier auf Erden ist nur die Vorbereitung auf den Himmel und dazu ist das Lesen, Schreiben und Rechnen keineswegs notwendig. Der Glaube ist und bleibt die Hauptsache, weil nur er allein die Quelle alles Guten ist, wie auch alles Schlechte nur im Unglauben seinen Ausgang hat. Daher ist auch in der Schule vor allem die christkatholische Glaubenslehre zu pflegen und das Trivium nur so weit vorzunehmen, als die vorgeschriebene Zeit und die gesetzlichen Bestimmungen es gestatten. Den Lehrstoff aus der Religionslehre haben Sie selbstverständlich mit allem Fleiß einzuüben und auch Ihr ganzes Leben nach dem Willen und den Vorschriften unserer heiligen Mutter, der katholischen Kirche, einzurichten. Ich werde auf Sie ein scharfes Auge haben, denn in manchen Schullehrern steckt ein unheiliger, rebellischer Geist und auch Sie kommen mir nicht ganz geheuer vor. Also hüten Sie sich! Verstanden?“ (Ricek 1914, S.22)

Das Zitat mag etwas übertrieben sein, dass die Einstellung des Pfarrers aber durchaus kein Einzelfall ist, zeigen zahlreiche andere Beispiele aus der Literatur.

---

[42] Als Grundlage für die Entwicklung des österreichischen Schulwesens wurde verwendet: Engelbrecht Bd.4, 1986, und Bd.5, 1988.

[43] Preudonym für Adolf Frankl, österreichischer Schriftsteller und Lehrer, 1862 – 1958. (Online-Datenbank des Literaturarchivs der Österreichischen Nationalbibliothek.)

Nach der Niederlage von Königgrätz, die in der Monarchie auf die geringe Schulbildung der Soldaten zurückgeführt wurde (vgl. Pleticha 1995, S.150), besann man sich auf eine Neuordnung des Schulwesens. 1869 wurde das Konkordat gelöst, die Schule dem Staat unterstellt und das Reichsvolksschulgesetz erlassen. Dabei wurde auf Vorschläge zurückgegriffen, die der liberale Universitätsprofessor und Schulreformer Franz Exner[44] schon 1848 gemacht hatte: Die Schulpflicht wurde auf acht Jahre erhöht, die Klassenschülerhöchstzahlzahl auf 80 (!) gesenkt; zu Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen kamen die Realien: Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Naturlehre, für die Mädchen Handarbeit und Hauswirtschaft. Die Lehrerbildung wurde auf vier Jahre ausgedehnt (vgl. ebd. S.148ff).

Dieses Gesetz, das eine „grundsätzliche Entkirchlichung der Volksschule" brachte (Dachs 1982, S.39), rief in christlich-konservativen Kreisen heftige Kritik hervor.[45] In Rudolf Hawels[46] Schauspiel „Erlösung" hat der Dorfpfarrer dem Lehrer aufgetragen, eine Gebetsstunde in der Kirche abzuhalten, damit der Kaiser das neue Volksschulgesetz nicht unterschreibt. Der Lehrer wünscht sich aber das neue Gesetz und weigert sich, die Gebetsstunde zu halten, daraufhin wird er vom Pfarrer entlassen, obwohl der Pfarrer kein Recht dazu hat. (Vgl. Ricek 1914, S.24.)

Ein ähnliches Schicksal ereilte den österreichischen Schulpolitiker und Sozialisten Otto Glöckel, der als Volksschullehrer 1897 wegen seiner Gesinnung aus dem Dienst entlassen wurde. (Vgl. Dachs 1982, S. 34) Rosegger schildert einen ähnlichen Fall von seinem Lehrer Michael Patterer in Als wir zur Schulprüfung geführt wurden.

Otto Glöckel führte bittere Klage darüber, dass die Kirche von 1869 an ständig bemüht war, ihren Einfluss im Schulwesen zurückzugewinnen. (Vgl. Glöckel 1911.) Das Gesetz wurde wirklich 1889 novelliert; die Realien wurden zurückgedrängt und die Schulbesucherleichterung eingeführt (vgl. Glöckel 1911, S. 4 und Pleticha 1995, S.151), was den Schulbesuch der Bauern- und Landarbeiterkinder de facto auf sechs Jahre reduzieren konnte. Ein Beispiel dafür findet sich in F. Hanusch' Roman *Lazarus*, der in Schlesien spielt: Lazarus' Mutter sucht für den dreizehnjährigen Sohn nach sechs Klassen um Schulbesuchserleichterung an, allerdings lehnt dieser Schulrat das Gesuch ab (Hanusch 1912, S.94f).

Man erwartete von der Schule, dass sie die Kinder und Jugendlichen zu treuen Staatsbürgern heranbilde, dass sie auf „Loyalitätsgewinnung und Loyalitätssicherung für das beste-

[44] Franz Serafin Exner, 1802 – 1853 (ÖBL).

[45] Siehe dazu im Kapitel KIRCHE die „Strafpredigt" der Religionslehrers in *Vitus Venloo* (Busson 1930, S.30).

[46] Rudolf Hawel, österreichischer Schriftsteller und Lehrer, 1860 – 1923 (ÖBL).

hende System“ hinarbeite (Dachs 1982, S.20). Auf die Unvereinbarkeit von pädagogischen Gesichtspunkten und politischen bzw. kirchlichen Forderungen wurde schon von zeitgenössischen Pädagogen hingewiesen. Heinrich Wolgast schreibt in „Ganze Menschen“: „Die Pädagogik hat sich lange von außen her vorschreiben lassen, was sie am Menschen zu schätzen habe und was nicht. Kirche und Staat [...] zogen die Erziehung in ihre Dienste und schrieben ihr Ziel und Mittel vor.“ (Wolgast 1910, S.42) Der Autor geht mit den Schulbehörden scharf ins Gericht:

> Wir haben Zeiten gehabt, wo an diesen Stellen Männer standen, die ein wirkliches pädagogisches Interesse ohne politische Nebengedanken hatten; aber heute sind solche Männer nicht mehr vorhanden, wenigstens nicht an den leitenden Stellen. Die leitenden Stellen werden aus politischen Erwägungen besetzt, und demgemäß treten sie ohne Skrupel neben die Polizeimacht des Staates und helfen den „inneren Feind“ durch Unterricht, patriotische Feste und patriotische Lektüre überwinden. (ebd. S.44)

Der „innere Feind“ waren die (jeweils anderen) politischen Parteien, die seit 1907, der Einführung des allgemeinen Männerwahlrechts, wesentlich aufgewertet waren, die die „sozialen und nationalen Spannungen im Abgeordnetenhaus voll sichtbar“ werden ließen und „die sich endgültig als entsprechende Faktoren der politischen Szene etabliert hatten“ (Dachs 1982, S.23).

Selbst unter staatlicher Aufsicht war der pädagogische Spielraum des Lehrers durch die Verwaltung stark eingeschränkt. 1890 sagt Dilthey: „Unser Verwaltungssystem wirkte musterhaft auf Gediegenheit und Einheitlichkeit des Unterrichts, aber für selbständige pädagogische Arbeit gewährte es keinen Raum.“ (Dilthey Bd. VI, 1958, S.85.) Und Wolgast erklärt:

> Was bei allen Verwaltungszweigen gut und segensreich ist, auf dem Schulgebiete ist es von verhängnisvoller Bedeutung. Denn im Schulwesen werden die entscheidenden Taten an den untersten Stellen vollzogen, was der einzelne Lehrer zwischen seinen vier Schulwänden ins Werk setzt, ist fast schon das Ganze [...]. Und nun zwängt der Staat [...] diese einzigartige Erscheinung in seine üblichen Verwaltungsformen [...]. Die Schule kämpft seit langem einen stillen Kampf gegen den bureaukratischen Geist, der ihr die Lebensluft abzuschnüren droht. (Wolgast 1910, S.48)

Darum gewinnt die Person des Lehrers mehr an Bedeutung:

> Vorausgesetzt wird, daß der L e h r e r selbst sich dem Ideal eines sittlichen Charakters tunlich nähere. Das ist nur möglich, wenn man ihn zu einem sittlichen Charakter herangebildet hat, nicht zu einem Anbeter der Konvenienz, zu einem servilen Liebdiener und Heuchler, und wenn man sein persönliches Leben und Wirken durch politische Einflüsse usw. nicht einengt. (Zenz / Frank 1911, S.178, Hervorhebung im Text)

Unabhängig von etwaigen Einschränkungen von außen stellt schon die hohe Klassenschülerzahl eine Situation dar, die an eine Fabrik erinnert. Der offenbar konservative Pädagoge Ferdinand Frank kritisiert die Bedingungen nicht; er zieht Konsequenzen daraus, deren Realisierbarkeit allerdings zu bezweifeln ist:

> Die Schulerziehung ist Massenerziehung und kann deshalb ihre Aufgabe nur dann befriedigend lösen, wenn sie alle Kinder [...] gleichmäßig und wirksam beschäftigt. Dies ist nur möglich, wenn der Geist des Kindes in strenge Zucht genommen wird. [...] Sowie in der wirtschaftlichen Produktion (z.B. in der Erzeugung von Industrieartikeln) mit einem möglichst geringen Aufwande von Kraft möglichst viel erzielt wird, so wird in der Schule durch gleichartige Arbeit gleichsam massenhaft an der Hervorbringung von Erziehungswerten gearbeitet. (Frank 1900, S. 197f)

In einer solchen „Lernfabrik“ kann die spezifische Begabung eines Kindes nicht erkannt, geschweige denn gefördert werden, wie Wolgast das in „Ganz Menschen“ fordert (vgl. Wolgast 1910, S.34). Und von einer Erziehung zu selbständigem Denken kann auch nicht die Rede sein, obwohl schon Montaigne fordert „dass der Lehrer die Seele des Schülers zur Universalität erweitere und so der persönlichen und patriotischen Beschränktheit, dem Fanatismus und der Grausamkeit entgegenwirke.“ (Zitiert in Key 1905, S.188f). Der Schüler „soll in seinem Kopfe nichts bloss auf Autorität und guten Glauben hin behalten.“ (zitiert ebd., S.186). Aber Ellen Key gibt zu: „Etwas, das dem System der Gegenwart diametraler entgegengesetzt wäre, lässt sich kaum denken. Ein Knabe, der der Auffassung seines Lehrers widerspräche, würde heute noch – aus neunundneunzig Schulsälen von hundert – einfach hinausgeworfen!“ (ebd.).

Für die Schüler, die von den politischen Hintergründen und den Arbeitsbedingungen für die Lehrer nicht wissen, ist das Wichtigste der Schulalltag, die Persönlichkeit des Lehrers und seine Haltung den Kindern bzw. Jugendlichen gegenüber, wie das in der Literatur immer wieder hervorgehoben wird.

Das Lehrer – Schüler Problem ist ein Sonderfall des Generationsproblems bzw. der Vater – Sohn Beziehung. (Vgl. Gregor-Dellin 1979, S.30.)

> Mit dem Beginn des Naturalismus, zugleich mit dem Aufkommen der Tiefenpsychologie, die die Ursachen vieler menschlicher Tragödien in der Jugend suchte, eroberte sich das Schulthema die Literatur: als Problem der Frühreife, des Generationenhasses und der Rebellion gegen ein zu Ende gehendes Zeitalter der Beschaulichkeit, des Duckmäusertums und der geheiligten Ordnungen. (Ebd. S.15)

Der Schulroman im engeren Sinn hat sich gegen Ende der 19.Jahrhunderts aus dem Entwicklungsroman und der Autobiografie als eigene Gattung emanzipiert (vgl. ebd. S.14f). Die meisten Schulromane sind auch noch mehr oder weniger stark autobiografisch und zeigen ein äußerst negatives Bild von der Schule; vielfach ist es mit dem Thema Selbstmord

verknüpft. Zwar erscheinen zur selben Zeit auch Schulsatiren (vgl. „Goethe. Eine Groteske in zwei Bildern“ von Egon Friedell und Alfred Polgar, 1932), aber Satiren und Grotesken sind nur eine Umkehrung der Tragödien, und die scheinen zu überwiegen. „Was die Schriftsteller unseres Jahrhunderts über Schule und Lehrer geschrieben haben, scheint zum Großteil von Haß diktiert, von unüberwindbarem Abscheu – eine erschreckende Bilanz.“ (Gregor-Dellin 1979, S.16.) Man möchte manche Darstellungen für übertrieben halten. „Nach allen zeitgenössischen Zeugnissen geben sie aber ein getreues Bild des preußisch-deutschen Obrigkeitsdenkens im Erziehungssystem.“ (ebd. S.17). Das war in Österreich-Ungarn kaum anders.

All diese Äußerungen stammen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, aber sie hatten 1918 an Brisanz nichts eingebüßt. Der Streit der Parteien um die Vormachtstellung im Schulwesen ging in der Republik mit gleicher, wenn nicht noch größerer Heftigkeit weiter. In der schwierigen wirtschaftlichen Lage, in der Österreich nach dem Ersten Weltkrieg war, sah der Staat sich veranlasst, bei den Beamten, d.h. auch bei den Lehrern einzusparen, was die ohnehin mageren Gehälter vor allem der Volks- und Bürgerschullehrer noch verkürzte. Zwar schlossen sich der Regierung gegenüber alle Lehrerverbände zu einer gemeinsamen Vertretung zusammen, aber unter der Gefahr von Zwangspensionierungen und dem Aufnahmestopp für Junglehrer („Supplentenelend“[47] und „Junglehrerelend“ waren geflügelte Worte – vgl. Dachs 1982, S.112) musste jeder Lehrer trachten, seinen Vorgesetzten nicht unangenehm aufzufallen. Die Lehrerdienstpragmatik der Ersten Republik ging in ihren Wurzeln auf das 18. Jahrhundert zurück und enthielt Begriffe wie: „Wahrung der öffentlichen Interessen, Gehorsam, Fleiß, Gewissenhaftigkeit, Loyalität, Disziplin, Pflichterfüllung, Identifikation, Achtung gegenüber den Vorgesetzten usw. Überschattet bzw. geradezu beherrscht war die Lehrerdienstpragmatik von einem massiven Sanktionspotential.“ (Ebd. S. 115f) Dass die Lehrer der Ersten Republik sich diesen Forderungen fügten, liegt auch darin begründet, dass die meisten von ihnen ihre Ausbildung und ihre politische Sozialisation noch in der Monarchie erhalten hatten. (Vgl. ebd. S.116)

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges nutzen die Sozialdemokraten die kurze Zeit in der Regierung für ihre Schulpläne. Die treibende Kraft hinter der Reform war Otto Glöckel. „Er war antimonarchistisch, stand für die Trennung von Kirche und Staat, für Demokratie, Republik und eine kindgemäße und demokratische Pädagogik (Lebensnähe, Arbeitsunterricht, Abbau des Bildungsprivilegs).“ (Böhm 1999, S.48. Vgl. auch Josef Pazelt: Festrede für H. Güttenberger und O. Glöckel. In: Pazelt 2007.)

[47] Dazu s.u. die Situation der Lehrer am Gymnasium in *Vitus Venloo*.

Der Schulbesuch war nun auch im ländlichen Bereich flächendeckend durchgesetzt. Statt der dreijährigen Bürgerschule wurde im Anschluss an eine vierjährige Volksschule die vierjährige Hauptschule eingeführt und die weiterführenden Schulen wurden in Gymnasium, Realgymnasium und Realschule aufgefächert.

Ein besonderes Anliegen war den Schulreformern die Lehrerausbildung. Das „rote Wien“ hatte zu dieser Zeit ein „rotes Schönbrunn“ (vgl. Weiss 2008); das nun leer stehende Schloss wurde als Kinderheim und Erzieherschule verwendet. Leider hatte diese neue (Lehrer-) Bildungsanstalt kein Öffentlichkeitsrecht und wurde 1934 wieder aufgelassen. Das ist umso mehr zu bedauern, als namhafte Wissenschaftler für den Unterricht gewonnen werden konnten, z. B. Alfred Adler, dessen Individualpsychologie als Erziehungsgrundlage brauchbarer schien als Freuds Tiefenpsychologie. (Auf die Bedeutung Freuds und Karl und Charlotte Bühlers wurde schon im Zusammenhang mit FAMILIE hingewiesen.)

Die Schulbücher waren ein Problem, denn so schnell konnten neue, an die neuen Verhältnisse angepasste nicht produziert werden. So wurden die alten weiterverwendet, indem man nur die Kaiserbilder und dynastische Darstellungen entfernte. (Vgl. die Beiträge von Walter Denscher, Oskar Achs und Walter Kissling. In: Seibert / Blumesberger 2008.)

Der „politischen Bildung“ kam unter den veränderten Gegebenheiten vermehrte Bedeutung zu, nicht als eigenes Unterrichtsfach, sondern als „Unterrichtsprinzip“, wie man es heute nennen würde, aber besonders in den Fächern Geschichte und Deutsch.

Die (sozialdemokratischen) Pädagogen wollten Kinder und Eltern mit der neuen politischen Situation, der Demokratie, vertraut machen und ihre Vorzüge gegenüber der Vergangenheit herausstreichen. Diesem Ziel diente das 1919 im Schulbücherverlag (dem späteren Österreichischen Bundesverlag) erschienene Schullesebuch ***Aus alter und neuer Zeit***, in dem die Pflichten des Staatsbürgers erklärt werden:

> Daß diese aber Bestand erhalte und zum Segen des Staatswesens wirken könne, dazu muß j e d e r Staatsbürger sich der Pflichten, die ihm der Volksstaat auferlegt, ganz genau bewußt sein; das kann er aber nur durch klare Einsicht in die Verhältnisse des Landes, an dessen Ausgestaltung und Größe er mitarbeitet. Dazu braucht er eine gründliche Vorbildung, die schon mit dem ersten Unterricht beginnt und weitergeführt wird bis zur Berufsschule; sein Charakter muß sich frei von Menschenfurcht, Hinterlist, Lüge und Eigensucht entwickeln durch einen Unterricht über die Pflichten des Staatsbürgers.
>
> In einem Volksstaate muß daher die erste Sorge der Regierung die Hebung des Schulwesens sein, ferner die Hebung der Einsicht, daß wir alle nicht nur für uns selbst, sondern auch für das G e m e i n w e s e n arbeiten nach dem Spruche: Alle für einen, einer für alle. (*Aus alter und neuer Zeit* 1919, S. 2, Hervorhebung im Text)

Eine durchgreifende Reform nach neuen Unterrichtsprinzipien gelang den Sozialisten in der relativ kurzen Zeit nur für die Volksschulen. Die mittleren Schulen konnten davon

nicht mehr profitieren, weil mit der Einführung des Ständestaates und im Nationalsozialismus alle Reformen zum Erliegen kamen.

Ein eigenes, vom heutigen Standpunkt aus trauriges Kapitel war die mittlere und höhere Bildung für Mädchen.

Konrad Zdekauer[48] (1847 – 1928; siehe auch Kapitel KRIEG), dessen Name heute kaum bekannt ist, hat sich große Verdienste auf diesem Gebiet erworben. Er war

> einer der ersten, dem es klar ward, daß es in Österreich um die Heranbildungsmöglichkeit junger Mädchen schlecht bestellt war, daß es mit dem Bildungswesen der Töchter bürgerlicher Stände im argen lag. Die Mädchen der so genannten besseren oder höheren Kreise lernten wenig oder nichts, oder wenigstens nichts Nützliches. Alles war oberflächlich und äußerlich, und ihr Drang, ihr Durst nach wahrem Wissen, nach Erkenntnis und Bildung blieb unbefriedigt. Die materielle Lage ihrer Väter, vor allem der Beamten, war aber im großen und ganzen eine solche, daß sie ihren Töchtern nichts anderes bieten konnten, als diesen durchschnittlichen, unschmackhaften und reizlosen Unterricht. (Weißel 1928, S.12)

So entstand auf private Initiative hin der „Schulverein für Beamtentöchter“, dessen Präsident Zdekauer wurde. Die Schule wurde bald mit einem Internat verbunden und 1890 wurde die erste der drei Klassen der „Höheren Töchterschule“ eröffnet, die auf den Lehrerinnen- und Erzieherinnenberuf vorbereitete, und später eine zweiklassige Handelsschule, die unmittelbar an die Bürgerschule anschloss. (ebd. S.14f).

Der Staat griff damals so gut wie überhaupt nicht in das Bildungswesen der Mädchen ein und überließ es fast restlos der praktischen Initiative einzelner, hier zu sorgen und zu schaffen. So durfte sich Zdekauer mit vollem Rechte als einen Pionier im Mädchenbildungswesen Österreichs bezeichnen. (ebd. S.15)

Erst Jahre später, unter dem Minister Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, begann der Staat sich um die höhere Mädchenbildung zu kümmern. Auf Betreiben des Statthalters von Niederösterreich, Erich Graf Kielmansegg und seiner Gattin entstand in der Lange Gasse in Wien eine Höhere Töchterschule, die 1901 in ein Mädchen-Lyzeum und 1927 in ein Mädchen-Realgymnasium umgewandelt wurde (ebd. S.16ff).

[48] Er stammte aus einer alten Prager Familie, besuchte das Humanistische Gymnasium, studierte Jus in Graz und arbeitete im literarischen Büro (dem heutighen Bundespressedienst) im k.k. Ministerium des Äußeren. Er stieg zum Rang des Ministerialsekretärs auf. (Weißel 1928, S.8)

II. A. Kinderbücher

II. A. 1. Periode: 1890 – 1914

1. Das positive Lehrerbild

Helene Stökls Erzählung Kurts Schlitten (aus ***Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten***,1911) ist für Kinder im Grundschulalter.

Charakterbildung war eine wichtige Aufgabe der Schule; Sauberkeit und Ordnung hatten moralische Implikation und waren wesentliche Beurteilungskriterien für den Charakter und die Leistung. Der kleine Kurt kämpft mit der Sauberkeit; sein Heft hat ständig Flecken, so sehr er sich auch bemüht, immer passiert etwas. Der Lehrer ist mit Kurt sehr unzufrieden und schreibt einen „Tadelzettel" (Stökl 1911, S.141) an den Vater. Dieser unterstützt die Forderung des Lehrers und droht, das Christkind werde Kurt den Schlitten nicht bringen, den der Bub sich so sehr wünscht, wenn er noch einen Tadelzettel bekommt.

Nun schafft es Kurt, bis knapp vor Weihnachten ohne Flecken und Löcher im Heft durchzukommen. Aber am letzten Tag hilft er einer alten Frau auf dem Schulweg Äpfel aufheben, dabei fällt sein Heft in den Schnee – und die Aufgabe ist verschmiert und verschmutzt. Zum Glück hat aber der Lehrer die Szene beobachtet und dieser Lehrer weiß, dass es höhere Werte gibt als ein sauber geschriebenes Schulheft, nämlich Mitgefühl und Hilfsbereitschaft. Er lobt Kurt für sein Verhalten und rechnet ihm die verschmierte Hausübung nicht negativ an. Man könnte sagen, die Erzählung enthält eine Doppeladressierung an die Lehrer.

Siehe dazu Abb. 10: die Gestalt des Lehrers, der im Hintergrund vorbeigeht: Vollbart, schwarzer Gehrock oder Mantel, Melone und Schirm – ein würdiger Diener des Staates und ein perfektes Vorbild.

Wilhelm Fischers Erzählung Der Greifenprinz (aus ***Lebensmorgen***, 1906) zeigt eine im Grunde genommen positive Lehrerfigur mit allerdings eigenartigen Erziehungsmethoden. Das intendierte Leserpublikum dürften Zehn- bis Zwölfjährige sein.

Der Schüler Toni, Sohn eines Arztes, ist gescheit und fesch, aber hochmütig. Daher befiehlt er über alle anderen Kinder und alle folgen ihm auch. Sein Klassenkamerad Ferdl ist behindert, darum lässt Toni ihn nicht mitspielen, obwohl Ferdl ihn bewundert. Innerhalb der Klasse besteht also auch ein Autoritätsgefälle, das durch den sozialen Status und die körperliche Tüchtigkeit bedingt ist.

Als einmal die Mitschüler auf Toni böse sind, grüßt dieser den Außenseiter Ferdl als einzigen und demonstrativ vor der ganzen Klasse. Ferdl freut sich und ist dankbar für die Beachtung. Später wird Toni wegen einer Rauferei vom Lehrer damit bestraft, dass eine

Woche lang niemand von der Klasse mit Toni sprechen und ihn grüßen darf. Ferdl hält sich nicht an das Gebot und soll nun auch bestraft werden. Als der Lehrer aber hört, dass Ferdl nicht aus Ungehorsam dem Lehrer gegenüber, sondern aus Dankbarkeit Toni gegenüber so gehandelt hat, erlässt der Lehrer beiden die Strafe.

Der Einfall des Lehrers, Toni durch Ausgrenzung zu bestrafen, womit eigentlich auch die anderen Kinder bestraft sind, klingt etwas konstruiert. Aber Wilhelm Fischer geht auch in dieser Erzählung eigene Wege, denn dass Dankbarkeit – wenn auch nur einem Mitschüler gegenüber – höher steht als der Gehorsam dem Lehrer gegenüber, ist in der Kinderliteratur dieser Zeit ungewöhnlich.

2. Kritik am System

T. G. Starnfeld: *Pickerl. Ein lustiges Wiener Märchen* (1907 + 1933)

Kritik an einer staatlichen Institution in einem Kinderbuch ist zur Zeit der Monarchie äußerst selten und ist nur aus der Doppelsinnigkeit des Märchens zu erklären.

Als Pickerl mit zehn Jahren die Volksschule verlässt, weiß der Vater nicht, wie es weitergehen soll. Ein Gymnasium oder eine Realschule hätte keinen Sinn, weil der Kleine keinen der Berufe ausüben könnte, auf die diese Schulen vorbereiten. In der Ausgabe von 1907 heißt es dann: „Und wahrscheinlich hätte man ihn auch nicht aufgenommen, denn man wollte ihn nicht einmal in der Bürgerschule haben. Der Direktor meinte, Pickerl könne doch niemals ein Bürger werden, höchstens ein Bürger des Wurstelpraters.“ (Starnfeld 1907, S.18).

Starnfelds Kritik richtet sich gegen die Auffassung, dass die Schule nicht für den einzelnen Menschen da ist, sondern dem System dient und genau abwägt, wer einer höheren Bildung würdig ist und wer nicht. Aus den Worten des Direktors spricht der Hochmut derer, die sich auserwählt fühlen.

Die Textstelle wurde 1933 entschärft. In dieser Ausgabe heißt es einfach: „Wahrscheinlich hätte man ihn auch in einer Mittelschule gar nicht aufgenommen.“ Dann geht der Text mit mehr Verständnis und Mitgefühl von Seiten der Autorin weiter: „Sollte aber der arme Kleine, der so klug und brav war, wirklich nichts anderes im Leben werden können als eine Sehenswürdigkeit des Wurstelpraters?“ (Stökl 1933, S. 32).

Obwohl die Kritik an Schärfe verloren hat, bleibt doch die Frage offen: Wie geht die Schule mit den „kleinen Leuten“ um?

Dazu kommt, dass das schulische Wissen als im Leben wenig brauchbar abgewertet wird. Denn weil Pickerl nicht weiter in die Schule gehen kann, kauft der Vater ihm Bücher und das Kind lernt zu Hause, „und da er klug und fleißig war, wurde er mit der Zeit ein recht

gebildeter Junge, der vieles wußte und doch – nichts Rechtes konnte. Und d a s war das Häkchen, an dem Pickerl später im Leben so oft hängen blieb.“ (Stökl 1907, S.18f, Hervorhebung im Text).

1933 steht: „[...] so daß er mit der Zeit wohl ein recht unterrichteter und gebildeter kleiner Mensch würde. Aber das reichte nicht aus, um im Leben ein Fortkommen zu finden.“ (Stökl 1933, S. 32). Die Kritik ist immer noch scharf genug.

II. A. Kriegsjahre 1914 – 1918

Hulda Mical: ***Wie Julchen den Krieg erlebte*** (1916)

Der Krieg stellt eine Ausnahmesituation dar. Aus der Sicht eines Kindes, die schon im Titel angedeutet ist, sind die Veränderungen im Alltag die wichtigsten. Und in diesem Alltag

nimmt die Schule einen breiten Raum ein. „In der Lehrerin Julchens scheint sich Hulda Mical selbst in ihrer beruflichen Tätigkeit darzustellen.“ (Ewers 2010, S.109). Julchen geht in die zweite Klasse Volksschule, Hänschen in die erste. Die Kinder gehen gern in die Schule. Es ist ungewöhnlich, dass die Lehrerin „Fräulein“ genannt und in der dritten Person angeredet wird, z. B.: „ ‚Ist dem Fräulein noch kein Sprüchlein für mich eingefallen?’“ (Mical 1916, S.162).

Zu Beginn des Schuljahres herrscht Chaos. Der Erste Weltkrieg hat begonnen, einige Schulen sind zusammengelegt worden, um Gebäude für Kasernen und Spitäler frei zu machen. Nun sind die Klassenräume zu klein für die vielen Schüler und Schülerinnen.

In allen Unterrichtsfächern ist vom Krieg die Rede; die Aufsatzthemen lauten z.B. „Von den Soldaten.“ oder „Wie wir sparen können.“ (ebd. S. 75). Selbst in Rechnen geht es um das Thema: z.B. „In einem Schützengraben sind achtzehn Maschinengewehre. Da bringen sie noch neun dazu; wieviel sind es jetzt?“ (ebd. S. 70). In der Handarbeitsstunde zupfen die Kinder Leinwand. Die Lehrerin geht mit den Kindern zu Weihnachten kranke Soldaten besuchen; sie macht mit ihnen Weihnachtspakete für die Front, und die Kinder schreiben Briefe an die Soldaten.

In dieser Erzählung tritt das gemeinsame Anliegen, den Krieg zu gewinnen, das Lehrer und Schüler verbindet, hervor. Für die Kinder heißt das konkret: Der Vater soll gesund nach Hause kommen. Und die Kinder verehren ihre Lehrerin und vertrauen ihr, weil sie spüren, dass sie die Sorge mit ihnen teilt (s. auch Kapitel KRIEG). „Julchen gehorcht – sie ist ganz überzeugt, daß alles, was die Lehrerin sagt, richtig ist.“ (ebd. S.137).

II. A. 2. Periode: 1918 – 1938

1. Der Wert der Bildung

Josef Pazelt war einer der Lehrer (später Bezirksschulinspektor und Abgeordneter zum Nationalrat), dem die Schulreform ganz besonders am Herzen lag. Sein vom Sozialismus geprägtes Menschenbild, das den Menschen entwicklungs- und bildungsfähig sieht (vgl. Gittinger 2011), hat nicht nur seine pädagogische Arbeit, sondern auch seine Erzählungen für Kinder (und Erwachsene, denn sie sind natürlich doppeladressiert) bestimmt. Vieles in seinen Erzählungen ist satirisch.

Zizibe. Ein Märchen für blonde und graue Kinder (1955) ist eine Parabel über – an manchen Stellen möchte man sagen: die Dummheit der Menschen, auch wenn die Erzählung einen sehr positiven und versöhnlichen Schluss hat. (Über den Handlungsaufbau und die Symbolik vgl. ebd. Siehe auch Kapitel STAAT.)

Der Mäusevater ist die Autorität in der Familie, und er ist gleichzeitig der Lehrer seiner Kinder (Schule gibt es keine). Er bereitet sie auf das Leben vor, indem er ihnen die Gefahren der Welt erklärt, z. B. den Menschen, dessen gefährlicher Teil der „Hinterfuß" ist, während die Vorderfüße, die der Mensch „immer von der Erde weggezogen" hat, (Pazelt 1948, S. 5f) ungefährlich sind. In der „Hauptversammlung aller ausgewachsenen Mäuse" (ebd. S. 6) hat zwar einer die Vermutung ausgesprochen, dass der Mensch damit die Fallen für die Mäuse herstellt. Aber das ist nicht bewiesen und demjenigen wurde das Wahlrecht entzogen (vgl. ebd.). Mit dieser Textstelle ist die Engstirnigkeit der Menschen ironisiert, die alles ablehnen und unterdrücken, was sie nicht verstehen und was ihnen nicht klar vor Augen liegt oder nicht ins Konzept passt. Erst später, als der Rabe Silvester Aaser bestätigt, dass der Mensch die Fallen mit den Händen macht, da „bekam der Mäuserich einen geheimen Respekt vor dem Genossen, der sein Wahlrecht verloren hatte" (ebd. S.13).

Die Mäuse halten sich für die klügsten Tiere, aber sie sehen alles nur aus ihrer Perspektive, d.h. von unten. Silvester Aaser, der Rabe, betrachtet die Welt von oben, das ist wörtlich ebenso wie symbolisch gemeint: „ ‚Wer fliegen kann, der betrachtet die Welt aus der Höhe, und da sieht er zwar auch manchen Stiefel, aber doch noch vieles andere, was für die Erkenntnis der Welt von großem Nutzen ist.' " (ebd. S.15).

Der Rabe erklärt dem Mäuserich, der am Menschen vor allem die Stiefel fürchtet:

> „[...] Der Mensch hat einen Kopf, mit dem kann er denken. Wissen Sie, was das ist?"
>
> „Interessiert mich nicht", sagte die Maus, „das ist kein Stiefel."
>
> „Da haben Sie recht", krächzte der Rabe, „was ich rede, ist kein Stiefel und deswegen sollen Sie aufmerken. Also: der Mensch kann denken. Und das ist gefährlich. Mit dem Kopf macht er seine Erfindungen. [...]" (Ebd. S.13)

Nachdem der Rabe der Maus erklärt hat, dass seine Ahnen auf den Schultern Odins gesessen sind, dass der Mensch einen „Stock“ zum Schießen benützt und dass Menschen einander in Schlachten töten, die nach Städten in der Nähe benannt werden, wiederholt der Mäusevater seinen Kindern, was er gerade gehört hat, aber so, wie er es verstanden und sich gemerkt hat:

> „Ihr wißt, wie weh der Hunger tut. Und ihr kennt auch unsere Feinde. Der Mensch ist jetzt für uns weniger wichtig. Denn er bringt sich bei einer erfundenen Stadt selber um, damit es sich seine Kinder in den Schulen leichter merken. [...] Ein weiser Vogel, Silvester Aaser, dessen Urahnen auf den Schultern gesessen sind, hat es mir gesagt. [...] Er ist mürrisch und wird vielleicht noch trübsinnig, weil der Mensch einen Stock erfunden hat. [...]“ (Ebd. S.19)

Das ist eine Satire auf das, was die Leute sich aus dem (Geschichts-)Unterricht merken. Der Autor macht sich auch über die Menschen lustig, die zwar Bücher im Schrank stehen haben, sie aber offenbar so wenig benützen, dass die Mäuse dahinter bequem leben und ihre Jungen großziehen können, und das ausgerechnet neben dem Band „Wunder des Sternenhimmels“, der ihnen (und den Menschen) den weitest möglichen Blick verschaffen könnte, wenn die Mäuse lesen könnten (und die Menschen lesen würden) (vgl. ebd. S. 9f).

Einen besonderen Spaß macht der Autor, als er die Mäuse am Schluss das Lied **„**Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren?“ singen lässt (vgl. ebd. S.41)[49]

Trotz aller Ironie klingt Pazelts Überzeugung durch, dass nur durch Erziehung der „Neue Mensch“ geschaffen werden kann, der einen gewaltlosen Übergang zur klassenlosen Gesellschaft garantiert. (Vgl. Gittinger 2011, S. 174)

2. Das positive Lehrerbild

Das Thema Schule ist auch in den Märchen, in denen Menschenkinder kaum vorkommen, wie bei **Annelies Umlauf-Lamatsch**, nicht ausgespart.

Der kleine Peter in der Katzenstadt (1934) gehört zu den beliebtesten Büchern dieser Autorin. Hier spielt die Schule eine relativ große Rolle. Sie ist so, wie Kinder sie sich wünschen: Der Lehrer ist Autorität, streng, aber trotzdem freundlich (vgl. Umlauf-Lamatsch 1933, S. 13); er heißt Katzelberger und dem gängigen Image entsprechend trägt er eine Brille. Es geht recht lustig zu in der Schule. Peter sorgt für Turbulenzen, manchmal aus Dummheit,

[49] Trinklied und Parodie von Max Fiedländer (1852 – 1934) auf das Lied „Brüder zu den festlichen Gelagen“ von Alexander Wollheim, (1817 – 1855, Wikipedia). Zur selben Melodie gibt es auch ein Kirchenlied, „Sind wir nicht aus Gottes Gnad geboren“, über das aber nichts Näheres eruiert werden konnte.

manchmal, weil er schlimm ist; das macht ihn sympathisch. Und die Strafen sind nicht allzu streng, das macht den Lehrer sympathisch.

In der Heimat der Blumen (1932) klingen in der Erzählung eines Maiglöckchens, das sich gegen alle Widerstände ans Licht kämpft, die von den Nationalsozialisten forcierten Grundsätze durch: Hilf dir selbst! Setz dich durch! Stark sein ist alles! Diese Einstellung wird von der Lehrerin sehr gelobt (vgl. Umlauf-Lamatsch 1932, S.40).

Sind in den Märchen von Umlauf-Lamatsch Ordnung, Fleiß und Gehorsam die Erziehungsziele, so stehen bei der Katholikin **Margarete Seemann** Menschlichkeit und soziale Integration im Vordergrund. Das kommt in all ihren Büchern zum Ausdruck, z.B. in dem Kinderbuch *Hampelmann, führ und an* (1932), aber auch in den Romanen *Das Bettelkreuz* (1931) und *Ihre Kinder* (1932).

Die Not der Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit war unbeschreiblich; viele Pädagogen kämpften gegen die aus der Not resultierende Verwahrlosung von Kindern und Jugendlichen, sei es durch die Forderungen an den Staat oder durch den Appell an das (oft verschüttete) Gute im Menschen, an das Margarete Seemann unverbrüchlich glaubte.

> Viele Jahre war ich Lehrerin; in Buben- und Mädchenschulen, bei kleinen und großen Kindern. Alle wuchsen mir ans Herz, vielleicht die Buben am meisten; denn viele unter ihnen sind bitterlich arm gewesen. [...] In dieser Zeit hat sich das ungeheure Meer von Menschen- schuld und Menschenarmut und das Wissen um jenen Tropfen Sehnsucht nach Gut- und Reinsein, das in jedem unter der härtesten Kruste in irgendeinem verschütteten Seelenwinkel wohnt, vor mir aufgetan. Ich habe es in mich getrunken; vielleicht hat es mich über mein Alter hinaus ernst gemacht; aber es machte mich auch tiefer, reifer und bereiter. (Seemann Otmar 1989. S.18)

In diesem Kampf um das Gute im Menschen spielt die Schule eine wesentliche Rolle. Als in Fräulein Nachtigall (aus ***Der Winkelmatz und andere Kameraden***,1937; s. auch Kapitel FAMILIE.) der Vater herausgefunden hat, dass Lina sich so über den Spott der Gassenbuben kränkt, geht er in die Schule, um über den Lehrer auf die Buben einzuwirken. Der Lehrer nimmt die Sache ernst und will die Übeltäter bestrafen. Lina spürt die Angst der Kinder und interveniert, um eine Bestrafung zu verhindern:

> „Mußt kein' Namen mehr nennen. Vater, es ist schon gut. Sind ja dumme Bübeln – und singen – kann ich ja wirklich nit –"
>
> Der Leitner starrt seine Große an; [...] Reden kann er nicht, aber die Augen werden ihm naß.
>
> Dem Oberlehrer geht es auch so; doch der faßt sich schneller und nimmt die Lina bei der Hand, so, als wärs nicht das Mädel aus dem Tagwerkerhaus, sondern so, als wärs ein Gast, ein Freund, jemand richtig Erwachsener, den er vor allen Schulkindern zu begrüßen hat.
>
> Dann spricht er laut und feierlich: „Es stimmt nicht, was du da redest, Lina; denn du k a n n s t singen. Ich sag dirs, dein alter Oberlehrer, der dich kennt und der weiß, was einem Lied den Wert gibt. [...] Du singst deine schönen Lieder nicht mit

> dem Kehlkopf, du singst sie mit dem Herzen. Und da triffst du es wenigstens grade so gut wie die wirkliche Nachtigall. Denn daß du der dummen und denkfaulen Gesellschaft die Strafe wegnehmen willst, das allein ist schon ein Liedl, das dir sobald kein Kunstmeister nachsingt. Deshalb möcht ich dir ganz ernst sagen: Bist d o c h eine Nachtigall. Das ist kein Witz, das ist so richtig wie ein wirklicher Orden. Sing nur weiter!“ (Seemann 1937, S. 34f, Hervorhebung im Text)

Als Vater und Tochter gegangen sind, diktiert der Lehrer den Buben ein Gedicht in die Hefte und anschließend noch in Prosa:

> „[...] Die allerbeste Nachtigall in unserm Dorf ist die Leitner Lina. Wenn einer etwas Schönes kann, so ist es gut; wenn einer etwas Schweres kann, dann ist es noch besser; wenn aber einer stark sein und gut sein zugleich kann, dann ist es das beste. Das kann die Lina.“ (Ebd. S.38)

Die Integration sehr armer oder behinderter Kinder in der Klasse war der Lehrerin Seemann besonders wichtig. Mit diesem Thema befasst sich die Erzählung Die Neue:

„Jetzt ging die Tür auf; Fräulein Burkhart, die Klassenlehrerin, stand auf der Schwelle und neben ihr ein Mädchen, das war klein, schwach, verängstigt; ein abgeschabtes dünnes Kleid, ganz unmodisch lang, hing an ihr herab.“ (ebd. S. 174f).

Die Neue ist eine Waise und wird von einer fremden Frau, einer Wäscherin, wegen des Nebenverdienstes aufgezogen. Die Lehrerin beobachtet lange, wie die Sitznachbarin der Neuen sich bemüht, das Mädchen in die Klasse zu integrieren. Erst als das nicht gelingt, schaltet sie sich ein und aktiviert die Klasse zu tatkräftiger Hilfe.

Umlauf-Lamatsch und Margarete Seemann unterrichteten beide an öffentlichen Volksschulen. Beide Lehrerinnen sind von ihrer Weltanschauung geprägt: Umlauf-Lamatsch von der des aufkommenden Nationalsozialismus, Seemann von der katholischen Religion. Trotzdem gibt es Gemeinsamkeiten. Allem voran die Liebe zur Natur und eine Einstellung, die wir heute Umweltschutz nennen würden. Das zweite Gemeinsame ist die starke Betonung von Ordnung und Sauberkeit. Was die beiden trennt, ist, dass bei Umlauf-Lamatsch die Welt künstlich und heil ist (obwohl auch sie eine Schattenseite hat). Bei M. Seemann ist die Welt real und alles andere als heil, aber sie ist heilbar, und zwar durch die Liebe. Das hat sie mit Handel-Mazzetti gemein.

3. Das negative Lehrerbild

Der aus Ungarn gebürtige **Béla Balázs** hieß eigentlich Herbert Bauer und war der Sohn eines ungarischen Gymnasialprofessors und einer ostpreußischen Fremdsprachen-

lehrerin – das heißt, er kannte das Thema Schule von zwei Seiten und auch das manchmal harte Schicksal der Lehrer, denn sein Vater wurde strafversetzt (vgl. Doderer IV 1982).

Das richtige Himmelblau (1931) gehört zur proletarischen Kinderliteratur und wird von Doderer (ebd.) als Märchen eingestuft; für Dolle-Weinkauf jedoch „verzichtet [die Erzählung] gänzlich auf Typenarsenal und Milieu der Märchentradition und setzt im zeitgenössischen Kinderalltag an“; jedenfalls dokumentiert sie ein „deutlich anderes Märchenverständnis als es die Tradition der Allegorie in der proletarischen Literatur nahelegt“. (Dolle-Weinkauf in: Ewers / Seibert 1997, S.101)

Die Handlung beginnt in der Schule und wird durch einen ungerechten Lehrer ausgelöst. Herr Novack lässt den Schüler Franzl Kramer immer in der Eselsbank sitzen ohne zu bedenken, dass an dem „Schulversagen“ des Buben seine Armut schuld ist. Er muss nämlich für die Mutter, eine arme Witwe, Wäsche austragen und hat keine Zeit zum Lernen.

Sein Gegenspieler ist der reiche aber geizige Karl Schöneich, der ständig um sein Eigentum besorgt ist. Franzl ist ein guter Zeichner und Maler, kann sich aber keine Farben leisten. Karl borgt ihm seinen Malkasten (wofür Franzl ihm ein Bild verspricht), in dem das Preußischblau fast aufgebraucht ist, und den Rest der Farbe frisst eine Maus, die dann von der Katze gefressen wird. Die Katze wird daraufhin blau, wie vorher die Maus.

Noch wichtiger als der ungerechte Lehrer ist allerdings der Schuldiener. Er „hatte einen weißen Bart und war ein guter Mann.“ (Balázs 1931, S.17) Er zeigt Franzl die blauen Blumen, aus denen man Farbe pressen kann.

Religiöse Bezüge würde man in der proletarischen Kinderliteratur kaum erwarten (obwohl sie auch bei Hermynia Zur Mühlen vorkommen, s.u.). Doch der weiße Bart des Schuldieners, das „Wunder“ um das „richtige Himmelblau“ und die Tatsache, dass er plötzlich wieder verschwindet, lässt den Leser an den lieben Gott denken oder zumindest an Petrus, der den Schlüssel zum Himmel, in diesem Fall zum „richtigen Himmelblau“ hat. (Siehe auch Kapitel KIRCHE.)

Man kann in der Farbe „neben der Versinnbildlichung des Schönen gleichzeitig die Ironisierung der „blauen Blume“ der Romantik wie auch den heiteren Schwindel, das redensartliche „Blaue vom Himmel“ der Lügengeschichten sehen (Dolle-Weinkauf in: Ewers / Seibert 1997, S101).

Ob die Wunderfarbe in dieser Erzählung hilfreich ist oder eher Verwicklungen bringt, ist eine Frage der Interpretation.

> Die wunderbare Gabe verhilft Franzl jedoch keineswegs zur besseren praktischen Bewältigung seines Alltags oder gar zu märchenhafter Erlösung. Der Farbstoff mit den phantastischen Eigenschaften löst vielmehr weitere und gesteigerte

> Turbulenzen aus; nur in einer intimen, privaten Sphäre können Kind und – magisch-symbolische – Kunst zusammenkommen, als Kompensation für die Widrigkeiten des äußeren Lebens. (Ebd.)

Dem kann ich nur teilweise zustimmen. Das Himmelblau gibt dem Kind, das seine soziale Situation vorläufig nicht ändern kann, die Möglichkeit zu träumen und damit der Trostlosigkeit wenigstens zeitweise zu entkommen. Die Flucht aus der Wirklichkeit ist im proletarisch-revolutionären Gedankengut zwar gefährlich und Franzl kommt in der Kiste mit dem bemalten Deckel zunächst in noch größere Schwierigkeiten, aber die Farbe hilft ihm auch immer wieder aus eben diesen Schwierigkeiten heraus, weil Franzl sich von dem gemalten Himmel (der Kunst oder der Fantasie) neue Kraft holt und nicht auf einen versprochenen Himmel wartet (s. Abb. 5. Siehe auch Kapitel KIRCHE).

Am Ende der Erzählung steht Franzl vor einer Entscheidung: Er kann weiterhin an seinen Träumen und an seiner Kindheit festhalten, oder er kann den Schritt in die Erwachsenenwelt tun. Dass ihm diese Entscheidung von einem Mädchen abverlangt wird, deutet auf den nächsten Entwicklungsschritt hin (vgl. ebd.). Schließlich legt Franzl die Kinderhose, die er so lange wegen des einen Tropfens Farbe bewahrt hat, ab und zieht eine lange an. Er ist auf dem Weg zum Erwachsensein, auf dem Weg in die Autonomie.

Der (brave) Maschinenknabe, der alte Frosch und das große Einmaleins (1931).[50] In dieser Erzählung von **Béla Balázs** spielt die prekäre wirtschaftliche Situation der Lehrer eine wichtige Rolle.

Es handelt sich um eine Brief-Erzählung in einem Rahmen, den der Empfänger der Briefe in der Ich-Form schreibt. Der Rahmen hat die gleiche Funktion wie in vielen Werken der allgemeinen Literatur. Dort soll er die Glaubwürdigkeit des Erzählten durch Berufung auf alte Dokumente oder Augenzeugen unterstreichen. (Vgl. Peter Rosegger: „Aus den Schriften des Waldschulmeisters“ oder Theodor Storm: „Der Schimmelreiter“, um nur zwei Beispiele aus der allgemeinen Literatur zu nennen.)

Auf die kurze Einleitung folgen zwei Briefe von Peter Waldbauer an seinen ehemaligen Schulkollegen Karl, die Peters Erlebnisse enthalten.

Balázs greift in *Der brave Maschinenknabe* das Motiv des phantastischen Doppelgängers auf (vgl. Dolle-Weinkauff. In: Ewers/ Seibert 1997, S.101). Dazu stellt er zwei reale Lehrer, einen guten und einen bösen, einander gegenüber. Zu dem netten Naturgeschichtslehrer Hölzlin, Peters Klassenlehrer, gehört der reale Peter Waldbauer, dem bösen Mathema-

[50] Auf dem Buchdeckel und dem Titelblatt fehlt das Wort „brave“ (vermutlich aus Platzgründen), im Inhaltsverzeichnis steht es aber.

tiklehrer Krawat entspricht Peters Doppelgänger, der „brave“ Maschinenknabe. Dass letzterer als brav bezeichnet wird, ist Ironie, denn der maschinelle Doppelgänger ist eigentlich böse.

Im Aussehen der Lehrerfiguren folgt der Autor der traditionellen Symbolik: schwarz ist gleich bös, hell ist gleich gut.

Peter erzählt im ersten Brief, wie die ganze Geschichte begonnen hat: Er hat in diesem Jahr die Zielmeisterschaft gewonnen, und zwar in den Disziplinen Steinschleudern (Bierflaschen treffen), Messerwerfen und Spucken. Allerdings musste er dafür viel trainieren und kam nicht zum Lernen.

> Das Ekelhafte am Frühling ist aber, daß da immer die blöden Wiederholungen kommen. Die Lehrer sprechen immer von der nahen Prüfung und geben halbe Bücher auf einmal auf. Dann heißt es: “Das wißt ihr ja schon ohnedies, meine lieben Kinder, das wird euch keine Mühe mehr machen.“ Der Mathematiklehrer, der Krawat, dieser schwarze Teufel, spricht immer so. Mit seinem gelben Gesicht und den kleinen stechenden, schwarzen Augen, mit denen er durch die Deckel der Hefte sieht, ob die Aufgabe geschrieben ist oder nicht: „Meine lieben Kinder“ – sagt er so sanft und hat ein falsches, süßes Lächeln, und während wir da stehen und nicht antworten können, schließt er die Augen und reibt sich die Hände und wartet und wartet lächelnd, und alles ist totenstill, bis einem der kalte Schweiß den Rücken herunterläuft. Die ganze Klasse haßt ihn. (Balázs 1931, S.79)

Beachtung verdienen in der Beschreibung auch wieder die „kleinen, stechenden“ Augen (s. dazu Kapitel FAMILIE, Imendörffers *Bange Tage*).

Diesem bösen Menschen steht Herr Hölzlin gegenüber. Er ist jung, blond und die ganze Klasse mag ihn, obwohl er absolut nicht fehlerfrei ist.

> Er war oft wütend und hat dann geschrien. Ein Lehrer muß ja schreien. Er hat uns Ochsen und Schafsköpfe genannt und ist dabei fürchterlich rot im Gesicht geworden. Seine Wut hat aber niemals lange angedauert. Er mußte gleich wieder lachen. Dann setzte er sich zu uns in die erste Bank, immer in meine Bank, streichelte mir den Kopf und war sehr, sehr lieb. (Ebd. S.80f)

Der dramatische Konflikt entsteht dadurch, dass beide Lehrer dasselbe Mädchen, Käthe, lieben. Krawat ist im Vorteil, denn er hat eine feste Anstellung, während Hölzlin erst im Probejahr ist und nur, wenn er zeigen kann, dass er ein guter Lehrer ist und seine Klasse im Griff hat, im nächsten Jahr eine Anstellung bekommt; ohne sie hat er kein Einkommen und kann nicht heiraten. Darum wollen Käthes Eltern, dass sie Krawat heiratet, aber sie hasst ihn; sie liebt Hölzlin. Das hat Hölzlin seinem Lieblingsschüler Peter anvertraut, der im Haus gegenüber von Käthe wohnt.

Nun will Krawat verhindern, dass Hölzlin beim Direktor einen guten Eindruck macht, und da er erfahren hat, dass Hölzlins Schüler leere Bierflaschen gestohlen haben, hat er etwas

gegen seinen Rivalen in der Hand und will das dem Direktor melden. Da steht Peter auf und nimmt alle Schuld auf sich. Damit droht ihm der Ausschluss aus der Schule.

Bis hierher beschreibt die Erzählung den realistischen Schulalltag von Kindern. Nun setzt der fantastisch-skurrile Teil ein, der sich mit der Alltagswelt vermischt. Während Krawat mit dem Direktor redet und Peter allein im Klassenzimmer eingesperrt ist, beginnt der Frosch, den die Schüler dem Mathematiklehrer in die Kathederlade gesetzt haben, zu sprechen. Er erklärt Peter, dass er selbst Schuldirektor sei und macht ihm einen Vorschlag:

> „Du wolltest ja ohnedies sterben, Bollo! Also du verschwindest von hier und kommst in meine Schule. Dort kannst du deine Studien beenden. Baffbollo. Inzwischen bleibt der brave Maschinenknabe hier und wird so brav sein, daß er alle deine Fehler wieder gut macht und die ganze Angelegenheit ordnet. Blumbaff! Meine Schule ist viel besser als diese.“ (Ebd. S.105)

Dann machen sie gemeinsam den Maschinenknaben, der mit Peter äußerlich identisch ist, aber einen völlig anderen Charakter hat. Der richtige Peter ist unsichtbar und unhörbar. Zwar sind alle Schüler und Lehrer überrascht über die Veränderung, die mit „Peter“ vor sich gegangen ist, aber niemand weiß etwas von dem Doppelgänger. Der Frosch und der reale Peter verlassen das Schulhaus.

Hier beginnt der zweite Brief.

Zuerst besucht Peter die Froschschule. Dort werden Fliegen unterrichtet und der Direktor prüft das große Einmaleins. Das können die Fliegen viel besser als die Menschen, weil sie zusammengesetzte Augen haben und mehr Dinge gleichzeitig sehen können. Die Fliegen, die am besten geantwortet haben, frisst der Froschdirektor auf.

> „Warum fressen Sie die guten Schüler auf?“ fragte ich ihn.
>
> „Blumbaff,“ sagte der Frosch sehr ruhig, „ungebildete Fliegen sind doch nicht schmackhaft. Geist und Körper müssen harmonieren. Hier wird nach Grundsätzen der modernen Pädagogik unterrichtet.“
>
> Aber nur die Vorzugsschüler hat er selber aufgefressen. Das war die höchste Belohnung. Die „gut“ klassifiziert wurden, die gab er den Spinnen zum Fressen. Genügend und ungenügend mußten wegfliegen. Die waren nicht zu genießen. Es ging sehr streng zu in dieser Schule. (Ebd. S.111f)

Dolle-Weinkauf sieht in der Geschichte ein „singuläres Beispiel innerhalb der proletarischen Kinderliteratur“, mit der Balázs sich auf die „zu dieser Zeit erst allmählich im deutschsprachigen [sic] vordringende phantastische Kinderliteratur angelsächsischer Prägung“ zubewegt.“ (Dolle-Weinkauf in: Ewers / Seibert 1997, S.101).

Ob es sich dabei wirklich nur um eine „Groteske“ bis zum „Nonsens“ (ebd.) handelt, oder ob der Autor damit eine Kritik an einem System verbinden wollte, das die Erbringer guter Leistungen „auffrisst“ und die Unangepassten hinauswirft, kann nur vermutet werden.

Peter muss sich um seinen Doppelgänger kümmern. Der Maschinenknabe ist brav und folgsam, besonders Krawat gegenüber und damit ein Verräter an der Klasse. Er kennt keinen Gewissenskonflikt und steht ohne Überlegung auf der Seite der Obrigkeit, das heißt der Stärkeren. Er ist der perfekt angepasste Schüler, der alles gelernt hat und alles weiß; er springt auf, um Krawat in den Mantel zu helfen und dienert vor ihm. Die Mitschüler und Hölzlin verachten diesen neuen „Peter". Er lässt sich sogar für einen Betrug missbrauchen und verrät Krawat das Rendezvous, das Hölzlin mit Käthe für zehn Uhr abends im Gartenhaus vereinbart hat.

Der richtige Peter kann Hölzlin und Käthe nur warnen, wenn er den Maschinenknaben aus der Welt schafft, und das geht nur, wenn er sein zweites Ich in drei Disziplinen besiegt: Er muss mehr wissen als der Maschinenknabe, er muss besser zeichnen und er muss ihn im Boxen besiegen. Dabei ist Peter bewusst, dass der Maschinenknabe in allem besser ist als er.

In den ersten zwei Disziplinen helfen dem menschlichen Peter die Tiere aus der Schule des Froschdirektors (ein typisches Märchenmotiv). Aber im Boxkampf ist er auf sich allein gestellt. Peter geht zweimal zu Boden, aber der Gedanke, dass er Hölzlin und Käthe retten muss, reißt ihn jedes Mal wieder hoch; schließlich geht er in die Offensive:

> Da er mir überlegen war, mußte ich nämlich bisher zuviel parieren, so daß ich zu keinem Hieb kam. Jetzt war es mir aber schon gleich. Schlag nur, dachte ich, schlag nur! Und stürmte auf ihn los. Noch einen bekomme ich auf das linke Auge. Der Vorderzahn wackelt, die Nase blutet. Was macht's? Zähne zusammenbeißen und ertragen. Aber du sollst deinen Hieb auch bekommen.
>
> Und im nächsten Augenblick lag er schon am Boden. Der Hieb war gar nicht besonders gut. Aber das ist es eben, daß solche Maschinenknaben zwar sehr gut boxen können, aber Schmerzen ertragen, das können sie nicht.
>
> Eins-zwei-drei zählte ich. Er rührte sich nicht. Ja, das können sie nicht: trotz der Schmerzen aufstehen und noch halbtot weiterkämpfen. Denn da genügt kein Können und keine Kraft, dazu braucht man ein Herz. (Balázs 1931, S.134f)

Der letzte Satz ist der Schlüssel zu der Erzählung und zur Auflösung des Doppelgängertums, wie es hier dargestellt wird: Peter gewinnt, weil er sich selbst besiegt.

Da er nun wieder sicht- und hörbar ist, kann Peter wieder ins Geschehen eingreifen. Er kommt gerade zurecht, um Krawat aufzuhalten, indem er mit der Steinschleuder seine Taschenlampe zerschießt, mit Spucke seine Kerze auslöscht und mit dem Taschenmesser seine Rockschöße an die Holzwand nagelt. Das Üben für die Zielmeisterschaft hat sich also gelohnt.

Das Liebespaar ist gewarnt und damit gerettet. Hölzlin ist wieder von Peters Loyalität überzeugt und Käthe küsst ihn auf die Stirn. Aber Peter sagt nur: „ ‚Nicht der Rede wert. Ich habe nur meine Pflicht getan.'" (ebd. S.137).

So einfach dieser letzte Satz der Erzählung klingen mag, er fasst die auktoriale Intention zusammen: Maschinen (und Menschen, die nur funktionieren) haben kein Pflichtgefühl und kein Gewissen. Sie sind uns in vieler Hinsicht überlegen. Aber um eine bessere Gesellschaft zu schaffen, braucht es gute Menschen mit Herz.

Felix Salten: ***Bob und Baby*** (1925)

Die beiden Kinder in Saltens Buch kommen aus einem anderen Milieu als Bela Balázs' Figuren, aus dem der gut situierten bürgerlichen Familie. Sie haben eine Hauslehrerin. Wenn man die Illustration dazu betrachtet (Abb. 9), geht es den Kindern aber nicht besser als in öffentlichen Schulen. Das „Fräulein" ist wie eine alte Jungfer dargestellt. Sie ist „empfindlich" und „eifersüchtig" und „versteht keinen Spaß" (Salten 1925, S. 70f). Die Gesichter der Kinder drücken auch nicht gerade Begeisterung aus. Bob und Baby haben sich zuerst auf das Neue, auf die Schule gefreut. Es ist aufregend und „riecht nach Erwachsenheit" (ebd.). Aber dann merken sie, dass das Lernen kein Spiel ist. Jetzt müssen sie „lernen lernen".

Obwohl die Erzählsammlung ***Die Dame im Spiegel*** (1920) vor *Bob und Baby* entstanden ist, ist die darin enthaltene Verwickelte Geschichte wie eine Fortsetzung des Kinderbuchs. Der Vater beschließt einmal, dem Religionsunterricht der Kinder (sie heißen hier nicht Bob und Baby, sondern nur der Junge und das Mädchen) zuzuhören, nachdem er die Kinder um Erlaubnis gefragt hat. Es geht um die Geschichte von Jakob und Esau aus dem Alten Testament (Gen. 25, 27). Die Kinder bringen mit ihren naiven Ansichten, dass Jakob doch „ein schrecklicher Betrüger" war und seinen Vater „angeschwindelt" hatte (Salten 1920, S.123f) den Religionslehrer völlig aus der Fassung.

> Der Lehrer fuhr zornig auf und wandte sich zum Vater, als erwarte er von ihm, er werde dieses ungeratene Kind auf der Stelle verstoßen. Aber das fiel dem Vater nicht ein. Er saß ganz ruhig da und schmunzelte sogar. Denn er erinnerte sich: So was Ähnliches habe ich als kleiner Junge auch gedacht. Ich habe mich nur nicht getraut, es auszusprechen.
> [...]
> Aber die Kinder beharrten auf ihrer Meinung. Sie waren erschrocken, sie hatten Angst, und sie waren bereit, in Tränen auszubrechen, doch sie blieben bei ihrer Auffassung. (Ebd.)

Die Kinder fürchten, der Vater könnte böse darüber sein, dass sie dem Religionslehrer, einer Autoritätsperson, nicht den nötigen Respekt und Gehorsam erweisen. Sie sind in einem Dilemma, weil sie nichts anderes sagen können, als sie glauben. Wie sie aber sehen, dass der Vater nicht böse ist, sind sie sofort beruhigt und wenden ihre Aufmerksamkeit ihm, dem Verständnisvolleren als der neuen und stärkeren Autorität zu. Nun erklärt der Vater den

Kindern die Geschichte auf seine Weise, und zwar so, dass sie einen Sinn ergibt und die Kinder zufrieden sind.

Der Lehrer ist über die ungewohnte Interpretation verärgert, aber das beachtet der Vater nicht. Es geht ihm um einen Erziehungsgrundsatz: Kinder dürfen alles (hinter)fragen, dürfen alles anzweifeln. Sie müssen nicht etwas glauben, was sie nicht verstehen, nur weil es jemand Bestimmter, und sei er auch ein Religionslehrer, sagt. Darüber hinaus zeigt der Autor, dass man auch Kindern alles Sinnvolle kindgemäß erklären kann.

Die autoritäre Haltung des Lehrers resultiert aus seiner Überforderung. Das trifft auch auf die Lehrpersonen in den Büchern von **Richard Klement** zu. Er war ebenfalls Lehrer, aber er sieht die Schule in seinen Büchern ironisch. In ***Der Spitzl und der Fritzl*** (1923) heißt der Professor Mäusehaar (Abb.7). Fritzl hat den Hund in einem Rucksack in die Schule mitgenommen und präsentiert ihn dem Lehrer als Anschauungsobjekt in Naturgeschichte. Doch der Hund richtet ein Chaos an und dieser Situation ist der Lehrer nicht gewachsen. Er ist in dem Durcheinander hilflos, und am Ende treibt er alle Schüler mit einem Stock hinaus.

Auch in ***Oh diese Lisi!*** (1927) ist die Lehrerin keine Respektsperson (Abb.8). Sie ist nicht hübsch und auch nicht vorteilhaft angezogen. Trotzdem verehrt Lisi ihre Lehrerin und „schmückt" eines ihrer eigenen weißen Kleider mit schwarzen Tupfen, weil sie genauso gekleidet sein will wie die Lehrerin. Die Mutter hat dafür kein Verständnis und Lisi bekommt Hiebe (Abb. 15).

II. B. <u>Jugendliteratur</u>

II. B. 1. Periode: 1890 – 1914

1. Der Wert der Bildung

Wie aus der Sekundärliteratur hervorgeht, wurde die Schulpflicht nicht von allen Eltern geschätzt. Viele mochten denken, dass Lesen und Schreiben ihnen nicht abgegangen sind, also brauchen die Kinder diesen Luxus auch nicht. Darum waren manche Autoren sehr bemüht, jugendlichen wie erwachsenen Lesern und Leserinnen den Wert der Bildung nahe zu legen. Einer von ihnen war **Ferdinand Frank**, Fachlehrer in Wien Fünfhaus (lt. Titelblatt). In seiner Erzählung ***Ein Edelmann in der Hütte*** (1891) zeigt der Autor, welchen Vorteil ein Mensch, der sich schriftlich ausdrücken kann, gegenüber dem Analphabeten hat. Auch der Erzähltext als solcher soll dadurch zur Bildung beitragen, dass schwierige Wörter im Text durch Klammerausdrücke erklärt sind, z.B. geht es um einen „trassierten (ausgestellten) Wechsel" (Frank 1891, S.11), an anderer Stelle wird eine „Sache dem Syndicus

(Gerichtsbeamten) übergeben“ (ebd. S.12) und der Beamte von der „Mappierungsabteilung“ wird als „Landvermesser für Generalstabskarten“ umschrieben (ebd. S.36). Eigenartigerweise wird dem Autor gerade das negativ angerechnet. (Vgl. Moißl / Krautstengl 1900, S.92f)[51] Nach der Meinung der Kritiker hätte Frank gar keine Fremdwörter verwenden sollen. (Siehe auch die Kritik in Kapitel STAAT.)

Jacob Wendel, eine der Hauptfiguren der Erzählung, hat in dem Ort U. in Mähren ein Waisenhaus gegründet. Dort beklagt der Pfarrer die Unwissenheit der Armen und der Bauern in der Umgebung. Die Kinder lernen kaum das Alphabet, und die Leute verstehen auch nicht, wozu die Kinder lernen sollen (vgl. Frank1891, S.52 – 55).

Jacob hingegen, obwohl arm und verwachsen, hat durch seine Bildung so viel Selbstbewusstsein erlangt, dass er sich von niemandem einschüchtern lässt und einem widerrechtlich eingesperrten Häusler durch ein Gesuch an die Behörde zur Gerechtigkeit verhilft. Als der Mann wieder frei ist, sagt er zu Jacob: „ ‚Es ist Gold wert, wenn man sich mit der Feder so weiterhelfen kann [...].’“ (ebd. S.83).

Die Waisenkinder in Vater Jacobs Heim gehen selbstverständlich zur Schule und haben neben den theoretischen auch praktische Fächer. Und sie bekommen Verantwortung übertragen: Sie müssen auf ihre Kleider und Bücher (die eigens erwähnt sind!) Acht geben. Im Garten legen die Kinder Beete an, die sie betreuen. Im Haus herrscht Ordnung und Sauberkeit. Die größeren Kinder helfen den kleineren beim Anziehen und bei den Aufgaben. Und wenn die Kinder mit zwölf Jahren das Waisenhaus verlassen, sorgt Jakob dafür, dass sie gute Lehrstellen bekommen.

In dieser Beschreibung ist eine sehr fortschrittliche Pädagogik erkennbar. Immer wieder streut der Autor die Forderung ein, dass die Kinder eine Ausbildung brauchen. Die Buben sollen ein Handwerk oder in einem Geschäft lernen, ebenso wie die Mädchen in allen häuslichen Arbeiten unterwiesen werden sollen. Das Bewusstsein, etwas gelernt zu haben, fördert das Selbstbewusstsein und damit auch den guten Charakter der jungen Menschen.

An der Wende zum 20. Jahrhundert konnten in manchen Familien die Kinder lesen, die Eltern aber nicht. Das traf besonders auf die Familien von Arbeitern und Bauern zu, so auch auf die von **Peter Rosegger**. Seine Mutter konnte zwar lesen (siehe Kapitel FAMILIE), aber sein Vater war Analphabet, war sich seiner Unwissenheit jedoch bewusst und entsprechend bescheiden. Oft ging Peter etwas durch den Kopf (***Waldheimat I***):

[51] Konrad Moißl u. Ferdinand Krautstengl haben eine „vorurteilfreie und übersichtliche Darstellung der ö s t e r- r e i c h i s c h e n Jugendlitertur“ gegeben und sie auf ihre Eignung für Jugendliche und für Schülerbibliotheken geprüft. Kriterien waren „patriotische Gesichtspunkte“, „deutsche Sitte und Lebensführung“, „Sittlichkeit im weitesten Sinne des Wortes“ und Sprachrichtigkeit. (Moißl / Krautstendl 1900, Einleitung, Hervorhebung im Text.)

> Ich sprach über all' das mit meinem Vater, der mir in seiner ruhigen, gemütlichen Weise Auskunft gab und über alles seine Meinung sagte, wozu er jedoch oft bemerkte, daß ich mich darauf nicht verlassen dürfe, weil er es nicht gewiß wisse. (Vom Urgroßvater, der auf der Tanne saß. Rosegger, I. Serie, Bd. 8, S.17)

Manchmal kam es im Dorf zu gröberen Missverständnissen, wenn einer mit seinem Wissen auftrumpfen wollte. Ein Student wollte die Bauern über Sternbilder aufklären:

> Das Närrischste aber sagte schon der Schulmeistersohn aus Grabenbach, der als Student einmal zu uns kam. Der schwatzte von Bären und Hunden und Wasserschlangen, die da oben am Himmel herumliefen, und ein Widder und ein Walfisch sei auch dabei; und gar eine Jungfrau wollte er durch seine Augengläser gesehen haben. Dieser Schulmeistersohn war schuld daran, daß mich mein Vater nicht studieren lassen wollte.
>
> „Wenn sie solche Narrheiten lernen in der Stadt", sagte mein Vater, dass sie auf unseres Herrgotts goldenem Firmament lauter wilde Tiere sehen, nachher hab ich genug. Mein Bub', der bleibt daheim." (Was bei den Sternen war. Ebd. S.47f)

In der Erzählung Als ich um Hasenöl geschickt wurde (***Als ich noch jung war***) soll Peter an den Apotheker ranziges Schweineschmalz verkaufen und einem Nachbar für zwei Groschen Hasenöl mitbringen. In der nächsten Apotheke wird das Schweineschmalz nicht genommen, also geht Peter bis Bruck. Er verkauft das Fett, der Apotheker trägt es in eine Kammer und sagt Peter, er solle um das Hasenöl in einer Viertelstunde wiederkommen. Zurück in der Apotheke beobachtet Peter, wie für die Kunden Fuchsschmalz, Dachsfett, Gichtsalbe und auch Peters Hasenöl alle aus demselben Tiegel kommen, von dem ranzigen Schweinefett, das Peter verkauft hat! Auf dem Heimweg stellt Peter fest: Das Hasenöl wirkt vortrefflich – gegen Dummheit! (Rosegger, III. Serie, Bd.2, S. 58 – 70.)

T. G. Starnfeld ist eine der wenigen österreichischen Autorinnen, die gender-spezifische Erzählungen geschrieben hat, darunter in der Sammlung ***Jugend ich grüße dich*** (1911) auch eine, die die Internatserziehung der Mädchen kritisiert: Die geheimnisvolle Burg. Ein Großbauer hat seine zwei Töchter „auf zwei Jahre nach der Stadt ‚in die Bildung' gegeben" und „die beiden Dinger" (Starnfeld 1911, S. 70), von Haus aus schon verzogen, lesen dort am liebsten verbotene Geistergeschichten und kommen mit großen Sprüchen und überspannten Ideen zurück. Sie interessieren sich nur noch für Okkultismus und Spiritismus, sehen und hören überall Geister und machen die Mägde und sogar den Knecht auf dem Hof verrückt.

In einiger Entfernung vom Hof steht ein altes Schlössel, in dem nur der Burgwart wohnt, und obwohl der Vater den Mädchen verboten hat hinzugehen – er möchte ihnen die dummen Ideen gern austreiben – tun sie es doch und entlocken dem Burgwart die Geheimnisse der Burg. Der erzählt nun den Mädchen die Schauergeschichten, die sie so gern hören

wollen, von der unglücklichen Burgfrau und dem grausamen Gatten; dabei „zog der alte Burgwart ein riesiges buntes Sacktuch hervor und verbarg darin sein Gesicht, als wäre er tief ergriffen von den Schicksalen dieser beiden Unglücklichen“ (ebd. S.77). Und später verhüllt er „sein verhutzeltes Gesicht von neuem mit dem Riesensacktuch, so daß man nicht wußte, was er eigentlich dahinter verbarg, Grauen oder – “ (ebd.). Und schließlich „kehrte er den beiden, die immer verschüchterter wurden, den Rücken; denn es befiel ihn ein Krampfhusten, der ihn nur so schüttelte.“ (ebd. S.78).

Der Leser oder die Leserin weiß längst, dass es das Lachen ist und nicht der Husten, das den Burgwart so schüttelt. Er macht sich über die dummen Mädchen lustig. Und als der Burgherr kommt, um das Gebäude den Sommer über zu bewohnen (alle Knechte und Mägde am Hof haben am Abend davor mit einem Fernrohr die Bewegungen hinter plötzlich erleuchteten Fenstern als Geistererscheinung verfolgt) spielen er und der Burgwart die Komödie vor den Mädchen noch eine Weile weiter, indem er schließlich als strenger Burgherr von seinem Knecht Rechenschaft fordert, wo er die Leiche der ermordeten Burgfrau versteckt hat, während die ganze Gesellschaft schallend lacht (vgl. ebd. S. 88f).

Man kann sich kaum eine bessere Methode vorstellen, wie man überspannte halbwüchsige Mädchen zur Vernunft bringt und vor Halbbildung und wertloser Lektüre warnt, als durch eine solche Geschichte.

T. G. Starnfeld greift hier in humoristisch-satirischer Übertreibung einen Diskurs auf, den **Heinrich Wolgast** 1896 mit der Schrift ***Das Elend unserer Jugendliteratur*** (Wolgast 1905) ausgelöst hat. Er richtet sich nicht nur gegen „Tendenzliteratur“, gegen „Schmutz und Schund“, sondern auch gegen jede Art trivialer, d.h. literarisch minderwertiger Lektüre, die den künstlerischen Geschmack der jungen Menschen verdirbt. Allerdings würde die Forderung Storms, „Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben“, die Wolgast übernimmt (vgl. Wolgast 1905, S. 21f) alle intendierte Kinder- und Jugendliteratur ausschließen.

Viele Autoren und Autorinnen teilen Wolgasts Ablehnung trivialer Literatur, wenn auch in manchen Fällen mehr wegen des fehlenden Realitätsbezugs, so wie hier in Starnfelds Erzählung. Auch Anton **Afritsch** sieht in Der Bergmannssohn die Ursache für den Zwist zwischen Vater und Sohn in den Abenteuergeschichten, die der Sohn liest (s. Kapitel FAMILIE); der Vater in Wilma **Poppers** Das Recht der Eltern hat seine Tochter von wertloser Lektüre ferngehalten (s. Kapitel FAMILIE); und Hermynia **Zur Mühlen** ist in dem Artikel „Junge-Mädchen-Literatur“ (1919) in ihrer Ablehnung sehr deutlich.

Die meisten Kinder- und Jugendbuch-Autoren und -Autorinnen wollen das gleiche wie Wolgast: „B e l e h r u n g und V e r e d e l u n g“ (ebd. S. 17, Hervorhebung im Text), aber die Wege sind verschieden und nur wenige Pädaqgogen und Pädagoginnen teilen Wolgasts Überzeugung, dass eine ästhetische Erziehung gleichzeitig eine ethische Erziehung ist (vgl. Ries in: Dolle-Weinkauf / Ewers 1996, S.103).[52]

Weißenhofer hat die Absicht, die er mit seiner „Tendenzliteratur“ verfolgt, nicht nur nicht geleugnet, er will genau das, was Wolgast ablehnt:

> Die Dichtung kann und darf nicht das Beförderungsmittel für Wissen und Moral sein. [...] Gegenwärtig sind es, den politischen Zeitverhältnissen entsprechend, mehr der Patriotismus und die Religion, die das Gewand der dichterischen Form für ihre Zwecke mißbrauchen. Der größte Teil der spezifischen Jugendliteratur besteht aus Tendenzschriften.[Der ganze Satz ist gesperrt gedruckt.] Und wenn eine Tendenzschrift unter Umständen eine große Tat, vielleicht auch nach der künstlerischen Seite hin, darstellt, so ist sie doch in Rücksicht auf die geringe Urteilsfähigkeit der Kinder in der Jugendliteratur durchaus zu verwerfen.(Wolgast 1905, S.19)

Auf genau diese Beeinflussbarkeit baut Weißenhofer. Im Vorwort zum *Glöcklein von Schwallenbach* schreibt er:

> Damit möchten nun […] die Büchlein […] in weiteren Kreisen jene religiös-sittlichen Grundsätze und jene patriotische Gesinnung verbreiten helfen, die der Verfasser in den Herzen seiner jugendlichen Leser früh keimen und mit den zunehmenden Jahren mehr und mehr sich verfestigen sehen will. (Weißenhofer 1906, S.V)

Die meisten Kinder- und Jugendbuch-Autoren und -Autorinnen verfolgen ähnliche Ziele, manche in religiöser, manche in patriotischer, manche in politischer Hinsicht.

Ferdinand Hanusch war großteils Autodidakt, wie aus seinem autobiografischen Roman ***Lazarus*** (1912) hervorgeht.

Der junge Lazarus wird nach seinem Schulaustritt von dem Sozialisten Ohnheiser zur Weiterbildung ermutigt. Seiner Mutter kann er die „geistige Rückständigkeit“ (Hanusch 1912, S.132f) nicht vorwerfen (sie glaubt noch immer, dass sich die Sonne um die Erde dreht und will sich von ihrem Sohn nicht belehren lassen). Aber er denkt oft an Ohnheisers Rat: „Suche deinen Geist zu schulen und die wirkenden Kräfte in Natur und Gesellschaft zu begreifen, dann wird aus dir etwas werden.“ (ebd. S.112)

Lazarus liest Bücher aus dem „Pfaffenverein“, zuerst eines über die Inquisition, aber das befriedigt ihn nicht; er lernt daraus nur die Pfaffen für alles Übel in der Welt verantwortlich machen. „Er haßte das, was ihm bisher lieb und teuer war, aber es wurde ihm

[52] Zur Auseinandersetzung mit Wolgast und den Folgen vgl. auch Wild 1990, S. 202 – 206.

nichts geboten, das er mit derselben Leidenschaft hätte lieben können.“ (ebd. S.129). Als er später Lassalles Reden liest, ist er von der Rhetorik begeistert (vgl. ebd. S.134).

Auf der Walz trifft Lazarus einen „Erzähler“, der in den Bauernhäusern sehr willkommen ist. Er ist Zeitung und Bildungsquelle in einem. Zunächst berichtet er alle Neuigkeiten aus der Umgebung, dann redet er über „die hohe Politik“. „Mit Regierung und Parlament beschäftigte er sich allerdings nicht, ich habe ihn sogar stark im Verdacht, daß er gar nicht weiß, daß so etwas in Oesterreich existiert.“ (ebd.S.191f). Lazarus ist entsetzt über den Unsinn, den der Erzähler den Leuten auftischt. Und die Leute staunen und nehmen alles für bare Münze.

„ ‚Was könnte aus diesen Menschen werden, wenn man ihnen statt Unsinn Vernunft predigen würde’, dachte ich mir, hütete mich aber, meine Gedanken laut werden zu lassen.“ (vgl. ebd. S.192).

Nach seiner Rückkehr nach Finkenstein nimmt Lazarus sein Selbststudium wieder auf.

Am 1. Mai hält er seine erste öffentliche Rede, von der alle beeindruckt sind. Damit schließt der erste Teil.[53]

2. Die Pflichtschule

Peter Rosegger beschreibt die eigenartige Zwischenstellung, die der Lehrer im ländlichen Raum hatte. Einerseits war sein Beruf der am wenigsten geschätzte, andererseits war er oft der Einzige im Dorf, der (abgesehen vom Pfarrer) lesen und schreiben konnte, was ihn zu einem Faktotum für alle machte: „Nach den Einrichtungen, wie sie viele Jahre in unseren Ländern herrschten, ist der Mann eine wichtige Person; er ist Meßner, Regenschori, Musiklehrer, Gemeindeschreiber, zu Zeiten auch Ministrant und nebenbei Schulmeister.“ (Der Schulmeister. ***Die Älpler in ihren Wald- und Dortypen geschildert***. Rosegger, II. Serie, Bd. 5, S.28) Die Schulstunden werden oft unter- brochen, weil jemand etwas vom Lehrer will: Die Turmuhr ist stehen geblieben, ein Versehgang ist zu machen, er muss für einen Bauern einen Brief schreiben (und das Papier dazu geben) und ist dabei bettelarm. Im Sommer geht er mit der Trage zu den Bauern, um für den Meßnerdienst oder statt des Schulgeldes Naturalien einzusammeln. Als Schulmeister (das ist der Oberlehrer; der Unterlehrer heißt einfach Lehrer) bekommt er Zehent an Korn, Wolle, Butter usw. (Vgl. Als ich ins Paradies ging. ***Als ich noch jung war.*** Rosegger III. Serie, Bd.2.)

[53] Es gibt eine Fortsetzung unter dem Titel: *Lazarus. Liebe und Ehe*, die 1914 im Verlag Ignaz Brand & Co. in Wien erschienen ist.

In der Erzählung Als wir zur Schulprüfung geführt wurden erzählt Rosegger von seinem Lehrer Michael Patterer, der nach Alpl kam, wo er die Kinder sammelte (20 an der Zahl) und auf den Bauernhöfen unterrichtete, jeweils eine Woche lang auf einem Hof; sein Gehalt war das Mittagessen.

> Dieser Michael Patterer war früher ordentlicher Lehrer in Sanct Kathrein am Hauenstein gewesen; weil er es im Jahre 1848 ein wenig mit der neuen Mode hielt, – der alte besonnene Mann wird gewußt haben warum – so wurde er von der kirchlichen Behörde kurzer Hand abgedankt und langen Fußes davongejagt. (Ebd. S.127)

Das war kein Einzelfall. Dem Staat unbequem gewordene Lehrer wurden kurzerhand entlassen (s. Vorbemerkungen zu diesem Kapitel). Die Bauern von Alpl behielten Michael Patterer als Lehrer. Für Peter Rosegger war das ein Glück, dem er seinen ersten Unterricht verdankte. Für die Obrigkeit war das verdächtig.

> Jahrelang hatte sich um unsere Alpelschule niemand gekümmert, sie war weder anerkannt, noch verboten, und da der Mann von der Gemeinde verköstigt wurde, so ging die Sache eigentlich weiter niemand was an.
>
> Doch, doch! – da ist oben im Gebirge ein Mensch mit dem neumodischen Geiste, und der unterrichtet die Kinder! Da kann etwas Sauberes herauskommen! Wie stet's mit der Religion? Werden die Kinder wohl auch zur heiligen Beichte vorbereitet? Zur Kommunion, zur Firmung? – Das müßte man doch einmal näher besehen! – Und eines Tages hieß es: eine große Geistlichkeit kommt nach Alpel, und es wird strenge Prüfung sein! (Ebd. S.129)

Die hohe Geistlichkeit kommt zwar nicht, aber die Kinder müssen im Frühherbst nach Krieglach zur Prüfung, im Sonntagsgewand. Niemand im Dorf weiß, was eine Prüfung ist. Der Lehrer sammelt die Kinder und führt sie nach Krieglach. Dort müssen sie im Holzschuppen warten, bis die Kinder aus den anderen Dörfern fertig sind. Die haben beim Weggehen alle Prämien bekommen. Schließlich werden die Alplkinder gerufen, gehen in die Klasse und setzen sich in die Bänke.

Der alte Schulmeister bleibt an der Türe stehen, seine bescheidene, demütige Haltung wird von Autor besonders betont. Die hohen Herren betrachten die Kinder aus Alpl geringschätzig: „Man könne sich's ja denken, flüsterte einer der Herren zu seinem Nachbar, wenn die Kinder aufwachsen wie die Tiere im Walde, und ein solcher Lehrer dazu! Man könne sich's denken!" (Ebd. S.133f)

Ein Gerbermeister, er ist „Schulvater" einer Nachbargemeinde, stellt Witzfragen: Zehn Gimpel sitzen auf einem Baum, ich schieße einen herab, wie viele bleiben oben? „Jetzt trat der alte Michel ein paar Schritte aus seinem Hintergrund und, mit gefalteten Händen gegen den Fragesteller gewendet, sagte er sehr demütig: ‚Wenn ich recht schön bitten dürfte, die Kinder nicht verwirrt zu machen!'" (Ebd. S.134f)

Nun stellt der Dechant eine Rechenaufgabe, und ausgerechnet dem Peter, der vor Schreck ohnmächtig wird, darauf sagt der Lehrer: „‚Das ist halt von den Schwächeren einer.'" (ebd. S.135). Dann kommen Religionsfragen, die alle Kinder sehr gut beantworten, auch der Peter, und lesen können alle und das Diktat schreiben alle richtig, nur Peter schreibt statt „Jehovas" „J. Hofers". (ebd. S.137) – Er ist eben einer der Schwächsten!

Und während der ganzen Prüfung steht der alte Schulmeister „immer gleich demütig in seinem Hintergrunde" (ebd.). Als einer der Herren auf der Rückseite der Schreibtafel eines Mädchens das Goethezitat „Edel sei der Mensch ..." von der letzten Unterrichtsstunde richtig geschrieben findet, murmelt der Dechant: „ ‚Nicht übel! Nur schade, daß es vom alten Heiden ist.' "(Ebd. S.137f). Die Bemerkung ist bezeichnend für die Gegnerschaft von Katholizismus und Protestantismus und die Engstirnigkeit kirchlicher Kreise (s. Kapitel KIRCHE).

Schließlich müssen die Herren zugeben, dass diese Kinder mehr können als die vierte Klasse der Bürgerschule. Aber die versprochenen Prämien haben sie nie bekommen.

Natürlich ist die Erzählung tendenziös. Der bescheidene alte Schulmeister erweist sich im Gegensatz zu den von Vorurteilen befangenen Prüfern als Meister und wahre Autorität.

Noch einen anderen Lehrer beschreibt Rosegger, Eustach Weberhofer, Schulmeister in Sankt Kathrein. Die Erzählung ist ein Beispiel dafür, dass Kinder hinter der manchmal sehr strengen und autoritären Fassade selten den Menschen im Lehrer sehen.

Weil er zum Ochsenführen zu dumm ist, darf Peter nach Sankt Kathrein in die Schule gehen. (Als ich ins Paradies ging. Rosegger, III. Serie, Bd.2, S.140) Der Lehrer Weberhofer ist streng und es gibt Hiebe. Peter übersieht er bei schweren Fragen, denn von dem armen Hascherl aus Alpl erwartet er nicht viel. (Ebd. S.141) Aber als Rosegger als Lehrling zu ihm in die Sonntagsschule geht, lernt er ihn näher kennen:

> Weberhofer war einer jener wenigen glücklichen Lehrer, denen man es ansieht, daß sie nicht am Bewußtsein eines verfehlten Berufes kranken, daß sie die Wichtigkeit ihrer Aufgabe erkennen und durch die Ausübung derselben befriedigt werden. Er war – wie es sich später zeigte – einer, der die Vorzüge des Lehrers der alten Schule und die der neuen in sich vereinigte; vom Christentume ging sein Wirken aus, in allen Bereichen des weltlichen Unterrichtes war er daheim, zum Christentum kehrte es zurück. (Ebd. S.142)

Und als Schneiderlehrling näht er später die Hosen für die Buben seines ehemaligen Lehrers.

> Da durfte ich bei Tische knapp an der Seite des Schulmeisters sitzen, und nun merkte ich, daß er war, wie auch andere Leute, daß er lachen konnte und scherzen, [...]. Und in dem Maße, als er niederstieg, ließ er mich aufsteigen. Die Kirchenschlüssel vertraute er mir an [...].
>
> Es ist also kein Wunder, daß ich den Mann, vor dem bisher nur Ehrfurcht war, nun anfing, abgöttisch zu lieben. (Ebd. S.143)

Ferdinand Hanusch: *Lazarus* (1912)

Als Lazarus sieben Jahre alt ist, wird Frau Gebauer aufgefordert, ihren Sohn nach „§ 24 des neuen Reichsvolksschulgesetzes [...] der Schule zu übergeben“ (Hanusch 1912, S.10f).

Eigentlich hätte er schon mit sechs Jahren in die Schule gehen sollen, aber Frau Gebauer hat sich nicht darum gekümmert, sie hat auch kein Verständnis für die Maßnahme. „‚Ach Gott, die Gescheitheit!“ sagte sie wegwerfend. „Möcht’ schon wissen, was arme Leut’ mit dem Gescheitsein anfangen. Wir sind zur Arbeit geboren und dazu braucht man keine Schul’’“ (Ebd. S.12)

Ihre älteren Buben sind nicht in die Schule gegangen und keiner in der Familie kann lesen, wofür die Mutter sich allerdings schämt. Der Bub muss den Nachbar Ohnheiser holen, der ihnen den Brief vorliest. Übrigens kann der Gemeindediener, der den Brief bringt, auch nicht lesen (vgl. ebd. S.9f). Ohnheiser ist der einzige im „Diebsgraben“, der lesen und schreiben kann. Er ist für die geistige Entwicklung Lazarus’ später sehr wichtig. Die Leute im Dorf kommen zu ihm, wenn sie etwas zu schreiben haben, hassen ihn aber, weil er ein „Pfaffvereinler“, d.h. gegen die Kirche ist, obwohl das Wort abgeleitet ist vom „Fachverein der Manufakturarbeiter“, der seit einiger Zeit in Finkenstein besteht (vgl. ebd. S.24f). Ohnheiser ist auch der einzige, der den Wert der Schulbildung erkennt, und er sieht in seinem eigenen Kind nicht nur den materiellen Nutzen, sondern den Menschen; er schickt es manchmal in den Garten, anstatt es im Haus arbeiten zu lassen, und lässt es nie die Schule versäumen, trotz der Opfer, die den Vater das kostet.

Die Schule und insbesondere der Schulzwang sind äußerst unbeliebt. „Die Mutter sowie die Brüder sprachen in der abfälligsten Weise über den Schulzwang, die Lehrer hielten sie für Müßiggänger, die nur dazu da seien, auf Kosten der Eltern ein gutes Leben zu führen.“ (ebd. S.17).

Lazarus hat keinen guten Start in der Schule. In einer Klasse sitzen über 100 Kinder. Der junge Lehrer ist unfreundlich. Lazarus betrachtet ihn:

> So einen feinen Menschen hatte er überhaupt noch nie gesehen. Das gewellte, gut gepflegte Haar, das weiße Hemd, der lange schwarze Rock, die gestreiften Hosen, die gewichsten Schuhe, alles war für Lazarus neu. Am meisten imponierte ihm aber, daß der Lehrer durch Gläser sah, deren Zweck er sich nicht erklären konnte. (Ebd. S.16)

Lazarus wird vom Sohn des Postmeisters, gegen den niemand aufzutreten wagt, geboxt, aber gewohnt, sich seiner Haut zu wehren, schlägt er den anderen ins Gesicht und bekommt dafür vom Lehrer eine so gewaltige Ohrfeige, dass ihm das Blut aus der Nase rinnt. „Der Lehrer war über den Erfolg seiner pädagogischen Tätigkeit etwas erschrocken“ (ebd.).

Er lässt Lazarus das Blut abwaschen und setzt ihn dann in die „Eselsbank“, die letzte Reihe, in der die dummen oder schlimmen Kinder sitzen müssen.

Der Bub stellt bald fest, dass der Lehrer die gut gekleideten Schüler besser behandelt als die armen, und verweigert aus Trotz jede Mitarbeit. Wie seine Laufbahn unter diesen Umständen weitergegangen wäre, ist schwer zu sagen. Zum Glück bekommt er noch in seinem ersten Jahr einen anderen Lehrer, der „war ein älterer Mann mit einem schönen, weichen Christusgesicht, in dem zwei Augen saßen, aus denen nur Liebe sprach. Er geriet nie in Zorn, gebrauchte nie einen Stock, er bezwang alle Schüler mit seiner unversiegbaren Liebe“ (ebd. S.18). Er setzt Lazarus in die dritte Bank an einen Eckplatz. „Von diesem Tage an war Lazarus der aufmerksamste und bald auch der beste Schüler.“ (ebd.S.19).

Zu Hause liest er an Winterabenden die Geschichten aus dem Lesebuch vor, als sie zu Ende sind, findet Lazarus bei einem alten Bauer „Das Leben der Heiligen“ (ebd. S. 34)[54]

Das erste Buch, das Lazarus unabhängig von der Schule liest, ist „Robinson Crusoe“. Darüber vergisst er seine Pflichten und bekommt einmal kein Nachtmahl (vgl. ebd. S. 99f). Später borgt ihm ein Freund Kolportageromane; Lazarus nimmt alles, was er liest, für bare Münze, weil ihm die Lebenserfahrung fehlt (s. auch Starnfeld: Die geheimnisvolle Burg), und er träumt davon, rasch reich zu werden. Er wird in die Realität zurückgerissen, als er miterlebt, wie der Strieglerhof zwangsversteigert wird, weil der Vater ihn „versoffen“ hat (ebd. S.102ff).

An seinem letzten Schultag sagt Lazarus ein Gedicht auf, das der Lehrer gedichtet hat. Draußen hört er nachher jemanden sagen, dass das Gedicht scheußlich, aber sein Vortrag großartig war. Das ist Lazarus’ erster öffentlicher Auftritt, und das Urteil stärkt sein Selbstbewusstsein (vgl. ebd. S. 85f).

3. Das Gymnasium

Vorbemerkung:

Während für die Erhaltung der Pflichtschulen und die Besoldung ihrer Lehrer die Gemeinden zuständig waren, unterstanden die Gymnasien direkt dem Ministerium.

Egid (von) Filek, Edler von Wittinghausen, geboren 1874, besuchte knapp vor der Jahrhundertwende zuerst in Wien, dann in St. Pölten das Gymnasium. Er schildert, wie sich in den Gymnasien die politische Stimmung niederschlug und in den Oberstufenschülern eine politische Gesinnung weckte:

[54] Wahrscheinlich handelt es sich um „Leben und Taten der Heiligen Gottes“, 1853/54 von dem Priester Ludwig Donin (1810 – 1876). ÖBL.

> Die allgemeine Gesinnung der Mittelschuljugend war damals deutschnational, aus grundsätzlicher Opposition der Jugend gegen die Alten, die natürlich immer rückständig sind und die jungen Geister nicht aufkommen lassen.
>
> Der zweite Grund lag im „System Gautsch". Dieser damals allmächtige Günstling der Hofkreise, Unterrichtsminister und später sogar Ministerpräsident, wollte der Jugend mit Gewalt ihr Weltbild vorschreiben und liess [sic] aus allen Mittelschulbibliotheken die in religiössittlicher und patriotischer Hinsicht „bedenklichen" Bücher mit rücksichtsloser Strenge ausscheiden. Das richtete sich namentlich gegen alle reichsdeutschen Verlagswerke und somit flogen Goethe, Schiller, Lessing, aber auch Robert Hamerling, Dahn und viele andere „vom Protestantismus verseuchte" Schriftsteller aus den Schülerbibliotheken hinaus. Nur die albernsten „Geschichten für die reifere Jugend" blieben zurück, in denen nach Möglichkeit keine weiblichen Personen vorkommen durften. (Reitter 1949, S.12. Die Autorin hat Filek persönlich gekannt und Tagebücher und anderes Material von ihm bekommen.)

Die Bemerkung über die Bibliothek erinnert an das Urteil über Goethe als „alten Heiden" in Roseggers Erzählung von der Schulprüfung (s.o.).

Filek wird Lehrer und schreibt daneben für die Brünner Presse. Das gefällt der Schulbehörde nicht und LSI. Kucera sagt ihm, „dass man es höheren Orts nicht gern sehe, wenn sich ein Schulmann dichterisch oder publizistisch betätige." (ebd. S.28). Wenn Filek schon schreiben will, soll er wissenschaftliche Aufsätze schreiben. So wandert er nach Austerlitz und schreibt über die Dreikaiserschlacht.

Vom Standpunkt der Schulbehörde ist Filek ein schlechter Beamter; er lehrt Dinge, die nicht im Lehrplan stehen, er ist zu modern, er will Schüler anregen, ihre geistigen Kräfte wecken – das ist nicht im Sinne des Staates. „Ruhendes nicht in Bewegung setzen, war damals geheiligter Regierungsgrundsatz" (ebd. S.29).

Sogar einen Konflikt mit der Polizeibehörde gibt es. Filek hat einen Vortragsabend mit dem Titel „Naturalismus und soziale Dichtung" geplant. Das Wort „sozial" passt der Polizei nicht, also ändert Filek den Titel auf „Naturalismus und neuere Dichtung" (ebd.).

Ähnliches wie Filek schreibt **Paul Busson** in dem autobiografischen Roman ***Vitus Venloo*** (posthum1930 gedruckt) über seine Gymnasialzeit.

Vitus ist zwar in Innsbruck geboren, aber seine Eltern sind aus Deutschland zugezogen und seine frühesten Jahre unterscheiden sich sehr von der Art, wie die Tiroler Kinder aufwachsen. Nach einer sonnigen Kindheit mit der fantasievollen und erzähl- und sangesfreudigen Mutter ist der Schuleintritt für ihn eine scharfe Zäsur:

> Die Schule mit ihrer kalten und lieblosen Erziehungsstümperei wirkte vom Anfang an widerwärtig und roh auf den sehr empfindlichen Knaben und erschien ihm als ein schmerzender Eingriff in das stille glückliche Leben, das er bisher mit seinen ungemein zärtlichen Eltern genossen hatte. Eine beständige Angst, die mit den Jahren

> des Gymnasiums und mit den Schwierigkeiten, die in seinem Entwicklungsalter begründet waren, immer größer und dumpfer wurde, war, wie er manchmal blitzartig erkannte, nichts anderes als die Furcht vor dem unaufhaltsamen Hereinbrechen des Außenlebens mit allen seinen Häßlichkeiten in das Dornröschenschloß dieses Hauses und in die holden Heimlichkeiten seiner dem Jungen so teuren und unersetzlichen Eigenart. (Busson 1930, S.32f)

Im Gymnasium (von Schülern „Schimpansium" genannt, ebd. S.15), wird streng darauf geachtet, dass die Schüler sowohl der „richtigen" (d.h. der katholischen) Religion angehören, als auch die „richtige" politische (d.h. nationale) Gesinnung haben. Jedes Abweichen von der offiziellen Linie wird geahndet. Im katholischen Tirol ist der Gedanke an eine Annäherung an das protestantische Deutschland Landesverrat. (Vgl. dazu auch Bienensteins Roman *Deutsches Sehnen und Kämpfen.*) Darum ist die Pennälerverbindung Hercynia, ein geheimer Verein am Obergymnasium, dem manche Schüler „mit Leib und Seele angehörten" (ebd. S.19) verboten

Der Direktor Eierweiß[55] will die Schule von den "Preußenseuchlern und Deutschnationalen" reinigen (ebd. S.22). Der Schüler Spadini bekommt acht Stunden Karzer wegen eines Bismarkkopfes an seiner Uhrkette (vgl. ebd. S.23).

An historischen Wahrheiten ist die Schule nicht interessiert und wehe dem, der an den patriotischen Sagen und Legenden zweifelt!

> Ein Schatten glitt an Vitus vorüber, der Professor Dr. Summerfeld, die Hände mit Stock und Hut auf dem Rücken wie immer, und den buschigen Graukopf mit dem umbarteten, feinen und leidenden Gesicht zur Erde geneigt. Ein Gelehrter, dessen freimütige und wahrheitsliebende Forschungen über gewisse geheiligte Sagen, wie etwa die vom Engel, der den Kaiser Max von der Martinswand rettete, oder vom Ritter Milser, der beim ungebärdigen Verlangen nach der großen Hostie des Priesters bis an die Knie in die Erde sank, übel genug vermerkt worden waren an hoher Stelle und der Erringung eines höheren Lehrstuhles bedenklich im Wege standen. Aber seine Schüler, die sein über den [sic] Durchschnitt des Lehrers stehendes geistiges Wesen sehr wohl erkannten, liebten ihn, lachten nur gutmütig über seine kleinen Absonderlichkeiten, vermieden aber alles, was ihn hätte kränken können. Seine Stunden verliefen immer ruhig, freundlich und friedlich. (Ebd. S.28)

Wenn die Gymnasiasten den Professor nicht ärgern oder kränken und seinen Unterricht nicht stören, so ist das nicht Unterwerfung und Gehorsam wie anderen Lehrern gegenüber, sondern eine bewusste Haltung, die das Verhältnis Jugendlicher – Erwachsener fast umkehrt: Die Jugendlichen achten die fachliche Autorität auch in den Sonderlingen unter den Lehrern und schonen sie, und sie schätzen die menschlichen Qualitäten, wenn z.B. Prof. Summerfeld „überaus nachsichtig Geschichte prüfte und mit traurigem Lächeln über die

[55] (vgl. ebd. S.20) Stellenweise wird er Eierweck genannt (vgl. S.22 und S.190). Es ist nicht ersichtlich, ob es sich um einen Spott der Schüler oder einen Fehler des Autors handelt.

Fälschungen hinwegglitt, die in dem vorgeschriebenen Lehrbuch enthalten waren, [...]“ (ebd. S.88). (Über die Sonderlinge unter Lehrern und Schülern in der allgemeinen Literatur vgl. Gregor-Dellin 1979, S.20)

Dietlieb, der Deutschlehrer, ist seit zwanzig Jahren Supplent mit einem Hungergehalt. „Im zweiten Dienstjahr seiner Tätigkeit hatte irgendeine unvorsichtige Meinungsäußerung, die er begangen und die übel vermerkt wurde, ihm geschadet. Es geschah ihm nichts dafür, nur wurde er in Zukunft bei jeder Beförderung stillschweigend übersehen.“ (ebd. S.36f).

Die Schüler mögen ihn trotzdem. Nur Altböck, der Sohn eines Paramentenhändlers, versucht ihn aufs politische Glatteis zu führen. Als Dietlieb die Schüler eine Fabel oder Legende frei erfinden lässt, schreibt Vitus über den perfekten Menschen, den Gott aus verschiedenen Nationen und Philosophien zusammenstellt, aber das Herz ist deutsch. Dietlieb gefällt die Geschichte, er lässt sie vorlesen. Altböck, der erklärte Feind Vitus’, lacht und provoziert den „Professor“, der ihn fragt, warum er gelacht hat.

> „Weil mir das blöd vorkommt, das mit dem deutschen Herzen.“
> „So, blöd kommt Ihnen das vor? Sind Sie denn kein Deutscher?“
> „Ich bin ein Tiroler,“ sagte Altböck langsam und mit gut erkennbarem, süßlichem Lächeln.
> „Schön, schön, gut,“ erwiderte Dietlieb und zupfte erregt an seinem Ohrläppchen. „Aber nebenbei sind Sie doch ein Deutscher, wie?“
> „Hauptsächlich bin ich ein Österreicher,“ antwortete Altböck störrisch und langsam „und nebenbei ein Tiroler, Herr Supplent.“
> „Gut, gut, schon gut,“ Dietlieb schluckte den „Supplenten“ hinunter. Er merkte die Falle dieses wohlgeölten Burschen. „Setzen Sie sich!“ Wie in trübe Erinnerungen versunken strich er sich über das borstige Haar, der ewige Supplent.
> „Ein Österreicher und katholisch!“ sagte Altböck halblaut, aber vernehmlich, als die Bank unter seinem Gewicht krachte. Dem hatte er’s gegeben. (Ebd. S.71)

Einer der best-gehassten Lehrer ist der Klassenvorstand Karfreiter, nicht nur, weil seine Griechischstunden entsetzlich langweilig sind, sondern auch wegen seiner autoritären und ungerechten Art. Als Vitus und Malzey den Juden Isidor Geduldig gegen Altböck verteidigen und Vitus seinem Gegner die Nase blutig schlägt, bekommt Vitus vier Stunden Karzer, Altböck nur zwei. Isidor will Vitus verteidigen, weil Altböck angefangen hat, aber der Lehrer lässt ihn gar nicht zu Wort kommen und brüllt ihn nieder.

Nach den Ferien, als Vitus von der schweren Krankheit seines Vaters erfährt, ändert sich seine Einstellung auch den Lehrern gegenüber.

> Alles Kindische und Bubenhafte in der Beurteilung der Lehrer fiel von Vitus ab und er sah sie alsbald, wie sie in Wirklichkeit waren, ohne das teuflische Beiwerk, das der Schwächere dem Gewalthaber gerne andichtet. Er lernte sie als Menschen kennen, als sorgenvolle Familienväter, als von Leid bedrückte, Enttäuschte, im ewigen Werkeltag Graugewordene. Er erkannte die niedrige Kunst der Regierenden, an deren Spitze unnahbar und selbstherrlich ein manchmal gutgelaunter, manchmal boshafter

> Mensch stand, jene billige Hundeabrichtekunst, die Zuckerstücke für gutwillig Unterwürfige, die Peitsche für Eigenbrötler und Widerspenstige immer bereit hielt. Dietlieb blieb in alle Ewigkeit Supplent, weil er mit den schwachen Ärmchen an des Glaubens Stütze, wie es im Lied heißt, zu rütteln versucht hatte, Summerfeld verwelkte aus ähnlichen Gründen in der Tretmühle des Gymnasiums und Dr. Eierweck erhielt für ein wohlgefällig aufgenommenes „Lehrbuch der Geschichte", voll von bewußten Verdrehungen und Klitterungen, die Stelle eines Direktors und den Franz-Josef Orden nebst der Anwartschaft auf weitere Gunstbezeigungen. (Ebd. S.190f)

Um den kranken Vater nicht aufzuregen und ihm Freude zu machen, nimmt Vitus sich in der siebenten Klasse zusammen, die Lehrer loben ihn und der Vater freut sich. Die Mitschüler allerdings machen sich über den Streber lustig.

Kamilla Peinlich weist in ihrer Monographie darauf hin, dass Busson ein „Meister der Menschenschilderung" ist, und führt als Beispiele die Charakterisierung der Professoren an (Peinlich 1932, S.150). Dem kann man zustimmen. Trotzdem ist der Roman nicht ganz frei von Klischees und Vorurteilen, besonders in der Schilderung der Klassenkameraden. Die Beschreibung des Aussehens folgt immer noch den bekannten Schemata: „Altböcks kleine, aus verschwollenen Lidern tückisch blinzelnde Augen" (Busson 1930, S.163) sind ebenso traditionell wie die gebogene Nase, der krause Wollkopf und die krummen Beine des Juden Isidor Geduldig (vgl. ebd. S.55f, 62) und die „breitnasigen Slawengesichter" der tschechischen Soldaten (ebd. S.149).

4. Der Schultyrann

Felix Saltens *Olga Frohgemuth* (1910) passt am besten in die Gattung des allgemeinliterarischen Schulromans, ebenso wie Torbergs *Der Schüler Gerber.* (Vgl. Gregor-Dellin 1979)

Auf den ersten Blick scheinen die Schultyrannen alle gleich zu sein, aber es gibt doch Unterschiede. Heinrich Manns Professor Unrat ist ein Heuchler, Gott Kupfer ein Sadist, Professor Frohgemuth ist schwach und bangt um seine Autorität. Solche Ängste hat auch Gott Kupfer, aber nur in den Ferien, in der Schule lässt er sie nicht aufkommen.

Salten kritisiert nicht das Schulsystem wie Torberg. Prof. Frohgemuth ist eine tragische Figur. Der erste Absatz zeigt ihn in der Schule als den Prototyp des vertrockneten, hölzernen, lebensfeindlichen Gymnasialprofessors (siehe Zitat im Kapitel FAMILIE). Danach spielt nur noch ein Kapitel in der Schule; es beschreibt den in Gymnasialgeschichten typischen Kampf zwischen Lehrern und Schülern.

> Unnahbar und streng saß der Professor an seinem Pult, schaute aus halbgeschlossenen Augen über die Reihen der Knaben hin und hielt seinen Vortrag. Die jungen Menschen da vor ihm saßen still, ohne sich zu rühren, wie gebannt von der

> abweisenden Kälte des Professors. Er beobachtete sie, während er sprach. Alle sahen ihn an, zeigten ihm, daß sie aufmerksam sein wollten, aber er wußte, daß sie nur Angst vor ihm empfanden, Angst und Abneigung, daß sie auf das, was er sagte, gar nicht hörten, und daß seine Worte ins Leere fielen. Das füllte ihn wieder wie stets mit einer langsam aufsteigenden Erbitterung. Mehr und mehr reizte ihn der Widerstand, den er aus allen Knaben herausfühlte. Von Jahr zu Jahr hatte sich das gesteigert, und je länger er die Klasse führte, je deutlicher merkte er, wie die Heranwachsenden sich gegen ihn auflehnten. Nun saßen sie einander gegenüber, er und die Klasse, wie zwei Gegner, die sich belauern. Der Professor wußte, daß er sie mit seiner Härte noch bändigen könne, wenn er sich nicht hinreißen ließe. Sie warteten alle darauf, er möge sich einmal vergessen. Dann würden sie das Joch des Gehorsams und der Furcht, das er sie tragen ließ, ungestüm abschleudern. (Salten 1910, S.41f)

Die Schüler unterwerfen sich seiner Macht, das ist nicht dasselbe wie Anerkennung seiner Autorität, oder Wertschätzung dessen, was ihm wertvoll ist – das erbittert ihn.

Eine Parallele zum *Schüler Gerber* liegt in dem gegenseitigen Belauern. Aber Kupfer hat sich einen Schüler ausgesucht, der sich nicht unterwerfen will, und will ihn vernichten; das ist eine Sache zwischen ihm und Gerber. Frohgemuth sieht in Adalbert Klinger seinen persönlichen Gegner, aber er hat dabei die ganze Klasse im Auge, er will an Klinger ein Exempel statuieren, pars pro toto.

> Niemals hatte er Klinger leiden können. Der wußte alles, was er gefragt wurde, hatte sich niemals störrisch gezeigt, schlug aber auch nicht die Augen nieder, wenn er vor dem Professor stand. Jetzt war an diesem Knaben eine Spur von erwachender Männlichkeit wahrzunehmen; er reifte sichtlich, und sein ruhiger Stolz wurde fester und sichtbarer. (Ebd. S.43)

Es ist das uralte Problem der Väter von heranwachsenden Söhnen. (Vgl. die ausführlichen Untersuchungen von Matt 1995.) Die Tragik liegt in diesem Fall darin, dass die Gegnerschaft einseitig ist. Klinger ist zwar nicht unterwürfig, aber er will sich gegen den Professor gar nicht auflehnen.

Als der Professor während der Stunde auf Klinger zustürzt, um ihn auf frischer Tat bei einer Unaufmerksamkeit zu ertappen, ist die Klasse auf der Seite ihres Mitschülers. Als Frohgemuth aber das Bild seiner Tochter Olga in der Bank des Schülers findet und den Burschen in seiner Wut sogar zweimal ins Gesicht schlägt, ändert sich die Atmosphäre in der Klasse. „Alle fühlten, daß der Professor jetzt an einer Stelle seines Wesens verwundet worden sei, an welcher er kein Lehrer war, sondern der Vater eines Mädchens. Sie alle fühlten, daß man an diese Stelle nicht hätte rühren dürfen. Klinger war aufgegeben.“ (ebd. S.45).

Dass die Schüler plötzlich in dem Tyrannen den Vater sehen, unterscheidet diese Erzählung vom *Schüler Gerber*; an Kupfer wird absolut nichts Menschliches gezeigt.

Prof. Frohgemuth missversteht die Situation. Er weiß nicht, dass Klinger seine Tochter liebt, dass alle Knaben sie bewundern, er sieht in ihr nur die Schande und glaubt, „man wolle

ihn hier seiner gefallenen Tochter wegen verhöhnen.“ (ebd. S.46). Klinger fühlt sich entlarvt und Olgas Vater gegenüber schuldig. Der Professor sieht, „daß Klinger ihn mit demütig reuevollen Blicken flehend ansah“, er sieht „Ehrerbietung und Ergebenheit“ in seinen Mienen. „Und er begriff es nicht.“ (Ebd.)

Klinger ist dadurch eine Bedrohung für den Professor, weil er ihn erstens nicht fürchtet, und zweitens weil er ihn respektiert als Vater der Frau, die er liebt. Dieses Gefühl bringt der Schüler dem Professor freiwillig entgegen, und was freiwillig gegeben wird, kann auch wieder genommen werden. Der Professor hat über Klingers Gefühle keine Macht. Die Angst in den anderen Schülern kann er „machen“, aktiv erzeugen – auch wenn das für ihn dünnes Eis ist, das jederzeit brechen kann und dessen Einbruch er fürchtet. – aber die Ehrerbietung Klingers kann er nicht erzeugen.

Adalbert Klinger begeht Selbstmord. Daran ist zum Unterschied von Torbergs Roman nicht die Schule schuld. Der Schüler tötet sich, weil er meint, nach dem Tod Olgas nicht mehr weiterleben zu können.

Aus dem Tod Olgas hat der Professor noch nichts gelernt. Erst als der Vater des Burschen, der sich um Olgas Willen umgebracht hat, von seiner Tochter mit Ehrfurcht redet und sie eine große Künstlerin nennt (vgl. ebd. S.113f), beginnt der Professor zu ahnen, in welchem Irrtum er befangen war. Und erst nach der Rede des Theaterdirektors an Olgas Grab erkennt er, dass er den Schülern „von Griechenland und vom Kultus der Schönheit leere, papierene Dinge erzählt“ hat (ebd. S.126); er selbst hat nichts davon begriffen.

> Was hatte er überhaupt verstanden? Nie hatte er sich herabgebeugt über die offenen Seelen der Kinder, die vor ihm aufblühten, [...] hatte niemals wachsen lassen und sich entfalten, was aufwuchs. Er hatte immer nur seinen eigenen Willen zu sehen verlangt, wie er sich in den anderen bewegte, hatte nur den Gehorsam für sein eigenes Gebot von der Jugend gefordert und war fremd vor ihr gewesen, streng und kalt. (Ebd. S.128)

Dass der Schultyrann sich bekehrt und seine falsche Einstellung einsieht, ist sicher ein seltener Fall in der Gattung des Schulromans.

II. B. 2. Periode: 1918 – 1938

1. Der Wert der Bildung

Nach der Ansicht **Robert Skorpils** ist Bildung immens wichtig und kann dazu beitragen, bessere Menschen zu schaffen, besondere Bedeutung kommt dabei dem Geschichtsunterricht zu. Der gleichen Meinung ist **Josef Pazelt.** 1924 spricht er in einem Referat über „Die Stellung der Übung im modernen Unterrichte“ über den

Geschichtsunterricht. Er verurteilt das Herunterbeten von Namen und Jahreszahlen. Sein Grundsatz lautet: „Alle Geschichte war einmal Gegenwart.“ (Pazelt 2007, S.456), daher muss das Vergangene im Unterricht erlebbar gemacht werden. Und er geht noch weiter: „Aber alle Geschichte war auch einmal Zukunft“ (ebd. S.457); dieser Grundsatz würde zu einer völlig neuen Betrachtung nicht nur der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart und der Zukunft führen. „Ich mache der alten Schule den Vorwurf, dass sie zur Gleichgültigkeit gegenüber dem Gegenwartsleben erzogen hat, nicht zuletzt auch durch ihren Geschichtsunterricht.“ (ebd. S.455).

Skorpil glaubt daran, dass der Mensch aus der Geschichte lernen kann, vorausgesetzt, dass der Unterricht entsprechend sinnvoll ist. Auf der Ebene der schulischen oder schulähnlichen Wissensvermittlung zeigt der Autor in ***Alban springt ins Abenteuer*** (1935 a) Beispiele von gutem und schlechtem Unterricht.

Die Mutter des Feinmechanikerlehrlings war früher Lehrerin und gibt jetzt ihrem Sohn zu Hause in idealer Weise Unterricht in deutscher Literatur und Kulturgeschichte und der Bub erzählt seinem Freund Alban:

> „[...] Weißt, so Zahlen und Daten lerne ich nicht. Die Mutter sagt, ich muß mich so einleben in die Sachen, daß es mir scheint, als wäre ich ein Ritter aus dem Mittelalter, oder ein Bürger im alten Rom und so weiter. Sie bringt auch immer schöne Bilder und Bücher daher. Gestern hat sie mir vom Kampf um die Thermopylen erzählt, ich hab gemeint, ich wär selber dabei.“ (Skorpil 1935 a, S.17)

Auch Alban und sein Vater reden über Geschichte und den Geschichtsunterricht und der Vater erklärt:

> „[...] Einem richtigen Geschichtskenner müßte die Vergangenheit zum Erlebnis geworden sein, sie müßte ihm in Fleisch und Blut übergegangen sein, ähnlich wie die Erlebnisse und Erfahrungen unserer Kindheit, unserer Jugend. Dabei macht es nicht viel aus, wenn wir Einzelheiten und Daten vergessen haben. Was uns gebildet und geformt hat, das ist in uns.“ (Ebd. S.163)

Und Alban bestätigt:

> „Ja, so ist es. Ich möchte annähernd so denken und erleben können wie ein Bub des alten Griechenland, wie ein Bürger des römischen Kaiserreichs, wie ein Mensch des Mittelalters. Und da gibt es so selten ein Geschichtsbuch, das einen mitten hineinstellt in vergangene Zeiten. Immer schreiben sie so aus der Vogelschau, mindestens fünftausend Meter Höhe. Und fast immer sehen sie nur, was raucht und kracht und blitzt: Kriege, Kriege, Kriege! Oder nur die großen Männer, oder nur die großen Massen.“ (Ebd., S.164)

Dr. Sucher gibt seinem Sohn den Rat, sich mit Kunstgeschichte zu befassen, aus der kann man den Geist der Zeit am besten verstehen.

Die Geschichtsstunde, die Alban in einem späteren Kapitel erlebt, ist ein Beispiel dafür, wie sie nicht sein sollte. Am Beginn der Stunde hat sich der Professor noch mit manipu- lativen Fragen von den Schülern bestätigen lassen, dass er den Stoff „anschaulich und leben- dig [bringt], so daß es ein Vergnügen ist, zuzuhören“ (ebd. S.266). Und dann betet er seinen Stoff herunter, gespickt mit Jahreszahlen, während die Schüler in den Bänken Streiche aufführen.

Was der Autor mit diesem Kapitel intendiert hat, ist unklar. Denn einerseits wird der Professor durchaus positiv als Autorität beschrieben: „Professor Iller [...] kannte seine Pappenheimer. Aber er war kein Spaßverderber, solange es irgend anging. Und er hatte seine Buben gut am Zügel. Er brauchte nie Angst um seine Autorität zu haben.“ (ebd. S.265). Andererseits ist der Unterricht gerade von der Art, die oft kritisiert wird. Möglicherweise sollte die Geschichtsstunde nach dem Schema der unterbrochenen Sätze Humor in die Handlung bringen (vgl. ebd. S. 267, 272).

Abgesehen von Geschichte sind die Professoren an Albans Schule gute Lehrer und echte Autoritäten. Mit Prof. Redlich (Name!) hat Alban einen Konflikt, weil Zeno Norgler ihm heimlich einen Schwindelzettel ins Mathematik-Schularbeitsheft gelegt hat (vgl. ebd. S.70 – 75). Alban bestreitet, unerlaubte Hilfsmittel verwendet zu haben, worauf ihm der Prof. den Zettel zeigt.

> „Ist das kein Behelf? Habe ich nicht immer wieder gesagt, daß ich keinen Schwindel dulde, weil ich den ganzen Stoff in meinen Stunden eingehend behandle; weil die Schularbeiten mit diesem Stoff im engsten Zusammenhang stehen; weil sie jeweils um eine ganze Stufe leichter sind als das gerade Vorgetragene und Durchgenommene; weil ich Ihr Können und nicht Ihre Schlauheit erfahren möchte?“ (Ebd. S.72f)

Die Grundsätze und Praktiken des Professors weisen ihn als ausgezeichneten Didaktiker und als Vorbild für andere Lehrer aus. Er gibt Alban eine Woche Zeit, sich zu überlegen, ob er die Wahrheit sagen will. In seiner Not bittet Alban seinen Onkel, den Detektiv, um Hilfe. Hier kommt ein besonderes Gebiet der Wissenschaft, die Graphologie zum Einsatz. Eine Schriftprobe überführt nicht nur Zeno als Täter, der Onkel erkennt daraus auch Zenos Charakter und gibt seinem Neffen eine Lektion in Psychologie. Der Detektiv (und in diesem Fall auch der Autor) betonen den Wert der Menschenkenntnis nicht nur für bestimmte Berufe, auch im Alltag gibt sie dem Betreffenden ein Gefühl der Kompetenz und führt damit zu einer inneren Ruhe, die wieder zu einem besseren Menschentum führt.

Auch der Literatur gesteht Skorpil eine ungeheure Macht zu. „Ein paar Bücher von Rousseau haben zum Ausbruch der Französischen Revolution beigetragen, ein paar Bücher

des Gelehrten Marx haben eine Armee von Marxisten hervorgezaubert“. (Skorpil 1935 b, S.81)

Der Autor sieht sich selbst als Lehrer und packt in die Handlung allerlei Wissenswertes hinein, z. B. über Jules Verne, über Sherlock Holmes und seinen Erfinder Conan Doyle oder über den Segelflieger Robert Kronfeld. Die größte Rolle spielt „Robinson Crusoe“. Defoes Leben wird als Information direkt erzählt, während die Figur des Robinson als Teil der Handlung in den Roman eingebaut ist. Das Experiment mit der Erfindung seines Vaters ist der wichtigste Teil des Romans, es füllt 76 Seiten, das ist fast ein Viertel des Inhalts.

Johannes nennt die Erfindung eine „Lebensvervielfältigungsmaschine“. „ ‚Man kann sich mit Hilfe dieser Maschine in jede Zeit, in jedes Land versetzen lassen und dann erlebt man in einigen Minuten Tage, Monate, Jahre wirklichen Erlebens in anderen Welten.’“ (Skorpil 1935 a, S.170)

Die Maschine erzeugt eine Verflechtung von Traum und Wirklichkeit, Traum und Leben (man denkt dabei an Grillparzer). Dieses Thema zieht sich durch den ganzen Roman.

Interessant ist die Interpretation der Figur Robinson Crusoes, in ihm sieht Dr. Sucher ein typisches Menschheitsschicksal dargestellt:

> „ ‚[Daniel Defoe] war gegen 60 Jahre alt, als er es unternahm, den Roman des leidenden, kämpfenden, tapferen Menschen zu schreiben, des Menschen, der in der Sorge um sein Dasein, im unablässigen Bemühen, es mit Sinn und Inhalt zu erfüllen, gehärtet und zugleich vertieft wird. Darin liegt ja das Geheimnis des ungeheuren Erfolges dieses Romans als Volks- und Jugendbuch, daß es eine Entwicklung, einen Lebenslauf voller Unrast und doch voller Sehnsucht nach Ruhe und Frieden schildert, einen Werdegang, wie wir alle ihn ähnlich durchmachen. Wir alle müssen uns durchkämpfen, durch einen Wirbel von Abenteuern, von Abenteuern in der Außen- und in der Innenwelt, bis wir Reife, Ruhe, Klärung finden, die Unerschütterlichkeit des unbedingten Gottvertrauens.’“ (Ebd. S.205)

Alban ist durch die Erlebnisse auf der Robinsoninsel ernster und reifer geworden, er hat gelernt, nicht im schulischen Sinn, sondern im Sinne von Einsicht, die sein künftiges Verhalten positiv beeinflussen wird, was sich in der weiteren Handlung des Romans auch zeigt (s. Kapitel RELIGION und STAAT).

2. Die Pflichtschule

A. Th. Sonnleitner: ***Die Hegerkinder*** (1923 – 1927)

In allen Büchern Sonnleitners werden der Schule und Lehrer positiv beurteilt. Die Lehrer sind manchmal streng und manche sind schnell mit dem Rohrstock bei der Hand, aber

insgesamt ist die Schule ein sehr positiver Teil der Kindheit und der Unterricht ist nie langweilig!

> Der Weg zur Selbständigkeit als typischem Merkmal der individuellen Persönlichkeit führt über die Selbsttätigkeit. In der Pädagogik SONNLEITNERs ist folglich kein Platz für Bevormundung. Sein Toleranzgedanke geht über sein Selbstverständnis von religiöser und weltanschaulicher Freiheit und Selbstbestimmung hinaus; Freiheit bedeutet für ihn eine unabdingbare Grundvoraussetzung des Selbsttätigkeits-Prinzips im Bildungsprozeß, ohne das auch die Höhlenkinder nicht zu Kulturmenschen reifen könnten. (Marbach 1996, S.64)

Die Hegerkinder gehen zu Fuß vom Kleinen Biberhaufen nach Aspern in die Schule, das sind ca. 3 km, im Winter durch tiefen Schnee. Der Lehrer der zweiklassigen Volksschule ist idealistisch und umfassend gebildet. Er unternimmt in der schulfreien Zeit Exkursionen mit den Kindern. Daneben gibt es einen pensionierten Oberlehrer, der mit den Kindern Ausflüge macht, sie dabei in Botanik und Heimatkunde unterrichtet. Mit diesen Anregungen entwickeln die Schüler eine Sammelleidenschaft, besonders für Fossilien und Gesteinsarten, die zu einem Verständnis der geologischen Entwicklung der Heimat führt.

Die Sammelleidenschaft wird auch in der *Koja*-Serie beschrieben. Dort treibt Koja mit den Fundstücken Handel. Später verdient er sich seinen Unterhalt mit dem Präparieren und Ausstopfen von Tierbälgen.

Die Hegerkinder sind Naturgeschichte, Heimatkunde und Handarbeitslehre in erzählerischem Rahmen. Das Buch wurde in der 1. Republik als Sachbuch in Volksschulen verwendet. (Vgl. den Beitrag von Achs in: Seibert / Blumesberger 2008, S.206)

Als Lehrer (später Direktor) an einer Bürgerschule versuchte Sonnleitner mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln der Verwahrlosung der Kinder der unteren sozialen Schichten entgegen zu wirken, besonders durch Aufklärung der Eltern. Diesem Zweck dienten die Vorträge an den Elternabenden, die an verschiedenen Schulen gehalten wurden und die unter dem Serientitel *Elternkonferenzen und Elternabende* im Druck erschienen. Ganz besonders am Herzen liegt Sonnleitner die Gesundheitserziehung: Er ermahnte zu Sauberkeit, zu ausreichender Bewegung in frischer Luft, warnte vor Alkohol und Onanie und forderte vom Staat Schulärzte und Schulzahnkliniken. Seine Gattin Klara Tluchor, Volksschullehrerin, verfasste ebenfalls mehrere Schriften für die Eltern zum Thema Gesundheit (vgl. den Beitrag von Kissling, Ebd. S.231f.)

Die praktische Umsetzung seiner Forderungen hat Sonnleitner in seinen Romanen veranschaulicht. Der Mensch ist in erster Linie Homo faber. In den drei Bänden der *Höhlenkinder* lehrt die Natur selbst und unmittelbar, das Objekt lehrt die Menschen seinen Gebrauch.

Nicht Belehrung, sondern „unmittelbare Anschauung und konsequente Selbsttätigkeit“ sind die „natürliche Erziehung“ (Marbach 1996, S.221).

Sonnleitner kritisiert die alten Lehrmethoden, die weder die Eigenständigkeit der Kinder, noch den Drang zur Selbsttätigkeit berücksichtigen (vgl. Marbach 1996, S.64 – 71). In diesem Punkt trifft er sich mit Heinrich Wolgast, der in „Ganze Menschen“ in der Schulerziehung auch körperliche Entwicklung und tätiges Lernen berücksichtigt sehen will. (Wolgast 1910)

In zwei anderen Punkten stimmt Sonnleitner nicht mit Wolgast überein: Erstens in der Ausschließlichkeit, mit der Wolgast fordert, dass die Kinder- und Jugendliteratur ein Kunstwerk sein muss (vgl. Wolgast 1905, S. 21). Sonnleitner betrachtet sich als Volksschriftsteller und Volkserzieher (so wie Rosegger), und als solcher muss er auch die weniger gebildeten Schichten ansprechen (vgl. Marbach 1996, S. 91).

Zweitens sieht er die Ursachen des menschlichen Elends nicht, wie Wolgast, in den sozialen Bedingungen, sondern in der menschlichen Natur, über die der Einzelne sich erheben kann.

Bücher sind für Sonnleitner eine wichtige Erziehungshilfe. Am häufigsten nennt er Feuchterslebens „Zur Diätetik der Seele“[56], auf das viele seiner Gedanken zurückgehen dürften. (vgl. *Kojas Waldläuferzeit*, S.224; *Das Haus der Sehnsucht*, S. 140). Daneben gehören Gustav Freitag, Charles Dickens, Adalbert Stifter, Marie v. Ebner-Eschenbach, Ludwig Anzengruber zur empfohlenen Lektüre (vgl. *Die Grille*, Tluchor o. J., S. 42).

Anton Afritsch: *Ins neue Leben* (1951)

Es ist eine bekannte Tatsache, dass man Respekt und Ehrfurcht nicht befehlen kann. Man kann einen Untergebenen zwingen zu gehorchen, d.h. das zu tun, was man ihm befiehlt, aber man kann ihn nicht zwingen, es gern zu tun; man kann den Untergebenen zwingen, den in Rang, Stellung oder Alter über ihm Stehenden mit einer gewissen Körperhaltung zu begegnen (siehe Militär) oder in gewisser Weise anzusprechen, aber man kann ihn nicht zwingen, innerlich diese Haltung einzunehmen, das heißt ihn als Autorität zu sehen – und für die Schule bedeutet das in weiterer Konsequenz: von ihm zu lernen. Auch das ist eine hundertfach bestätigte Tatsache, dass vor allem junge Schüler und Schülerinnen nicht für die

[56] Ernst Freiherr von Feuchtersleben (1806 – 1849), Arzt (Psychiater), Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium, Philosoph, Essayist und Lyriker des Biedermeier. In „ Zur Diätetik der Seele“ (1838) lehrt er die Gesunderhaltung des Körpers durch Willens- und Geisteskraft. (Wilpert Bd.I, 1975)

Schule, noch viel weniger für das Leben, sondern vor allem für den Lehrer oder die Lehrerin lernen. Und das ist der Kern, den Schulgeschichten in sehr verschiedenen Formen enthalten.

Damit bleibt allerdings die Frage offen, was nun die Autorität des Lehrers wirklich ausmacht. Anton Afritsch beantwortet sie in der Erzählung Der neue Lehrer.

Der Erzähler (es ist eine Ich-Erzählung) und einige Mitschüler einer vierten Klasse (sie sind 60 Schüler in der Klasse!) sind schlimm, sie quälen und verspotten den Lehrer, der sich nicht wehren kann. Auch wenn er sie bestraft und nachsitzen lässt, es nützt alles nichts, die Buben respektieren ihn einfach nicht. Die Macht zu strafen gibt dem Lehrer noch keine Autorität.

In der fünften Klasse bekommen sie einen neuen Lehrer. Der Unterschied liegt darin, dass der alte Lehrer die Schüler beschimpft und sie „mindestens einige Dutzend Male des Tages" „eine schreckliche Bande" genannt hat (Afritsch 1951, S.14). Der neue Lehrer hingegen schaut „ernst und forschend" in die Klasse (ebd. S.15), er schaut die Schüler „mit seinem festen Blick so forschend und durchdringend an, daß alle verstummten" (ebd. S.16); sein „forschender Blick" wird gleich darauf noch einmal erwähnt (was stilistisch gesehen etwas übertrieben wirkt); und im selben Absatz heißt es noch: „Er schien uns besonders studieren zu wollen" (ebd.).

Der neue Lehrer interessiert sich für die Schüler, nimmt sie ernst und traut ihnen etwas zu. Er nennt sie sogar Freunde und gibt ihnen zum Abschied die Hand (ebd. S.24). Dass er außerdem noch „blutjung" und schlank ist, „lockiges schwarzes Haar und schwarze Augen" hat, ist sein Glück, dass er „sehr schlicht gekleidet" ist (ebd. S.15), um von den Arbeiterkindern nicht abzustechen, ist sein Verdienst.

Hermynia Zur Mühlen: ***Der rote Heiland*** (1924 b)

Der Sammelband enthält verschiedene Textsorten, alle zum Thema Unterdrückung, Elend, Krankheit, soziale Ungerechtigkeit. Zur Mühlen nannte sie selbst „Propaganda-erzählungen", und Altner bemerkt dazu: „Sie war sich durchaus bewußt, daß sie mit diesen Erzählungen keine künstlerischen Ansprüche erfüllte, sondern reine Agitation betrieb." (Altner 1997, S.109). Und sie sollten bewusst einfach geschrieben sein, damit sie auch auf „ganz ungeschulte Leser, besonders Jugendliche und Frauen, anziehend wirken." (Aus einer Verlagsannonce, zitiert ebd.) Es ist allerdings schwer vorstellbar, dass diese Texte für Jugendliche geschrieben sein sollen. Sie sind voll Grauen, und die Zeichnungen von Max Schwimmer verstärken noch den Eindruck.

Eine der Erzählungen heißt Der Aufsatz. Die Schüler bekommen als Aufsatzthema „Der schönste Tag meines Lebens“. Es ist nicht klar, um welche Art Schule es sich handelt; es ist die Rede von einem „Professor“, aber die traurigen Zukunftsaussichten des Buben weisen nicht auf eine höhere Schulbildung:

> Und da stand jählings grauenvoll die Zukunft vor ihm, an die er bisher nur selten gedacht hatte. Seine Zukunft.[...] Arbeiter werden, wie der Vater gewesen, schuften wie er, in Lärm und Gestank, mühselig zur Not die Familie ernähren, und eines Tages beißt die Maschine zu, frißt Arme oder Beine, ein verstümmelter Rumpf bleibt zurück, ein gequältes Etwas, wie jenes, das dort in der Ecke hockt. Die Zukunft ... (Zur Mühlen 1924 b, S.90)

Der „Professor“ ist stolz auf seine psychologischen Fähigkeiten. Selbstgefällig gibt er den Kindern dieses Aufsatzthema, weil seiner Meinung nach nichts einen Menschen besser charakterisiert als das, was er Glück nennt (vgl. ebd. S.86).

Fritz kann den Aufsatz nicht schreiben. In seinem Leben gibt es kein Glück: Der Vater ist ein Krüppel, seit ihm in der Fabrik eine Maschine die Beine zermalmt hat. Die Mutter ist von der Fabriksarbeit am Abend zu müde um auch nur zu sprechen. Der Bruder wurde verhaftet, weil er nach drei Tagen Hunger gestohlen hat. Fritz hat immer Angst, nach Hause zu gehen; er denkt: Wer weiß, was heute wieder geschehen ist, was er vorfinden wird. Er hat zwei kleine Schwestern, die ständig streiten. Der Vater schimpft und trinkt. Das ist die Gegenwart des Schülers. Er gräbt in der Erinnerung, um einen glücklichen Tag zu finden, aber es fällt ihm keiner ein. Von ganz klein auf musste er sich alle Wünsche versagen, weil die Eltern kein Geld hatten. Und die Zukunft sieht genauso trostlos aus.

Er will sich zusammennehmen und denkt wieder an den Aufsatz.

> Höhnisch grinsten die Buchstaben der Überschrift, verlachten sein Grübeln, schrien ihm zu: „Suche nur, suche nur nach dem glücklichsten Tag, nach einem einzigen glücklichen Tag deines Lebens. Andere haben derer so viele, daß sie der Steigerung bedürfen, aus glücklichen Tagen den glücklichsten wählen müssen. Du aber findest in deinem Leben keinen, keinen.“ (Ebd. S.89f)

Die Mutter schickt ihn Wäsche aufhängen. Er geht mit der Leine hinaus, da fallen ihm seine Schulkameraden ein, die ihn nicht einmal mehr fragen, ob er bei etwas mitmachen will. Er wird zornig, schlägt mit dem Kopf gegen die Wand wie sein Vater manchmal. Aber es nützt nichts.

> Tiefe Verzagtheit verscheuchte den Zorn, seine Knie zitterten, wie ein Bleimantel sank die Hoffnungslosigkeit auf ihn herab, drückte ihn fast zu Boden. Aus den grauen Nebeln der Trostlosigkeiten formte sich ein einziger Gedanke, herrisch, befehlend: fliehen. Fliehen dieses ganze Grauen, das Leben heißt, das farblose, folternde, verstunkene Elend. (Ebd. S.91)

Fritz nimmt die Wäscheleine und erhängt sich auf dem Gangklosett (Abb.21).

Das Thema Selbstmord steht oft im Zusammenhang mit Schule, aber ebenso wie Ebner-Eschenbach (s. Kapitel FAMILIE) macht auch Hermynia Zur Mühlen nicht die Schule verantwortlich, obwohl der Lehrer als sehr selbstherrlich beschrieben wird, der sich keine Gedanken darüber macht, wie das Aufsatzthema auf die Schüler wirken könnte. Das Thema hat Fritz seine soziale Lage bewusst gemacht, und aus diesem Elend sieht er keinen Ausweg.

3. Das Gymnasium: a. Knaben

Im mittleren der drei Romane der Koja-Serie, ***Kojas Waldläuferzeit*** (10. Aufl. o.J.) von **A. Th. Sonnleitner** besucht die Hauptfigur, so wie der Autor selbst es getan hat, das Gymnasium des Benediktinerstiftes in Melk. Sonnleitners eigener Schulbesuch fiel noch in die 1. Periode. Der Besuch einer mittleren Schule war damals noch weitgehend von den finanziellen Möglichkeiten der Familie abhängig, obwohl es auch damals schon für arme Familien Schulgelderlass und Freitisch gab, allerdings nur für Knaben. Die Schulregeln waren drastisch streng, und schon für einen heute gering erscheinender Verstoß wurden das Stipendium und der Freitisch gestrichen; bei argen Vergehen erfolgte der Ausschluss. Robin, genannt Robinsohn (der Protagonist des Bandes *Dr. Robin-Sohn*, 1929, der inhaltlich lose mit der Serie verbunden ist) wird von der Schule verwiesen, weil er im Stiftshof eine Seerose gepflückt hat, das wird ihm als Diebstahl angelastet.

Der Klassenvorstand in *Kojas Waldläuferzeit* hat noch relativ viel Verständnis für die Knabenstreiche Kojas, besonders da er sieht, dass der Bub an dem Lehrstoff wirklich interessiert ist. Seine Lektionen in Latein hat Koja gelernt, er kann auch mündlich übersetzen, aber er hat die Übersetzung ein paar Mal nicht schriftlich gemacht. Das wäre fast ein Grund gewesen, den Schüler durchfallen zu lassen, was das Ende seiner Laufbahn im Stiftsgymnasium bedeutet hätte. Dass Koja zu Hause viel arbeiten muss und zum Lernen kaum Zeit hat, interessiert die Schule nicht. Nur das Ergebnis zählt, Entschuldigungen gibt es nicht.

Und Koja verliert schließlich doch sein Stipendium und den Freitisch, weil ihn eine übel wollende Nachbarin verklagt: Koja hat aus dem Hochwasser die Waschrumpel der Frau herausgefischt und aufgespießt; dazu erzählt sie noch, dass der Bub schlecht über seinen Lehrer gesprochen habe. Letzteres ist gelogen, aber Kojas Beteuerungen helfen ihm nicht, weil sie die Frau eines Beamten ist und Koja der Sohnes eines Trinkers. Die gesellschaftliche Stellung wiegt auf jeden Fall schwerer. Dieses Urteil kommt vom Rektor.

Sonnleitner beurteilt das System nicht. Seiner Meinung nach wachsen die Fähigkeiten mit den Anforderungen. Das kommt im *Haus der Sehnsucht* zum Ausdruck, als Kojas

Schwester Agi ihm schreibt, dass Sorglosigkeit für ihn ungesund sei uns er die „zwingende Notwendigkeit“ (Sonnleitner 1922, S.189) brauche, um aktiv zu bleiben.

In **Vicki Baums** ***Bubenreise*** (1923) wird das Gymnasium aus der Sicht der drei Maturanten unmittelbar nach der Prüfung nur kurz beurteilt.

„ ‚Da gehen die Zuchthauswärter,’ sagte Fritz Polt, denn unter den Freunden hieß die Schule ‚das Zuchthaus’. ‚Da sieh sie hinwandeln. Vor denen hat man Angst gehabt!’“ (Baum 1923, S.7).

Und in seiner Rede bei der Feier zu Hause, als alle drei schon ziemlich viel Alkohol getrunken haben, sagt Hans: „[...] ‚Heute gehen wir zum ersten Male schlafen, ohne uns vor dem nächsten Tag zu fürchten. Zehn verfluchte Jahre hat man uns geschunden und gemartert, zehn Jahre hat man uns in das Zuchthaus eingesperrt und uns Dinge eingebläut, die uns nichts angehen – ’“ (ebd. S.13).

Peter Martelan widerspricht: Griechisch war schön, und Homer hat ihm gefallen. Und Fritz Polt verteidigt Naturgeschichte, ihn haben die Affen interessiert. Hans akzeptiert die Ausnahmen, aber alles andere war Unsinn, sie werden es bald vergessen haben. Von nun an werden sie das Leben kennen lernen (ebd.).

Die Schule ist also der Gegensatz zum Leben. Alles ist Theorie, alles ist Unsinn – das wirkliche Leben beginnt erst nachher.

Im Museum in Italien, als Renate in der Academia im Saal der Quattrocentisten

Hans die Maler erklärt, sieht er den Unterschied zwischen dieser Art des Lernens und der Schule:

> [...] sie war mit ihm von Bild zu Bild gewandert, und während sie mit ihrer leisen, schwingenden Stimme von diesen frühen Malern sprach, war es ihm als beginne er nun erst mit offenen Augen diese Welt aus Gold und zarten Farben zu sehen. Renate wies [...] Einzelheiten der Gemälde auf, zeigte ihm an jedem Maler das Besondere, Eigene, lehrte ihn sehen, was den Malern der Zeit gemeinsam war und wie die Linie der Entwicklung ging. [...] Es freute ihn, als er das erstemal ein Bild, ohne im Katalog nachzusehen, auf Zeit und Künstler richtig taxieren konnte. Sie blieben den ganzen Vormittag in dem einen Saal; als sie wieder auf die Straße hinaustraten, atmete er tief und sagt froh und beinahe verwundert: „Ich habe ja gelernt –“
>
> Und flüchtig zog das graue und trübselige Bild der Geschichtsstunden in der Schule an ihm vorbei, und der Ordinarius, Möller mit den Warzen, spulte Jahreszahlen ab, während er sich die Nägel schnitt ... (Ebd. S.62f)

Renate unterstützt Hans in dem, was Freud „Sublimierung“ nennt, indem sie seine Gefühle ihr gegenüber auf die Kunst lenkt und in Hans so ein Kunstverständnis erweckt, das er vorher nicht gehabt hat und ohne sie vielleicht auch nicht bekommen hätte. Das ist durchaus altersgemäß, denn richtiges Kunstverständnis bekommt der Mensch erst in der Adoleszenz. (Vgl. Bühler 1927, S.69f und S.192 –199) Allerdings kommt Hans am Schluss

zu der Erkenntnis, dass ihm die deutsche Malerei doch besser gefällt als die italienische (vgl. Baum 1923, S.128f).

2. Das Gymnasium: b. Mädchen

In den Gymnasien der Zwischenkriegszeit waren Buben und Mädchen getrennt. Es empfiehlt sich daher, auch die Literatur getrennt zu betrachten, umso mehr, als die Bücher über Mädchen auch von Autorinnen stammen.

Ein männlicher Lehrer in einer Mädchenklasse der Mittel- und Oberstufe kann bei den Mädchen Schwärmerei für den Lehrer und erotische Fantasien auslösen, unterschwellig vielleicht auch sexuelle Wünsche wecken. Das beschreibt eine Erzählung von **Margarete Seemann** aus dem Band ***Unterwegs*** (1935): Botanikstunde.

Die Mädchenoberstufe eines Gymnasiums hat einen neuen Professor in Botanik, Hans Renning, bekommen. Alle Mädchen sind in ihn verliebt.

> Hans Renning schaute lächelnd über alle Köpfe hin; wußte um die 37 Flammen und sah tiefer. Kannte die Mischung, aus der sich solche Träume brauen: die kleine Eitelkeit und die große Neugierde ans Leben, die alte Schlange und das neue junge Erwachen. Und wußte, daß die Züge, die auf dieser Altersstrecke durchs Leben sausen, durch Funkenflug viel Brände verursachen. Wußte das alles, dachte es über die glutspritzenden oder geziert gesenkten Augen hin und verstreute ein offenes, blankes Lächeln der Güte. (Seemann 1935, S.47)

Hedwig Schenk ist besonders verliebt. Sie steht – ganz zufällig – vor seinem Haus; er lädt sie ein, ihm ihr Herbarium zu zeigen. Hedwig ist überzeugt, dass auch er sie liebt und ihr das bei ihrem Besuch sagen wird. Leider kommt beim ersten Mal seine Tante ins Zimmer und bleibt – da kann er natürlich nicht reden. Aber sie darf wiederkommen. Beim zweiten Mal ist ein alter Kollege des Professors da, sie arbeiten gemeinsam; dann zieht der alte Herr sich ins Nebenzimmer zurück, Hedwig und der Professor sind allein. Sie wartet darauf, dass er sie küssen wird, aber es kann jeden Moment die Tür aufgehen und der alte Kollege hereinkommen. Also geschieht wieder nichts.

Beim Verabschieden lädt er sie ein, wiederzukommen.

> Als sie daheim ist, hat das hetzende Begehren wieder die Herrschaft. Er ladet mich ein! Bisher hab's doch eigentlich ich getan. Wird er mir endlich sagen, dass er mich liebt?
>
> Das von der Botanikstunde ist doch nur Vorwand! Er muß nicht Angst haben, sie sagt es niemandem – aber dann, dann wird sie die Königin unter den 36 anderen sein! Dann grüßt sie keinen von den Jungen mehr, mit denen sichs so herrlich flirtete! (Ebd. S.54f)

Die Erzählung ist fast durchgehend im inneren Monolog und in erlebter Rede geschrieben, oft geht die eine Form unmittelbar in die andere über, wie im obigen Zitat.

Parallel dazu sind auch die Gedanken und Gefühle des Professors wiedergegeben, aus denen hervorgeht, dass er das alles arrangiert hat, um dem Mädchen eine Lehre zu erteilen.

Beim dritten Besuch Hedwigs ist er allein, aber plötzlich läutet es an der Tür. „Da sind sie! Arme kleine Hedwig, denkt er voll Mitleid.“ (ebd. S. 55). Er sagt Hedwig, dass ein paar ehemalige Schüler unangemeldet vorbeigekommen sind, er will sie nicht einfach wegschicken, aber sie gehen ins Nebenzimmer und Hedwig darf so lange warten. Das Mädchen ist nicht traurig über die Wartezeit, so hat es endlich Gelegenheit, sich in seinem Arbeitszimmer gründlich umzuschauen.

Dann hört sie plötzlich das Gespräch nebenan mit; die Räume sind nur durch einen Vorhang getrennt. Die Burschen machen sich lustig über die Mädchen, die sich „wie Kletten“ (ebd. S.57) an sie hängen.

> „[...] Ich möcht wetten, jede schwört, daß man von ihr träumt, wenn man ihr ein einzigesmal ein Veilchensträußel verehrt hat oder mit ihr im Kino war. Und wenn an der nächsten Ecke ein anderer steht, der das ‚lieben’ auf seine Art abwandelt, dann sind sie auch dabei.“ (Ebd. S. 57f)

Und ein anderer sagt: „’[...] Wär besser, sie wären weniger süß und ein bisserl – na, sagen wir charaktervoller.’“ (ebd. S.58). Und ein dritter: „ ‚Heut gefällt uns die eine, morgen die andere; die wir einmal ins Leben mitnehmen, wird aber keine von den zweien sein; die wär mir zu minder. Die dürft sich noch nicht verzettelt haben, dürft nicht so ausgefragt, ausgekannt sein.’“ (ebd. S. 59).

Der Professor fragt die Burschen, ob sie Schwestern haben; sie verneinen.

> „Schade. Denkt einmal, ihr hättet eine. Würdet ihr die auch so herumlaufen lassen, daß sich die Jungen an ihr die Hände, den Mund und die Spässe abputzen?“
> [...]
> „[...] Und daß eure Mutter einmal ein Mädchen war – wenn da einer gekommen wär und hätt im Übermut das junge Pflänzchen abgerauft und an den Hut gesteckt, wär dann je der Baum geworden, der euch selber getragen hat? Er wär verkümmert und die Frucht – ich denk mirs als Botanikus – die wär auch ein armseliges Ding geworden.[...]“ (Ebd. S. 59f)

Der Professor erinnert die Burschen daran, dass die Mädchen auch die Schwestern Mariäs sind. Und einer sagt noch, der Professor soll das auch den Mädchen sagen, denn die denken genau so wenig daran wie die Burschen (vgl. ebd. S. 60f).

Hedwig ist entsetzt darüber, wie die Burschen über Mädchen reden, und sie ist beschämt und zornig, weil sie plötzlich das Arrangement um die „Besuche“ durchschaut.

Der Professor kommt ins Zimmer:

> Da bricht das Schluchzen aus ihr auf und schüttelt sie. Er sieht es und denkt: Hart war die Schule – aber sie tat dir not.
>
> Dann nimmt er ihr die nassen Finger vom Gesicht; ganz lind. Das Antlitz ist überronnen, die Augensterne fallen bleischwer auf den Teppich.
>
> Er weiß, sie hat den grausamen Spiegel dort drüben gesehen; mehr, sie hat sich erkannt.
>
> „Hat es so weh getan?“
>
> Verflogen ist die weiche Scham, wieder schlägt Empörung mit harten Stößen aus ihren Augen, aus jedem Muskel ihres schmalen Körpers. Mit scharfem Ruck entzieht sie ihm die Hand. „Das war gemein – und ich kam, weil ich dachte – Sie wollten mir eine
>
> B o t a n i k-stunde geben.“
>
> Er übersieht die Wildheit ihrer Geste; weiß, daß sie Krankheitssymptom ist.
>
> „[...] Ein Baum, der Früchte bringen soll, muß den Schmerz des Zurückschneidens leiden [...]“
>
> Sie schleudert keine Blitze mehr, ist wieder ganz Schmerz und Schämen.
>
> „Das lernen nicht alle so schnell und so schmerzlich, ohne Narkose, Kind, wie Sie. Aber lernen müssen es alle, wenn sie ein Baum werden wollen, an dem einmal eine Frucht von Wert hängen soll. [...]“
>
> Wie ein Freund, wie ein Priester, wie ein Vater senkt er seine Augen in die ihren. [...]
>
> Seine Seele steht in der ihren wie ein heiliger Gast. (Ebd. S. 62 – 65, Hervorhebung im Text.)

Dann fragt er sie, ob sie die Lehre an die anderen Mädchen weitergeben will: dass die Mädchen sich nicht an jeden Burschen hängen sollen, dass sie sich aufsparen sollen für den Einen, mit dem sie durchs Leben gehen werden, „daß sich ein rechter Mann keinen geplünderten Baum in den Garten seines Lebens setzt“ (Ebd. S. 65).

Aus der Sicht Freuds und der Psychoanalyse ist die Szene voll von erotischen und sexuellen Konnotationen. Ob sich die Autorin dessen bewusst war, ist zu bezweifeln. Dabei verbindet sie zwei Dinge miteinander, die man getrennt betrachten müsste: Die Schwärmerei einer Schülerin für einen Lehrer (auch wenn Hedwig davon träumt, dass er sie küssen und heiraten wird) und die sexuelle Freizügigkeit junger Mädchen.

Stilistisch könnten manche Stellen eine Parodie sein („die Augensterne fallen bleischwer auf den Teppich“), wenn man nicht annehmen müsste, dass sie ernst gemeint sind. Die Haltung einer Margarete Seemann war typisch für die konservativ-katholischen Kreise, ihre Bücher wurden noch nach dem Zweiten Weltkrieg neu aufgelegt.

Maria Grengg: ***Edith ganz im Grünen*** (o. J.)

Auch in diesem Roman schwärmen alle Mädchen für den neuen Lehrer, Prof. Kordian, der Deutsch und Geschichte unterrichtet – nur die Hauptfigur Edith nicht, sie ist vernünftig! Und sie distanziert sich energisch von den Mitschülerinnen:

> Der Kordian war ein ganz netter blonder Onkel – ziemlich phantasielos in Geschichte. Man erwartete da immer etwas Fabelhaftes, und dann waren es meist bloß

> Namen und öde Zahlen – in Grammatik war er ekelig. Er machte immer uralte Witze. Einen auch nur schattenhaften Vergleich mit der allerletzten Filmgröße hielt er – auch im Traum – nicht aus. Im Winter trug er Überschuhe. Zu einem blauen Rock hatte er meist eine braune oder grüne Weste und immer unmöglich grelle Selbstbinder. Ganz freundliche blaue Augen hatte er [...]. Und ungerecht war er niemals; [...] (Grengg o.J., S.12f)

Die Mädchen gründen einen Fanklub. Als er davon erfährt, macht er die Sache so lächerlich, dass sich die Schwärmerei aufhört. Edith kommentiert das:

„Kordian, man mußte es ihm lassen, er war vernünftig – hatte davon Wind bekommen und die Sache einfach niederschmetternd lächerlich gemacht." (ebd. S.27).

In dem anderen Roman von **Maria Grengg, *Nur Mut, Brigitte!*** (1938) spielt Lehrer Wisgott eine zentrale Rolle. Er ist Brigittes Musiklehrer und Förderer. Die Mädchen schwärmen für den Mann „mit den grauen Haaren und der tiefen Narbe, die er vom Krieg her in dem noch so jungen Gesicht hat" (Grengg 1938, S. 9). Das ganze Buch hindurch wird er immer nur „Lehrer Wisgott" genannt – die Leserin (oder auch der Leser) soll ja nicht auf die Idee kommen, er könnte vielleicht etwas anderes sein als ihr Lehrer. Er ist nicht verheiratet (Brigitte hat und ist keine Konkurrenz) und lebt zusammen mit seiner alten Mutter, genannt Däumelinchen; sie ist „eine äußerst kleine, alte Dame mit einem schwarzen Häubchen auf dem weißen Haar, das ein sehr freundliches Gesicht umglänzte." (ebd. S.17). Brigitte hat einen Vater, der aber selten zu Hause ist, und so nimmt Lehrer Wisgott seine Stelle ein. Er ist die überragende Autorität, die sich des bescheidenen Mädchens annimmt (s. Abb.19). Als sie eines Abends zusammen mit Dr. Kaiser von den Philharmonikern spielen soll, will sie zuerst ablehnen, weil sie sich das nicht zutraut, aber Lehrer Wisgott ermutigt sie. „ ‚Ja, zeigen Sie ihm nur, daß Sie Bach spielen können", hatte Lehrer Wisgott gelacht. Sein gütiges Lachen, den aufmunternden Blick seiner warmen Augen trug man dann noch tagelang mit sich wie einen Schatz." (Ebd. S.131)

Der Unterricht dauert mehrere Jahre, aber eines Tages darf Brigitte auf „der berühmten alten Orgel der Stadtkirche" (ebd. S.156) spielen. Lehrer Wisgott steht neben ihr (Abb.19). Als das Spiel zu Ende ist, weint sie vor Glück und Seligkeit.

> „Ja, jetzt ist Gott ganz nahe bei uns gewesen", sagte Lehrer Wisgott ergriffen. „Mit der Stimme des größten Meisters hat er zu uns gesprochen." Er strich zart mit der Linken über Brigittes Wange, drückte ihren Kopf an seine Brust, spielte in das Verwehen des letzten Tones mit der rechten Hand eine süße, einfache Melodie aus dem Magnifikat Bachs und sagte: „Gott segne dich, mein Kind, und dein großes Können. Ich will dir immer ein Freund und Führer sein!" Die Töne leuchteten auf wie die Glut der farbigen alten Glasfenster, durch die das Licht im Feuer des Regenbogens hereinbrach in die Kirche. (Ebd. S.158)

So verschieden Maria Grengg und Margarete Seemann in ihren politischen Ansichten gewesen sein mochten, sie hatten einiges gemeinsam: Sie waren beide nicht verheiratet, gehörten zu den wenigen Autorinnen, die in Österreich Mädchenbücher schrieben, und bei beiden (das hatte der Katholizismus mit dem Nationalsozialismus gemein) sind die Themen Erotik und Sexualität offenbar mit einem Tabu belegt; nur die Mutterschaft ist bei Maria Grengg erlaubt.

Ilse Ringler-Kellner: *Birkhild* (1938)

Diese Erzählung ist offen vom Standpunkt des Nationalsozialismus geschrieben. Die Zeit der Handlung ist 1934, als diese Partei noch illegal ist. Birkhild ist anfangs Schülerin an der Oberstufe eines Gymnasiums. Die ganze Schule steht unter dem Druck des Direktors, der gegen die Nationalsozialisten kämpft und die Schüler und Schülerinnen, die bei der HJ bzw. BDM sind, diskriminiert und unterdrückt. Besonders Birkhild hat schwer zu kämpfen, seit ihr Vater bei einem Putschversuch der Nationalsozialisten verhaftet wurde. Aber sie kämpft nicht allein: achtzehn Mädchen in der Klasse halten zu ihr. Neben dem Direktor sind besonders der Religionslehrer und der Philosophieprofessor gegen sie. (Ringler-Kellner 1938, S.44) Der Philosophieunterricht wird lächerlich gemacht. Der Professor redet sinnloses Zeug, zweimal ist Birkhild in seiner Stunde eingeschlafen, weil sie nachts für die gefangenen Nazis unterwegs war.

„Der Rufer“ ist eine illegale nationalsozialistische Schülerzeitschrift, die heimlich weitergegeben wird. Die Sache fliegt auf, weil ein Mädchen in Birkhilds Klasse, Susanne Diamant, sie beim Direktor anzeigt. Dieses Mädchen fühlt sich von dem „Treuebund“ ausgeschlossen. „Zu den wenigen Jüdinnen der Klasse fühlt sie sich nicht hingezogen, das Bluterbe einer arischen Großmutter löst in ihr ständig zwiespältige Gefühle aus.“ (ebd. S.54). Offenbar überwiegt aber der jüdische Anteil, weil das Mädchen so gemein handelt.

Während der Philosophiestunde kommt Herr Direktor Leisegang (Name!) in die Klasse und durchsucht die Schultaschen der Mädchen.

> Diese illegalen Zeitungen, die seit neuestem die Schule überschwemmen, sind ja seine allergrößte Sorge. Einerseits, weil sie ein schlechtes Licht auf den „wahrhaft vaterländischen Geist“ seiner Schule werfen, andererseits muß sein Kampf gegen dieses „braune Gift“ höheren Orts doch endlich einmal die entsprechende Anerkennung finden –, durch die Verleihung eines Ordens [...] (Ebd.S.57f)

Er handelt also aus egoistischen Motiven.

Die Mädchen waren aber vorgewarnt und haben alle Exemplare im Ofen im Klassenzimmer verbrannt. Nur ein Mädchen, Dietlind Gerstner hat versehentlich zwei Exemplare gehabt, eines hat sie verbrannt, das andere findet der Direktor in ihrer Schultasche.

Dem Mädchen droht der Ausschluss. Da meldet sich Birkhild und sagt, dass das Exemplar von ihr kommt, sie hat es von einem unbekannten jungen Mann vor der Schule bekommen. (Ebd. S. 57 – 60)

Nun wird Birkhild von der Schule verwiesen. Die Lehrer, die dagegen sind, wagen keinen Widerspruch. „Die Professoren machen undurchdringliche Gesichter: Der Landesschulrat hat es auf Betreiben der Direktion so verfügt, also fällt es ja nicht mehr in die Waagschale, daß zwei Drittel des Lehrkörpers anderer, aber auch völlig anderer Meinung sind.“ Der Englischprofessor, „der nette, gescheite Deutschsüdtiroler“ ist auf Birkhilds Seite und bringt ihr die Nachricht vom Ausschluss (ebd.S. 62).

Der Philosophieprofessor Doktor Haberl hat Angst, weil die illegale Zeitschrift in seiner Stunde gefunden wurde.

Auch im Bubengymnasium droht einigen Schülern der Ausschluss, weil sie am Geburtstag des Führers im Frack in die Schule gekommen sind (ebd. S. 8). Das ist nicht mehr Autorität, das ist purer Machtmissbrauch.

4. Der Schultyrann

Das Buch, das die meisten Leute mit dem Wort „Schultyrann“ verbinden, ist der Roman von **Friedrich Torberg**: ***Der Schüler Gerber hat absolviert***, der unter diesem Titel 1930 im Verlag Zsolnay erschien und 1938 im Verlag Julis Kittels Nachf. wieder aufgelegt wurde. 1954 kam eine Neubearbeitung unter dem Titel ***Der Schüler Gerber*** heraus. Die Änderungen sind minimal. In der ursprünglichen Ausgabe macht Professor Kupfer bei seinem ersten Auftritt eine Bemerkung über Kriegsanleihen (Torberg 1938, S.16), die in der Bearbeitung 1954 als offenbar nicht mehr aktuell gestrichen wurde. Und der Satz: „Das Widerliche, das dem Namen Kupfer entströmte wie übles Schwefelgas, hatte alle gepackt.“ (Torberg 1938, S.10) wurde gestrichen. Sonst gibt es nur kleine stilistische Änderungen, die nicht bedeutend sind.

Es sind nicht die Zustände an einer Wiener, sondern an einer Prager Schule, die Torberg in dem Roman beschreibt. In Wien gab es nach dem Ersten Weltkrieg im Zuge der Glöckelschen Schulreform „Schülerräte“ als Vermittler zwischen Schülern und Professoren bei Problemen (das entspricht den heutigen Klassensprechern). 1923 übersiedelte die Familie Torberg nach Prag,

> wo die Verhältnisse, jedenfalls an den deutschsprachigen Mittelschulen, noch ganz bedeutend rückständiger waren als in Wien. [...] Es herrschte noch das alte, autoritäre Schulsystem aus den Zeiten der untergegangenen Monarchie, die Professoren ergingen sich in Willkürakten, die in Wien nicht mehr möglich gewesen

> wären, protegierten ihre Lieblingsschüler ebenso unverhohlen, wie sie diejenigen, die ihnen nicht zu Gesicht standen, benachteiligten, und das Schlimmste war, daß es gegen all das keinen Widerstand gab [...] weil die Schüler jeglichen Widerstandsgeist vermissen ließen und die Ungerechtigkeiten der Professoren als eine Selbstverständlichkeit hinnahmen, mit der man sich je nach Kräften und Chancen auf eigene Faust zu arrangieren hatte. (Torberg 1988, S.20)

Torberg betont aber, dass sein eigenes Versagen bei der Mathematikmatura nur der Anstoß für den Roman war, nicht der Anlass, dass er den Zorn und die Empörung über die Schule einfach loswerden musste und dass in der Distanzlosigkeit der Unterschied zu den anderen Schulromanen liegt, die von Erwachsenen geschrieben werden. (Ebd. S. 21f) Er wollte offen lassen, ob die Hauptfigur Gerber nicht auch dann Selbstmord begangen hätte, wenn er durchgekommen wäre, aus Enttäuschung und vergeblicher Auflehnung (ebd. S. 23).

Der Autor gibt zu, dass der Roman „an einigen Stellen allzu schwulstig und pathetisch, an anderen allzu wehleidig“ ist (ebd. S. 26).

Das Wort „absolviert“ im ursprünglichen Titel ist bewusst doppeldeutig: der Schüler Gerber hat nicht die Matura absolviert, sondern das Leben (ebd. S.15).

Torberg selbst beschreibt die Titelfigur als einen „begabten und sensitiven jungen Menschen, der am Zusammenstoß mit einem aufsässigen Kathedertyrannen scheitert und an einem verknöcherten Schulsystem zerbricht.“ (ebd. S.16).

Die Handlung des Romans ist linear und erstreckt sich über ein Schuljahr, die achte Klasse. Der Schüler Kurt Gerber hat drei Probleme, im Stile Torbergs würde man sagen, er kämpft an mehreren Fronten. Die Schule ist nur eine davon und er versucht zeitweise verzweifelt, diese Seite nicht zu wichtig zu nehmen, sie als einen Teil des Lebens zu sehen, das auch noch anderes zu bieten hat. Das gelingt ihm nicht. Max Brod hat über den Roman gesagt, dass Torberg das „Rätsel ‚Schule’ [...] in das größere Rätsel ‚Leben’ eingebaut“ hat. (Vogel in: Axmann 1988, S.83) Kurt Gerber versucht vergeblich, die Schule in dieser Relation zu sehen. In der Klasse führt er einen „Zweifrontenkrieg“, einerseits gegen Kupfer, gleichzeitig aber auch gegen die Mitschüler,

> die ihren Gerechtigkeitssinn aus opportunistischen Erwägungen unterdrücken, gegen die Kriecher und Streber, die lieber mit den Professoren gemeinsame Sache machen als mit ihresgleichen und die selbst dort auf jede Gegenwehr verzichten, wo sie mit ein wenig Solidarität etwas erreichen könnten. (Torberg 1988, S.24)

Die Beziehung zu Lisa Berwald ist nach eigenen Aussagen nicht entscheidend für den Ausgang des Romans (ebd. S.23), aber sie ist problematisch. Er liebt sie und er will sie unbedingt verehren, zu etwas Besonderem machen. Sie will das nicht und ist auch nichts Besonderes. Er will sie küssen, aber nicht mit ihr schlafen, und das wäre das einzige, das er

von ihr haben könnte, oder hätte haben können, wenn er es zur rechten Zeit gewollt hätte. Einer der wesentlichen Charakterzüge Kurts ist sein Eigensinn, der zu seinem Scheitern beiträgt. Lisa ist von Kurts Art sie zu verehren gelangweilt und es kommt zum Bruch, obwohl auch das nur so halb geschieht.

Bei Kurt Gerber geschieht alles nur halb; er hat immer die besten Vorsätze, aber er hält nicht durch. Das einzige, das durchgehend vorhanden ist, sind seine Selbstreflexionen (im Roman durchgehend als innere Monologe wiedergegeben). Sein Selbstmitleid drückt sich besonders im Bild des Zelters aus. Zelter sind in den Märchen und Rittersagen die Pferde, die von Prinzessinnen und Ritterfräulein geritten werden. Gerber sieht sich damit in einer Reihe mit den Rittern, die eine Dame „minnen", aber niemals besitzen dürfen.

Seine Sturheit ist auch das Problem zwischen seinem Vater und ihm, obwohl der Vater die Entschiedenheit, mit der Kurt den Schulwechsel und die Nachhilfestunden zunächst ablehnt, als Entschlossenheit und Garantie für eine Verhaltensänderung gegenüber der Schule sieht (oder sehen will). Das ist die andere Front, an der Kurt kämpft, und hier kommt als Erschwernis die Krankheit des Vaters dazu. Kurt will ihn schonen (er fälscht die Unterschrift, was sich später umso fataler auswirkt) und er will auch die Mutter nicht belasten. Das heißt, dass er an den Eltern keine Stütze hat und mit seinen Problemen allein fertig werden muss.

Dass Gerber ein schwieriger Schüler ist, entlastet aber nicht Professor Kupfer.

„Gott Kupfer", der Professor für Mathematik und Darstellende Geometrie, ist nicht nur Autorität, er ist die personifizierte Macht.

Sein Aussehen ist nicht besonders ansprechend. Er ist um die vierzig Jahre alt, mittelgroß, etwas zu korpulent, strohblond und hat ein rotes, etwas aufgedunsenes Gesicht. „Hinter ovalen, ränderlosen Brillengläsern blickten stahlbaue [sic] Augen starr nach etwas nicht Vorhandenem." (Torberg 1938, S.12)

In der ersten Stunde des neuen Schuljahres betritt er die Klasse und sagt „Setzen".

> Fast erlösend klang es aus dem Mund des Mannes, dessen Erscheinen solch außergewöhnliche, fast starrkrampfartige Ruhe in die Oktavaner gezwungen hatte. Er spricht also, spricht wie ein Mensch, der Gott Kupfer! Tut nicht mit kurzen Gesten seinen unwidersprechlichen Willen kund. Sagt auch nur: „Setzen", wie die anderen, und nun steht er da und schweigt, wie jeder Mensch schweigt.
>
> [...] Und erst als die Klasse so reglos sitzt wie sie vordem gestanden ist, erst dann rührt *er* sich, und scheint damit den ganzen Kontrast kundtun zu wollen zwischen den Schülern, die auf sein Geheiß still sein müssen, und ihm, dem hier keiner zu befehlen hat, der sich nun erst recht frei bewegt. (Ebd. S.12f, Hervorhebung im Text)

Anfangs schwanken die Schüler zwischen Furcht und dem Bemühen, an dem Gott doch menschliche Eigenschaften zu entdecken, Beweise dafür zu finden, dass er doch nicht so schrecklich ist wie sein Ruf. Und menschlich will er sich auch geben.

„Er wollte seinem Sprechen (bei dem er, um ‚jovial' zu erscheinen, häufig in eine Art Salondialekt verfiel) den Anschein des Improvisierten geben, und so gewissermaßen freiwillig auf seine kleinen menschlichen Schwächen hinweisen." (ebd. S.13). In Wirklichkeit ist alles an ihm einstudiert, alles ist berechnet. Gott Kupfer muss sich von seiner Höhe herabbeugen**.**

> „Hauptmann Kupfer – ich war im Weltkrieg Hauptmann – sieht alles, merkt alles, weiß alles." Kupfer sprach diese Worte in vollem Ernst, und Kurts Staunen (eines anderen Gefühls war er vorläufig noch nicht fähig) wuchs ins Unermeßbare. Er hatte der Rede Kupfers gespannt zugehört, wie sie, von herkömmlichem Beginn ausgehend, immer mehr „Ich" brauchte, immer dichter mit vorerst nur in Parenthese eingestreuten Selbstverherrlichungen gespickt wurde, immer höher kulissenblecherne Hügel der Wichtigtuerei erklomm, und nun gebläht auf dem Gipfel der Eitelkeit ihres Sprechers angelangt war, nur noch sich selbst und ihm zu Gefallen. Das hatte Kurt mitgemacht. Und jetzt wartete er, was nach solcher Mühe Unerhörtes kommen sollte. (Ebd. S. 15f)

Kurt macht sich zum ersten Mal ungünstig bemerkbar, indem er „Haha" sagt.

> Kurt hatte das nicht etwa gelacht, sondern laut und langsam gesprochen, voll unbändiger Lust, den hohlen Selbstbespiegler dort oben, der schon ungestört in die wolkigen Gefielde seiner Göttlichkeit zu entschweben gedachte, ein wenig herunterzuholen und ihn seinem Platz auf dem Katheder zuzuweisen. (Ebd. S.16)

Die Ferien sind für Kupfer eine Zeit der Frustration, weil er außerhalb der Schule keine Macht hat, und eine Zeit des Schreckens, wenn ihm einfällt, seine Macht könnte mit einem Mal unwirksam geworden sein.

> Und nun war die Stunde da. [...] Nichts war geschehen in seiner Abwesenheit, alles klappte. Er befahl, und es wurde gehorcht. Er rief, und es wurde geantwortet. Er sprach: „Es werde Ruhe!", und es ward Ruhe. Er sprach – – – und es ward Licht um ihn von gleißender Machtbefugnis und strahlender Vollkommenheit. Gott Kupfer.
>
> [...] Ja, er war Gott Kupfer, und er war ein eifervoller Gott, und rächte die Sünden der Schüler, bis ins dritte und vierte Semester, das er sie in derselben Klasse zu verbringen zwang ... Und er war ein Sklave seiner Eitelkeit, wider die er nicht das allergeringste Vergehen duldete. [...] Und es waren ihm nur jene wohlgefällig, die in ergebener Demut zu ihm emporbeteten, die ihn jammernd anflehten um Erbarmen, wenn es ihnen schlecht ging und ihm mit krummem Rücken dankten, wenn es ihnen gut ging. Und seine Herrlichkeit hing nur an einem Faden, hing nur von einer einzigen winzigen Entscheidung ab: ob man an sie glauben wollte oder nicht. (Ebd. S.20)

Zu seinem Beinamen „Gott" passen die Anklänge an die Sprache der Bibel: „eifervoller Gott", „die Sünden der Väter" (Exodus 20, 5).

Es wird kein Versuch gemacht zu erklären, wie Kupfer so geworden ist. Sein Charakter, sein allerdings bis ins Groteske verzerrter Machthunger, sein Sadismus werden als gegeben angenommen, wie bei einem mathematischen Übungsbeispiel die Ausgangsdaten als gegeben angenommen sind.

Kupfers Privatleben wird geschildert, aber nur als Gegensatz zu seiner Macht in der Schule. Als Mensch ist er fast genauso grotesk jämmerlich in seiner Eitelkeit und berechneten Unordnung und in seiner sozialen Isolierung. „Und weil er mit nichts anderem aufwarten konnte, mußte er seine Persönlichkeit als gefürchteter Professor so gewaltig ausbilden, daß sie seine Persönlichkeit als Privatmensch überschattend bestimmte. [...] Er wurde von seiner Tätigkeit ausgeübt.“ (Torberg 1938, S.31)

„Hier wird nicht, wie so oft in anderen Schulromanen, die Karikatur eines Lehrers, sondern ein außerordentlich differenziertes, auch physiognomisch stimmiges, farbiges Portrait geliefert.“ (Vogler in: Axmann 1988, S.81)

Der Kampf zwischen Gerber und Kupfer geht über den mit Schulproblemen durchaus vergleichbaren Vater-Sohn-Konflikt hinaus, weil die Positionen so ungleich sind, nicht nur in Bezug auf Macht und Ohnmacht, sondern weil Kupfer schon vor Schulbeginn beschlossen hat, Gerber durchfallen zu lassen.

„Dieser Gerber! Kupfer freute sich auf ihn wie ein Kind auf ein neues Spielzeug: er wollte ihn ruinieren.“ (Torberg 1938, S.25)

Die Matura setzt alle Lehrer unter Druck. Und der Druck von oben hat Auswirkungen auf die Klassengemeinschaft: „Eine besondere Pikanterie ergab sich, wenn so ein Schüler obendrein aus wohlhabender Familie stammte oder den Ruf besonderer Intelligenz genoß. Da deckten die an Geld und Geist Unbemittelten in natürlicher Schadenfreude Kupfers Vormarsch.“ (Ebd. S.23)

> Aber auch Kupfer seinerseits bevorzugte Schüler, die wieder, weil es wie Liebe aussah, das Warum nicht ahnten: daß Kupfer durch das Wohlwollen, mit dem er sie behandelte, durch die Freiheiten, die er ihnen gestattete, nur die Versklavten stacheln wollte zu neuem Haß, der immer dumpfer wurde und immer ohnmächtiger. So säte er tändelnd Neid und Mißgunst zwischen die Schüler, verhinderte, daß sie sich zu einer Einheit von nicht zu unterschätzender Stärke verbanden, spielte sie gegeneinander aus und berechnete mit kalter Freude seine Gewinnpunkte. (Ebd. S.24; vgl. auch S.164f und 171)

Kupfer ist enttäuscht, weil Gerber ihm zum Schluss keinen Widerstand mehr entgegensetzt: „Aber er wehrt sich nicht. Er wagt es, sich nicht zu wehren. Eine maßlose Impertinenz von dem Bürschchen. Unerhört.“ (Ebd. S.228) Die Mächtigen brauchen nicht nur den Gehorsam der Untergebenen. Sie brauchen auch den Widerstand, den Ungehorsam, weil sie sonst ihre Macht nicht zeigen können. Wenn alle gehorchen, ist es keine Kunst mächtig zu sein. Kupfer provoziert Gerbers Widerstand mit einer ungerechtfertigten Ermahnung, was zu dem Karzer ohne Konferenzbeschluss führt – der einzige Fehler, den Gott Kupfer macht.

Torbergs Kritik gilt nicht nur dem Lehrer, sondern vor allem dem System, das es Lehrern wie Kupfer möglich macht, das Leben junger Menschen zu zerstören. Das zeigt auch das Beispiel des Schülers Zasche, den Kupfer absichtlich auf Nicht genügend prüft und dem er damit seine zukünftige Existenz zerstört.

Kurt Tucholsky bezeichnet Kupfer als „ein ‚Sinnbild' der Tyrannei" und der Roman sei „ein neuer Professor Unrat" (Torberg 1988, S.25)

1973 nennt Torberg den Roman trotz des literarischen Erfolges eine „sachliche Blamage", weil sich im Schulsystem seiner Meinung nach (oder zu seinen Lebzeiten) kaum etwas geändert hat (ebd. S.27).

In diesem Roman besteht ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Selbstmord und der Schule, obwohl sich auch hier zeigt, dass noch andere Faktoren wesentlich zu der psychischen Verfassung Kurt Gerbers beigetragen haben. Professor Kupfer kann man noch am ehesten die Schuld geben, weil er, wie im Roman deutlich wird, von Anfang an (eigentlich sogar schon vor der achten Klasse) geplant hat, den Schüler durchfallen zu lassen.

Z U S A M M E N F A S S U N G S C H U L E

In der **1. Periode** der **Kinderliteratur** ist die Schule kein Problem. Die Kinder aus dem bürgerlichen Milieu sind lerneifrig und die Lehrer sind freundlich.

In Hulda Micals Erzählung aus den **Kriegsjahren** sind die Kinder und die Lehrerin vereint durch den Schrecken des Krieges und durch das gemeinsame Bangen und Hoffen.

In der **Jugendliteratur** ist das Thema Schule sehr differenziert zu betrachten, je nach Region (Stadt oder Land), nach Alter bzw. Schulform (Mittel- oder Oberstufe) und nach der politischen Ausrichtung des Autors bzw. der Autorin. Weiters ist zu bedenken, dass der Schulbesuch in der ersten Periode nicht einmal für die Grundschule selbstverständlich war und daher manchmal als Glück und Privileg gesehen wurde, z. B. von Rosegger, aber auch von Sonnleitner, der seine Schulerfahrungen in der 1. Periode gemacht hat.

Viele Erzählungen der Jugendliteratur sind autobiografisch (im Unterschied zur Kinderliteratur) und im Rückblick betrachten manche Autoren ihre Schulzeit mit Bitterkeit.

Der Trend zur Kritik setzt sich in der **2. Periode** schon in der **Kinderliteratur** fort, obwohl auch jetzt positive Figuren beschrieben werden, und zwar, wie es scheint, hauptsächlich von Lehrerinnen (Umlauf-Lamatsch und M. Seemann). Die Lehrer waren immer noch entweder Autorität oder autoritär, obwohl ihnen schon fallweise der Kampf

angesagt wurde, nicht durch Kritik, sondern mit schärferen Waffen: durch Karikatur, und zwar aus den eigenen Reihen: Richard Klement war selbst Lehrer.

Die typischen Tyrannen der Schulromane in der **Jugendliteratur** sind meistens im Gymnasium, und zwar sowohl in der **1.** wie in der **2. Periode** vertreten. Dort wurde unter den Schülern eine strenge Auslese vorgenommen, der Zugang zur höheren Bildung war eingeschränkt als Sprungbrett für die höheren Berufe; dafür wurden systemkonforme Bürger gebraucht und (nicht nur die Schüler, auch die Lehrer) sorgfältig ausgewählt. Dem kleinen Pickerl in Starnfelds Erzählung wurde schon in der 1. Periode eine Bildung über die Volksschule hinaus verweigert.

Das von den Sozialdemokraten geforderte Prinzip „Bildung für alle“ konnte nur im Grundschulbereich verwirklicht werden. Aber mehr war von Staat und Kirche auch in der Zwischenkriegszeit noch (oder wieder?) nicht gewünscht. Selbständiges Denken war auch in der Ersten Republik nicht das Unterrichtsziel.

Neue Gesetze wurden gemacht, das Pflichtschulwesen wurde in der Struktur reformiert, und neue pädagogische Grundsätze wurden propagiert – trotzdem, wie Dilthey schon am Beginn des Jahrhunderts sagte (um nicht zu sagen: warnte!): Die eigentliche Reform spielt sich im Klassenzimmer ab.

> Wirkliche Reformen werden nur durch eine stetige schwere pädagogische Arbeit in den Schulstuben vollbracht. [Ganze Satz vom Autor gesperrt gedruckt.] Reglements können nur die Wege zu ihr ebnen. Und sie können dann die Ergebnisse dieser in der Schulstube vollbrachen Arbeit nutzbar machen. Mehr können sie nicht. Nie können sie pädagogische Realitäten schaffen. (Dilthey 1958, Bd. VI, S.85)

III. K I R C H E UND R E L I G I O N

Vorbemerkungen:[57]

Die Kirche nimmt unter dem Aspekt „Autorität und Gehorsam“ eine Sonderstellung ein, weil ihre Autorität von Gott abgeleitet ist. Dadurch ist sie einerseits unanfechtbar; andererseits ist das ihr Schwachpunkt, denn wer nicht an Gott glaubt, für den hat die Kirche keine Autorität – wenn man davon absieht, dass sie die Unsicherheit darüber, was nach dem Tod passiert, ins Spiel bringen kann.

Die Industrialisierung mit den radikalen Veränderungen auf politischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet, die immensen Fortschritte in Wissenschaft und Technik ließen den Einfluss der Kirche im 19. Jahrhundert schwinden.

> Der liberale Zeitgeist mit Vernunftglaube, Naturrechtsbekenntnis und Wissenschaftsempi- rismus sah in der Religion, insbesondere in der katholischen, eine fortschrittshemmende und bildungsfeindliche Macht. Für viele war das Konkordat auch am politischen Niedergang Österreichs schuld. Der „Konkordatsstaat“, die „Konkordatssoldaten“ und die „Konkordats- politiker“ galten als Ursache für die Niederlagen von 1859 und 1866. (Rumpler in: Wolfram Bd. 8, 1997, S.419)

Das Toleranzpatent von 1781 unter Joseph II. fand unter Kaiser Franz Joseph eine Bestätigung und Erweiterung im Staatsgrundgesetz von 1867, das den Bürgern neuerlich Glaubens- und Gewissensfreiheit garantierte, wodurch andere Konfessionen, besonders die Protestanten, gestärkt wurden.

Die „Los-von-Rom-Bewegung“, die von dem Kreis um den deutschnationalen Georg von Schönerer ausging, war eine politische Bewegung, aber sie löste eine Welle von Austritten aus der katholischen bzw. Übertritten zur protestantischen Kirche aus; bis 1910 gab es 100.000 Kirchenaustritte (vgl. Doppler 1980, S.16).

Der Streit zwischen Katholiken und Protestanten war in dem Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn mit dem Nationalitätenproblem verbunden, wie es **Karl Bienenstein** in seinem Roman ***Deutsches Sehnen und Kämpfen*** beschreibt. Auf eine kurze und stark vereinfachte Formel gebracht ist das Problem dieses: Die Deutschnationalen wollten den Zusammenschluss Österreichs mit dem Deutsche Reich (Preußen). Dieses war aber protestantisch, und darum erhob die katholische Kirche gegen eine solche Verbindung heftigen Einspruch. Gleichzeitig befürchteten die Deutschnationalen, dass die Kirche immer mehr katholische Tschechen ins Land schleusen könnte. Die Tschechen andererseits verurteilten die ablehnende Haltung der Österreicher als Nationalismus. (Für die politische Komponente siehe Kapitel STAAT)

[57] Als Grundlage wurde verwendet: Wolfram 2003, Ergänzungsband 3

Für die Literatur bedeutsam wurde der Antimodernismuskampf, den Papst Pius X. (1903 – 1914) führte und der den innerkatholischen Literaturstreit auslöste (s. darüber: Handel-Mazzetti: *'s Engerl*.)

III. A. Kinderbücher

III. A. 1. Periode: 1890 – 1914

Die Kirche als Institution und ihre Vertreter spielen in den Kinderbüchern kaum eine Rolle. Für die Kinder ist zunächst die Frömmigkeit der Eltern maßgebend, ob sie die Kinder zum Beten anhalten und welchen Raum die Gewissenserziehung einnimmt. Wenn das Thema Religion in Kinderbüchern angesprochen wird, geht es vor allem um die religiöse Praxis: das Gebet, Gottvertrauen und ein ethisches Handeln; in diesen Punkten sind die Eltern die Vermittler, aber die Gebote sollen verinnerlicht werden und das Gewissen soll die personale Autorität ersetzen.

1. Glaube und Gewissen

In **Helene Stökls**[58] Sammlung ***Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten*** (1911) ermahnen mehrere kurze Erzählungen zum Gebet und zu Gottvertrauen.

In Lenchen und ihr Abendgebet lässt das Gewissen das Kind nicht einschlafen, weil es nicht sicher ist, ob es gebetet hat. Also sagt die Mutter, Lenchen soll halt noch einmal beten. Und danach schläft Lenchen „so süß und fest, wie jedes gute Kind, das sich dem Schutze Gottes befohlen hat." (Stökl 1911, S.81)

In Hannchen und Suschen ist Hannchen so egoistisch und will ihre kleine Schwester nicht mit ihrer Puppe spielen lassen. Erst als ihre Schwester schwer krank wird, betet Hannchen zum lieben Gott und verspricht, Susi jeden Abend ihre Puppe zu borgen, wenn er die Schwester wieder gesund macht (vgl. ebd. S.46). Das Gottvertrauen des Kindes wird nicht enttäuscht.

Natürlich bringt in den Weihnachtsgeschichten das Christkind den Baum und die Geschenke. (Vgl. Püppchens Brief an das Christkind, Christkindchenhaar, Röschens Geschenk für das Christkind, Der Puppen Weihnachtsreise.)

Annchen und ihr Fink ist in seiner pädagogischen Aussage ähnlich wie Die Vorratskammer des Eichhörnchens im Kapital FAMILIE. Annchens Fink ist davongeflogen.

[58] Der Vollständigkeit halber muss erwähnt werden, dass Helene Stökl evangelisch AB war. (ÖBL, Bd.13).

Nun erscheint ihr als personifiziertes Gewissen im Traum ein Engel, und zwar „ein leuchtender Engel mit zwei großen Flügeln“ (ebd. S.53). Er hilft dem Mädchen, den Fink wieder zu finden und gibt ihm dreimal Gelegenheit, den Vogel zurückzunehmen und wieder einzusperren. Damit wird dem Kind die Wahl gelassen, ob es egoistisch oder selbstlos handeln will. Annchen lässt ihren Fink im Wald, wo er zu Hause ist, und auch als sie aufgewacht ist, verzichtet sie auf einen anderen Vogel, den ihr die Mutter als Ersatz kaufen will.

Die Erzählung Die Raben zeigt den Erfolg eines offenbar guten Religionsunterrichts. Nachdem ein sehr armer Knabe in der Schule gehört hat, dass zwei Raben einem frommen Mann Nahrung gebracht haben (gemeint ist offenbar Elias, 1. Könige 17, 1-6.), ist er so davon überzeugt, dass Gott auch ihm und seiner Mutter helfen wird, dass er (im Winter! Und mit Erlaubnis der Mutter!) die Haustüre offen lässt, damit die Raben herein können. Die etwas konstruiert und unwahrscheinlich klingende Handlung bringt dann zufällig den Bürgermeister vorbei, der von der Not der Familie erfährt und den Leuten hilft.

T. G. Starnfeld: ***Pickerl. Ein lustiges Wiener Märchen*** (1907 + 1933)

Religion und Kirche sind als Themen nicht präsent, eine religiöse Einstellung ist aber erkennbar. Als Pickerl mit zehn Jahren „kaum zwei knappe Spannen hoch“ ist, weiß sein Vater, dass er kein großer Mann werden wird. „Das kränkte Prinz Picoletto, aber der Kleine dachte: ‚Wie Gott mich schuf, so muß ich zufrieden sein’ und machte sich keine Sorgen.“ (Starnfeld 1907, S. 18)

Auch hier ist der Text in der späteren Auflage geändert worden und das Gottvertrauen ist einer mehr weltlichen Bezogenheit gewichen: 1933 heißt es: „Das kränkte Prinz Picoletto, aber der Kleine machte sich keine Sorgen darüber. Er dachte schon damals: Wenn sie mich nur alle liebhaben, dann bin ich zufrieden.“ (Starnfeld 1933, S.31)

2. Tod und Transzendenz

Die Sammlung ***Lebensmorgen*** (1906) von Wilhelm Fischer enthält auch eine Erzählung zum Thema Tod, und zwar Das Schloß der Frau Sonne. Die Hauptfigur ist ein offenbar lungenkranker Bub namens Simerl, den sein Vater, ein Gastwirt, zwingt, in der Gaststube, wo der Bub schlecht atmen kann, zu arbeiten. Die Mutter ist gestorben. Seiner Freundin Sali hat Simerl erzählt, dass im Wald ein Herr Singold wohnt, dessen Blick wie die Sonne ist und der ihm versprochen hat, dass er ihn ins Schloss der Sonne zu seiner Mutter führen wird. Knapp bevor der Bub stirbt, erzählt er Sali, dass Herr Singold ihn wieder besucht hat. Am nächsten Tag ist Simerl tot.

Das Weiterleben nach dem Tod und die Aussicht auf ein Wiedersehen mit geliebten Personen ist ein häufiger Trost für Kinder, in deren Familie jemand gestorben ist. Fischer behandelt aber auch dieses Thema auf seine eigenartige Weise. Wenn man bedenkt, dass der Engel (auch als Todesengel) eine männliche Figur ist, so ist ein Herr Singold als Allegorie nicht überraschend. Ungewöhnlich ist die Betonung des Hellen, Leuchtenden, Wärmenden, auch in dem Namen Sin-„gold" und im Jenseits als Schloss der Frau Sonne. Diese sprachlichen Bilder stehen aber durchaus im Einklang mit der Handlung und der Hauptfigur, dem kranken Buben, der immer friert und auch in der Schule auf einem Platz sitzen will, wo die Sonne hinscheint.

III. A. 2. Periode: 1918 – 1938

1. Der „verniedlichte" Himmel

Nach dem Ersten Weltkrieg und während der politischen Turbulenzen der Ersten Republik hat sich ein Wandel in der Behandlung religiöser Themen vollzogen. Der Schwerpunkt ist stark auf Äußerlichkeiten verlagert. Der Himmel wird als ein realer Ort und in einer Form beschrieben, die man vielleicht als „kindgerecht" empfunden hat, an dem das Verhältnis Engel – Gott oder Petrus das Autoritätsverhältnis Kinder – Eltern widerspiegelt. Das äußert sich besonders in der häufigen Verwendung der Diminutivform „Englein", die vor dem Krieg nur selten vorkommt. Die Illustrationen zu diesem Thema zeigen besonders deutlich die Verweltlichung: Gott und Petrus haben weiße Bärte, Petrus hat den Schlüssel (s. Abb. 43, 44, 45, 48), die Englein sind Kinder, sie haben natürlich Flügel und sind meistens nackt (Abb. 45 : Der Engel ist eine Ausnahme, aber in diesem Himmel müssen die Englein die Sterne blank putzen) – all das sind keine neuen Vorstellungen, aber sie werden jetzt sehr klischeehaft verwendet. Man kann auch hier von einem „Infantilismus der Nachkriegszeit" sprechen (Seibert / Blumesberger 2006, S. 55).

Karl Bienensteins Märchen sind ein gutes Beispiel für die Verweltlichung des Himmels. Während seine Romane für Erwachsene großen Anklang gefunden haben, war sein Versuch, für Kinder zu schreiben, nicht besonders glücklich.

Unter der Karfunkelsonne (1918) ist eine Sammlung von 22 Märchen zu verschiedenen Themen (siehe auch Kapitel STAAT), fünf davon zum Thema Religion. Das ist verhältnismäßig viel. Eines davon, Das Märchen vom Marienkäferlein, ist besonders

typisch. Der liebe Gott geht durch die Welt, um nachzuschauen, ob alles in Ordnung ist. [59] Der Marienkäfer ist unzufrieden, weil er nichts von der Welt sieht, er möchte fliegen wie die Schmetterlinge und die Vögel. Der liebe Gott warnt ihn, dass es ihm besser geht als den Schmetterlingen und den Vögeln. „Aber der Käfer war eigensinnig" (Bienenstein 1918, S.103) und der liebe Gott erfüllt seinen Wunsch. Der Käfer fliegt bis in den Himmel hinauf.

„Auf der Himmelswiese spielten eben die kleinen Englein [...]. In der großen Engelstube stand eben die heilige Maria am Bügelbrett und bügelte die frisch gewaschenen Hemdchen der Engel." (ebd. S.103). Die Engel tragen den Käfer zur heiligen Maria (darum heißt er Marienkäfer). Sie näht ihm ein rotes Röcklein, und ermahnt ihn, immer brav und folgsam zu sein. Nach einiger Zeit ist der Marienkäfer wieder unzufrieden und will noch mehr sehen. Die heilige Maria zeigt ihm das Haus der Sonne, man darf aber nicht hineingehen, sonst würde man blind und verbrennen. Die Englein sind auch folgsam, aber der Marienkäfer geht trotz der Warnung hinein. Er verliert sofort die Besinnung und fällt auf die Erde. Die Sonne hat schwarze Löcher in das rote Röcklein gebrannt; blind ist er zum Glück nicht, aber er darf nie mehr in den Himmel hinein.

Das ist nicht nur die übliche Moralgeschichte zum Thema Ungehorsam und Bestrafung, sondern auch die typische Vorstellung vom Himmel in der damaligen Kinderliteratur. Der liebe Gott ist offenbar nicht allwissend, sondern muss auf der Erde Informationen einholen. Die „Englein" sind meistens brav (bei manchen Autoren auch nicht) und spielen auf der Himmelswiese, wenn sie nicht Arbeiten zu erledigen haben. Und sonst macht man im Himmel alles, was man auf der Erde auch tun muss; waschen, bügeln und nähen sind natürlich die Aufgaben der Himmelmutter.

In den ***Wiener Märchen*** (1925 a) von **Anneliese Umlauf-Lamatsch** heißt eine Erzählung: Wie die Englein den Wiener Kindern ein Schlaraffenland bereiteten. Auch in dieser Geschichte tun die Englein im Himmels alles, was sie auf der Erde (gern) tun, oder was die Autorin meint, dass sie (gern) tun sollten: Sie schauen Bilderbücher an, spielen auf Musikinstrumenten oder sie turnen; der liebe Gott sitzt im Lehnstuhl und hört zu oder dirigiert. In Abb. 45 trägt ein Bub sogar eine Brille – nicht einmal körperliche Schwächen sind im Himmel aufgehoben![60] Die Engel haben die Geschichte vom Schlaraffenland gelesen und sind ganz begeistert. Sie wollen den Wiener Kindern eines bereiten, und zwar im

[59] Der auf Erden wandelnde Gott ist allerdings ein altes Motiv, das schon die Griechen kannten. Vgl. auch Goethes Ballade „Der Gott und die Bajadere".

[60] Dieser Bub hat auch eine andere Frisur; es wäre möglich, dass die Autorin oder der Illustrator ein bestimmtes Kind verewigen wollte.

Wurstelprater. Das Riesenrad wird eine Riesenwurst, der Konstantinteich ein Schokoladensee, Ringelspiele sind aus Zucker usw. Der liebe Gott fährt zur Erde hinunter und schaut sich alles an. Am nächsten Morgen borgen sich die Englein sein Fernrohr aus und beobachten die Kinder, die überglücklich sind.

Die Autorin kommt dann zu einem sehr weltlichen Schluss und erklärt, warum das nur einmal war: „Alle Kinder von ganz Wien hatten sich – den Magen verdorben!!“ (Umlauf-Lamatsch 1925a, S.17, der ganze Satz gesperrt gedruckt.)

In der Sammlung ***Der Luftballon und andere Märchen*** (1935) von **Roswitha Klob** kommen in sieben von zwölf Erzählungen der Himmel, die Englein, der Hl. Petrus und der Hl. Nikolaus (im Wald von einem Lichtschein umgeben, s. Abb. 44 c) vor. (Siehe auch Frontispiz) Der liebe Gott ist nicht abgebildet und kommt nur in einer Erzählung, Die Blumenelfen, vor, in der er es auf die vertrocknete Erde regnen lässt, gerührt von der Hilfsbereitschaft der Elfen, die die Blumen vor dem Verdursten retten wollen,. In dem Märchen Das Wolkenkätzchen müssen die Englein langweilige Arbeiten verrichten, z.B. die Sterne blank putzen. Manche Engel sind nachlässig; eines macht sich statt zu arbeiten aus einer Wolke ein Kätzchen und lässt es vor Schreck auf die Erde fallen, als der Hl. Petrus kontrollieren kommt.

Engel, die vom Himmel fallen, scheinen ein beliebtes Motiv gewesen zu sein.[61] In ***Purzelpeter*** (1922) von **Auguste Branchart** mit Bildern von Maria Grengg fällt ein Engel auf die Erde und hilft einem (kriegs-?)beschädigten Holzfäller, einem Mädchen seine Liebe zu gestehen. Es ist eines der seltenen, vielleicht das einzige Beispiel eines Körperbehinderten in der Kinderliteratur dieser Zeit. In dem Buch ist nicht gesagt, dass es eine Kriegsverletzung ist. Tatsache ist aber, dass im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg in der deutschen Mädchenliteratur als neues Frauenbild die starke Frau auftritt, die den schwachen, verwundeten Mann pflegt und stützt (vgl. Wild 1990, S.249f). So ist es auch hier, der Holzfäller braucht zumindest seelische Unterstützung.

Flimmerchen von der Milchstraße (1946) von **Viktoria Fenzl** ist zwar nur ein neugieriges Sternenkind, das sich zu weit aus dem Fenster beugt und auf die Erde fällt, aber die Nachricht, dass ein Komet vorbeikommt, wird von den Englein von der Himmelswiese verbreitet.

Grete Breyer hat 1932 in der Tagblatt-Bibliothek, einer damals bekannten Reihe von unscheinbaren Heftchen aus dem Steyrermühl-Verlag, eine Sammlung von sechs kurzen

[61] Zur Erde zurückkehrende Engel sind heute wieder ein beliebtes Motiv in TV-Filmen.

Erzählungen unter dem Titel ***... hör' zu – ein Märchen!*** herausgebracht, von denen drei mit Religion zu tun haben. In dem Märchen Vom ungehorsamen Sonnenstrählchen fällt Glitzerchen, ein ganz junger unfolgsamer Sonnenstrahl zur Erde. Dort sieht er das Elend einer armen Familie und ist darüber so erschrocken, dass er seinen Glanz verliert. Normalerweise lässt die Sonne nur die erwachsenen Strahlen in die Häuser der Armen, die das Elend ertragen können und wissen, wie man tröstet. „ ‚So einem Kinderwesen nimmt ein Blick in den Jammer der Erde allen Glanz. Es leuchtet nicht mehr – wie soll es da andere freuen machen?'" (Breyer 1932, S.8), sagt der liebe Gott und kann den glanzlosen Sonnenstrahl jetzt höchstens noch zum Ausbessern des Regenbogens verwenden.

Diese Erzählung enthält ein sozialkritisches Motiv und eine Doppeladressierung mit starkem Aufforderungscharakter.

Im letzten Märchen in der Sammlung, Das Märchen vom Mutterherzen, kommt der Teufel vor. Er hasst die Mütter, weil sie ihn immer wieder daran hindern, die Kinderseelen zu verführen. Darum bearbeitet er Mutterherzen so, dass sie möglichst viel leiden müssen. Ein Engel kommt dazu und stellt jeder bösen Eigenschaft, die der Teufel in das Mutterherz einprägt, eine positive entgegen. Am Schluss ist der Teufel wütend und verschwindet in der Hölle, aber die Mutterherzen bleiben so, wie der Teufel und der Engel sie gemacht haben, verwundbar, aber aufopfernd und liebevoll.

Auch dieses Märchen ist doppeladressiert und bildet mit dem oben genannten (dem ersten in der Sammlung) einen Rahmen. Werden die Eltern im ersten Märchen aufgefordert, die Kinder vor dem Anblick des Elends zu schützen, so ist die Mahnung hier, die Seelen der Kinder vor bösen Einflüssen zu bewahren. Die Botschaft an die Kinder lautet: Kränkt eure Mütter nicht, denn Mutterherzen sind verwundbar.

Die Erzählungen von Grete Breyer unterscheiden sich deutlich von den oben genannten, das wird schon in der Illustration sichtbar (Abb. 47) Der Engel in der letzten Geschichte ist eine moderne Frau. Heller findet die Zeichnungen teilweise (damit wird wohl diese gemeint sein) karikaturistisch (Heller Nr.1232a). Der Inhalt der Märchen ist aber durchaus ernst. Mit der Forderung nach einem psychischen Schutz für Kinder geht dieses Heftchen über die naiven Englein-Geschichten der oben genannten Autoren und Autorinnen hinaus. Wie zeitgemäß und notwendig die Forderung war, ist in den Vorbemerkungen zum Kapitel STAAT erklärt.

Paul Busson: ***Das schlimme Engelein (Englein)*** (1919)

Die kurze Erzählung (15 Seiten) ist im Lyra-Verlag (Molitor's Novellenschatz No 6) erschienen, mit einem faltbaren Außenblatt, das als Briefumschlag für einen Postversand des

Heftchens zugeklebt werden kann; auf der Adressenseite ist ein Bild von Busson. Das Bild von dem „herzigen“ Englein auf der Titelseite (Abb. 46) passt zu der damals gängigen Darstellung vom Himmel, zum Inhalt der Erzählung passt es allerdings nicht, denn das Märchen hat nichts „Niedliches“.

Der kleine Schorschi hat Lungenentzündung und träumt, dass er stirbt. Der Tod, „ein schöner ernster Jüngling in schwarzen Gewändern“ (Busson 1919, S.3), führt ihn in den Himmel. Dort schauen alle Personen jemandem ähnlich, den Schorschi kennt: Petrus, ein „alter Mann mit schneeweißem Bart und großen Brillen“ sieht aus wie Dr. Hausenberger (ebd. S.5), die Heilige Cäcilia, eine „schöne junge Frau in wallenden weißen Gewändern“ ist die Mitzitant (ebd.) und der Löwe des Heiligen Markus hat das Gesicht von Onkel Fritz. Nur der Mutter (der Vater kommt in der Erzählung nicht vor) gleicht niemand im Himmel – sie ist offenbar einmalig und nur auf der Erde zu finden. Schorschi denkt auch die ganze Zeit an sie. Auf der Himmelswiese – sie ist das Schlaraffenland – sammelt der Bub gute Sachen für die Mutter und will sie ihr bringen. Er geht damit zu Petrus, aber da erfährt er, dass er nicht mehr zurück kann. Petrus lässt ihn durch ein Fernrohr hinunterschauen, und Schorschi sieht die Mutter weinen. Da bekommt er Heimweh und sinnt auf einen Plan, wie er doch auf die Erde zurückkehren könnte. Petrus hat ihn mehrmals ermahnt, dass er brav sein muss, sonst wird er zurückgeschickt. Daraufhin zieht der Bub an den Wetterhebeln, die Petrus ihm anfangs mit dem strikten Verbot, sie zu berühren, erklärt hat. Auf der Erde gibt es nun ein schreckliches Unwetter, im Boden tut sich ein Spalt auf, Schorschi fällt hinunter und wacht in seinem Bett auf – die Krise ist überwunden und der Bub wird wieder gesund.

Zusammengefasst lautet die Aussage: So schön der Himmel auch sein mag, ohne die Mutter bedeutet er nichts. Bei näherer Betrachtung findet man aber auch noch andere Themen, unter anderem eine Kritik an der Einstellung der Kirche z. B. zu Selbstmördern.Im Zusammenhang mit Bussons anderen Werken (z.B. *Die Wiedergeburt des Melchior Dronte*, 1921) spielt auch sein Glaube an die Wiedergeburt und die mystische Einheit aller Kreaturen eine Rolle. (Vgl. Koellner-Ther 1941 und Peinlich 1932)

Von der Erzählung gibt es eine dramatisierte Form unter dem Titel „Winterlegende“, ein Traumspiel in drei Aufzügen, das nie gedruckt wurde. Diese Version wurde mit Hauptmanns „Hanneles Himmelfahrt“ verglichen; der Unterschied besteht im guten Ausgang bei Busson. Technik und Aufbau erinnern an Grillparzers „Traum ein Leben“.

Eine Aufführung im Volkstheater am 23. 12. 1920 hatte geringen Erfolg, aber als Hörspiel im Wiener Rundfunk fand es großen Anklang; es wurde drei Jahre hintereinander, 1928/29/30, jeweils zur Weihnachtszeit gesendet (vgl. Peinlich 1932, S.70f).

2. Glaube und Gewissen

Margarete Seemann: ***Der Winkelmatz und andere Kameraden*** (1937)

Als Katholikin ist Margarete Seemann das Sakrament des Altares, die Kommunion, sehr wichtig. Den Kindern wurde früher gesagt, dass nach Empfang der Kommunion Jesus (oder der liebe Gott) eine Zeit lang in ihnen wohnt. Das ist der Hintergrund für die Erzählung Der göttliche Gast, in der das Mädchen nach der ersten Kommunion dem lieben Gott sein Heim zeigt und mit ihm wie mit einer anwesenden Person laut spricht. Das Kind erzählt von seinem älteren, arbeitslosen Bruder, der mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen droht, und bittet Gott für ihn um Hilfe. Der Bruder hört unabsichtlich mit und bessert sich daraufhin.

Auch in der Geschichte Die Schuld spielt die Kommunion eine Rolle bei der Lösung eines Konflikts, der als Ursache soziale Unterschiede hat, die die Kinder selbst gar nicht stören, umso mehr aber die reichere Mutter.

Peter, ein Bub aus einer reichen Familie, und Hans, ein armes Kind, sind Freunde. Hans kränkt sich darüber, dass Peters Mutter ihn nicht mag. Er schlägt Peter einen Wettlauf auf einer Mauer vor und überredet auch Peters Mutter, Peter den Wettlauf zu erlauben. Die eingebildete Dame kann es nicht ertragen, dass der abgerissene Hans etwas können soll, was ihr Sohn nicht kann, und willigt ein. Peter stürzt von der Mauer und verletzt sich schwer, weil Hans ein Mauerstück mit Seife eingeschmiert hat. Hans wollte nur, dass Peter abrutscht, nicht, dass er sich verletzt. Nun plagt Hans das Gewissen und er möchte seinem Freund alles sagen und sich entschuldigen. Aber die Mutter lässt ihn nicht zu Peter, weil sie, ohne die Wahrheit zu kennen, ihm die Schuld an der Verletzung ihres Sohnes gibt. Erst als der Priester mit der Kommunion kommt, verschafft er Hans den Zugang zum Krankenlager. Auf Hansens Frage, ob er bleiben darf sagt Peter:

> „[...] Bleiben kannst schon, aber still mußt sein; weißt, ich bin noch nicht allein."
>
> „Tu mich nicht wegschicken; deshalb bin ich ja da, grad deshalb. Du tät'st mich nicht anhören können, wenn du nicht den lieben Gott noch bei dir hättest – ich könnt mich auch sonst nicht trauen – o Peter –" (Seemann 1937**,** S.42)

Dann gesteht Hans, seinem Freund, was er getan hat und warum.

> „Sie hat mich nie wollen, du weißt es vielleicht nicht; doch ich habs immer so schrecklich gespürt; für einen Strolch, für einen Ausnützer hat sie mich angeschaut, für einen Nixkönner – – und wie wir die Wette ausgemacht haben, du, da ist ein Blick zu mir geflogen, der hat mich beutelt, der hat mich angeschrien und aufgespießt – der hat mir beinahe ins Gesicht gespuckt. Da hat mich der Teufel gepackt und ich hab nicht anders können: ich hab ihr zeigen m ü s s e n, daß auch so ein Dreckbub wie ich was kann und einmal sogar mehr kann als du [...]." (Ebd. S. 42f, Hervorhebung im Text)

Die Mutter und der Priester haben das im Nebenzimmer gehört und gehen zu den Buben hinüber. Hans ist entsetzt, dass Peters Mutter nun alles weiß.

> Aber Monsignore schaut ihn stark und tief an. „Bleib, Hans, wir haben alles gehört. Doch jetzt haben nicht w i r zu reden, sondern der Peter; und der weiß, wie er es machen wird; er ist ja nicht allein, der Herrgott ist noch bei ihm. Peterbub, nun tu recht; tu nicht d i c h, tu G o t t.“ (Ebd. S.44, Hervorhebung im Text)

Peter verzeiht und auch die Mutter ändert ihre Einstellung und ist jetzt gut zu Hans.

Das Erbarmerl behandelt ebenfalls das Thema Schuld und Vergebung. Ein Kind versöhnt seinen Großvater mit der Frau und den Kindern, deren Gatte bzw. Vater den Tod seines eigenen Vaters verschuldet hat.

> „Aus den Kindern kommt uns das Große – so läßt die Dichterin den Großvater der kleinen Trudel sagen, die ihm [sic] das wahre Vergeben einer Schuld gelehrt hat. Alle diese mit lebensnaher und heimatverbundener Kraft geschriebenen Erzählungen stellen Kinder in den Mittelpunkt, die zu besonderen Taten fähig sind. Dadurch beeindrucken, ja beschämen sie sogar die Erwachsenen. (Seemann, Otmar 1989, S.83)

Margarete Seemann ist eine der wenigen Autorinnen und Autoren dieses Zeitabschnitts, die von praktizierter Religion spricht und sich bemüht, ethisch richtiges Verhalten als direkten Ausdruck des Glaubens darzustellen. Sie ist überzeugt, dass alle Konflikte, auch soziale, durch christliche Nächstenliebe gelöst werden können. Dabei sind Kinder in ihrer naiven Frömmigkeit manchmal das Vorbild für die Erwachsenen, ähnlich wie bei Handel-Mazzetti.

3. Tod und Transzendenz

Karl Bienensteins *Unter der Karfunkelsonne* (1918) behandelt das Thema Tod in dem Märchen Die Blume des Christkindes, in dem er viele Märchenmotive verbindet.

Die kleine Hanni ist mit ihrer bösen Stiefmutter allein, der Vater ist im Krieg. Am Weihnachtsabend wirft die Stiefmutter das Kind hinaus, weil es den Rehen Heu gegeben hat. Hanni schläft ein; ein Engel und das Christkind bringen ihr eine blaue Blume, damit soll sie in die Stadt gehen. Dort ist alles schwarz verhängt, weil der König und viele Soldaten im Krieg gefallen sind. In der Halle findet Hanni ihren Vater aufgebahrt. Sie wirft sich über ihn, dabei fällt die Blume auf die Wunde und er wird wieder lebendig. Die Blume erweckt auch den König und die anderen Gefallenen zum Leben.

Die böse Stiefmutter wird von einem Wolf gefressen.

Die genealogische Verbundenheit der Details (die Stiefmutter, das Reh, der Wolf) mit den traditionellen Märchen und der allgemeinen Literatur (die blaue Blume der Romantik) ist hier deutlich erkennbar.

Um einen König und den Krieg geht es auch in der Erzählung Wie der König in den Himmel kam. In dieser Erzählung wird das Märchenhafte gleich am Beginn von den Zeitbezügen überlagert:

> „Kinder," sagte der heilige Petrus zu den versammelten Kleinen, die sich um ihn und zur Himmelspforte drängten, „Kinder, daß Ihr [sic] mir nicht wieder so ein Geschrei macht wie gestern! Ich höre ja nicht einmal, wenn einer anklopft. Und dann: geht mir auch nicht zu weit hinaus! Ihr wißt, da draußen sind allerhand Löcher. Wie leicht könnte einmal eines von Euch durch ein solches Loch hinabfallen auf die Erde, ins Fegefeuer oder gar in die Hölle! Und das wißt Ihr schon, daß es an diesen drei Orten so ziemlich gleich schlecht zu leben ist. Also: Ruhe und Vorsicht! Wollt Ihr das versprechen?" (Bienenstein 1918, S.105)

Dass es auf der Erde gleich schlecht zu leben sein soll wie in der Hölle, ist ironische Doppeladressierung und lässt sich nur aus der Entstehungszeit der Märchen unmittelbar nach oder noch während des Krieges erklären.

Ein Bub im Himmel sieht, wie der kürzlich verstorbene König im Fegefeuer leidet. Der Bub hat den König geliebt, weil er seinen Vater, den das Heimweh im Krieg zum Desertieren verleitet hat, begnadigt hat. Nun bittet der Bub den lieben Gott, den König zu erlösen. Zuerst sagt der liebe Gott:

> „Mein liebes Kind, ich kann Deine fromme Bitte nicht erfüllen. Siehe, Dein König hat viele ungerechte Kriege geführt und Tausende von Menschen dadurch unglücklich gemacht. Wohl habe ich das gute Werk, das er an Deinem Vater getan, zehnfach gerechnet und Deine andächtigen Gebete hundertfach, aber noch immer überwog die Last seiner Schuld um das Hundertfache. Und darum muß er im Feuer büßen noch hundert Jahre lang." (Ebd. S.120)

Da will der Bub dem lieben Gott sein Zicklein, seinen einzigen Spielkameraden, schenken, wenn er den König erlöst. Dabei kommen ihm schon die Tränen. Nun kann der liebe Gott nicht anders, er muss den König in den Himmel lassen und das Zicklein kann er dem Buben auch nicht nehmen, sonst hätte das Kind geweint, „und im Himmel darf und kann doch nicht geweint werden!" (Ebd. S.121)

Dieser Geschichte erweckt den Eindruck, dass das religiöse Thema gebraucht (um nicht zu sagen missbraucht) wird, um am Ende des verlorenen Ersten Weltkriegs sozusagen von oberster Stelle, von Gott selbst „ungerechte Kriege" verdammen zu lassen. Man würde dabei natürlich an einen ausländischen König denken, würde er nicht die (für die Deutschen als so typisch verherrlichte!) Heimatliebe so hoch schätzen, dass er einen Deserteur begnadigt.

Noch eine dritte Erzählung zum Thema Tod findet sich in der Sammlung: Wie Deli mit dem großen Engel fortgehen wollte. Deli ist schwer krank, der Engel (der Tod) will sie überreden, mit ihm zu gehen; er verspricht ihr alles Schöne. Sie will aber nicht und schickt den Engel immer wieder fort. Zum Schluss ist sie schon fast bereit mitzugehen, aber sie hört den Großvater rufen, da windet sie sich im letzten Moment aus den Armen des Engels und bleibt (am Leben).

Soweit wäre das eine gute Allegorie, wenn die Erzählung hier zu Ende wäre. Aber der Autor verdirbt alles, indem er den Eltern, die verreist sind, den „Blitzkobold" mit „Siebenmeilenstiefeln" (ebd. S.72) mit der Nachricht schickt, dass die Krankheit überwunden ist.

Das ist leider typisch für Bienensteins Erzählungen, dass die Überfrachtung den Grundgedanken zunichte macht. Was in einem breit ausladenden Roman akzeptabel ist, wirkt sich in so kurzen Erzählungen negativ aus. Dasselbe gilt übrigens auch für M. Seemann, die ihre Aussage manchmal über-erklärt. Allerdings ist Bienenstein auch in seinen Romanen manchmal überdeutlich bis zur Trivialität.

Felix Salten: ***Bambi*** (1926)

Von Religion kann man im Zusammenhang mit Tieren nicht sprechen, dennoch haben die Tiere in dem Roman eine Ahnung von Transzendenz.

Für die meisten Tiere ist das höchste Lebewesen der Mensch, immer nur „Er" genannt und groß geschrieben. Er ist der Herr über Leben und Tod. Alle Tiere sind ihm untertan.

Die Tiere beobachten eine Szene zwischen einem angeschossenen Fuchs und dem Hund des Försters; der Fuchs beschimpft den Hund und der Hund antwortet:

> Der Hund sah sich im Kreise um. „Ihr!" rief er. „Was wollt ihr? Was wißt ihr? Was redet ihr? Alle gehört ihr Ihm, wie ich Ihm gehöre! Aber ich ... ich liebe Ihn, ich bete Ihn an! Ich diene Ihm! Ihr wollt euch auflehnen ... Ihr Armseligen, gegen Ihn? Er ist allmächtig! Er ist über uns! Alles, was ihr habt, ist von Ihm! Alles, was da wächst und lebt, von Ihm!" Der Hund bebte vor Begeisterung. (Salten 1926, S.198f)

Bambi und der Alte haben von ihrem Versteck aus zugeschaut

> „Furchtbar ..." sagte Bambi in seiner Grube leise zum Alten.
> „Das Furchtbarste," entgegnete der Alte. „Sie glauben an das, was der Hund da verkündigt hat. Sie glauben daran, sie verbringen ihr Leben voll Angst, sie hassen Ihn und sich selbst ... und sie töten sich um Seinetwillen." (Ebd. S. 200)

Der letzte Satz ist wahrscheinlich eine Anspielung auf die Religionskriege. (Zu dem Satz „Sie glauben daran." siehe unten Hermynia Zur Mühlens Erzählung Der Droschkengaul – die Ochsen glauben auch daran!)

Als der alte Fürst ahnt, dass er bald sterben wird, zeigt er Bambi einen toten Menschen.

> „Siehst du wohl, Bambi“, sprach der Alte weiter, „siehst du nun, daß Er daliegt, wie einer von uns? Höre, Bambi, Er ist nicht allmächtig, wie sie sagen. Er ist es nicht, von dem alles kommt, was da wächst und lebt, Er ist nicht über uns! Neben uns ist Er und ist wie wir selber, und Er kennt wie wir die Angst, die Not und das Leid. Er kann überwältigt werden gleich uns, und dann liegt Er hilflos am Boden, so wie wir anderen, so wie du Ihn jetzt vor dir siehst.“
>
> [...]
>
> Bambi erglühte und sprach bebend: „Ein anderer ist über uns allen ... über uns und über Ihm.“
>
> „Dann kann ich gehen,“ sagte der Alte. (Ebd. S.206)

Viktor Böhm nennt *Bambi* einen Bildungsroman und die eben zitierte Textstelle eine „religiöse Unterweisung Bambis“ und „die Warnung davor, den Menschen zu vergöttern“. (Böhm 1999, S.58.)

Kein Mensch kann sagen, was Tiere über den Tod wissen. Salten ist überzeugt: „Eine Spur des allzu Vergänglichen, zugleich aber alle Zeichen der Ewigkeit trägt das Tier in sich. Unbewußt oder ahnend – wer kann das entscheiden?“ (Salten 1935, S.12)

Auch andere Lebewesen ahnen etwas von dem Kreislauf der Natur. Zwei Blätter an einem Baum reden im Herbst vom Ende, ohne dass sie verstehen, was es ist, „ ‚es geht über unsere Begriffe’“ (Salten 1926, S.76) sagt das eine Blatt. Sie reden, wie auch Menschen über den Tod reden würden:

> Sie schwiegen eine Zeit. Dann sagte das erste still vor sich hin: „Warum wir weg müssen ...?“
>
> Das zweite fragte: „Was geschieht mit uns, wenn wir abfallen ...?“
>
> „Wir sinken hinunter ...“
>
> „Was ist da unten?“
>
> Das erste antwortete: „Ich weiß es nicht. Der eine sagt das, der andere sagt dies ... aber niemand weiß es.“
>
> Das zweite fragte: „Ob man noch etwas fühlt, ob man noch etwas von sich weiß, wenn man dort unten ist?“
>
> Das erste erwiderte: „Wer kann das sagen? Es ist noch keines von denen, die hinunter sind, jemals zurückgekommen, um davon zu erzählen.“ (Ebd. S.77)

Saltens Sprache drückt hier in gekonnter Weise menschliche Empfindungen aus, ohne die Atmosphäre der Tierwelt des Romans zu durchbrechen, sie wird gleichzeitig der Pflanzen- Tier- und Menschenwelt gerecht.

4. Kritik an der Kirche

Kritik kommt von den Autoren und Autorinnen der sozialistischen Kinder- und Jugendliteratur wie **Béla Balázs**. ***Das richtige Himmelblau*** (1931) kritisiert vor allem den Aberglauben, die Heiligenverehrung und den Egoismus derer, die sich für auserwählt halten.

Als Franzl auf seinem Kistendeckel stehend den Fluss hinunterfährt, glauben die Leute, er steht auf dem Wasser. Das Brett sehen sie nicht, denn es liegt mit der Malerei nach oben und das sieht aus, als würden sich der Himmel und die Sonne im Wasser spiegeln. In Windeseile verbreitet sich die Kunde von dem kleinen Heiligen, und schon fallen die Leute auf die Knie und eine Prozession kommt aus der Kirche (vgl. Balázs, S.61ff). Franzl wird ans Ufer getrieben, aber zum Glück landet er an einer überwachsenen Stelle und kann sein Floß im Schilf verstecken. Da kommen auch schon die Pfarrer: „Es waren die Pfarrer aus vier verschiedenen Dörfern. Sie sanken alle vor ihm auf die Knie und sangen auf lateinisch und beteten. Franzl aber hatte einen schrecklichen Hunger." (Ebd.S.63)

Dieser Abstieg vom Heiligen zum Profanen hat neben der Kritik auch einen Zug ins Humorvolle. Die Kritik wird schärfer:

> Da flehten die vier Pfarrer alle, Franzl sollte in ihre Gemeinde kommen. Und die vier Gemeinden standen weiter hinten und flehten auch.
>
> „Der kleine Heilige kommt doch zu uns, wir haben eine schönere Kirche."
>
> „Nein, er kommt zu uns. Wir haben einen älteren Pfarrer," meinten die anderen.
>
> Und da hat schon hinten die Rauferei angefangen wegen des Franzl Kramer, weil alle ihn für sich haben wollten, dieselben Bauern, die ihm vorhin noch eine wurmstichige Birne nicht gönnten. (Ebd. S. 63f)

Im Pfarrhaus wiederholt sich der Gegensatz zwischen überdrehter Frömmigkeit und den Grundbedürfnissen des Menschen, der dadurch wohl aufgezeigt werden soll. Die vier Pfarrer fragen:

„ ‚Was wünschest du von uns, o du kleiner Heiliger?' fragten sie ihn mit zitternder Stimme.

„ ‚Was Gutes zu essen,' antwortete Franzl." (Ebd.S.64)

Das ist eine Aufforderung an die Kirche, sich mehr um das Wohl der Lebenden als um die Verehrung der Heiligen zu kümmern.

Keiner der Frommen schöpft Verdacht, als der Heilige nicht in die Kirche, sondern in das Pfarrhaus will und sich sofort zu Tisch setzt. Er isst eine ausgiebige Mahlzeit, stopft sich anschließend die Taschen mit Schokoladebonbons voll und verlangt auch noch einen Rucksack voll Lebensmittel.

Franzl denkt nicht nur an sich. Er will die Gelegenheit nützen um verschiedene Reformen durchzuführen, von denen alle profitieren.

> „Also erstens einmal“, fing er an, „die Eselsbänke in den Schulen müssen abgeschafft werden. Und wenn manchmal ein armer Bub, der zu Hause seiner Mutter helfen muß und keine Zeit zum Lernen hat, wenn so einer manchmal seine Aufgabe nicht kann, darf man nicht gleich so streng mit ihm sein.“ (Ebd. S.65)

Ferner will er verbieten, dass man Hunde auf Kinder hetzt; und Früchte, die über den Zaun hängen, sollen den Kindern gehören, die vorbei gehen. Und sofort laufen die Pfarrer, um dem Schul- und dem Gemeindevorstand die Wünsche des „Heiligen“ auszurichten. Als Franzl hört, dass der Bischof zu ihm unterwegs ist, verlässt er eiligst den Pfarrhof. Höhere Autoritäten wie der Bischof werden nicht lächerlich gemacht. Aber die Leichtgläubigkeit, um nicht zu sagen die Dummheit der Leute, auch der Pfarrer, die Scheinheiligkeit von hart-herzigen Bauern wird sehr wohl bloßgestellt.

Zum Unterschied von dem gläubigen Volk lebt Franzl voll im Diesseits, trotz seiner zeitweisen Träumerei unter dem gemalten Himmel. Er ist flexibel und tatkräftig genug, um die wunderbaren Eigenschaften der blauen Farbe in der Realität auszunützen; er versucht den Himmel auf Erden in den ihm vertrauten Bereichen zu verwirklichen, aber nicht für sich allein, sondern für alle Kinder. Und er bringt seiner Mutter Lebensmittel nach Hause.

Die Werke **Hermynia Zur Mühlens** haben in den letzten Jahrzehnten großes Interesse gefunden. Sie war nicht die einzige Adelige, die großes soziales Engagement zeigte und für mehr Gerechtigkeit gegenüber den unteren sozialen Schichten eintrat. Aber als Angehörige des österreichischen Hochadels Mitglied der kommunistischen Partei und Verfasserin von proletarisch-revolutionärer Kinderliteratur zu sein, ist wohl einzigartig.

Ihr Verhältnis zu Religion und Kirche war offenbar zwiespältig.

“On the one hand, she frequently dismisses the Church’s hypocritical burgeois representatives [...]. On the other hand, Zur Mühlen does not reject the Christian religion itself.” (Wallace 2009, S.42)

Und Wallace zitiert einen Brief von Stefan Klein an Sternfeld vom 22. März 1952:

> Denn sie war ja eigentlich immer eine religiöse Sozialistin, sogar als Mitglied der KPD, ließ sie sich nie zwingen, wie sie sich ja nie zu etwas zwingen ließ, aus der katholischen Kirche auszutreten, - obgleich sie die Geschichte der Päpste und manches andere sehr gut kannte. (Ebd.)

Zur Mühlen verdankt der Kirche und der Bibel viele Inspirationen. Doderer vermerkt, dass sie „in ihrer frühen Prosa häufig an religiöse Motive anknüpfte“ (Doderer III 1979). Z.B. heißen die Protagonisten (hier wäre es fast gerechtfertigt nach dem älteren literarischen

Terminus zu sagen: die Helden) in Die drei Freunde Balthasar (ein weiser alter Mann), Melchior (ein Arbeiter) und Kaspar (ein Bauernsohn) in Anlehnung an die heiligen drei Könige.

Insofern als die Kirche eine besondere Rolle bei der Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Struktur spielt, trifft sie Zur Mühlens Kritik besonders hart.

In der ersten Märchensammlung ***Was Peterchens Freunde erzählen*** (1921) kommt eine „schwarzgekleidete, streng aussehende Frau" (Zur Mühlen 1921, S.39) Peter besuchen (s. Abb. 49: Zeichnung von Hans Vogeler, Ausgabe 1930) Im Text heißt es:

> Der kleine Knabe kannte die Frau; sie kam häufig in das ärmliche Stadtviertel, betrat unaufgefordert alle Stuben, verteilte fromme Büchlein und erzählte den Kindern von Gott.
>
> Die Kinder fürchteten sie. Nie lag ein freundliches Lächeln auf ihrem Gesicht, nie kam ein gutes Wort über die schmalen Lippen. Und der Gott, von dem sie so viel sprach, mußte ihr ähnlich sein; er schien stets zu zürnen, verlangte, die armen Leute sollten arbeiten, immer zufrieden und für ihr elendes Leben noch dankbar sein. (Ebd. S.39)

Sie sagt Peter „mit harter Stimme" (ebd. S.39), das gebrochene Bein sei eine Prüfung Gottes. Die Frage, ob er morgens und abends immer bete, verneint er wahrheitsgemäß.

> Die strenge Frau schien sich zu freuen.
>
> „Siehst du, deshalb bist du auch gefallen und hast dir das Bein gebrochen."
>
> „Nein", meinte der kleine Knabe schüchtern, „ich bin gefallen, weil Glatteis war."
>
> „Widersprich nicht!" rief die strenge Frau böse. „Gott hat dich strafen wollen, deshalb bist du gefallen. Aber das ist noch nicht alles. Weißt du nicht, wohin die bösen Kinder kommen, die nicht beten?"
>
> „Nein."
>
> „Sie kommen in die Hölle", sagte freudig die strenge Frau. „Dort müssen sie eine Ewigkeit hindurch leiden; werden von Flammen gebrannt, von Teufeln mit glühenden Zangen gezwickt, daß sie laut schreien vor Schmerz. Dein Bein tut dir weh, aber das ist nichts gegen den Schmerz, den du in der Hölle wirst leiden müssen. Und deine Mutter mit dir, weil sie dich nicht zum Beten anhält." (Ebd. S.39f)

Bevor sie geht, gibt sie Peter noch ein Büchlein, auf dessen Umschlag ein Mensch in der Hölle abgebildet ist. Dann verabschiedet sie sich mit den Worten: „ ‚[...] Ich muß jetzt gehen und anderen den Trost der heiligen Religion bringen.'" (ebd.S.40).

Was Hermynia Zur Mühlen an der Stelle betont, ist der Sadismus, mit dem sich diese Frau noch darüber freut, dass das Kind leidet und in der Hölle noch mehr wird leiden müssen.

Wallace meint dazu: "Unlike some of Zur Mühlen's later socialist fiction, *Was Peterchens Freunde erzählen* makes no attempt to differentiate between the Church and religion." (Wallace 2009, S.37).

In ***Warum?*** (1922) wird die Diakonissin des Armenhauses als dick beschrieben und so ist sie auch von Karl Holtz gezeichnet (Abb. 50). Da sie die Fragen des Knaben Paul nicht beantworten kann, wird sie „ganz rot vor Ärger, [...] und nichts erzürnt dumme Menschen so sehr, wie wenn sie sagen müssen: ‚ich weiß nicht'." (vgl. Zur Mühlen 1922, S.3f). Sie schlägt das Kind, denn nicht erst der Ungehorsam, sondern schon das Hinterfragen wird bestraft; das ist eine Methode, wie Autorität aufrechterhalten wird.

Das Schloß der Wahrheit (1983 a) enthält zehn Märchen. In Der Zaun rechtfertigt der Kapitalist seinen Besitz als „von Gott" erhalten:

> „Vor zwei Nächten stieg ein Engel vom Himmel nieder und sprach zu mir: ‚Grabit, was sich hinter deinem Zaun befindet, ist dein Besitz und der Besitz ist heilig, wer ihn anrührt, muß sterben.' Darum hütet euch, die Hand nach m e i n e n Kühen und m e i n e n Hühnern auszustrecken, sonst ereilt euch die Strafe des Himmels. Und nicht nur das." Und dabei schob Grabit den Dummkopf vor: „Dieser da trägt ein scharfes Messer und er wird euch töten, wenn ihr meinen Besitz anrührt." (Zur Mühlen 1983 a, S.7)

Viele Märchen Zur Mühlens folgen diesem Handlungsschema: Ursprünglich herrscht ein paradiesischer Zustand, in dem allen Menschen alles gehört; alle arbeiten, aber nur soviel, als sie selbst brauchen. Aber dann kommt einer, der für sich mehr beansprucht als ihm zusteht oder der andere für sich arbeiten lässt und selbst nichts tut. Und dieser eine beruft sich auf eine göttliche Sendung oder ein religiöses Gebot und agiert mit Unterstützung der Kirche.

So ist es in dem Märchen Die Wundermauer. Nach dem Tod des guten Königs kommt sein Sohn aus dem Ausland, sperrt die Waren, die vorher allen gehört haben, hinter eine durchsichtige Wundermauer und argumentiert folgendermaßen:

> „Meine Untertanen, es ist euch bis jetzt allzugut gegangen. Ihr habt wenig gearbeitet und gut gelebt. Das verdirbt den Charakter des Menschen. Ich, euer König, bin um das Heil eurer Seelen besorgt und da ich weiß, daß Leiden der Seele zuträglich sind, wird meine Gnade euch mit Leiden speisen." (Ebd. S.36)

Dann kommen weißgekleidete und schwarzgekleidete Männer aus dem Nachbarland und sprechen einmal in der Woche zum Volk (eine Metapher für die Mission und die Sonntagspredigt). Sie bezeichnen die Wundermauer als das Allerheiligste, wer sie beschädigt, wird in alle Ewigkeit verdammt werden.

„Und die armen Leute, die schon auf Erden die Hölle hatten, fürchteten sich vor einer zweiten Hölle im Jenseits" (ebd. S.39). Sie glauben, dass die Wundermauer unzerstörbar ist, bis ein Bub einen Stein dagegen schleudert, der die Wundermauer zerstört und das System stürzt.

Die Stärke des religiös fundierten kapitalistischen Systems beruht vor allem auch darauf, dass das Volk alles glaubt, was die Mächtigen es glauben machen wollen. Zur Mühlen

vergleicht solche Menschen mit Ochsen. In der Fabel Der Droschkengaul streiken die Pferde auf einem Bauernhof, weil sie so schlecht behandelt werden. Eine alte Stute soll die Ochsen überreden, sich dem Streik anzuschließen.

> Doch kehrte sie betrübt wieder zurück. „Die Ochsen sagen," berichtete sie, „daß sie das ganze nichts angehe. Wohl klagen auch sie über schlechtes Futter, doch behaupten sie, der Ochsengott habe ihnen geboten, gehorsam, demütig und anspruchslos zu sein, sich dem Menschen zu unterwerfen. Weigern sie sich, dies zu tun, so kommen sie nach ihrem Tod nicht in den Ochsenhimmel."
>
> Der Droschkengaul schnaubte vor Wut und verfluchte die Ochsen samt ihrem Ochsengott und ihrem Ochsenhimmel. „Es geht ihnen ebenso schlecht wie uns!" rief er zornig. „Aber sie sind zu feig und zu faul, um sich zu wehren. Sind so dumm, daß sie nicht einmal wissen, was für prächtige Waffen sie besitzen. Aber wir werden auch mit ihnen fertig werden." (Ebd. S.30)

Die Stute redet wieder mit den Ochsen. Doch die antworten:

> „Ihr habt euch von dem Städter, diesem Juden, verführen lassen. Von dem Droschkengaul, der nicht an Gott glaubt. Er wird euch verderben!" riefen die Ochsen im Chor.
> [...]
>
> Etliche Ochsen schienen allmählich zu begreifen, worum es sich handle, und versprachen, am folgenden Tag nicht zu arbeiten. Da wurden aber die anderen äußerst zornig. „Geht fort aus diesem Stall!" brüllten sie. „Hier hat Ordnung und Gottesfurcht zu sein. Ihr gehört nicht zu uns, seid gar keine richtigen Ochsen!" Und es entspann sich ein heftiger Streit. (Ebd. S.31)

Unter dem Titel ***Der Spatz*** ist 1984 in der DDR noch eine Erzählsammlung erschienen, die einige der orientalischen Märchen enthält, darunter Said, der Träumer. Es spielt zur Zeit Jesu. Said hat Jesus persönlich kennen gelernt und ist von der Botschaft der Liebe so begeistert, dass er nicht kämpfen will, zuletzt aber einsieht, dass es ohne Kampf nicht geht, wenn die anderen die Friedfertigkeit ausnützen.

> In „Said, der Träumer" wird offenbar, daß die Ideale allgemeiner Menschenliebe und Barmherzigkeit eine Illusion sind, solange eine feindliche Macht zum Kämpfen zwingt. Mehr noch: Wer auf Kampf verzichtet, wo er kämpfen muß, geht nicht nur selbst zugrunde, sondern stürzt auch andere mit ins Verderben.
>
> Pazifismus und Neutralität stellten sich unter den historischen Bedingungen von damals als unannehmbare Haltung dar. (Altner 1997, S.106)

Nicht nur mit der christlichen Religion befasst sich Hermynia Zur Mühlen. Der Muezzin in der gleichnamigen Erzählung aus derselben Sammlung ruft die Leute auch zum Widerstand auf. Für Hermynia Zur Mühlen sind alle Religionen gleich schlecht für das Volk.

III. B. Jugendliteratur

III. B. 1. Periode: 1890 – 1914

1. Der Seelsorger

Zum Unterschied von den Kinderbüchern kommt in der Jugendliteratur manchmal ein Priester vor, die als Lehrer oder Seelsorger positiv gesehen wird.

Dem Benediktinerpater **Robert Weißenhofer** ist sehr daran gelegen, die christliche Religion und damit verbunden die traditionellen Werte zu bewahren und zu stärken. ***Kunimund und Felix*** (1904) ist eine historische Erzählung. Sie spielt zur Zeit der Christianisierung der Germanen im Donauraum in Niederösterreich. Am rechten Donauufer haben die Römer eine Befestigung errichtet, am linken siedeln die Rugier unter dem edlen König Fava und seiner Gemahlin Gisa, die „ein böses, herrschsüchtiges Weib, dabei voll Tücke und Hinterlist" ist (Weißenhofer 1904, S.2). Es wird ihr zwar zugestanden, dass sie eine fürsorgliche Mutter und den Armen ihres Volkes gegenüber freigebig ist, aber ihre schwersten Charakterfehler sind „ein maßloser Stolz und ein alle Schranken durchbrechender Jähzorn" (ebd. S. 24). Stolz und Zorn sind zwei der sieben Hauptsünden.

Felix ist der Sohn des römischen Hauptmanns Fabius und seiner christlichen Gattin Kornelia. Er ist elf Jahre alt, im selben Alter wie Kunimund, der Sohn eines freien Rugiers. Die Knaben werden im Verlauf der Handlung unzertrennliche Freunde. Gisa lässt aus nichtigem Anlass Kunimunds Vater töten; der Knabe entkommt über die Donau, wird vom heiligen Severin gerettet und zu einer christlichen Familie in der Nähe des Römerlagers gebracht. Gisa möchte Kunimund, den Zeugen des Mordes an seinem Vater, entführen lassen. Da ihr das nicht gelingt, lässt sie Felix entführen, um die Herausgabe Kunimunds zu erpressen. Kunimund liefert sich freiwillig der Königin aus, um seinen Freund zu retten. Die böse Königin hält nun aber beide Knaben gefangen.

Inzwischen drohen Feinde in das Rugierreich einzufallen und der König kämpft an der Grenze, gleichzeitig erhebt sich das Volk gegen die herrschsüchtige Königin. Diese zweifache Gefahr von innen und außen kann nur durch einen Mann gebannt werden, durch den frommen Mönch Severin. Dieser aber stellt die Bedingung, dass die Königin sich bessern und ihr Unrecht gutmachen muss. Sein Gebet und seine Mahnungen retten schließlich den Kindern das Leben und bringen wieder Frieden ins Reich.

Diese Erzählung verfolgt mehrere Ziele: Zunächst wird die kultivierte christliche Welt der herzlosen heidnischen gegenübergestellt. Ferner enthält das Buch eine recht anschaulich geschilderte Lebensgeschichte des heiligen Severin (vgl. ebd. S.12 – 17). Er ist die eigentliche

Hauptfigur und Autorität. Obwohl er die meiste Zeit im Hintergrund bleibt, wirken sein Name und sein Einfluss so stark, dass nicht einmal Gisa es wagt, gegen seine Forderung aufzutreten. Schließlich soll das Beispiel von Kunimund und Felix den jungen Lesern ein Vorbild sein, es soll zeigen, dass auch Kinder, durch den Glauben gestärkt, schon Helden sein können. Dem Vorbild des heiligen Severin folgend wird Kunimund Mönch und Fabius lässt sich taufen.

In der Erzählung ***Ich mag ihn nicht*** (1947) zeigt **Enrica v. Handel-Mazzetti,** wie ein (vorübergehend) schlimmes Kind sein Unrecht einsieht und sich bessert.

Die Handlung spielt in einer vorbildlich katholischen Familie. Der Onkel kommt aus dem frommen Tirol; der Vater nimmt an der Männerwallfahrt nach Maria-Zell teil; in der Wohnung gibt es einen Hausaltar; und die jüngere Schwester geht in die Schule der Ursulinerinnen. Aber der Bub Alois ist seinen Eltern und seinem Onkel gegenüber plötzlich unfreundlich, ungehorsam und störrisch. Der Grund ist die Eifersucht auf seinen Schulkameraden Rudolf Biene (Name!). Alois hasst ihn, weil der fleißige Rudolf trotz seiner Kränklichkeit dem bisherigen Vorzugsschüler Alois Konkurrenz macht, besonders im Religionsunterricht, den die Autorin (mit einem plötzlichen Wechsel des Erzählstandpunkts zur beurteilenden Instanz) den wichtigsten aller Lehrgegenstände nennt (vgl. Handel-Mazzetti 1947, S. 46). Alois hat auch den Eindruck, Rudolf wolle sich mit seinem Einsatz für einen „dummen Verein“ beim Katecheten, Alois' Lieblingslehrer, einschmeicheln, „deshalb macht er sich so fromm“ und „der Herr Katechet ist so – so – gut und merkt es nicht.“ (ebd. S.38). Als der Onkel ihm erklärt, dass es sich wohl um einen Missionsverein handeln müsse und dass das gute Vereine seien, beleidigt der Bub den Onkel und verlässt das Zimmer.

An dieser Stelle schaltet sich die Autorin wieder in die Erzählung ein und übernimmt die Rolle der verständnisvollen Trösterin, aber auch des Gewissens:

> Armer Alois! Nun beginnt für dich eine traurige Zeit. Der Onkel, von dessen Aufenthalt in Wien du wochenlang geträumt hast, kümmert sich kaum um dich und zieht bei jeder Gelegenheit deine Geschwister vor. Du könntest es anders haben, aber du willst nicht!
>
> Anstatt der mahnenden Stimme des Gewissens zu gehorchen, den Onkel um Verzeihung zu bitten und die gänzlich unberechtigte Abneigung gegen seinen Mitschüler zu bekämpfen, verrannte sich Alois immer mehr in dieselbe. Alle Kränkungen, die ihm zu Hause widerfuhren, schob er auf Rudolf Biene. [...] Auch beten konnte er nicht. Wenn er abends vor dem Bilde des guten Hirten knieend seine kurze Andacht verrichtete, bewegten sich die Lippen mechanisch, aber die Seele schweifte anderswo hin. (Ebd. S.41)

Der Religionslehrer sieht, wie unglücklich Alois ist und redet mit ihm. Als der Bub merkt, dass ihn der Katechet doch gern hat, ist er überglücklich, und was Onkel und Eltern nicht gelungen ist, gelingt dem Seelsorger: Alois schließt mit seinem Konkurrenten Frieden

und tritt sogar dem Verein bei, es ist der „Kindheit-Jesu-Verein, ein Zweig des Vereins der Glaubensverbreitung“ (ebd. S.52).

In **Peter Roseggers** Waldheimatgeschichten ist der ganze Lebenslauf der Dorfbewohner von der Religion bestimmt. Vater Rosegger betet jeden Abend mit dem ganzen Gesinde. Aber der Glaube der Erwachsenen ist ebenso kindlich wie der der Kinder und mit Aberglauben durchsetzt. Außerhalb der unmittelbaren Umgebung des Dorfes, jenseits von Krieglach, sehen die Bauern schon das Böse lauern; schon Graz, die Großstadt, ist ein gefährlicher Ort. Als Peter nach Graz geht, fürchten die Eltern, die Ungläubigen dort könnten ihrem Kind gefährlich werden!

Da der Vater nicht lesen kann, erzählt ihm der Bub, was er über Religion gelesen hat.

> In solchen Stunden beim Kornschöbern, das oft spät in die Nacht hinein währte, sprach mein Vater mit mir auch gern von dem lieben Gott. Er war vollständig ungeschult und kannte keine Buchstaben; so musste denn ich ihm stets erzählen, was ich da und dort in Büchern von dem lieben Gott damals schon gelesen hatte. [...]
>
> Ich erzählte das alles in unserer Redeweise, daß es der Vater verstand, und er war dadurch oft sehr ergriffen. (Vom Urgroßvater, der auf der Tanne saß. ***Waldheimat I***. Rosegger I. Serie, Bd.8, S.18f)

Hier ist das Kind der Lehrer des Vaters. Aber die unumstrittene und unangetastete religiöse Autorität ist selbstverständlich der Pfarrer. Er ist ein gütiger Seelsorger und Peter liebt ihn, ähnlich wie Alois seinen Katecheten in der obigen Erzählung von Handel-Mazzetti. Peter möchte als Kind selbst Priester werden, aber das scheitert an der Armut der Familie.

Während Peter Halterbub am Hefelrainhof ist, kriegt ein Knecht, der Hansjörgl, der zu viel gegessen hat, in der Nacht eine Kolik und alle glauben, dass er stirbt. Peter rennt mitten in der Nacht zum Pfarrer nach Sankt Kathrein. „Schwer mag’s dem greisen Mann gewesen sein, nun aus den weichen Federn fort, in die frostige Herbstluft hinaus, und nüchtern in das Gebirge. Aber er ging.“ (Wie wir die Gürtelsprenge haben gehalten. Ebd. S.316f) Als sie oben sind, ist der Knecht längst wieder gesund, den Priester zu holen war völlig unnötig. Da fällt Peter ein, dass er noch nüchtern ist, also beichtet er und nimmt die Kommunion, damit der Pfarrer nicht ganz umsonst gekommen ist. Dann stellt sich heraus, dass der Priester nicht einmal frühstücken kann, weil er noch Messe lesen muss. Peter begleitet ihn zurück. Da hören sie den Hansjörgl voller Lebenslust jauchzen. „Der Pfarrer stand still und sagte zu mir: ‚Was meinst, Kleiner, hört sich das nicht besser an wie Totenglocken?’“ (Ebd. S.321)

Ein anderes Beispiel der Güte bringt Rosegger vom Pfarrer Plesch aus Sankt Kathrein. (***Als ich noch jung war***) Peter Rosegger schreibt seit seinem zwölften Lebensjahr Geschichten, u.a. drei Jahrgänge „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ und danach ein Werk „Freue dich des Lebens“, es ist sogar illustriert. Er hat seine Schriften beim Kaufmann und

Gemeindevorstand von Sankt Kathrein ausgelegt, wo sie jeder lesen kann. Eine alte Magd im Haus kann nicht lesen, aber wie sie die Leute munkeln und lachen hört, wird sie besorgt, packt die Texte zusammen und trägt sie zum Pfarrer, er möge sie prüfen, ob nichts drinsteht, was der Seele schaden könnte.

> Der Pfarrer Johann Plesch war ein alter, kränklicher und gutmütiger Herr mit stets vorgeneigtem Kopfe und schon grauem Haar.
>
> Er genoß das besondere Vertrauen der Bevölkerung, denn er war noch einer der wenigen Geistlichen, welche die hochröhrigen, glänzenden Stiefel außen über der Hose trugen. Die meisten Priester hatten damals schon neumodische lange Beinkleider, die schlotternd bis auf den Rist hinabhingen. „Bei den Hosen fängt der Antichrist zuerst an!“ pflegte die alte Magd Liesel zu sagen, und an dem ehrwürdigen Herrn Plesch fand sie soweit nichts auszusetzen. [...]
>
> Diesem guten Herrn brachte also die alte Liesel meinen „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ und das „Freue dich des Lebens“. (Als ich Freigeist ward. Ebd. III. Serie, Bd.2, S.155.)

Bald darauf lässt der Pfarrer Peter rufen, zeigt ihm die Schriften und fragt ihn, woher er das alles habe. Peter sagt, das sei ihm eingefallen, und das über das Jüngste Gericht habe er aus der Predigt vom vorigen Ostersonntag. Da kann der Pfarrer nichts mehr sagen. Dann deutet er auf eine Liebesgeschichte in „Freue dich des Lebens“.

> Jetzt steckte der Pfarrer sein glattrasiertes Gesicht zu mir vor und schrie: „Wickelkind du! Und weißt du denn, was Liebe ist?“
>
> Ich war stumm. Diese Frage hatte ich nicht erwartet.
>
> [...]
>
> Endlich trat er auf mich zu, und in unendlich gütigem Tone sagte er die Worte: „Die Schriften kannst du wieder mitnehmen. Der liebe Gott behüte dich!“ – (Ebd. S.157)

Mit neunzehn Jahren schreibt Peter einen naturhistorischen Aufsatz mit dem Titel: „Der Mensch. Eine zoologische Studie“. (Ebd. S.159) Beim Haselgraber wird er laut vorgelesen. An einer Stelle bricht der Leser ab und will nicht fortfahren, weil das Wort, das dort über den Menschen steht, zu arg ist. Die Liesel trägt das Heft wieder zum Pfarrer. Peter kommt vorbei, als es der Pfarrer gerade liest; er lässt Peter vorbeigehen bis zum Kreuz, dort nimmt der Bursch den Hut ab. Da ruft ihn der Pfarrer zurück, erleichtert, dass Peter vor dem Kreuz noch Respekt hat. Er fragt den jungen Schriftsteller wieder, ob er sich das ausgedacht habe. Peter bejaht.

> „Aber Kind, was treibst du denn?“, rief er aus, „der Mensch Säugetier! Raubtier! – Der Mensch ist ja ein Ebenbild Gottes!“
>
> „Das leugne ich nicht“, hierauf meine Antwort.
>
> „Nun kannst du wieder gehen.“
>
> Und die Inquisition war zu Ende. Das Heft aber hatte er bei sich behalten, woraus ich schloß, daß es ihm gefallen müsse.

> Später habe ich erfahren, daß einen Tag nach dieser kurzen Begegnung unter den Birken die Liesel wieder beim Pfarrer war, um sich zu erkundigen, wann der Scheiterhaufen für den Ketzer denn eigentlich errichtet werde. Der Pfarrer soll ihr geantwortet haben, seitdem die Eisenbahn gehe, sei das Holz zu teuer.
>
> „So!“ gab die Alte scharf zurück, „und in der Hölle wird die ganze Ewigkeit hindurch geheizt!“
>
> Hierauf der alte Pfarrer achselzuckend: „Möglich, dass sie dort Steinkohlen brennen!“
>
> „Und hat der hochwürdige Herr nicht gelesen von der behaarten Schnauze und daß der Mensch, wenn er gesoffen hat, ein Schweinehund ist? He?“
>
> „Na, das ist ja leider manchmal wahr!“, sagte der Pfarrer. (Ebd. S.161)

Neben diesen positive Beispielen gibt es in der Jugendliteratur auch viel Kritik an der Kirche, z.B. in dem 1930 posthum veröffentlichten Roman von **Paul Busson**: ***Vitus Venloo.*** Nur der Religionslehrer am Gymnasium, Dr. Zeindl, ist bei der Jugend hoch angesehen. Eines Tages hält er Vitus nach Unterrichtsschluss zurück und beginnt ein Verhör:

„ ‚Warum gehen wir denn nicht mehr in die heilige Messe, Venloo?’“ (Busson 1930, S.89)

Vitus versucht sich herauszureden. Aber der Katechet hat von seinem Vetter gehört, was die Burschen im Löwenbräu gesprochen haben (siehe Kapitel STAAT). Und vor lauter Erregung fällt er in den Dialekt: „ ‚Wißt’s, ös Lausbuam, daß ös alle beide g’spritzt werdet’s, wenn i das anzeigen tua?’“ Und fährt dann wieder salbungsvoll fort: „‚Aber ich will nicht solches, Vitus Venloo, und zwar Ihrer Mutter zulieb. Also, warum gehen wir nicht zur heiligen Messe? Und warum führen wir solche Reden?’“ (Ebd.) Und dann gleich wieder „mit erhobener Stimme [...] ‚Der Besuch der Schulmesse ischt Pflicht. [...] und sagen Sie’s nur gleich auch dem Hochschreck, dem Haderlumpen, daß er in Zukunft seine ungewaschene Goschn hält! Sonst wehe, dreimal wehe! Und jetzt – Schulmesse gehn, verstanden? [...]’“ (Ebd. S.90)

Seit der Aufhebung des Konkordats und dem Reichsvolksschulgesetz 1869 durften Schüler nicht mehr zu religiösen Übungen gezwungen werden und die Nichtteilnahme durfte in die Klassifikation nicht eingerechnet werden. Allerdings war die Praxis von Schule zu Schule verschieden (vgl. Dachs 1982, S. 39f).

Als Vitus seinen Freunden Herucker und Malzey anschließend von dem Gespräch mit dem Religionslehrer erzählt, sagt Herucker, der den Priester von früher her besser kennt, was der Mann für ein „Tausendkünstler“ ist: Er ist ein Gelehrter auf verschiedenen weltlichen Gebieten, er hat einen Kindergarten für behinderte Kinder geschaffen, eine Bahnstrecke ist nach seinem Entwurf gebaut worden; ein Buch über Landwirtschaft, das er geschrieben hat, hat fünfundzwanzig Auflagen erlebt und mit dem Geld, das er damit verdient, unterstützt er eine evangelische (!) Gemeinde (vgl. Busson 1930, S.92).

Alle drei Burschen finden es hochanständig von dem Geistlichen, dass er, anstatt die Schüler anzuzeigen, ihnen noch eine Chance gibt.

Unter dem damaligen Regime bleibt selbst ein so großartiger Religionslehrer nicht unbehelligt und zwar gerade wegen seiner Milde und Toleranz (er bringt auch Luther Achtung entgegen; vgl. ebd. S.23). Der Protektor der Marianischen Kongregation, der „übereifrige Kaplan Nechleda“[62] (ebd. S.164) verlangt, dass die Mitglieder die Fälle anzeigen, „in denen Lehrer oder Mitschüler abfällige oder verdächtige Äußerungen über Glaubensdinge, Geistliche oder Religionsübungen getan hatten.“ (ebd.). Der Auftrag ist abgelehnt worden, mit allen Stimmen außer der von Altböck, dem Sohn des Paramentenhändlers und Präses der Kongregation. Daraufhin legt Nechleda das Protektorat nieder und Dr. Zeindl übernimmt es. Als nächstes erscheinen in den Zeitungen anonyme Verleumdungen über Zeindl, dass er zu schwach und nachlässig sei, wo er streng sein müsste, dass mangelnde Andacht in der Religionsstunde herrsche, dass die Schülerbücherei (vom Deutschlehrer Dietlieb, einem Unangepassten betreut) gottlose Bücher ausgebe. Als Prof. Zeindl die Schüler in Vitus Klasse einzeln und auf Ehrenwort fragt, ob einer von ihnen die Artikel geschrieben habe, wagt Altböck nicht zu leugnen und wird von der Schule verwiesen (vgl. ebd. S.198 – 203).

> Wie man später erfuhr, durfte er auf besondere Verwendung einflußreicher Personen das Schuljahr im Brixner Gymnasium beenden. Die Innsbrucker Anstalt lehnte ihn ab, denn Professor Zeindl hatte kurz und bündig erklärt, daß er bei fernerem Verbleiben dieses Menschen im Gymnasium der Hauptstadt sein Gesuch um Übernahme in den Ruhestand einreichen und den Unterricht abbrechen werde. Und mit dem im ganzen Lande ungemein verehrten Priester wagten auch jene nicht anzubinden, bei denen Naturen wie Altböck beliebt und als vielversprechend angesehen waren. (Ebd.S.205)

Malzeys Eltern sind die Kontrastfiguren zu Vitus’ Familie. Malzey nennt seine Mutter ein „lebendig gewordenes Gebetbüchl“ (ebd. S.49). Nachdem ihn sein Vater wegen seiner „staatsgefährlichen Halsbinde“ (die rote Krawatte der Sozialdemokraten) zu Hause eingesperrt hat, er aber entkommen ist, erzählt Malzey: „Er [Dr. Zeindl] hat mich in meinem Verlies besucht und gefragt, an was ich eigentlich noch glaube. ‚An die Anarchie’, hab ich gesagt, haha! Die Alte hat geschrien: ‚Der Satan spricht aus ihm!’ Und hat mich mit Weihwasser angespritzt [...]’“ (ebd. S. 46). Bei einer anderen Gelegenheit hält Malzey Vitus und dem Juden Isidor eine schwungvolle Rede: „ ‚Ja, meine Geliebten in Christo und Jehova, [...] ihr wißt nichts von den Vorteilen einer frommen christlichen Erziehung für zarte Knabenseelen. Haha! Ich könnte euch die Striemen auf meinem Buckel zeigen –. [...]’ “ (Ebd. S.56)

[62] Der Name klingt tschechisch, das sollte vielleicht ein Hinweis sein auf das Problem, das in den Vorbemerkungen zu diesem Kapitel angesprochen ist.

In Dr. Zeindl hat Paul Busson einen absolut positiven Geistlichen dargestellt. Eine Affinität des Autors zur katholischen Kirche kann man daraus aber nicht ableiten, denn eine weitere, ebenfalls positive Kontrastfigur ist Vitus' Onkel Otto Marlemont, ein welterfahrener Freigeist, der sich über die „fromme und frömmelnde Art der Leute [...] und über das goldene, klingelnde und weihrauchduftende Beiwerk des Katholikentums" (ebd. S.11f) lustig macht und Vitus von seinen Schuldgefühlen wegen des Onanierens befreit, worauf Vitus „nun leichten Herzens den Glaubensballast aus seinem Schifflein warf" (ebd.).

In den Gesprächen zwischen Vitus und Christian Prutzer in den Sommerferien lässt Busson eine Neigung zum Pantheismus und zu mystischen Naturerfahrungen durchklingen. Christians Weltbild, die Erlöseridee und der Mitleidsgedanke ordnen Busson literaturgeschichtlich dem Expressionismus zu (vgl. Peinlich 1932, S.32f).

2. Glaube und Gewissen

Die Standhaftigkeit eines Knaben ist der Inhalt einer Erzählung von **Robert Weißenhofer**: ***Das Glöcklein von Schwallenbach oder: Die Vorsehung wacht*** (1906).

Die Erzählung hat einen historischen Hintergrund (siehe Kapitel STAAT).

Der Knabe Otto, der bisher bei seiner verwitweten Mutter in Schwallenbach gelebt hat (siehe Kapitel FAMILIE), kommt mit dreizehn Jahren als Knappe auf die Burg Aggstein.

Otto hat eine sorgfältige und christliche Erziehung genossen und es fällt ihm auf, dass der Burgherr seine Pflicht, auf die Einhaltung der christlichen Grundwerte zu achten, vernachlässigt. Wenn der Knappe in gewohnter Weise sein Morgen- und Abendgebet spricht, lachen die Kameraden ihn aus.

> Allein der brave Knabe dachte, daß man sich an den Spott böser Menschen nicht kehren dürfe, wie ihm dies die Mutter ja oft gesagt hatte.
>
> Manchmal führten einige der Ausgelassensten ganz ungeziemende Reden, wie solche die Unschuld beleidigen und guten Kindern ein Greuel sind zu hören. Otto verschloß ihnen sorgfältig sein Ohr und dachte gar oft bei sich: wenn so etwas die Mutter oder der Herr Pfarrer zu Hause je gehört hätten, so würden sie wohl drohend den Finger aufgehoben und gerufen haben: "Kind, der Schutzengel weint!" (Weißenhofer 1906, S.39)

Das ist natürlich eine Mahnung an die jungen Leser (und eventuellen Leserinnen) sich ebenso zu verhalten wie Otto.

Der Knabe bewahrt sich seine Unschuld und seinen guten Charakter und kann den schlechten Einflüssen auf der Burg widerstehen. Als Ritter Georg sich Ottos Kenntnisse im Lesen und Schreiben zunutze machen will, überlegt der Knabe, inwieweit er seinem Herrn

Gehorsam leisten muss oder darf. Die Frage des Ritters, ob er schweigen könne, verwirrt den Knappen zunächst, doch antwortet er dann:

> „Wenn es nicht gegen mein Gewissen ist, werde ich in allem und jedem Euren Willen tun.“
>
> „Wenn es nicht gegen dein Gewissen ist?“ wiederholte der Ritter etwas gereizt und seine Stirne verfinsterte sich. „Ich glaube, es sei meine Sache, zu entscheiden, was du tun darfst und was nicht. [...]“ (Ebd. S.40f)

Dieser Ansicht ist Otto aber nicht. Er weiß, dass er einen Befehl, der ihn auffordert, Unrecht zu tun, verweigern muss, auch wenn er von einem Vorgesetzten kommt. Nach und nach erkennt Otto den schlechten Charakter seines Herrn und fühlt sich ihm gegenüber nicht mehr zur Loyalität verpflichtet. Indem er dem Ritter, der von ihm ein falsches Zeugnis verlangt, den Gehorsam verweigert, gehorcht er seinem Gewissen. Zusammen mit dem Sohn des Torwarts verhilft er einem zu Unrecht Gefangenen zur Flucht. Da Otto dem Ritter gegenüber auch keine Lüge ausspricht und seine Tat zugibt, wohl wissend, dass ihn das das Leben kosten kann, werden die beiden Knappen eingesperrt. Das genügt Georg Scheck aber nicht, denn als kaiserliche Truppen drohen die Burg einzunehmen, will er den Mitwisser seiner bösen Taten beseitigen und Otto das „Rosengärtlein", einen steilen Felsabhang, hinunterstoßen. Doch in diesem Augenblick läutet das Glöcklein der Schwallenbacher Kirche, und der Jüngling bittet Ritter Georg, noch ein Gebet sprechen zu dürfen. Der Ritter erlaubt es großzügig, und während der Knabe noch betet und der Ritter mit seinen Getreuen abgelenkt ist, stürmen die Truppen Herzog Albrechts die Burg und Otto ist gerettet. Dadurch bewahrheitet sich der zweite Teil des Titels: „Die Vorsehung wacht“

Bei historischen Erzählungen erhebt sich immer die Frage, was der Autor damit will. (Vgl. die Arbeit von Patzl 1992 unter dem Titel: „Mit Geschichte will man etwas“.)

> Dabei dient die Gestaltung historischer Themen häufig als Projektionsfläche für Probleme der Gegenwart. Junge Leser sollen durch die Identifikation mit den Helden vergangener Zeiten auf Ansprüche und Forderungen der eigenen Epoche reagieren und auf Umbruchsituationen vorbereitet werden. (Pohlmann / Steinlein 2000, S.10.)

Der Knabe Otto verkörpert die christlichen Werte, die Weißenhofer für die Gegenwart als besonders wichtig hervorheben wollte: „Ehrlichkeit, Gehorsam, Frömmigkeit, Gottes- und Nächstenliebe". (Ebner 1996, S.85) Und es zeigt sich, „daß kindlich-naive Frömmigkeit [...] den Hauptfiguren zum Besten gereicht" (ebd. S.97) ... und das gilt auch für die heutige Jugend, könnte man im Sinne Weißenhofers fortsetzen. Er beklagte „den Mangel an heimischer Produktion im Bereich der Jugendschriften sowie moralische und religiöse Defekte in der vorhandenen Literatur" und „den fehlenden erzieherischen Einfluß der Schule

auf dem Gebiete des Glaubens und der Sitte" (ebd.). Um diesem Mangel abzuhelfen, „drängte es ihn doch noch, auf besondere Weise mitzuhelfen, die aufwachsende Jugend, den größten Schatz eines Staates, in die rechten Bahnen zu leiten.“ (Fehringer 1900, ohne Seitenzählung.)

Das gelingt nach Ansicht Weißenhofer am besten mit historischen Stoffen:

> In Weißenhofers Weltsicht war Vaterlandsliebe und Heimatgefühl sehr eng mit dem Christentum und dessen Werten verbunden. Gerade bei seinen „Erzählschriften zur Hebung der Vaterlandsliebe“ bilden immer wieder historische Episoden mit patriotisierender Tendenz den Hintergrund, wo das Bewahren und Retten des Christlich-katholischen latent dominiert: Das christliche Vaterland (und somit das Christentum überhaupt) muß vor ausländischen, oft unchristlichen oder akatholischen Eindringlingen (Türken, Franzosen, Schweden) gerettet werden. [...]
>
> Kurz gesagt: Für Weißenhofer standen die christlichen Werte in seinen Werken bezüglich Umfang und Intensität an der Spitze einer Wertehierarchie, noch über dem Anliegen, Heimatgefühl zu vermitteln. (Ebner 1996, S.86)

Der Autor hat die didaktische Absicht seiner Werke nicht geleugnet (ebd. S. 85f). Durch die Wahl der historischen Stoffe hat der Pädagoge Weißenhofer wohl auch noch zusätzlich das Interesse der Leser wecken wollen und damit auch noch einen kleinen Geschichtsunterricht verknüpft, gemäß dem Horazischen Grundsatz: podesse et delectare. Der Lauf der Handlung wird auch immer wieder unterbrochen, um historische Zusammenhänge zu erklären.

Wolgast verurteilte diese Art von „Tendenzliteratur“, die erziehen und Wissen vermitteln soll (Wolgast 1905). Es ist aber nicht zu leugnen, dass die Erzählungen zu Lebzeiten Weißenhofers und noch einige Zeit danach sehr beliebt waren. Offenbar hatte er den Geschmack seiner Leser getroffen. Sogar Paula Grogger schreibt in ihren Jugenderinnerungen:

> Zu heftiger Gemütsbewegung, ja zu Tränen erschüttert wurde ich von historischen Schicksalen. Ein also wirkungsvolles Büchlein hieß „Das Glöcklein von Schwallenbach". „Die Waise vom Ybbstal" hat ungefähr auf mich gewirkt wie später Wallenstein oder Don Carlos. (Zitiert in: Ebner 1996 S.82)

Ebner bestätigt, dass Weißenhofers „Werke nur in einem ganz bestimmten, relativ engen Zeitraum – dieser Rahmen läßt sich mit 1870 bis 1920/30 begrenzen – beim Publikum ankamen, reißenden Absatz fanden und gelesen wurden.“ (ebd. S. 84f).

Wilhelm Fischer: ***Das Licht im Elendhause*** (1909)

Diese Erzählung wird als Fischers beste bezeichnet. Ursprünglich war sie 1898 in den ***Grazer Novellen*** enthalten, 1909 wurde sie vom Verlag des Lehrerhausvereins für

Oberösterreich von Josef Freudenthaler in einem Jugendstileinband mit Bildern von Franz Wacik herausgegeben (s. Abb. 36 – 38).

Der Ort der Handlung ist Graz im 15. Jahrhundert. Es ist die Geschichte einer Berufung: Ein einfaches Mädchen ist bereit, sein Leben zu opfern um Pestkranke zu betreuen. Man könnte fast von einer Legende sprechen, nur mit dem Unterschied, dass das fast heilige Mädchen am Ende der Erzählung nicht stirbt und in den Himmel kommt, sondern heiratet und ein bürgerliches Leben führt.

Dietmut ist eine Waise und lebt bei ihrem Onkel Klaus und ihrer Tante Lene. Am Beginn ist Dietmut unfolgsam und launisch, „ein Mägdlein, das noch in der zartesten Jugend stand, aber einen festen Willen zeigte, die anderen zu plagen“ (Fischer 1909, S. 2). Ihre Tante ist sehr streng und sperrt sie einmal, als das Mädchen wegen eines verlorenen Heiligenbildes schmollt, zur Strafe in eine finstere Kammer. Dort fällt durch eine Ritze ein einziger Sonnenstrahl, der das Kind tröstet (vgl. ebd. S.15). Diese Episode weist auf Dietmuts spätere Bestimmung hin, in der sie selbst der Sonnenstrahl für die Pestkranken sein wird.

Ein paar Jahre später hat Dietmut das Gebot des Gehorsams verinnerlicht, insbesondere als ihr bewusst wird, dass sie nicht die leibliche Tochter ist und nur aus Barmherzigkeit aufgenommen wurde. Als der Lehrling Dietmer und der Geselle Wetzel Dietmut bedauern, weil sie so hart arbeiten muss, erklärt sie ihnen:

> „Höre du, Wetzel, so steht es nicht um meine Sache. Muhme Lene ist streng; doch ich bin ein armes, verwaistes Mädchen und das ist meine einzige Freundschaft und Sippe hier im Hause, wo ich getrost leben kann. Bürdet sie mir die Last auf, so tut sie es nicht aus bösem Willen, denn sie weiß, daß aus rechtschaffenem Tagewerk niemandem ein Schaden erwachsen wird. Leiste ich ihr die Dienste einer Magd, so darf ich doch Sonntags ihr zur Seite in gutem Kleide zur Kirche gehen, wie ihre eigene Tochter Mechthild. So hält sie es mit mir und ich bin es zufrieden, dem Hause zu dienen, das mein Heim ist. Ich bin zuweilen noch unbändig, so daß Muhme Lene ihre Not mit mir hat und mir den Tag übel gesegnet mit all der herben Rede, die in ihrer Macht liegt. Aber ich will mich alleweil ihrer Zucht fügen und Gott darum loben, solange ich zu seiner Ehre im Sonnenlichte schreiten kann. [...]“ (Ebd. S.30f)

Wie im Kapitel FAMILIE schon erklärt, enthält auch diese Erzählung ein eingeschobenes Märchen, das auf die Beziehung zwischen den Figuren und auf den Schluss hinweist. Hier erzählt der Geselle Dietmer, der Dietmut heimlich liebt, das Märchen. Es handelt von einer Königstochter, die von einem Lindwurm gefangen gehalten wird, den man nur mit einem bestimmten Schwert und nur unter der Bedingung töten kann, dass man auf das Liebste verzichtet, das man auf Erden hat. Ein junger Königssohn hat sich in die Königstochter verliebt, muß ihr aber entsagen, um sie zu befreien. Er bringt dieses Opfer. Nun will ihn die Königstochter aber ihrerseits gewinnen und geht in die Welt, um ihn zu suchen.

Nachdem sie ihn gefunden hat, streut sie zwei Lilienkörner in die Erde, die von der Sehnsucht getrieben sofort aufgehen und wachsen (Abb.38). Sie zeigen an, dass die Stärke der Sehnsucht den Königsohn von seinem Gelöbnis entbunden hat, und die Liebenden finden zueinander. (Vgl. ebd. S.35 – 40) Das Märchen deutet die kommende Handlung an. Die Symbole können aber nicht eins zu eins zugeordnet werden, weil ihre Aussage komplexer ist. Die Lilie z.B. ist traditionell ein Symbol der Reinheit, hier steht sie für die Sehnsucht; später bedeutet sie auch Distanz und Verzicht, die die Reinheit fordert. Für die Reinheit wird in der darauf folgenden Episode ein anderes Symbol verwendet: das Wasser.

Dietmut fühlt sich krank und geht, ohne jemandem etwas zu sagen, für mehrere Tage in den Wald. Wetzel und Dietmer machen sich Sorgen und suchen sie. Hier verwendet der Autor das Märchenmotiv der zwei Federn, die die Männer in die Luft blasen; dann geht jeder in eine andere Richtung und Dietmer findet das Mädchen. Er fragt:

> „Wir trugen Leid um dich, weil du ferne warst. Nun bist du gefunden, Dietmut. Was geschah dir?“
>
> Sie antwortete: „Ich war krank und mußte in die Weite, um einen Quell zu suchen, der im Tobel des Waldes liegt. Dort tauchte ich in tiefer Nacht in die Flut, die lind und heilkräftig ist, und gewann die Gesundheit wieder.“ (Ebd. S.44)

Darauf pflückt Dietmer ihr eine Lilie und gesteht, dass er ein Unrecht an ihr begangen hat, sagt jedoch nicht, was es war. Aber Dietmut verzeiht ihm ohne nachzufragen.

Das Bad in der heilbringenden Quelle ist sowohl ein Märchen- als auch ein christliches Motiv. Das Eintauchen in die nacht-dunkle Flut, in der sie ihre seelische und körperliche Gesundheit findet, deutet auf ihre spätere Tätigkeit im Pesthaus.

Bemerkenswert ist auch, dass diese Episode im fünften von zehn Kapiteln steht, also fast genau in der Mitte. Im sechsten Kapitel erfolgt der Umschwung in der Handlung. Die ganze Familie macht eine Wanderung nach Mariatrost. Nachdem Dietmut sich an der herrlichen Natur im Wald erfreut hat, sieht sie auf den Kirchenstufen einen (vermutlich leprakranken) Mann mit zerfressenem Gesicht. Dieser Gegensatz zwischen der herrlichen Natur und dem entsetzlichen Anblick des Kranken, dazu der Gedanke, dass auch dieser Mensch ein Ebenbild Gottes ist, lässt Dietmut nicht mehr los. Auf dem Heimweg sieht sie ein Zeichen am Himmel, das großes Unglück verkündet (Abb. 36), und bald darauf bricht im ganzen Land die Pest aus.

Nun erkennt Dietmut ihre Berufung und folgt ihr. Ohne der Familie etwas zu sagen, geht sie in das Haus, in dem die Pestkranken eine letzte Zuflucht finden. Sie weiß, dass sie nie mehr zu den Ihren zurückkehren kann, aber das nimmt sie auf sich.

„Da verbreitete sich hie und da das Gerücht, daß in das Elendhaus eine wunderschöne Magd eingekehrt sei, die mit schier himmlischer Barmherzigkeit die grauenvollen Siechen tröstete und hilfreich pflegte; und sie nannten sie das L i c h t i m E l e n d h a u s e.“ (Ebd. S.65. Hervorhebung im Text)

Als Wetzel Dietmut zufällig auf der Straße sieht, möchte er zu ihr hinlaufen, aber seine Meisterin, die dabei ist, verbietet ihm jeden Kontakt wegen der Ansteckungsgefahr. Nun ist er zunächst in einem Gewissenskonflikt zwischen dem Gehorsam der Meisterin gegenüber und seiner Liebe zu Dietmut. Bei späterer Überlegung wird daraus ein Konflikt zwischen dem Wunsch nach materieller Sicherheit und Liebe. Denn Lene hat ihm gedroht, dass er nie wieder in ihr Haus darf, wenn er sich Dietmut nähert, und Wetzel überlegt, wie schwer es einem alten Gesellen sein würde, neue Arbeit und ein neues Heim zu finden. Also fügt er sich dem Verbot, fühlt sich aber Dietmut gegenüber schuldig.

Dietmer will nicht ohne sie leben und folgt ihr in das Hospiz. Er gewinnt Stärke durch sie, denn „so lange sie an dem Lager eines Elenden weilte, schwieg der Jammer und in die grauenvolle Nacht der Erde fiel ein Strahl der himmlischen Barmherzigkeit aus ihren Augen in die Seele des Siechen und tröstete ihn.“ (Ebd. S. 82)

Wunderbarerweise bleiben die Liebenden gesund. Nachdem die Seuche verschwunden ist und alle Leute Dietmut loben, sagt sie nur: „‚Dess’ überhebt sich mein Herz nicht, denn ich tat nur, was ich mußte. Ich habe damit mein eigenes Leben bewahrt, denn ich läge nun tot, wenn ich es nicht getan hätte. Das weiß ich. Was ist also daran viel zu rühmen? Tut doch jeder, wie er muß’“ (Ebd. S. 94) Das heißt also: Nicht obwohl sie die Kranken gepflegt hat, sondern weil sie sie gepflegt hat und damit ihrem Gewissen gefolgt ist, ist sie seelisch und körperlich gesund geblieben.

Nun können Dietmer und Dietmut heiraten. Nach der Hochzeit gesteht Dietmer, dass er seinerzeit das Heiligenbild gestohlen hat, weil er unbedingt etwas haben wollte, das dem Mädchen gehörte. Auch Wetzel bittet um Verzeihung dafür, dass er sich den Kontakt mit Dietmut hatte verbieten lassen.

So steht am Ende auch dieser Erzählung wieder das Verzeihen, das alle Schuld tilgt.

Abschließend sei noch auf die – sicher bewusst gewählte – altertümliche Sprache hingewiesen. Sie verstärkt nicht nur den Märchencharakter der Erzählung, sie schafft auch eine gewisse Distanz zur Gegenwart und zum Leser oder zur Leserin, was wiederum den Legendencharakter hervorhebt. In dem eingeschobenen Märchen und in der direkten Rede verwendet der Autor oft das Präteritum, wodurch er den Stil der gesprochenen Sprache angleicht.

Enrica von Handel-Mazzetti: ***Als die Franzosen in St. Pölten waren*** (1904)

Im Vorwort schreibt der Herausgeber:

> Wir bringen nachstehend die erste Erzählung der jetzt so vielgenannten Schriftstellerin, die diese als 19jähriges Mädchen bald nach ihrem Austritt aus dem Kloster schrieb. Wir glauben uns den Dank der Leserwelt mit dieser Publikation umsomehr zu verdienen, als diese Erzählung in so anschaulicher Weise das Milieu schildert, darin die Dichterin einen Teil ihrer Jugendjahre verbrachte – nämlich das Institut der englischen Fräulein zu St. Pölten in Nieder-Österreich. (Handel-Mazzetti 1904, ohne Seitenzählung)

Somit ist die Erzählung autobiografisch, was das Klosterleben betrifft; der Teil der Handlung, der den französischen Soldaten betrifft, ist wahrscheinlich frei erfunden.

Die Zeit der Handlung ist der Frühling 1809. Die 14jährige Aurelie Mühlau lebt seit ihrem fünften Jahr im Kloster der englischen Fräulein in St. Pölten, weil die Mutter tot und der Vater Berufsoffizier ist.

Seit dem Krieg gegen die Franzosen macht sich Aurelie große Sorgen um ihren Vater, der in Bayern an der Front ist. Nun hat sie schon so lange keinen Brief von ihm bekommen, sie weiß nicht einmal, ob er noch lebt. Sie will aber über ihre Sorgen nicht reden. Nur der würdigen Mutter Oberin gegenüber gesteht sie, dass sie schon so verzweifelt ist, dass sie kein Vertrauen zu Gott mehr hat.

Einmal im Monat hat Aurelie „Ausspeisetage“ (ebd. S.11) bei einer Tante. In der Stimmung, in der sie gerade ist, hat sie absolut keine Lust, Tante und Onkel zu besuchen, dort ein freundliches Gesicht zu machen und unangenehme Fragen zu beantworten.

Die Oberst-Vorsteherin will, dass das Mädchen diesen Besuch trotzdem macht und meint, das wäre eine gute Gelegenheit „etwas Verdienstliches zu tun“ (ebd. S.12). Wenn sie allen Ärger und allen Unmut Gott aufopfert, vielleicht erhört er dann umso lieber ihr Gebet für den Vater. Darauf sagt Aurelie:

> „Euer ehrwürdige Gnaden, wenn es sein muß!“
> „Es m u ß nicht sein“, sagte die Oberst-Vorsteherin und heftete einen langen zärtlichen Blick auf das Kind.
> Da sagte Aurelie leise mit Erröten: „Ehrwürdige Gnaden, ich werde gehen. Sie wollen’s, also will’s der liebe Gott.“ (Ebd., Hervorhebung im Text)

Das Mädchen muss an diesem Tag auch einiges in Kauf nehmen. Da die Franzosen inzwischen bis St. Pölten vorgedrungen sind, sind im Haus des Onkels Soldaten – die Feinde ihres Landes und ihres Vaters – einquartiert, das trägt nicht dazu bei, Aurelies Stimmung zu heben. Dann muss sie der Tante den ganzen Tag über bei der Arbeit helfen, am Abend dem Onkel vorlesen und nach dem Abendessen noch auf dem Klavier spielen. Aber Aurelie trägt alles in Geduld als Opfer für ihren Vater.

Zum Übernachten kommt Aurelie ins Kloster zurück, sie soll aber am nächsten Tag den Besuch fortsetzen. Trotz ihrer Abneigung gegen die Franzosen hat sie mit einem Soldaten, der im Haus ihrer Tante einquartiert ist, gesprochen und er hat ihr von seiner Familie erzählt. Nun mahnt ihr Gewissen sie zu einer Geste der Versöhnung. Da der Soldat seiner kleinen Schwester versprochen hat, ihr eine Puppe mitzubringen, gibt ihm Aurelie ihre eigene, wunderschöne Puppe, mit der sie als Kind gespielt hat, für seine kleine Schwester und ihm schenkt sie eine geweihte Gedenkmünze mit dem Bild der Gottesmutter. Der Dragoner gibt zu, dass er nicht allzu fromm ist, aber von jetzt an wird er, wenn er Gefahr läuft, seinen Glauben oder seine Tugend zu verlieren, „an die fromme Mademoiselle von Saint Pölt“ denken (ebd. S.31).

Am Abend des zweiten Besuchstages betet Aurelie „in dem seligen Bewußtsein, heute und gestern ihren Pflichten genügt und einen Gotteslohn verdient zu haben“ (ebd. S.32) für ihren Vater. Endlich kommt ein Brief von ihm, er lebt und ist gesund und die Schlacht bei Aspern ist gewonnen. Die Oberin zieht aus der ganzen Sache den Schluss:

„Ja, Aurelie, nichts ist vor Gott wertlos! Selbst eine mit Eifer verrichtete langweilige Arbeit, eine unansprechende Vorlesung und eine Puppe, womit man einen feindlichen Soldaten beglückt, können den Segen des Himmels auf uns herabziehen!“ (Ebd. S.45)

Damit spricht die Oberin einen wesentlichen Grundsatz des katholischen Glaubens aus, dass gute Taten vom Himmel belohnt werden.

Benno Imendörffer: *Poldl*. (1902)

Diese Episode spielt im Krieg gegen die Türken. Poldl sucht seine Eltern, die er in türkischer Gefangenschaft vermutet. Im Heer Prinz Eugens wird er verwundet und liegt in einem zum Lazarett ernannten Haus eines türkischen Kaufmanns. Der Besitzer des Hauses stürzt in Poldls Krankenzimmer, um sich und sein Geld vor den Plünderern zu retten. Er ist

> ein alter Mann in türkischer Tracht, die ehemals wohl reich, nun aber arg zerfetzt war, mit wirrem, langem Barte und ohne Kopfbedeckung, alle Zeichen des Schreckens im Antlitz […].
>
> "Gnade, Herr, Gnade! Ich bin ein Christ, so wahr mir Gott helfe!" rief er und sank an Poldls Lager zu Boden.
>
> […]
>
> "Wer seid ihr?" fragte Poldl, "eure Sprache straft das Gewand Lügen, das ihr tragt."
>
> Der Alte hob nun ängstlich das Gesicht zu Poldl und kroch dicht an diesen heran. Er hatte wenig ansprechende Züge; unter spärlichen, weißen Brauen blickten zwei stechende Äuglein mißtrauisch aus einem dürren Antlitz mit gelber, runzeliger Haut; über den schmallippigen, eingefallenen Mund ragte eine scharfe Hakennase hervor, die dem ganzen Gesichte etwas Raubvogelhaftes gab. (Imendörffer 1902, S.120f)

Die Beschreibung passt allerdings eher auf einen Juden als auf einen Christen. Poldl durchschaut sofort, dass dieser Mann ein Renegat ist, der seinen Reichtum mit Abtrünnigkeit erkauft hat, und weist ihn voll Abscheu aus dem Zimmer. Gleich darauf kommt ein Sklave in das Krankenzimmer:

> Es war ein stattlicher Mann in der Tracht der bosnischen Christen; sein Antlitz, von starkem, halbergrautem Bart umrahmt, zeigte den ernsten, leidenden Eindruck, den harte Erfahrungen den Zügen so leicht aufprägen. Im übrigen war es ein gutes Gesicht; aus blauen Augen strahlten Klugheit und Offenheit, auch war seine Haltung bescheiden, doch nicht von jener knechtischen Unterwürfigkeit, die sonst die armen Rajahs* zeigten. (*Fußnote: Christen unter türkischer Herrschaft) (Ebd. S.125f)

Hier stehen einander zwei Christen gegenüber, einer, der seinen Glauben verleugnet hat um eines materiellen Vorteils willen, und ein anderer, der nicht nur seinem Glauben treu geblieben ist, sondern sich auch seinen guten Charakter erhalten hat, obwohl er unter einem bösen Herrn dienen musste. Es stellt sich heraus, dass der gute Christ Poldls Vater ist.

3. Der Kampf gegen den Unglauben

Wenn man die Werke dieser Arbeit auf ihren religiösen Gehalt hin vergleicht, wird man feststellen, dass Unglaube bzw. Rechtgläubigkeit je nach Epoche und Einstellung des Autors oder der Autorin sehr verschieden definiert sind. In einem Buch sind die Ungläubigen die Moslems, in einem anderen sind es die – schon wesentlich näheren – Protestanten, und für wieder andere sitzt der Unglaube sogar im eigenen Land, in Gestalt der Sozialisten, Modernisten und Atheisten.

Konrad Ritter von Zdekauer sah als die Ungläubigen die Türken an, die das Abendland sowohl in politischer als auch in religiöser Hinsicht bedrohten. In den Erzählungen ***Von der Adria und aus den schwarzen Bergen*** (1911) schildert er den politischen Kampf auf dem Balkan auch als einen Kampf des Christentums gegen die Muslime.

Ein treuer Diener spielt Ende des 17. Jahrhunderts in Sarajevo. Dort werden die Christen von den Türken unterdrückt und wünschen sich nichts sehnlicher als eine christliche Obrigkeit, den Habsburger Kaiser als weltliche und den Papst als geistliche Macht.

Obwohl Autoren der damaligen Zeit mit negativen Vorurteilen gegen die Türken nicht sparten, lässt Zdekauer den Türken gegenüber eine gewisse Fairness, um nicht zu sagen Toleranz erkennen.

Der Triestiner Kaufmann Antonio Moron wird von türkischen Seeräubern gefangen genommen und landet nach mehreren Abenteuern krank in Sarajevo in dem Haus des reichen Beg Mehmed, der sehr menschenfreundlich ist und ihn gesund pflegt. Der Beg wird als gläubiger Moslem beschrieben, womit dem Andersgläubigen nicht schon auf Grund seiner Religion Dummheit und ein schlechter Charakter angelastet wird. Dass der Türke den Christen nach seiner Genesung als Lehrer für seine Kinder im Haus behält, bescheinigt auch dem Moslem Toleranz und einen gewissen Weitblick, weil er die Rückständigkeit seines Landes erkennt und vom Abendland lernen will. Allerdings ist Beg Mehmed eine Ausnahme. Die anderen Bewohner der Stadt begegnen dem Christen mit Hass und drohen ihm mit Gewalt, und die Geschichte hätte für ihn noch schlecht ausgehen können, wäre nicht Prinz Eugen rechtzeitig nach Sarajewo gekommen. Unter dem Schutz des habsburgischen Heeres können die Christen die Stadt verlassen und sich in einem von den Habsburgern regierten Teil des Reiches ansiedeln. (Siehe Kapitel KRIEG) Dieser Auszug der Christen aus der Sklaverei der Moslems unter der Führung der Habsburger und die Hoffnung auf ein besseres Land erinnern an den Auszug der Israeliten aus Ägypten.

Auch in der Erzählung von **Enrica von Handel-Mazzetti**, ***Der Stangelberger Poldl*** (1947), sind die Türken die Ungläubigen, gleichzeitig geht es aber auch um den Unglauben im eigenen Land, um den Atheismus.

Die Erzählung spielt zur Zeit der Zweiten Türkenbelagerung von Wien, 1683. Aber der Krieg bildet nur den Hintergrund. Es geht um eine Bekehrung des Atheisten Mercator durch ein frommes, unschuldiges Kind.

Der Halbwaise Poldl kommt bei einem Botengang irrtümlich in das Haus Mercators, der von der Anmut des Knaben so berührt ist, dass er sein Ersatzvater und Mentor wird.

Der Gelehrte hat bis zu der Begegnung mit Poldl zurückgezogen, fast als Menschenfeind gelebt. Für manche Leute

> war er der ewige Jude oder sonst ein unheimlicher Gast, von mehr dämonischem als menschlichem Wesen. So albern dieses Gerede war, ein Kern von Wahrheit steckte doch darin. Es stand wirklich nicht ganz richtig mit dem Doktor in der Herrengasse. Er hatte schon als Jüngling auf der Leydener Universität über der griechischen und römischen Weltweisheit die größte Wissenschaft – die Erkenntnis Gottes – verlernt. Er schrieb Bücher, in denen stand nichts Gutes, und er tat niemandem Gutes, er liebte nur sich selbst. (Handel-Mazzetti 1947, S.14)

Die Erwähnung der Universität Leyden (oder Leiden) ist nicht zufällig. Erstens liegt die Stadt im protestantischen Holland, zweitens galt die Universität immer schon als sehr

fortschrittlich auf naturwissenschaftlichem Gebiet und war bekannt für physikalische Experimente. Ein ehemaliger Student dieser Universität musste Misstrauen erwecken.

Poldls Mutter hat auch Angst, der Gelehrte könnte das Kind vom Glauben abbringen. Sie wendet sich sogar an ihren Beichtvater. Der aber meint, sie könne den Buben ruhig dem Schutz Gottes anvertrauen, und Poldl sei ein so besonderes Kind, dass jeder, der mit ihm umgehe, sich bekehren müsse (vgl. ebd. S.17f).

Das geschieht auch. Während Poldl in allen weltlichen Wissenschaften von seinem Gönner lernt, wird er in der Religion, ohne es zu wissen, selbst zum Lehrer. Er sagt dem Atheisten Stücke aus dem Katechismus des heiligen Canisius auf (vgl. ebd. S.17), und als das Kind nach dem Streit zwischen der Mutter und Mercator wegen des Bildes (siehe Kapitel FAMILIE) nicht mehr zu ihm geht, beginnt der Mann selbst im Katechismus zu lesen – zunächst nur, weil ihn die Sätze an seinen Liebling erinnern – später nimmt er sich auch andere fromme Bücher vor und liest nun aus echtem Interesse.

Die Türken kommen und Mercator greift wie die anderen Bürger zu den Waffen. Während der Nachtwache ist er hin- und hergerissen zwischen Glauben und Zweifel, was stilistisch in barocker Antithese ausgedrückt ist.

> Dort glänzte das prunkvolle Gezelt des Großveziers, hier wies der Stephansturm ernst gen Himmel; dort flatterte die Blutfahne Mohammeds – hier still das Panier mit dem Bilde der seligen Jungfrau empor; dort drohte das Heidentum mit seinen finsteren Mächten – hier setzte eine wackere Schar ihr Blut und Leben für die christliche Sache ein.
>
> „Für die christliche Sache! Bin ich ein Christ?“ fragte sich Mercator. „Was ist mir das Kreuz, um das sich alle scharen? Ich bewundere den, der daran gestorben; aber ich bete ihn nicht an. Könnte ich Gewißheit haben, ich wollte wohl an ihn glauben. Aber wer gibt sie mir?“ (Ebd. S.36f)

Er ist durch das fromme Kind schon halb bekehrt, als er im Kampf gegen die Türken einen Arm verliert und weiß, dass er an der Verletzung sterben wird; dieses Unglück lässt ihn neuerlich an Gott zweifeln.

Er hat Poldl und seine Mutter rufen lassen. Die Stangelbergerin mahnt den Kranken, die Sterbesakramente zu empfangen. Aber der Mann ist stolz und hadert mit Gott. Nur wenn Starhemberg erfährt, dass Mercator sein Leben für die Stadt geopfert hat, will er einen Priester einlassen. Daraufhin läuft Poldl den Grafen Starhemberg suchen. In der Dorotheergasse geht er in die (damals katholische) Kirche und betet zur Mutter Gottes. Gleich darauf findet er – ob durch Zufall oder durch himmlische Fügung muss der Leser oder die Leserin selbst entscheiden – tatsächlich den Grafen Starhemberg, der, selbst verwundet, in einer Sänfte durch die Straßen getragen wird. Der Bub erzählt dem Stadtkommandanten, dass Mercator „‚so brav dreingeschlagen hat, daß ihm von den Türken ein Arm heruntergehauen

worden ist'" (ebd. S.48f). Graf Starhemberg trägt Poldl Grüße für den Verletzten auf, und damit ist die Bedingung erfüllt, unter der sich der Atheist bekehren will.

In seinem Testament hat er für Mutter und Sohn finanziell vorgesorgt und Abraham á Santa Clara übernimmt die Vormundschaft.

In der Erzählung sind Werte antithetisch dargestellt; der Mensch steht zwischen ihnen und muss sich entscheiden, welche er anerkennen will: Die Wissenschaft steht der Religion gegenüber, die Gewissheit dem Glauben; der gelehrte Erwachsene dem unbewusst seinem Herzen folgenden Kind. Und schließlich steht auch der Stadtkommandant Starhemberg dem einfachen Soldaten gegenüber, dem der Tod erst durch die Anerkennung des Höheren sinnvoll erscheint.

Da der Krieg hier nur den Hintergrund für das eigentliche Thema, die Bekehrung bildet, stellt sich die Frage, warum Handel-Mazzetti ein geschichtliches Ereignis gewählt hat.

Die Türkenkriege gehören zu den am häufigsten behandelten Themen der Jugendliteratur vor dem Zweiten Weltkrieg (siehe Kapitel KRIEG). Außerdem war Handel-Mazzetti mit den Nachkommen Starhembergs persönlich gut bekannt (Doppler 1980, Fußnote 50, S.189). Aber geschichtliche Stoffe haben immer auch einen Bezug zur Gegenwart, wie Moriz Enzinger in seinem Aufsatz erklärt (vgl. Enzinger in: Berger / Vancsa 1946, S.153; vgl. auch Pohlmann / Steinlein 2000, und Patzl 1992).

Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert sahen viele Leute wie Handel-Mazzetti das Christentum bzw. den Glauben durch verschiedene Entwicklungen gefährdet, vor allem durch den Kommunismus und den Sozialismus.

Vermutlich im Bewusstsein dieser Gefahr schrieb **Handel-Mazzetti** 1894/95 die Erzählung ***'s Engerl.*** (1926)

Der Ungläubige in der Geschichte ist der Sozialist Heuriedl. Das zentrale Motiv ist das von Pharisäer(in) und Zöllner.

Die elfjährige Rosi ist lungenkrank und lebt bei Stiefeltern, dem Schuster Tratschhofer und seiner Frau, die zwei eigene gesunde Kinder haben und denen das Stiefkind nur lästig ist. Die Eltern sind nicht bewusst bös, aber hartherzig; sie sind nicht religiös und dem Kind keine Stütze in seiner Krankheit. Der Sozialist Heuriedl, der auch nicht religiös ist, ist Untermieter in derselben Wohnung.

Rosi ist gut und fromm, sie möchte so gern die Erstkommunion empfangen, ist aber zu krank, um gemeinsam mit ihrer Schulklasse zu gehen. Unter diesen Umständen wundert sich die Autorin:

> Woher hatte das Kind seinen frommen Sinn? Aus der Schule? – Zweimal in der Woche von Gott reden hören, wenn daheim alles Heilige geschmäht und verlästert

> wird! – – Nein, nein! Nicht Menschen, Engel waren's, die Rosas Herz bildeten, jene Engel, deren Werkstätten stille Schmerzenskammern, verlassene Krankenlager sind.
>
> Sie hatte selbst etwas von Engelsnatur an sich; das empfanden alle, die sie leiden sahen, bisweilen sogar Tratschhofer und sein Weib. Am tiefsten aber empfand's der rohe Mensch, der Heuriedl; und er, der nicht an Engel glaubte, nannte sie immer nur „'s Engerl". (Handel-Mazzetti 1926, S.15)

Der Arbeiter Heuriedl und die bürgerliche, durchschnittlich fromme Lola, Gattin eines Bahnbeamten, sind die Kontrahenten in dieser Erzählung, sowohl auf der sozialen als auch auf der ideologischen Ebene. Schon äußerlich bilden die beiden einen Kontrast: Lola ist klein und zart, im Gegensatz zu Heuriedl: „Er war etwa 28 Jahre alt, breit gebaut, von verwegenem Auftreten; aus dem sonnverbrannten Gesicht blitzten ein Paar wilde Augen, Haar und Bart waren ungepflegt; die Kleidung wies auf den Bauarbeiter." (Ebd. S.10)

Lola möchte dem Kind etwas Gutes tun und fragt nach seinen Wünschen. Aber bevor Rosi ihren sehnlichsten Wunsch aussprechen kann, wird sie unterbrochen. Lola jedoch weiß, dass lungenkranke Kinder aufs Land gehören, und nimmt als selbstverständlich an, dass es das ist, was Rosi möchte. Es ist ein tragischer Irrtum, dass Lola ihre eigene Idee auf das Kind projiziert. Aber die Frau ist viel zu sehr von ihrer eigenen Rechtschaffenheit und Hilfsbereitschaft überzeugt, um wirklich christlich einfühlsam zu denken. Heuriedl dagegen tut vieles für Rosi, was ihn selbst Opfer und Überwindung kostet: Er kauft ihr von seinem Lohn Obst und Süßigkeiten und verzichtet oft auf das Wirtshaus, um bei ihr zu sitzen; er legt die Arbeiterzeitung weg und liest ihr aus den Erzählungen Christoph von Schmids vor,[63] Lektüre, die er zum eigenen Vergnügen nicht lesen würde (ebd.S.16). Rosi hat Heuriedl gern und macht immer wieder Bekehrungsversuche.

Zwischen der Katholikin und dem Sozialisten entsteht eine Spannung. Beide glauben zu wissen, was für das Kind gut ist. Jede(r) der beiden macht sich zur Autorität über das Wohlergehen der Patientin, beide haben aber nur das Körperliche im Blick und übersehen, was Rosi wirklich will. Sie kämpfen um die Gunst des Kindes und sind aufeinander eifersüchtig. Lola siegt vorübergehend, indem sie der frommen Rosi sagt, dass der Umgang mit Heuriedl nicht gut für sie sei und ihr das Versprechen abnimmt, nicht mehr mit ihm zu reden. Lola erpresst die Kleine sogar mit der Frage, wen sie lieber habe. „Sie fuhr noch länger fort, den unliebsamen Mann mit schwarzen Farben zu malen; schwärzer als nötig, und schwärzer, als es der Wirklichkeit entsprach. Sie nannte es Vorsicht; im Grund war's Voreingenommenheit und – arme kleine Lola! – Eifersucht." (Ebd. S. 25f)

[63] Christoph von Schmid (1768 – 1854) römisch-katholischer Priester und Jugendbuchautor. (Vgl.Wild 1990, S.135)

Das Kind kommt in einen Gewissenskonflikt, aber „wenn die gnädige Frau sagte: ‚Du darfst nicht mit ihm sprechen, er ist ein verkommener Kerl,' so mußte die gnädige Frau recht haben; sie war ja so gescheit." (Ebd. S. 29) Das ist auktoriale Ironie.

Lola wirft Heuriedl vor, dass er für das Kind nichts getan habe. Er antwortet:

> „Recht haben S', die Bockshörndeln tun's nit. aber – " mit einem energischen Schlag auf die Tischplatte – „auch Ihnere Waffeln und Biskoten und weiß der Teufel was tun's nit. A rechte Liab muß dabei sein; a rechte Liab is die, was sich selbst vergißt. I möcht wissen, wann die Rosa an Wunsch hätt, an' großen; wann s' was verlangen tät, was Ihna nit nach'n Strich geht, - möcht wissen, ob S' da aa so gschwind bei der Hand waaren, oder ob am End der Heuriedl herhalten müsset." (Ebd.S. 28)

Der weitere Handlungsverlauf zeigt, dass er recht hat. Rosi ahnt, dass sie bald sterben wird, und bittet zuerst Heuriedl, einen Priester zu holen. Lola will Heuriedl diesen Liebesdienst nicht überlassen und bietet sich selbst an. Daraufhin geht Heuriedl zuerst in Wirtshaus und dann zu einer Arbeiterversammlung. Rosis Stiefeltern haben einen Ausflug gemacht und kommen später heim als ausgemacht war. Lola ist nun mit dem Kind allein. Da kommt ihr Dienstmädchen mit der Nachricht, dass unerwartet Besuch gekommen sei.

Das ist die Situation, von der Heuriedl gesprochen hat. Der Besuch ist der bürgerlichen Hausfrau wichtiger als die Krankenpflege und das Versprechen, das sie dem Kind gegeben hat, und ihr Egoismus lässt sie alle Verpflichtung dem Kind gegenüber vergessen. Sie hat Rosis Wunsch nach dem Priester nicht so ernst genommen, sie sieht nicht, dass das Kind schon im Sterben liegt und lässt es allein.

Heuriedl kommt, von einem unbestimmten Gefühl getrieben, nach Hause und findet das sterbende Kind allein in der Wohnung. Er läuft nach dem Priester, bis er außer Atem ist. Auf dem Rückweg wollen zwei von Heuriedls Kumpel über den Pfaffen herfallen, Heuriedl verteidigt ihn – mehr in Sorge um sein „Engerl" als um den Pfarrer – und bekommt dabei einen Messerstich ab. Er möchte neben seinem Engerl sterben und wird in das Haus getragen. Er stirbt, während der Priester Rosi die Kommunion reicht. Heuriedl ist ein Märtyrer.

Handel-Mazzetti kritisiert nicht die Kirche und auch nicht die echte Frömmigkeit. Aber sie kritisiert die Pharisäer, die nur aus Eigenliebe und Selbstgefälligkeit anderen helfen. Denen stellt sie einen Sozialisten gegenüber, der allerdings schon halb bekehrt ist. Das ist nicht eine Verteidigung des Sozialismus, aber die Rechtfertigung eines Menschen, bei dem die Tat zählt und nicht die (deklarierte) Gesinnung. Heuriedl redet sozialistisch, aber er handelt christlich. Zum richtigen Zöllner fehlt ihm allerdings die Demut.

In diesem Zusammenhang sei an den „moralischen Pakt" (Matt 1995. Siehe auch Kapitel FAMILIE) erinnert, den man akzeptieren muss, um die Intention der Autorin zu

verstehen. Das haben zeitgenössische Leser und Leserinnen offenbar nicht (immer) getan, und mit der Publikation von „Jesse und Maria“ in Karl Muths Zeitschrift „Hochland“ wurde Handel-Mazzetti in den katholischen Literaturstreit verwickelt. Gegen die Schriftstellerin, deren Mutter protestantisch war, war man vielleicht schon von vornherein misstrauisch.

Wie schon in den Vorbemerkungen zu diesem Kapitel erwähnt, hatte die katholische Kirche (nicht nur, aber auch) in Österreich stetig an Einfluss verloren. Als Hauptursache sah Rom Liberalismus und Modernismus, d.h. gewisse gesellschaftliche und politische Strömungen, die Papst Pius IX. (1846 – 1878) schon 1864 im „Syllabus Errorum“ verurteilte (vgl. Doppler 1980, S.10ff). Pius X. (1903 – 1914) wandte sich in der Enzyklika Pascendi (1907) neuerlich gegen den Modernismus in der katholischen Kirche und forderte ab 1910 von allen Priestern die Ablegung des Antimodernismus-Eids.

1896 löste **Karl Muth**, der Herausgeber der Monatsschrift „Hochland“, mit der Broschüre „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?“ den „katholischen Literaturstreit“ aus. Er „verurteilt darin die Rückständigkeit katholischer Tendenzromane und propagiert [...] eine katholische Kunst, die in die nationale ‚moderne’ Hochliteratur integrierbar ist.“ (Doppler 1980, S. 10) (Solch katholische Tendenzliteratur kam zum Beispiel von Robert Weißenhofer.)

In dieser Auseinandersetzung, die 1909/10 ihren Höhepunkt erreichte, standen Enrica von Handel-Mazzetti und **Richard Kralik** einander zeitweise antagonistisch gegenüber. 1904/05 war Handel-Mazzettis *Deutsches Recht* noch in der Zeitschrift „Der Gral“, herausgegeben von Richard Kralik und Franz Eichert, erschienen (vgl. Dallinger 2005). Kralik vertrat die integralistische Richtung, derzufolge nicht nur die Literatur, sondern alle Bereiche des Lebens nach den Geboten und Vorstellungen der katholischen Kirche ausgerichtet sein sollten und alle Legitimation von der Autorität der Kirche kommt; Selbstbestimmung, Selbstentscheidung, eigenes Gewissen lehnte er ab. Kralik verdächtigte Muth und Handel-Mazzetti des Moder- nismus. Handel-Mazzetti befürchtete die Indizierung ihrer Werke und sah sich zu einem Antimodernismus-Eid genötigt, der ihr als „Unterwerfung“ ausgelegt wurde und die Kreise um Muth verärgerte (vgl. Doppler 1980, S.33f). Handel-Mazzetti wies die Auslegung zwar zurück; es ist aber eine Tatsache, dass sie nach 1910 nichts Ähnliches wie „Jesse und Maria“ (eine positiv gezeichnete protestantische Heldin und ihren unsittlichen katholischen Gegen- spieler) mehr veröffentlichte.

Interessant ist die Einstellung der beiden Parteien zu den Klassikern. Beide Seiten berufen sich auf die Tradition: Muth auf Goethe, Shakespeare und Kleist; Kralik auf Dante, Calderon und Eichendorff, während er Grillparzer, Mörike, Freytag und Raabe völlig ver-

schweigt. In der Zeitschrift „Der Gral“ wird Calderon „als Vorbild für die jungen Künstler zur *unmittelbaren Nachahmung* empfohlen.“ (Zitiert ebd. S.19. Hervorhebung im Text). Muth begrüßte die Herausgabe erschwinglicher Klassiker-Gesamtausgaben. Kralik dagegen, der sich nicht als „schaffender Künstler“, sondern als „Redactor“ der Kultur sieht, „der nur mehr die Synthese alles Vorhergehenden bereitzustellen hat“, empfiehlt statt der Klassiker-Ausgaben „die Gesamausgabe seiner Schriften, da sie auf kleinem Raum – in 45 Bänden – alle Kultur, alle Klassiker versammelt hätten.“ (Zitiert ebd. S.20.)

Die Anschuldigung, Handel-Mazzetti sei „zu modern“ gewesen, scheint aus heutiger Sicht lächerlich und ist nur aus der damaligen Gegnerschaft zwischen Katholizismus und Protestantismus zu erklären, die in den Vorbemerkungen erwähnt wird und einen politischen Zusammenhang hatte. Als Verfasserin von Kinder- und Jugendschriften war sie eine gute Religionslehrerin und Kämpferin gegen den Materialismus. Das Hauptthema all ihrer Werke ist die Bekehrung eines Erwachsenen durch ein Kind. *Ich mag ihn nicht* ist die einzige Geschichte mit einem (zumindest vorübergehend) trotzigen Kind. Sonst sind alle Kinder gut, die Erwachsenen nicht wirklich bös, aber verblendet, und sie werden durch das Beispiel der Kinder bekehrt. Das muss als starker Appell an die Kinder und Jugendlichen gewirkt haben.

4. Kritik an der Kirche

Handel-Mazzetti steht im Gegensatz zu dem Sozialisten **Ferdinand Hanusch**, dessen Milieuschilderungen weniger idealisiert sind. Bei ihm sind es auch nicht günstige Zufälle oder Gottes Hilfe wie bei Handel-Mazzetti, die eine Wendung zum Positiven bewirken, sondern die Personen der Handlung kämpfen selbst darum.

In der Erzählung ***Der kleine Peter*** (1913) ist der Anlass zur Kritik eine Religionsstunde. Der Küster Franz vertratscht Peter, dass er am Tag davor mit einem Stein nach ihm geworfen habe.

> „Der Peter? – Raus mit ihm!“ sagte der Katechet streng, während sich sein Gesicht dunkelrot überzog. [...]
>
> „Da kniest du nieder!“ befahl der Pädagoge dem Peter, mit der Hand in den Winkel neben dem Katheder zeigend. (Hanusch 1913, S. 90)

Dass der Katechet als „Pädagoge“ bezeichnet wird, ist eine Doppeladressierung und macht dem Leser bewusst, wie unpädagogisch (und unchristlich) der Geistliche sich verhält.

Die Strafe für Peter besteht darin, dass ihm der Katechet zwei Steine mit einem Strick um den Hals hängt und ihm befiehlt, damit nach Hause zu gehen und Steine und Strick am nächsten Tag wieder in die Schule zu bringen. Draußen vor der Schule lachen und johlen die

Kinder vor Vergnügen und verspotten Peter, während der Katechet lachend von den Stiegen des Schulhauses aus zuschaut. Nur Peters Freund Wilhelm beteiligt sich nicht an dem Treiben. Plötzlich stürzt er sich auf den Küster Franz und verprügelt ihn, worauf sich zwei Parteien bilden und eine allgemeine Prügelei entsteht. Peter wirft seine Last ab und beteiligt sich auf der Seite seiner Freunde. der Katechet steht händeringend und hilflos dabei. Peters Feinde werden besiegt.

In dem Roman ***Lazarus*** (1912) von **Ferdinand Hanusch** kann der Bub erst in die Kirche gehen, als er einen guten Anzug hat. Ausgerechnet an dem Sonntag predigt der Priester über die Hölle. Lazarus weiß, dass Leute, die nicht in die Kirche gehen, in die Hölle kommen, und da er auch weiß, dass der Nachbar Ohnheiser nie in die Kirche geht, stellt der Bub sich vor, wie der arme Mann in die Hölle kommt.

Im Winter liest Lazarus aus dem Buch „Das Leben der Heiligen“ vor. Die Geschichten der Märtyrer begeistern ihn so sehr, dass Lazarus am liebsten als Märtyrer sterben möchte, dann käme er sofort in den Himmel. Zwar denkt er daran, dass diese Todesarten wehtun würden, aber Gott würde ihm das schon erleichtern (vgl. Hanusch 1912, S. 34f).

Als Lazarus einen Winter lang nicht in die Schule gehen kann, weil er keine Schuhe hat, liegt er den ganzen Tag im Bett und denkt stundenlang an Hölle und Himmel (Ebd. S. 65ff).

III. B. 2. Periode: 1918 – 1938

1. Der Seelsorger

Alma Holgersen: ***Der Aufstand der Kinder*** (1935).

Der Religionslehrer ist eine wichtige Figur in der Erzählung. Er ahnt zeitweise, dass die Kinder die Erpresser sind, wird aber immer wieder so unsicher, dass er nichts sagt.

Mit dem Aufstand gegen die Gesellschaftsordnung und ökonomischen Gegebenheiten im Dorf ist ein Aufstand gegen die Religion verbunden, nicht gegen den Geistlichen, den alle gern haben (vgl. Holgersen 1935, S.15), aber was er sagt, wird nicht mehr akzeptiert. Besonders Anna zweifelt an der Richtigkeit der Lehrsätze. In der Religionsstunde sagt der Katechet:

> „Es ist nicht wichtig, daß man alles hat“, tadelt er leicht.
> Nicht wichtig? denkt Anna. Aber ich hab doch manchmal solchen Hunger. Bei uns wird man nicht satt. Wichtig ist das Sattwerden schon, warum lügt er? Warum soll er nicht lügen, ich hab doch auch gelogen! (Ebd. S.15f)

Anna hat viele Fragen und der Religionslehrer ist der einzige, der sich mit ihr auseinandersetzt. Er ist zu ihrem Hof hinaufgestiegen, er möchte einmal sehen, wie die da oben leben – und ist erschüttert, wie arm die sind! Drei schmale Betten für sechs Kinder. Unterwegs denkt er daran, dass Anna den Weg jeden Tag in die Schule gehen muss. Der Hochwürden hat den Kindern einen Sack mit Zwetschken mitgebracht. „Welch stumme Andacht in allen Augen! Ob sie so schauen, wenn er die Monstranz in die Höhe hebt? Er lächelt melancholisch. Essen brauchen sie. Das ist das Wichtigste." (Ebd. S.101)

Anna nützt die Gelegenheit des Besuchs und nimmt den Katechet ins Kreuzverhör:

> „Kanns sein, daß solche a in Himmel kemmen, denen's auf der Erden guat gangen ischt?" fragt sie.
>
> „Ja, das kann sein."
>
> „Nacher gibts also koa Gerechtigkeit."
>
> „Doch, Anna, über der irdischen Gerechtigkeit, die irren kann, steht noch die himmlische Gerechtigkeit und drüben gibt es viele Arten von Seligkeit."
>
> „Also oaner, dem's guat gangen ischt auf der Welt, kann nit so selig werden wia an Armer?" treibt sie ihn in die Enge.
>
> [...]
>
> „Aber wenn er do no grad gnuag zum guaten Leben hat und Guattaten tuat?"
>
> „Dann kommt er in den Himmel."
>
> „Und werd so selig wie an Armer, der's schlechteste Leben hat auf der Welt?"
>
> „Anna, wir müssen das Gott überlassen. Er ist der gerechteste Richter. Denkst du viel über diese Dinge nach? Schon lange?"
>
> „Es ischt no nit so lang her, daß i drüber nachdenk."
>
> „Du glaubst also, das ist richtig, was da unten im Dorf geschieht?"
>
> Sie errötet flüchtig, weicht aus: „I woaß nit."
>
> „Meinst du etwa, wenn auf der ganzen Welt die Armen sich wehren würden, dann käme alles in Ordnung?"
>
> „Woll", sagt sie mit Bestimmtheit und zur Bekräftigung noch einmal:„Ja, dös glaub i."
>
> „Nein, mit Gewalt richtet man nichts aus. Das ginge nur eine kurze Weile, dann wäre der frühere Zustand wieder da. Nur die Liebe kann die Menschen ändern, daß sie barmherzig werden und von selber geben."
>
> „Aber die geben nia von selbscht", sagt sie leidenschaftlich. (Ebd. S.100)

Als der Vater Anna so verprügelt hat, dass ihr das Hemd mit Blut am Rücken klebt, nimmt der Geistliche das Mädchen zu sich nach Haus, gibt ihr zu essen und behandelt ihre Striemen. Er versucht auch ihren Vater zu verteidigen; damit hat er allerdings wenig Glück

Der Geistliche hat Anna von Anfang an verdächtigt, die Anführerin zu sein, er weiß zuerst selbst nicht warum, bis ihm einfällt: „Ihre Augen sind es, die ihn in diese Versuchung gebracht haben, Augen, aus denen zuweilen Wildheit und Leidenschaft aufblitzen können." (Ebd. S.95) Dann gibt er den Verdacht wieder auf, weil alles so unglaublich und Anna so unbekümmert ist. Die Brandstiftung auf der Alm traut er den Kindern zuerst nicht zu, aber dann wird er doch wieder misstrauisch.

Am Ende, nachdem alles aufgeflogen ist, holt der Priester Anna von der Alm, auf die sie geflüchtet ist, und redet lange mit ihrem Vater, sodass der zuletzt sogar stolz ist auf seine Tochter und sie nicht bestraft. Und als die Gendarmen ins Dorf kommen, steht der Geistliche den Kindern während der Vorverhandlung zur Seite.

In dem Gespräch mit Anna hat der Priester recht, sie erreichen nichts mit Gewalt. Und man kann annehmen, dass das auch Alma Holgersens Meinung ist. Trotzdem hat sich etwas verändert, wie das Lachen von Annas Vater am Schluss andeutet.

2. Glaube und Gewissen

Uriel Birnbaum, Maler und Dichter, ist heute kaum bekannt. Er war aber einer der interessantesten Künstler der Zwischenkriegszeit und verdient eine etwas ausführlichere Betrachtung.

1925/26 arbeitete er an der Kinderzeitschrift „Der Regenbogen“ mit. Einige Bildbögen daraus erschienen gesammelt 1926 im Steyrermühl Verlag als Buch unter dem Titel „Allerlei absonderliche Tiere“. Außerdem illustrierte er einzelne Bände der Konegen und Sesam Reihe (vgl. Heller).

Der Kaiser und der Architekt (1924) wird als Märchen bezeichnend, aber es ist kaum für Kinder gedacht. Es ist zweifellos ein religiöses Buch, könnte aber genauso gut zum Thema Staat passen. Für den jüdischen Dichter sind Staat und Religion eins.

Das zentrale Thema ist die Hybris, die Ursünde der Menschheit, die alle ins Elend stürzt. Am Beginn des Märchens herrschen fast paradiesische Zustände in dem Reich des jungen Königs, der über seine Jahre hinaus ernst und verantwortungsbewusst ist.

> Die Welt war voll Frieden ..... Längst vorbei waren die Zeiten des Kampfes und der Kriege, in gleichmäßigem Glücke vergingen die Tage der Menschen. In ruhevoller Ordnung lebte die arbeitsame Welt, Genügsamkeit und Zufriedenheit ließen jeden Stand als schön erscheinen, in Ehrfurcht und Einsicht beugten die niederen Häupter sich gerne den höheren. Des Elends elendste Formen waren verschwunden, neben Reichtum und Macht siechte nicht mehr der Hunger und erhob sich nicht mehr der Haß: nur bescheidene Dürftigkeit litten selbst die Ärmsten. Und Armut wie Reichtum, Ohnmacht wie Macht beugten sich beide in widerspruchsloser Demut vor dem Kaiser, der [...], wie die Menschen dieser Zeit glaubten, von Gott als Herr der Erde erwählt und gekrönt war.
>
> [...]
>
> Und doch waren einige unter den Menschen, Aufrührer von Anfang an, die es nicht litt in der friedlichen Welt – deren stürmischer Seele die Ruhe verhaßt war, die die Ordnung der Welt verneinten, die es verschmähten, sich zu beugen, es verschmähten im klaren Bewußtsein der Größe ihrer einsamen Seelen – es verschmähten aus Stolz. (Birnbaum 1924, S.7)

Zu diesen Menschen gehört der Architekt. Er wird von manchen bewundert, von anderen für einen Narren gehalten.

„Rothaarig, feuerbärtig, struppig und verwahrlost, ohne Anhang und Liebe, verachtete er in seinen gläsernen Sälen die Meinung der Welt, die gute wie die böse, [...]“ (ebd. S.7f).

Er verachtet auch den Kaiser. Er will nicht anerkennen, dass die Autorität des Kaisers von Gott kommt, und behauptet, dass der Glanz des Kaisers in Wahrheit nur ein Abglanz des Palastes sei, in dem er jetzt zufällig wohne; der Glanz der Majestät sei eine Täuschung durch das Werk eines Baumeisters, daher stehe er, der Architekt, über dem Kaiser.

> Und der Architekt fühlte im tiefsten Herzen, und er scheute sich auch nicht, es laut auszusprechen, daß er, der rothaarige, staubige Arbeitsmann, reicher an Majestät sei als der schöne Kaiserknabe – daß sein wüstes und wildes Herz Gott näher stünde und Gott lieber sei, als das sanfte Herz seines Kaisers. (Ebd. S. 8)

Da die Figuren beispielhaft sind, ist die Verachtung und der Hass des Architekten, der sich von Anfang an und ohne Grund gegen den Kaiser richtet, möglicherweise eine Anspielung auf die politische (sozialdemokratische oder kommunistische) Bewegung, die den Arbeiter im Wert höher stellte als den Adeligen.

Nachdem der junge Kaiser im Traum die himmlische Stadt gesehen hat (Abb.41), ist er von solcher Sehnsucht erfüllt, dass er den Architekt beauftragt, diese Stadt zu bauen. Die neue Stadt gleicht aber nicht der himmlischen, und der Kaiser ist enttäuscht. Der Architekt baut eine neue und danach eine dritte; insgesamt baut er 35 Städte in allen Formen, Farben und aus verschiedenen Materialen. Keine ist wie die himmlische Stadt. Der Kaiser hat sich mit dem Scheitern abgefunden, aber die Sehnsucht ist geblieben. Der Architekt nimmt das Scheitern nicht hin, er ist vom Ehrgeiz besessen. Er baut längst nicht mehr für den Kaiser, sondern nur noch um sich seine eigene Größe zu beweisen.

Die Städte werden immer kostspieliger, sodass neue Steuern erlassen werden müssen. Während das Volk früher seinen Kaiser geliebt hat und ihm gern etwas zuliebe getan hat, leidet es jetzt Not und die Liebe hat sich in Zorn und Hass verwandelt. Aber der Kaiser hat sich von der Welt abgewandt und sieht das nicht (vgl. ebd. S.19f).

Nach der dreiunddreißigsten Stadt, nach dreißig Jahren treffen der Kaiser und der Architekt einander.

> Sie sahen einander schweigend an. Beide waren sie älter geworden – der Kaiser ein alter, müder Mann, der Architekt ein wilder ungebrochener Greis; weiß loderte sein wirres Haar aus dem Schatten der großen Mauer, der über ihnen beiden lag. Sie hatten sich lange nicht gesehen, obgleich kein Tag in all den Jahren vorbeigegangen war, ohne daß der eine des andern gedachte. Und was er an sich selbst nicht gesehen hatte, an dem Architekten sah es der Kaiser, als er ihn heute wieder sah; da sah er, wie des Mannes Leben verbleicht und zerronnen war in der Gier nach dem

> Unerreichbaren, in der allzu einseitig auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Sehnsucht, und klar las der Kaiser, selbst nun ein alternder Mann, in den wilden Augen des Greises den unverlöschlichen Trotz, der jenen bis zum Tod an das begonnene Werk, das unausführbare, bannen würde. Und wie in einem Spiegel sah der Kaiser, daß er selbst, wie sein Künstler, das Leben verloren habe mit allzu engem Begehren [...]. Da ermannte sich der Kaiser und ohne die großen Werke selbst zu tadeln, [...] ohne es dem Architekten vorzuwerfen, daß er die erträumte Stadt nicht hatte schaffen können, entsagte er mit müden Worten jedem weiteren Begehr nach der Verwirklichung seines Traumes. Scheu die Augen abwendend, um dem verachtungsvoll höhnischen Blick seines Helfers und Feindes zu entgehen, dankte er ihm fast demütig für alle Mühe, die er sich genommen – obgleich er selbst recht gut wußte, daß der Künstler um seiner selbst willen und keinem Kaiser zuliebe ein Menschenalter an dies Werk gesetzt – dankte ihm und empfahl sich ihm [...]. (Ebd. S. 21f)

Der Architekt gibt nicht auf. Er hätte sonst seinen Lebensinhalt verloren, der Gedanke daran entsetzt ihn. Er wirft dem Kaiser Feigheit und Schwäche vor und glaubt ihn für einen letzten Plan gewinnen zu können. Er entwirft einen Turm aus Städten, einen Bau, der alles übertreffen sollte.

Der Kaiser wird auch wirklich schwankend, aber als er in das Gesicht des Architekten schaut, das ihm wie „eines Satans Gesicht“ vorkommt, und erkennt, wie dieser „in toller Wonne darauf wartete, daß der schwache Kaiser der neuen Versuchung erliege“ (ebd. S. 23) weist er ihn ab. Denn

> an diesem letzten Entwurf, an diesem Städteturm, der titanisch den Himmel stürmte, hatte der Monarch, wie von einem Blitz geblendet, das innerst Sündhafte seiner langen Sehnsucht erkannt. Und das sprach er jetzt aus: Wie es Sünde war, die Welt und den Staat zu himmlischer Vollendung führen zu wollen – wie es Sünde war, den Menschen schon volles Glück hier auf Erden verschaffen zu wollen – ebenso war es auch Sünde, eine ganz große, ganz schöne, ganz vollendete Stadt hier auf Erden mit irdischen Mitteln zu bauen zu versuchen! (Ebd. S. 23f)

Auch diese Stelle hat neben der religiösen Aussage, die an den Turmbau zu Babel erinnert (vgl. 1.Buch Moses, Kapitel 11), auch eine politische, die sich ebenso gegen den Kommunismus wendet, wie sie sich gegen den Nationalsozialismus gewendet hat oder haben würde: Unwillkürlich kommen einem die architektonischen Monsterpläne des Dritten Reichs in den Sinn. In beiden Weltanschauungen hat der Autor die Vermessenheit gesehen, den Menschen den Himmel auf Erden zu versprechen.

> Birnbaums gesamtes literarisches Schaffen muß vor dem Hintergrund seines Glaubens an den Einen Gott gesehen werden, der die Welt mit all’ ihren Greueln schuf und dem jeder Einzelne zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet ist. Und da die Welt auch in ihrer Negativität Gottes Schöpfung ist, verwirft Birnbaum alle Versuche, das Diesseits besser einzurichten, als gottlosen Utopismus. Insbesondere zielt er dabei auf den Marxismus, seine Kritik gilt aber auch jedem reformistischen Ansatz, der durch allmähliche Änderung der sozialen und politischen Verhältnisse das Los der Menschen zu verbessern verspricht. (Schirmers 1990, S.4)

Dabei darf man Birnbaum nicht falsch verstehen. Der Beginn des Märchens zeigt, dass es dem Volk gut geht; es liebt seinen Kaiser; der Unterschied der Stände ist nicht aufgehoben, aber die Menschen akzeptieren ihn, weil die Macht nicht missbraucht wird. Das alles ist schon in der irdischen Stadt Wirklichkeit. Zerstört wird das Wohlergehen des Volkes erst durch die Hybris, die Unzufriedenheit, den Fanatismus Einzelner.

> Immer wieder ist es Hochmut, sind es Stolz, Eitelkeit, Arroganz und Frechheit in jeder Form, die in diesem ganzen gegenwärtigen Aufwärtsdrängen des heidnischen Europa, in all diesen Sozialismen, Pazifismen, Wilsonismen und Bolschewismen den Kern bilden! (Birnbaum 1919, S. 21f)

Immer wieder setzt Birnbaum der „sozialistischen Zukunft“ die „Verheißung der messianischen“ entgegen (vgl. ebd. S. 25 und 27f)

> Haben wir nicht sogar unser eigenstes Eigentum, jenes herrliche Geschenk, das Gott uns gegeben, unsere messianische Zionssehnsucht, die doch unberechenbare Sehnsucht nach einem Tempel, nach H e i l i g e m gewesen war – haben wir sie nicht hingegeben für ein mathematisch ausgerechnetes „Gemeinwesen“, die Theokratie unserer Propheten für eine Demokratie Wilson’schen Zuschnittes? [...] Haben wir nicht das Allerheiligste unseres Willens, die Feuersäule unserer Wüstenwanderung – haben wir nicht ihre reine Verschwommenheit, ihre heilige Unklarheit und gewaltige scheinbare Planlosigkeit geschändet mit Statistik und wissenschaftlichem Getue? (Ebd. S. 28f, Hervorhebung im Text.)

Birnbaum wendet sich auch gegen den Anspruch der Wissenschaft. Er lässt den Architekt über die himmlische Stadt spotten, die er zuletzt neben seinem Städteturm sieht: Sie entspreche nicht den mathematischen, statischen Gesetzen; Gott halte sich nicht an seine eigenen Naturgesetze.

> Wie war sie doch klein: [...] Und wie häßlich sie war: Wie roh diese grelle Buntheit, wenn er sich ihr gegenüber auf die harmonischen Wirkungen seiner farbigen Städte besann! Und wie fehlerhaft gebaut: Diese Kuppel vor allem war ganz unmöglich! Und höhnisch spottete der Architekt des Gottes, der in seiner himmlischen Residenzstadt seine eigenen Naturgesetze derart mißachten ließ! Und lachend brüstete er sich, daß er mit Hilfe von Gottes Naturgesetzen Gott zu Trotz diesen Städteturm gebaut; daß Gott machtlos sei; daß er, der Architekt, das Gesetz kennend und es weise benützend, nun mächtiger als Gott sei, der das Gesetz gegeben und sich jetzt danach richten mußte. (Birnbaum 1924, S. 29)

Bis zuletzt verharrt der Architekt in seinem Stolz. Einen Augenblick lang regt sich „zitternde Anbetung in seiner Seele Tiefe“ (ebd. S. 28). Aber auch jetzt noch will er sich nicht beugen und lästert Gott, worauf seine Stadt von Blitzen vernichtet wird, und die Trümmer begraben den Architekt unter sich. Bis zuletzt ist er voll Zorn und Hass.

Auf den Knien sieht der Kaiser vor seinem Fester die himmlische Stadt, kleiner und ferner als das erste Mal (Abb. 42). Aber jetzt ist er geduldig geworden. Er hat erkannt, dass

der Mensch die himmlische Stadt auf Erden nicht nur nicht bauen kann, sondern dass schon der Versuch sie zu bauen Sünde war.

1931 schreibt Birnbaum in dem Essay Das Resümee meines Lebens:

> Was dem Menschen am meisten nottut, ist Demut. Sie wird ihn davor bewahren, mit utopistischer Arroganz sich einzubilden, er könne die Welt besser einrichten, als sie ist. Ein demütiger Mensch, ob er natürlich auch die Schrecklichkeit der Welt ebenso gut wie jeder Weltverbesserer sieht, wird doch gleichzeitig erkennen, daß sie mit all ihrem Blut und Elend, mit Krieg, Hunger, Unzucht, sicherlich, da sie ist, auch gut sein muß, so wie sie ist – und daß nur der Mensch den Zweck des vielen Unglücks, ja seine sittliche Notwendigkeit, nicht begreifen kann. (Birnbaum 1981, S. 224)

Birnbaums Schriften sind schwer einzuordnen. Über seine Zugehörigkeit zu einer literarischen Stilrichtung, vor allem zum Expressionismus, gibt es verschiedene Ansichten. Er selbst lehnt diese Richtung ab (vgl. Birnbaum 1919, S. 9) und Polzer Hoditz weist auf die strenge Form von Birnbaums Lyrik hin und schließt daraus: „[...] niemals ist der Dichter, trotz mancher geistiger Verknüpfungen mit den Expressionisten diesen zuzuzählen gewesen – und es war großenteils seine aus Ernst sprießende Formstrenge, die ihn von den Zeitströmungen fern, einsam hielt.“ (Polzer Hoditz 1936, S.16)

Dem widerspricht Schirmers, indem er auf Georg Heym und Trakl hinweist, die sich einer ähnlichen Formstrenge unterwarfen. (Schirmers 1990, S.13)

> Die Leidenschaft, mit der Birnbaum den Menschen zur Wandlung und Umkehr aufruft, offenbart eine unverkennbare Affinität zum Expressionismus. Der Glaube an die spirituelle Kraft der Kunst verbindet ihn durchaus mit dieser Kunstströmung. Zweifellos attackiert Birnbaum die Expressionisten gerade deswegen so heftig, weil er ihre Nähe empfindet – und zugleich die Unterschiede nicht übersehen kann. (Ebd. S.15)

Vgl. dazu den Artikel von Wallas im selben Band, er ist der gleichen Meinung wie Schirmers.

Die erstaunliche Tatsache, dass Birnbaum so wenig bekannt ist und seine Wirkung so gering war, erklärt Schirmers so:

> Eine wesentliche Ursache dafür, daß das öffentliche Interesse sich von Birnbaums Arbeiten abwandte, muß man wohl im Auslaufen der expressionistischen Bewegung seit ungefähr 1923/24 sehen. Unter dem Schlagwort der „Neuen Sachlichkeit“ war nun eine Kunstrichtung angesagt, die die soziale Wirklichkeit kühl darstellte. Der Ruf nach Wandel und Selbstbesinnung des Menschen erschien antiquiert und als Ausdruck von Überspanntheit. Die programmatischen Unterschiede zum Expressionismus, die Birnbaum im Essay „Gläubige Kunst“ selber so scharf akzentuiert hatte, waren in der Außenwirkung vor der Mitte der zwanziger Jahre gewissermaßen verdeckt geblieben. Nunmehr ließen ihn sein konsequenter Antimodernismus, seine Kritik am Liberalismus, Sozialismus, Pazifismus, an Demokratie, Psychoanalyse usw. erst als querulantenhaften Reaktionär erscheinen, später, seit dem Ende der zwanziger Jahre, wurde er mit seiner künstlerischen und

> literarischen Produktion überhaupt nicht mehr wahrgenommen. (Schirmers 1990, S. 21)

Eine weitere Ursache sieht Schirmers im Bankrott des Thyrsos-Verlages Mitte der zwanziger Jahre, bei dem *Der Kaiser und der Architekt* sowie der „Moses" Zyklus erschienen waren; danach wurde der größere Teil der Auflage dieser Bücher nicht mehr ausgeliefert (ebd. S. 22).

Als Maler ist Birnbaum vor allem Epiker, vielleicht noch mehr als in seinen Dichtungen. Darum herrscht in seiner Graphik das Zyklische vor (Polzer Hoditz 1936, S.28).

Nach der ersten Ausstellung in Wien 1916 (zwei weitere folgten 1919 und 1924) schrieb die „Neue Freie Presse": Manche Bilder haben „die brennenden Farben alter gotischer Glasmalereien". (Zitiert ebd.)

> Birnbaum entwickelt eine Technik flächig-aquarellierter farbiger Tuschzeichnungen mit starken Konturen, die den Betrachter an Glasmalerei denken läßt, eine Technik, die er in den Zyklen der zwanziger Jahre „Moses" und „Der Kaiser und der Architekt" anwenden wird. (Schirmers 1990, S.2. Vgl. dazu auch Wallas, S.67 im selben Band.)

3. Der Kampf gegen den Unglauben

Der historische Roman ***Wie Dieter die Heimat fand*** (1920) von **Egid Filek** beschreibt den Religionskrieg zwischen Hussiten und Katholiken im 15. Jahrhundert unter König Sigismund. Der Roman vertritt den Standpunkt der Katholiken. Ort der Handlung ist (abgesehen von den Kampfstätten) die Stadt Iglau.

Johannes Hus gilt als Autorität. Ihm billigt man zu, dass seine Absichten lauter sind. Aber seine zum Teil selbsternannten Nachfolger handeln aus egoistischen Motiven. Nach Hus' Tod sind die Anhänger gespalten. Es gibt anfangs zwei, später drei Gruppen:

> Die gemäßigten Utraquisten fordern das Abendmahl in beiderlei Gestalten; ebenso die Taboriten, die aber noch weiter gehen in ihren Forderungen und keine Glaubenslehre außer der Bibel anerkennen. An ihrer Spitze steht der „wilde Ziska" (Filek 1920, S. 48)

Ein Iglauer Bürger beschreibt Ziska, wie er und die Hussiten gegen König Sigismund stürmen (s. Abb.55):

> „[...] ich seh ihn noch vor mir, als wär's gestern gewesen, den dicken, stämmigen Kerl in seiner polnischen Tracht, mit dem braunen Knebelbart und der scharfen Nase – sie führten ihn auf einem Wagen, er war blind und sah doch schärfer als alle seine Unterfeldherren zusammen; [...]" (Ebd. S.31)

Als Ziska stirbt, nennen sich seine Anhänger die „Waisen“ und bilden eine eigene Partei. Die anderen Taboriten wählen den ehemaligen Mönch Prokop zum Führer.

> Beide Parteien hatten die Utraquisten zu Gegnern, die sich recht gerne mit den Katholiken versöhnt hätten, um die eingezogenen königlichen und geistlichen Güter in aller Ruhe genießen zu können. So gab es beständig Zank und Hader unter den hussitischen Parteien, die nur dann einig waren, wenn es den Kampf gegen die deutschen Ritterheere galt. (Ebd. S. 48f)

Die religiöse Bewegung ist von Anfang an mit einer nationalen und sozialen verbunden. Die Taboriten versprechen Gütergemeinschaft und die Befreiung von der Armut und haben damit die große Masse des Volkes, die Bauern und Handwerker, für sich gewonnen. Der Köhler Jaromir Wlk, eine der Figuren der Erzählung, hat sich der Bewegung am Anfang angeschlossen:

> Oh, er weiß noch die Zeit, als der Magister Johannes Hus unter dem Schutz des freien Geleits nach Konstanz kam und dort verbrannt wurde; er hat den Sturm der Entrüstung mitgemacht, der damals über das Land brauste, und sich mit Tausenden aus der Umgebung frei und offen zu seiner Lehre bekannt und sein Bild daheim unter dem Kruzifix aufgehängt. Er hat in der Einsamkeit des Waldes oft über die Geheimnisse der Religion gegrübelt, [...]. Aber als dann die wilden Vernichtungszüge gegen die deutschen Städte, die Massenmorde von Prachatitz und Kuttenberg, die Zerstörungen aller Kirchen und Klöster begannen, da ging der Jaromir nimmer mit. Lebte der Hus noch, er hätte das alles gewiß nicht gebilligt. (Ebd. S. 8f)

In der Burg in Iglau, wo Sigismund residiert, ist der Kronrat zusammengetreten. Ein Brief ist gekommen, der die böhmischen Gesandten zum Konzil nach Basel lädt. Sigismund hält nichts von den Beratungen, er würde lieber Krieg führen, dafür hat er aber kein Geld, im Gegenteil, er hat überall Schulden. Herzog Albrecht rät von einem Krieg ab. Kaspar Schlick vermutet, dass die Gemäßigten und die Fanatischen bald gegeneinander kämpfen werden. Er rät abzuwarten, wer siegen wird. Inzwischen können die Gesandten in Basel verhandeln.

Es kommt bei Pilgram doch zu einer Schlacht mit den Radikalen, während der König in Italien ist, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Die Hussiten werden besiegt. Nun erhebt sich die Frage, was mit den Gefangenen geschehen soll. Der Herzog schenkt ihnen die Freiheit. Godeschalk ist überzeugt, dass das ein Fehler ist:

> „Die Böhmen sind Euch gar feindlich gesinnt, Herr!“
>
> „Um so nötiger brauchen wir den Religionsfrieden,“ fuhr der Herzog unbeirrt fort. „Ich bin ein so guter Christ wie Ihr, aber man muß auch des andern Überzeugung achten!“
>
> „Aber dann werden die Ketzer erst recht in ihrer Verstocktheit beharren,“ erwiderte Godeschalk.
>
> „Sie werden unsere Milde preisen und in Basel den Boden zur Versöhnung der Parteien bereiten, die über kurz oder lang doch kommen muß,“ sprach der Herzog zuversichtlich. [...] „will’s Gott, so kommt doch endlich einmal der Friede über unser armes, blutendes Land!“ (Ebd. S.147f)

Der Bezug zur Gegenwart, der in jedem historischen Roman zu vermuten ist, liegt hier offenbar im Nationalitätenstreit, der zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Werkes (1920) allerdings schon entschieden war. Ein weiterer Anlass für den Autor mag der Krieg gewesen sein, über den es gleich am Beginn des Romans heißt: „[...] und wenn jeder Krieg die gepeinigte Menschheit mit Geißeln schlägt, der damalige schlug sie mit Skorpionen; denn er war ein Kampf um den Glauben und im Namen Gottes ist am meisten gesündigt worden auf Gottes Erde.“ (Ebd. S. 3) Es ist leider nicht bekannt, wann Filek mit der Arbeit an dem Roman begonnen hat. In den 90er Jahren war der Autor Lehrer in Iglau. Er war immer schon an historischen Stoffen interessiert; seine Beschäftigung mit den Hussitenkriegen könnte auf die Iglauer Zeit zurückgehen (vgl. Reitter 1949). Damals war das Thema brisant.

Robert Skorpil kämpft (wie Handel-Mazzetti) gegen den Unglauben im eigenen Land. Er war ein Befürworter des Ständestaates. Das geht aus seiner Kampfschrift *Sturm in die neue Zeit* hervor; dort spricht er sich auch vehement gegen den Kommunismus aus. (Siehe auch Kapitel STAAT) In seinem Jugendroman ***Alban springt ins Abenteuer*** (1935 a) liegt der Akzent nicht auf der Bekämpfung und nach Möglichkeit Eliminierung der Ungläubigen, sondern auf der Stärkung des Christentums. In einem Gespräch mit seinem Sohn warnt der Wissenschaftler Dr. Sucher vor einem neuen Krieg (wobei nicht klar ist, von wem der Krieg ausgehen könnte) und sieht die einzige Chance auf eine bessere Zukunft in einem gelebten Christentum. Darum fordert er eine christlich orientierte Regierung und wendet sich gegen die Laxheit der Zeit: „‚Ich sage dir: Millionen von Menschen nennen sich heute Christen, glauben Christen zu sein. In Wahrheit gibt es kaum ein paar Tausende, die wirklich den Namen von Nachfolgern Christi verdienen!’“ (Skorpil 1935 a, S. 221)

In der Handlung des Romans ist die Überzeugung Suchers dadurch verwirklicht, dass Vater und Sohn jeden Sonntag in die Kirche und zu Weihnachten in die Christmette gehen. Vor der Mathematik-Schularbeit geht Alban in den Dom (vermutlich in Innsbruck) und betet, nicht um ein Wunder, sondern um Ruhe, Zuversicht und gute Einfälle.

In den Gefahren auf der Insel im Robinson-Traum muss sich das Christentum bewähren. Alban verfolgt einen Wilden und schlägt ihn nieder.

> In diesem Augenblick vollzog sich in Albans Gemüt eine Wandlung.
> Hatte ihn bisher eine lodernde Empörung über den feigen Mord an seinem Affen getrieben und gelenkt, so zuckte nun wie ein Blitz vor seinem inneren Auge eine Schrift vorbei, die da gebot: „Du sollst nicht töten!“ (Ebd. S.216)

Der Wilde und Alban ringen miteinander, dabei verletzt sich der Wilde mit seinem eigenen Giftpfeil und stirbt.

> Und Alban hatte plötzlich alle Gegnerschaft vergessen.
>
> [...]
>
> Erschüttert kniete Alban zu dem Sterbenden hin und strich ihm begütigend über die Stirn.
>
> Er wollte etwas sagen, einen Trost. [...] Verzweifelt blickte er hinauf zum Himmel [...]
>
> Da löste sich das Würgen in seinem Hals, langsam, leise erst, dann immer sicherer und stärker konnte er die Worte formen: „Vater im Himmel, sei uns gnädig! Vergib uns unsre Sünden! Laß den da eines guten Todes sterben und hab Erbarmen mit ihm!“
>
> Und dann betete er die schlichte, urgewaltige Weise des Vaterunsers. In die Augen des Sterbenden trat ein friedliches Leuchten, seine Züge entzerrten sich und dem Knaben war es, als hätte dieses Antlitz niemals den Eindruck der Roheit erwecken können, dieses friedliche, freundliche Gesicht eines Kindes der Natur. Dann schlossen sich die Augen. (Ebd. S.218f)

Das ist Albans erste Begegnung mit dem Tod. Und mit Sicherheit ist es Skorpils Botschaft an den Leser: Nur im Verzeihen und in der christlichen Nächstenliebe ist ein Zusammenleben der Menschen möglich.

4. Kritik an der Kirche

Ilse Ringler-Kellner kritisiert in ihrer Erzählung ***Birkhild*** (1938) hauptsächlich die Katholiken, die vom nationalsozialistischen Standpunkt aus in satirischer Übertreibung als dumm und autoritätshörig hingestellt werden.

„Tuschelnd stehen die Betschwestern der Stadt an allen Straßenecken beisammen“ (Ringler-Kellner 1938, S.61). Besonders zwei Frauen, Frau Mostkübel und Frau Weinstangel (Namen!) regen sich über die Jugend auf: „‚[...] aber wissen Sie, wer daran schuld ist? – Nur der Hitler, der! Der Herr Pfarrer hat’s immer schon gsagt, der verführt unsere Jugend! [...]’“ (ebd.) Die beiden Frauen sehen Birkhild schon wegen Landesverrats im Kerker. Frau Mostkübel ist froh, dass ihr Mann diese Zeiten nicht mehr erleben musste: „‚ [...] Sie, der hat außer dem Herrn Pfarrer seiner Meinung nichts anders gekannt. Und deswegen ist er auch weiterkommen in sein’m Leben!’“ (ebd.) – Das ist Kritik an dem Postenschacher der Kirche.

Frau Weinstangel vermutet:

> „[...] Hinter der ganzen Geschichte steckt eine Liebschaft, ein Gschpusi!“
>
> „Na, und wär das ein Wunder? Haben Sie das letzte Kirchenblatt nicht gelesen? – Da steht’s doch drin, wieso es in Hitler-Deutschland so viel Kinder gibt!“
>
> „Na, und?“
>
> „Weil die Buben und Mädeln in der Haje immer zusammenstecken! Da staunen Sie jetzt, was? Aber wahr ist’s, weil’s sonst doch nicht im Kirchenblatt drinstehn möcht!“
>
> „Ach ja, die Jugend von heute! Ich hab’s ja schon immer gesagt: So, wie wir waren, kommt keine Jugend mehr auf die Welt!“ (Ebd.)

Aus der Sicht der Autorin ist der letzte Satz ironisch, in ihrem Sinne würde man ergänzen: Gott sei Dank, denn sie glaubt ja an eine neue Zeit und eine neue Generation.

Die Mädchen machen eine Wanderung, sie fühlen das Mystische in der Natur: Da fliegen ein paar Kolkraben, „diese himmlischen Vögel, deren es nur noch ganz wenige gibt [...]. Beinahe ehrfürchtig, wie den Boten alter Wundersagen, sahen ihnen die Mädchenaugen nach, als sie schreiend zur Tiefe fuhren." (ebd. S.29)

Ein Bauer jagt Schneehühner. Er murmelt etwas, die Mädchen wissen nicht, ob es ein Gruß oder ein Fluch ist. Die Autorin schaltet sich ein und spricht die Figuren der Erzählung an, sie entschuldigt die unfreundliche Art des Mannes mit seiner Armut, an der die Kirche schuld ist:

> Mit dem Bundschuh, mit der Lutherbibel haben die Bischöfe von Salzburg die Gesunden, Starken aus dem Lande gejagt; was zurückblieb, das waren die Siechen, die Duldsamen, die Beschränkten.
>
> Und denkt immer daran, Mädchen: immer wieder ist diese Geisel der Rommächtigen durch die österreichischen Gebirgstäler gegangen, und jetzt – ist dies etwas anderes als eine Gegenreformation, die wir erdulden müssen, wir Deutschen der Ostmark! (Ebd. S.35)

Eine der Methoden von Ideologien mit Totalitätsanspruch, mit der man Feindbilder aufbaut, ist das Argument des „immer wieder" und des „immer schon": Immer schon war die Kirche die Ursache für alles Unglück; immer schon waren die Bauern die Leidtragenden; schon Reformation und Gegenreformation waren schuld an der Armut der (heutigen) Bauern. Die Praktiken von „Schwarzweißmalerei, Freund-Feind-Schema, Simplifizierung komplexer Sachverhalte durch Phrasen und Symbolwörter mit positivem oder negativem Wertakzent" hat Gertrud Paukner zusammengefasst. (Vgl. Paukner in: Böhm / Steuer 1986, S.145). Das Bauerntum, „Blut und Boden" sind positive Werte, die Kirche, die „Pfaffen" sind die Feinde. Auf einem Hof erfahren die Mädchen, dass die „Pfaffen" dafür gesorgt haben, dass der Bauer verhaftet wurde; die Frau ist jetzt mit acht Kindern allein (Vgl. Ringler-Kellner 1938, S.37)

Weihnachten, hier Julfeier genannt, feiern die Mädchen in einer Hütte. Ein junger Bauer schimpft über die Regierung, die Juden, die „Kerzelweiber" und die „Pfaffen", aber einen Herrgottswinkel haben sie noch (ebd.S. 52). Der alte Bauer hat einmal in der Heiligen Nacht die Tiere im Stall reden gehört, jetzt reden sie nicht mehr:

> „[...] Denn das ist ganz gewiß wahr: den Gott, den die Pfaffen meinen, den gibt's gar nicht! Und wär's der richtige Gott, den's anrufen, der hätt es ihnen schon lange gezeigt, was er will! – Das weiß der Hitler besser, was unsern Herrgott lieb und recht ist. – Und ich mein, wenn der Hitler zu uns kommt, dann werd ich auch wieder das Rössel in der Heiligen Nacht reden hören, – ja, das mein ich, – und nit eher! – Wenn ich das noch erleben tät, daß der Hitler kommt..." (Ebd. S. 54)

Der Nationalsozialismus wollte die Religion abschaffen, er hat sie aber durch eine neue ersetzt. Hitler wird wie ein Heiliger verehrt. An seinem Geburtstag zündet Birkhild vor seinem Bild zwei braune (!) Wachskerzen an. (Siehe auch Kapitel STAAT) Die antikirchliche Einstellung hindert die Autorin nicht daran, den Stil von Märtyrergeschichten anzuwenden: „Und da sind Söhne, die für den Glauben an Deutschland in der Heimat ans Kreuz geschlagen wurden, ein Heil Hitler auf den sterbenden Lippen“ (ebd. S. 44).

ZUSAMMENFASSUNG KIRCHE UND RELIGION

In der **1. Periode** der **Kinderliteratur** liegt der Akzent auf dem Gebet, als Vorbild wirken die Eltern, besonders die Mütter. Über die Eltern als Vermittler geht die Beziehung direkt zu Gott als der höheren Autorität. Interessant ist die Behandlung des Themas Tod; Fischers Art kann aber nicht als typisch angesehen werden, auch die Tatsache, dass er dieses Thema in seine Erzählungen aufnimmt, ist ungewöhnlich.

In der **Jugendliteratur** steht der Seelsorger im Vordergrund, was nicht unbedingt ein gutes Verhältnis zur Kirche und zur Religion bedeutet, wie z.B. in *Vitus Venloo.* Dem Alter der Leser und Leserinnen entsprechend spielen Gewissen und eigene Entscheidung eine Rolle. Die moralischen Erzählungen sind durch historische ersetzt (rund die Hälfte der Werke hat einen historischen Hintergrund), die an die jugendlichen Leser den Appell richten, den christlichen Glauben gegen Ungläubige zu verteidigen. Ferner fällt auf, dass alle Werke (außer *Vitus Venloo* und *Lazarus*) für Zwölf- bis Fünfzehnjährige intendiert sind. In der sozialistischen Jugendliteratur werden Kirche und Religion schon in der 1. Periode kritisiert.

Die **Kinderliteratur** der **2. Periode** erweckt den Eindruck, dass sie mit Religion nicht viel anfangen kann. Zwar ist viel vom Himmel, von Gott bzw. dem Hl. Petrus und von „Englein“ die Rede, aber in einer sehr oberflächlichen, verweltlichten Form, die keine religiöse Substanz hat. Als einzige hebt sich M. Seemann mit einer gelebten und zu lebenden Frömmigkeit ab. Die Kritik an der Kirche ist mit den sozialistischen Märchen schon in der Kinderliteratur sehr massiv. Einen sehr interessanten Beitrag leistet F. Salten mit *Bambi*, wo der ganzen Natur ein Bewusstsein von Vergänglichkeit und eine Ahnung von Transzendenz zugesprochen wird und wo der Fürst und Bambi dem Menschen mit der Erkenntnis seiner Sterblichkeit die höchste Autorität absprechen.

In der **Jugendliteratur** der 2. Periode sind Kirche und Religion selten das Thema, wenn man von E. Fileks Roman absieht, der es in einem historischen Kontext behandelt. Unter diesen Werken ragt U. Birnbaums Märchen *Der Kaiser und der Architekt* heraus, in dem es um Vermessenheit und Demut geht.

IV. STAAT UND GESELLSCHAFT

Vorbemerkungen:[64]

Hier sollen nur einige politische und soziale Eckdaten genannt werden, die im Zusammenhang mit den untersuchten Werken dieser Arbeit relevant sind.

Kaiser Franz Josef I. regiert seit 1848; 1890 ist er 60 Jahre alt. Am 1. Mai 1890 findet die erste „Maifeier“ statt, zu der die Arbeiter frei bekommen haben. 40.000 ziehen in den Prater, der Tag verläuft friedlich. Im Dezember 1890 werden durch ein Landesgesetz die Vororte (zwischen der heutigen Ringstraße und dem Gürtel) mit Wien vereinigt. 1898 wird unter Bürgermeister Karl Lueger die (großteils noch unter seinem Vorgänger erbaute) Stadtbahn (Gürtel-Wiental Linie) eröffnet. Im selben Jahr fällt Kaiserin Elisabeth einem Attentat zum Opfer. Am 9. März 1897 finden Reichsratswahlen auf Grund eines erweiterten Wahlrechtes statt, das aber noch nicht allgemein ist. In den folgenden Jahren kommt es immer wieder zu Wahlrechtsdemonstrationen (die größte 1905, vgl. Ehrenfreund 1919, S. 82) und erst im Mai 1907 finden die ersten allgemeinen Reichsratswahlen (nur für Männer) statt (vgl. Hantsch 1953, S. 488 – 500).

Das ganze 19. Jahrhundert hindurch ist die Industrialisierung fortgeschritten und die Bevölkerung Wiens durch Zuwanderung aus den umliegenden Landstrichen angewachsen. In Wien haben sich Zonen gebildet, in denen die sozialen Schichten voneinander getrennt leben: Innerhalb der Ringstraße wohnen die Reichen und der Adel, zwischen Ringstraße und Gürtel (dem Linienwall) wohnt das Bürgertum und in den Vororten die Proletarier. (Vgl. Maderthaner / Musner 1999.)

> Als eigentliche Führungsschicht der Monarchie hatte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das B ü r g e r t u m etabliert. [...] Die bürgerliche Oberschicht (Bourgeoisie) war [...] zu immer größerem Einfluß gelangt. Sie konnte sich infolge der durch die Verfassung (in Cisleithanien und in Ungarn) erschlossenen Möglichkeiten (Zensuswahlrecht) auch in der Politik, vor allem in der liberalen Parteilandschaft etablieren und bestimmte in Cisleithanien bis in die neunziger Jahre, in Ungarn mit kurzer Unterbrechung bis zum Zerfall der Monarchie in wichtigen Belangen die offizielle politische Linie. (*Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs* 1987, S. 48, Hervorhebung im Text)

[64] Folgende Werke wurden als Grundlage herangezogen: Wolfram, Herwig (Hg.): Österreichische Geschichte. Bd. 8: 1997; Bd. 9: 1994, Ergbd. 3: 2003. Zöllner, Erich: Geschichte Österreichs, 1990. Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs, 1987. Portisch, Hugo: Österreich I, 1989. Maderthaner/Musner: Die Anarchie der Vorstadt, 1999. Pleticha, Heinrich (Hg.): Die Kinderwelt der Donaumonarchie, 1995. Ehrenfreund: Fünfzig Jahre Wiener Sicherheitswache, 1919.

In den Vororten herrschen Wohnungsnot, Obdachlosigkeit, Arbeitslosigkeit und Armut.[65] Auf Grund steigender Lebensmittelpreise kommt es zu Hungerprotesten und Teuerungsdemonstrationen mit bis zu 150.000 Teilnehmern. Seit den 80er Jahren ist es vermehrt zu „Anarchistenunruhen" und sozialdemokratischen Aufläufen mit Brandlegung und Streiks (Tramwayfahrer, Gasarbeiter) gekommen; die Aufmärsche werden von der Polizei manchmal brutal auseinandergetrieben (Polizeipräsident ist Hans Schober, der spätere Bundeskanzler), es gibt immer wieder Tote unter den Protestierenden. Was die Situation der Armen noch verschärft, sind Unwetter in den 90er Jahren und Überschwemmungen vier Jahre hintereinander (1896 – 99). In den Fabriken gibt es immer wieder Explosionen und Brände mit mehreren Toten und Verletzten. (Vgl. Ehrenfreund 1919). Die Innenpolitische Situation wird immer schwieriger.

Die Not und das Elend der Arbeiter im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts sind häufige Themen in der Literatur, in der allgemeinen ebenso wie in der Jugendliteratur. A. Th. Sonnleitner hat nicht nur in seinen Jugendromanen, sondern auch in Vorträgen und kleinen Schriften Eltern und Jugendliche vor allem auf die sittlichen Gefahren für die Kinder in den Proletariervierteln aufmerksam gemacht. „Kinder der Armen stecken oft in kleinen Wohnungen zu nahe mit allerlei Erwachsenen, Bettgehern und Bettgeherinnen beisammen, von denen sie viel erfahren, wovon sie noch lange Jahre keine Ahnung haben sollten." (Elternkonferenzen und Elternabende, 5. Heft, S. 7.) Wenn beide Elternteile arbeiten müssen und in der Früh das Haus verlassen, sind die Kinder sich selbst überlassen, lungern auf der Straße herum „und geraten in die Gesellschaft von Strolchen und Dieben, von denen sie früh als Helfer bei Gaunerstreichen mißbraucht werden." (Ebd. Vgl. auch Marbach 1996, S. 42f und Wolgast 1910, S. 26.)

In der Außenpolitik sei nur die Okkupation Bosniens und der Herzegovina im Jahr 1878 erwähnt – es ist die einzige Erweiterung der Landesgrenzen unter diesem Kaiser – und ihre Annexion 1908, im Jahr des 60jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers.

Unter den Studenten kommt es immer wieder zu Zusammenstößen zwischen Deutschen und Slawen, im November 1895 zu den „Badenikrawallen", 1899 zu deutsch-nationalen Demonstrationen gegen Tschechen (Ehrenfreund 1919, S.81; s. auch Vorbemerkungen im Kapitel KIRCHE), 1908 zu Krawallen zwischen Deutschen und Italienern, es gibt 33 Verletzte (ebd. S. 83). Die Schwierigkeiten im Vielvölkerstaat eskalieren schließlich zum Ersten Weltkrieg.

[65] Vgl. dazu die Untersuchung von Zink 1994 zur Lage der Ziegelarbeiter im 19. Jahrhundert.

Die Situation am Ende des Krieges, die Wirkung der innenpolitischen Veränderungen auf manche Menschen wird deutlich, wenn man den Aufsatz liest, den Felix Salten unter dem Titel Das Österreichische Antlitz in der gleichnamigen Sammlung 1908 herausgegeben hat:

> Wie ist uns dieses Antlitz wohl vertraut. Wir alle sind mit diesem Bilde vor uns aufgewachsen. Unsere Väter schon haben kein anderes Kaiserantlitz mehr in Österreich gekannt, und wie wir kleine Buben waren, hat uns dieses Antlitz angeschaut, da wir zum erstenmal in der Schulstube saßen. Jetzt wachsen unsere Kinder auf und gehen zur Schule, und auch sie blickt dieses selbe Angesicht aus feierlichem Rahmen an. Mit diesem Angesicht haben wir unser Leben verbracht, haben alle unsere Tage in diese Mienen geschaut, und sie sind uns so eingeprägt, daß wir bei dem Worte Kaiser immer gleich auch diese Züge sehen. (Salten 1909, S. 267)

Und eines Tages, sozusagen über Nacht, war dieses Antlitz verschwunden, mitten in einem Krieg, zu einer Zeit, in der man mehr als sonst etwas Beständiges, Dauerhaftes, Sicherheitgebendes gebraucht hätte. Und nicht nur ein Landesvater, der länger regiert hatte als die durchschnittliche Lebenserwartung seiner Untertanen, war gestorben, 1918 hatte sich ein ganzer Staat, ein ganzes System aufgelöst. Es muss ungeheuer schwer gewesen sein, sich nicht nur von dieser Vater-Imago zu lösen, sondern sich auch noch in einem völlig fremden Staatssystem wiederzufinden, von dem es auch noch hieß, dass es einerseits nicht lebensfähig sei und für das man andererseits Verantwortung mittragen müsse. Saltens Freunde (H. Bahr, Hofmannsthal) vermissten die Monarchie (vgl. Dormer 1991, S. 411) Auch Joseph Roth und Franz Werfel sahen die Kaiserzeit wehmütig-verklärt (vgl. Wagener 1998, S.63); für die Unterhaltungsliteratur der Zwischenkriegszeit war die „Sehnsucht nach einer verklärten Vergangenheit“ charakteristisch (ebd. S. 61). Oder, wie V. Böhm sagt: „Das Habsburgerreich war 1918 zwar untergegangen, aber es war nicht tot.“ (Böhm 1999, S. 51) Wenn Sylvester Aaser in Josef Pazelts Erzählung *Zizibe* den Wechsel der Staatsform mit einem Achselzucken abtut, dürfte er damit keineswegs die Einstellung der Mehrheit der Bevölkerung ausgedrückt haben.

> Hinzu kamen die aus den Tagen der Monarchie überhängenden Konflikte zwischen den Klassen und Generationen, zwischen Stadt und Land, zwischen Konservativen und Modernen, zwischen Klerikalen und Freigeistern, zwischen den politischen Lagern der Nationalliberalen, der Christlichsozialen und der Sozialdemokraten. (Böhm 1999, S. 47)

Claudio Magris und Klaus Amann bezweifeln, dass Leute die Monarchie wirklich zurückwollten. Die Verklärung der Vergangenheit war eine emotionale Reaktion auf die Trostlosigkeit der Gegenwart.

> Fragwürdig ist diese Flucht jedoch dort, wo unter dem Deckmantel des ordo-Begriffes eine „autoritäre Staatsführung“ ersehnt wird, die imstande wäre, die Gegensätze zu beseitigen, eine in die Vergangenheit projizierte Harmonie herzustellen, und wo – aus der Unmöglichkeit heraus, jenes habsburgische Traumreich sofort aufrichten zu können – die Ständediktatur Dollfußscher Prägung, der „e n d l i c

> h e i n g e s c h l a g e n e a u t o r i t a t i v e K u r s“, der „u n b e u g s a m r e c h t s – m a r s c h i e r e n d e K u r s“ als Vorgriff darauf verstanden wird. (Amann in: Aspetsberger 1979, S.148, Hervorhebung im Text. Vgl. auch Magris 2000)

Wie reagierte die Kinder- und Jugendliteratur auf die neue Situation? Man hat den Eindruck: mit Entsetzen und Ratlosigkeit. Das hat sich schon in den drei vorangegangenen Kapiteln dieser Arbeit gezeigt. Über Margarete Seemann z. B. schreibt ihr Neffe:

> Das schwärmerische, immer wohl behütet gewesene und von hohen Idealen erfüllte Mädchen wurde nun als frisch gebackene Lehrerin plötzlich mit der harten Wirklichkeit der damals schwierigen wirtschaftlichen Umstände konfrontiert, als sie die notleidenden Kinder von Ziegelarbeitern und von Arbeitslosen zu unterrichten hatte. In dieser schlimmen Zeit gab es „Zwölf- und Dreizehnjährige auf der dritten Schulstufe, die oft Tage und Nächte bei den Soldaten verbrachten, die wegen Betrug, Aufbrechen von Auslagekasten, ja selbst wegen Aufschweißen einer Kasse, gegenseitiger Stichverletzungen schon Bekanntschaft mit dem Gericht gemacht hatten.“ (Otmar Seemann 1989, S.12f)

Nicht nur für Lehrerinnen und Lehrer, auch für Autorinnen und Autoren dürfte es schwierig gewesen sein, für ihr Leserpublikum das richtige Thema und den richtigen Ton zu finden. Die alten Ideale der Monarchie gelten nicht mehr, der Rückgriff auf Bewährtes geht ins Leere und im Umgang mit der Geschichte stellt sich die Frage: „Sollte man die Geister der Vergangenheit revitalisieren, oder sollte man den Gespenstern der Vergangenheit endgültig widersagen?“ (Böhm 1999, S.51). Das gilt auch für literarische Genres wie das Märchen. Die geschichtserzählende Literatur tritt nach Kriegsende stark zurück und kommt erst wieder in den 30er Jahren vermehrt zur Geltung (s. Kapitel KRIEG), „und einmal mehr bestätigt sich die These, dass nach historischen Zäsuren größeren Ausmaßes die historische Erzählung zunächst zurückgedrängt wird zugunsten der Konstituierung eines neuen Kindheits- und Jugendbildes. [...] (Seibert in: Pohlmann / Steinlein 2000, S. 75) Eine der Ausnahmen war der 1920 von Filek im Österreichischen Schulbücherverlag, zu dessen Ambitionen „auf dem Gebiet der Jugendliteratur [...] patriotische Vergangenheitspflege“ gehörte (Böhm 1999, S.50), erschienene Roman *Wie Dieter die Heimat fand*.

Zu bemerken ist noch, dass man beim Thema Staat mehr als bei anderen Themen zwischen Kinder- und Jugendliteratur und zwischen bürgerlicher und proletarischer Literatur unterscheiden muss. In der 1. Periode scheint in Österreich die proletarische Literatur für Kinder noch nicht durchgedrungen zu sein und massive Kritik am System wird erst in der 2. Periode geübt.

IV. A. Kinderbücher

IV. A. 1. Periode: 1890 – 1914

Kinderbücher wurden zur Zeit der Monarchie hauptsächlich für das Bürgertum geschrieben und betonen alles, was die Stabilität des Systems erhält: Dazu gehören Loyalität zum Oberhaupt, Achtung vor dem Gesetz, das Einhalten gesellschaftlicher Spielregeln, Zufriedenheit mit der gesellschaftlichen Stellung. „Und patriotisches, kaisertreues Schrifttum gehörte bis zum Sturz der Monarchie (und darüber hinaus) zum wichtigsten literarischen Angebot für die heranwachsenden Untertanen.“ (Böhm 1999, S.47f)

1. Das Staatsoberhaupt

Helene Stökl beschreibt in ihrer Erzählsammlung ***Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten*** (1911) Kaiser Franz Josef I. In Die Bären und der Honig geht er im Schönbrunner Tierpark spazieren und muss über die drolligen Bären laut lachen. Das macht den Kaiser menschlich, ohne dass es seiner Würde abträglich ist. Das Lachen bringt die Majestät den Kindern näher und festigt die Beziehung.

Enrica von Handel-Mazzetti: ***Vom König, von den Dracheneiern und der Prinzessin Caritas*** (1948). In dem Märchen wird der Machtmissbrauch durch den König verurteilt. Es wirkt in seiner Aussage erstaunlich modern, denn es geht um den Raubbau an der Natur und dessen Folgen für die Bevölkerung. Die Drachen, die Gold produzieren und dabei das Land buchstäblich auffressen, können als Symbol für die Industrie gesehen werden, für die bedenkenlos Wälder gerodet werden; und die Abgase der Fabriken vergiften die Luft wie der Atem der Drachen. Dabei kommt der Ertrag nur wenigen (in dem Märchen nur einem, dem König) zugute, während das Volk zugrunde geht. Den König interessieren die Nöte seiner Untergebenen nicht, er herrscht absolut. Er lässt ein Schild vor sich hertragen mit der Aufschrift: “Ich bin der König der Könige“ (Handel-Mazzetti 1948, S. 5; im Original gesperrt gedruckt). Das ist Gotteslästerung und der Bischof mahnt ihn, dass der „wahre König der Könige“ (ebd. S. 6) noch mächtiger ist. Der Bischof kann sich diesen Widerspruch erlauben, weil er seine Autorität von diesem noch Höheren, von Gott, ableitet. Das tut allerdings auch der König, denn die Staatsordnung ist nach Meinung der Herrschenden gottgewollt. Aber dieser König frönt nur seinem Ehrgeiz und seiner Gier nach Reichtum. Er will „grausam viel Gold“ (ebd.). Die Wortwahl ist sehr treffend, denn der König ist grausam.

Dem Egoismus des Herrschers steht die Liebe seiner Ziehtochter Caritas gegenüber. Sie bewirkt einen Wandel im Charakter des Königs, der dann ein guter König bleibt, auch nachdem die Prinzessin ihn verlassen hat. „So war, wie der Bischof sagte, ‚Caritas' bei ihm geblieben, trotzdem er Caritas verloren; nämlich C a r i t a s, die gottgefällige Liebe." (Ebd., S. 28, Hervorhebung durch die Autorin)

Das Märchen kann als Warnung an den Monarchen verstanden werden, aber das Anliegen der Autorin ist nicht eine gezielte Kritik, die durch die Märchenform sowieso verallgemeinert würde, sondern die Bekehrung des Mächtigen durch ein frommes Kind. Das Wesentliche ist die Anerkennung der höchsten Autorität, die noch über dem König steht.

2. Die Staatsgewalt

Zu einer fest gefügten Staatsordnung gehört auch die Staatsgewalt. In der eben erwähnten Erzählsammlung lässt **Helene Stökl** in der Geschichte Beim Ringelspiel auch einen Gendarm auftreten.

Mela, ein dreijähriges Mädchen, und Mundi, ein vierjähriger Bub, dürfen im Hof spielen, aber Melas Mutter sagt ausdrücklich, dass sie nicht auf die Straße gehen dürfen. Da hören die Kinder die Musik eines Ringelspiels. Sie laufen hinaus und verirren sich in den Straßen. Die Mütter machen sich Sorgen um ihre Kinder. Da bringt ein Schutzmann sie zum Haus.

> Als die Kinder ihre Mütter sahen, wollten sie sich von dem Schutzmann losreißen, dieser aber hielt sie fest.
>
> „Gehören die Kinder hierher?" fragte er, als er näher kam.
>
> Erst als die Mütter sagten: „Ja, ja, das sind unsere Kinder!" ließ er die beiden Kleinen los.
>
> [...] „Nie wollen wir wieder fortlaufen."
>
> „Das will ich euch kleinen Ausreißern auch geraten haben," sagte der Schutzmann streng. „Treffe ich euch noch einmal allein auf der Straße, dann werdet ihr eingesperrt. Habt ihr verstanden?"
>
> „Ja, ja," schluchzten Mela und Mundi.
>
> Weil die Kinder so viel Angst ausgestanden hatten, bestraften die Eltern sie diesmal nicht. Gingen sie aber später mit ihren Eltern spazieren und sahen einen Schutzmann in der Ferne auftauchen, dann schmiegten sie sich fest an den Vater oder die Mutter an.
>
> Die Eltern hatten zwar gesagt, den braven Kindern tue der Schutzmann nichts, ganz sicher aber fühlten sie sich doch nicht.
>
> Wie der Schutzmann sie an der Hand mit sich fortgeführt hatte, das war doch zu schrecklich gewesen. (Stökl 1911, S. 44)

(S. Abb. 32)

3. Gesellschaftliche Ordnung – die anonyme Autorität

Das Gesellschaftsgefüge der Monarchie war klar und hierarchisch nach Klassen geordnet, mit dem Kaiser an der Spitze, dem Adel, dem Militär, dem Beamtenstand usw. Auch innerhalb der bürgerlichen Kreise hatte jeder Stand und jeder Bürger als Teil des Ganzen seinen festen Platz und seine Aufgaben. Die erste Pflicht des Bürgers bestand darin, die Ordnung nicht durcheinander zu bringen. Die Kinder wurden von Anfang an dazu erzogen, sich in die Gesellschaft einzufügen und so ein konfliktfreies Zusammenleben zu gewährleisten.

Diesem Zweck diente auch **Helene Stökls** ***Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten*** (1911). Gewisse Gebote gelten natürlich für alle Menschen, egal, welchem Stand sie angehören. Dazu gehört die Sauberkeit. Die Erzählung Von dem kleinen Prinzen, der sich nicht waschen lassen wollte zeigt, dass auch kleine Adelige Schwächen haben. Und die Episode Die kleinen Prinzen und die Maus erzählt von einem sechsjährigen Prinzen, der mit den Kindern eines Hofbeamten spielen darf und beim Heimgehen ohne Erlaubnis eine mechanische Maus mitnimmt, weil sie ihm so gut gefällt. Bei einem Erwachsenen wäre es Diebstahl. Das Wort kommt in der Erzählung nicht vor, aber dass die Tat Unrecht ist, wird sehr deutlich gemacht, die Achtung fremden Eigentums gehört zu den moralischen Grundsätzen. Der Prinz bekommt eine Strafe und muss die Maus selbst zurückbringen und sich entschuldigen.

Auch die Naschhaftigkeit ist schon ein Unrecht. In der Geschichte Piep, piep! interpretiert ein kleines Mädchen das Piepsen eines Kanarienvogels als „Dieb, Dieb!“ Es hat ein schlechtes Gewissen, weil es heimlich ein Stück Zucker aus der Dose genommen hat. Die Mutter nimmt die Sache sehr ernst und weist das Kind zurecht. Die Pfefferkuchenkutsche wird einem Mädchen von einem Buben heimlich weggenommen und aufgegessen. Dafür bekommt der Bub sogar Schläge.

Es ist eine Tatsache, dass es im Staat Arme und Reiche gibt. Das wird mit keinem Wort kritisiert und Helene Stökl mach keine Vorschläge zur Änderung des Systems. Es gehört aber zu den bürgerlichen Tugenden, dass man die Armen unterstützt. „Die sozialen Hilfsaktionen der Besitzenden erweisen sich insofern als herrschaftsstabilisierender Faktor, als die beschenkten Untertanen in ihrer Dankbarkeit gar nicht auf die Idee kommen, die Berechtigung der vorhandenen Eigentumsverhältnisse in Zweifel zu ziehen.“ (Wild 1990, S.201) Daher wird das Thema „Helfen“ in Kindergeschichten oft behandelt, manchmal auch in märchenhafter Form. (Vgl. Der gute Pilz, Tausendguldenkraut, Die Rotröckchen der kleinen

Prinzessin) Besonders im Zusammenhang mit Weihnachten wird viel von Hilfsbereitschaft erzählt (Auf dem Weihnachtsmarkt, Karl und der blinde Mann)

Nach einer Revolution wie der von 1848 hat der Gedanke der gesellschaftlichen Hybris, die Warnung davor, sich über seinen Stand erheben zu wollen, besonders hohe staatspolitische Relevanz. Das erklärt, warum man schon Kindern einprägt, nicht mehr sein zu wollen, als man ist. Zu diesem Thema gibt es erstaunlich viele Beispiele (oft auch verbunden mit der Sehnsucht nach der Ferne und Vaterlandsliebe). Als Beispiel sei hier genannt, Wie aus einem blauen Veilchen ein weißes wurde. Dieses Veilchen ist mit seinem Platz in der Welt nicht zufrieden. Es will sozusagen „höher hinaus", auf einen Berg, und dann auf einen höheren und einen noch höheren. Schließlich landet es in Eis und Schnee und bereut seine Unzufriedenheit.

Auch die Akzeptanz der Stellung von Mann und Frau gehört zu den Grundsätzen einer stabilen Ordnung. Die Botschaft in Ilse und Fräulein Linda ist subtil und mehr aus der Zeichnung zu entnehmen (s. Abb. 31). Fräulein Linda ist eine Puppe, den Titel hat ihr Franz, Ilses Bruder gegeben, vielleicht im Spott. Franz geht nicht gerade zimperlich mit der Puppe um, setzt sie in einem Papierboot aufs Wasser und zeigt keinerlei Besorgnis, als die Puppe unterzugehen droht: „‚Mach doch keinen solchen Spektakel'", sagt er zu seiner jammernden Schwester (Stökl 1911, S. 61). Hier sind die Geschwister in ihrer typischen Buben- und Mädchen- bzw. Mann- und Frauenrolle dargestellt. Das Bild unterstreicht das: Franz steht lässig da, die Hände in den Hosentaschen, Ilse mit hilflos erhobenen Händen und erschreckter Miene. (Vgl. zum Rollenbild der Frau auch Püppchens Brief an das Christkind im Kapitel FAMILIE.)

Die Sammlung von Helene Stökl enthält viele Erzählung mit gesellschaftspolitischer Relevanz, aber der Gesamteindruck ist der einer heilen Welt. Es gibt Arme in der Gesellschaft, aber man sieht und spürt sie nicht leiden, und man hilft ihnen ja auch mit Almosen. Heinrich Wolgast, der mehr als nur durch die oft zitierte Forderung nach ästhetischer Erziehung in „Ganze Menschen" auch als Sozialkritiker hervorgetreten ist, lehnt die „karitative Form der Humanität" dem Proletariat gegenüber als nicht mehr zeitgemäß ab (Wolgast 1910, S. 41) Aber die Autorin will die Gesellschaft offenbar nicht verändern, sie akzeptiert die bestehenden Verhältnisse.

Marie v. Ebner-Eschenbach glaubt an Autorität, an Standesunterschiede, auch wenn sie die grundsätzliche Gleichwertigkeit aller Menschen bejaht. Eine klassenlose Gesellschaft lehnt sie ab. Aber der Adel hat durch seine bessere Stellung auch eine größere Verpflichtung (vgl. Zink 1994). Zu diesem Rechts- und Verantwortungsbewusstsein will die

Autorin schon die Kinder erziehen. Darum wird ***Hirzepinzchen*** für seine Überheblichkeit und Herzlosigkeit den Mitmenschen gegenüber relativ streng bestraft. Er muss selbst erleben, was es heißt, auf Almosen angewiesen zu sein (er muss unter dem Tisch sitzen und bekommt nur die Abfälle; vgl. *Hirzepinzchen*, S.14f) und er muss für andere arbeiten (vgl. ebd. S.17f). Erst nachdem er Demut und Hilfsbereitschaft gelernt hat, bekommt er wieder seinen Status als Prinz zurück.

T. G. Starnfeld wirft in ihrem Märchen ***Pickerl*** (1907) einen ironischen Blick auf die Gesellschaft. Hier hat nicht nur jeder seinen festen Platz, es ist auch jeder stolz auf die Würde und Autorität, die mit seiner Position verbunden ist. Da gibt es die Marktfrau vom Naschmarkt (vgl. Starnfeld 1907, S.48 – 52), einen Schneider, für den es eine Ehre ist, dass er für einen echten Grafen arbeiten darf (denn es gibt auch unechte, vgl.ebd. S.50 – 53, 56 und 71 – 75), da ist der Bediente des Grafen (Abb. 30), der noch hochmütiger ist als vielleicht der Graf selbst; oder der böhmische Hausmeister (durch seine Aussprache gekennzeichnet, vgl. ebd. S. 77 – 79). Und der Engländer (Abb. 29) – der Ausländer, der nicht hierher gehört – ist die typische Witzfigur. (vgl. ebd. S. 36 – 48).

Als eine Variante von Däumeling oder Gulliver bei den Riesen (s. Kapitel FAMILIE) hat es der Protagonist nicht leicht in der Wiener Gesellschaft, denn auch er muss mit seinem Platz zufrieden sein. Er muss seine Reise in die Welt zu Fuß machen, da er allein nicht in die Tramway einsteigen kann, und kommt am ersten Tag vom Prater nur bis zur Hälfte der Praterstraße. Dort will er in einem Hotel übernachten. Der Portier weist ihn hochmütig ab (Abb.28). „Pickerl verlegte sich aufs Bitten, aber es half nichts, denn wenn ein Portier einmal etwas ausspricht, so ist es, als hätte der Schah von Persien ein Urteil gefällt. Der ist nämlich beinahe so viel wie ein Wiener Portier und fast ebenso stolz." (ebd. S. 20f. In Starnfeld1933 fehlt der Vergleich mit dem Schah von Persien.) Die Komik liegt in der Verschränkung bzw. in der Übertreibung, dass der Schah nur „beinahe so viel" ist wie der Portier.

Ludwig Praehauser lobt in einer Rezension den „Wiener Lokalkolorit" (Heller, S.182).

Pickerls Abenteuer spiegeln auch das Sprichwort wider, das Gottfried Keller als Titel für seine Novelle verwendet hat: „Kleider machen Leute"[66]. Solange Pickerl das Pierrotkostüm anhat, in dem er aus dem Spielzeugladen geflohen ist, betrachtet man ihn als Puppe und als Spielzeug. Erst als er einen eleganten Herrenanzug und einen Hut trägt, wird er ernst genommen.

[66] Vgl. auch Carl Zuckmayers Drama „Der Hauptmann von Köpenick", das allerdings erst 1930 entstanden ist. (Wilpert 1975, Bd.II)

IV. A. 2. Periode: 1918 – 1938

Aus der wirtschaftlichen und politischen Misere, die zu einer Polarisierung der politischen Meinungen führte, wollte man die Kinder verständlicherweise heraushalten. Soweit politische Einstellungen doch durchscheinen, kommen sie nur verkleidet und doppelsinnig vor. Trotzdem entwickelten die Sozialdemokraten unter dem Motto: „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft" einen „literaturpädagogischen Elan"; sie verstanden sich als „kulturelle Bewegung" und warnten vor der Literatur, die den Krieg verherrlichte. (Böhm 1999, S.48) In dem Buch ***Aus alter und neuer Zeit*** (1919) wollte man den Schülern (und Eltern) die Vorzüge der Republik erklären (das Wort Demokratie kommt nicht vor). Manche Stellen klingen ziemlich polemisch, wenn der Autor sagt: „[...] nur die wenig denkenden Menschen lassen sich von dem Willen eines Einzelnen lenken, der durch Zufall zur Macht berufen ist, durch den Zufall, daß seine Wiege in einem fürstlichen Palaste und nicht in einer schlichten Hütte stand." (Aus alter und neuer Zeit 1919, S.2)

Zum zehnten Jahrestag der Ausrufung der Republik gab die Partei der Sozialdemokraten ein Buch mit dem Titel ***Hoch die Republik*** (1928) heraus, in dem sie ihre sozialen Leistungen (besonders in Wien) hervorhob und die Vorzüge der neuen Staatsform, vor allem auch im Schulwesen, unterstrich: „In der Schule ist es auch besser geworden: Der Lehrer ist dein guter Freund. Es ist jetzt oft lustig in der Schule, während deine Eltern dort noch recht viel Angst und Scheu empfunden haben." (Hoch die Republik 1928, S.29) Dieses Buch, das für Volksschüler bestimmt war, wurde ein Monat nach Erscheinen verboten, ebenso wie das für Jugendliche konzipierte ***Um Freiheit und Menschenwürde*** (1928) (s. Abschnitt Jugendliteratur, 2. Periode).

Manche Schriftsteller und Schriftstellerinnen suchten das Heimatgefühl und das Vertrauen in diesen (für die Erwachsenen neuen) Staat zu stärken. Einer von ihnen war Josef Pazelt. Seine Erzählung ***Lambert Löffelmann und Silvester Aaser*** (1931) mit dem Untertitel: *Ein Heimatbuch für die Kinder Niederösterreichs* ist eigentlich ein Schulbuch und wurde 1931 approbiert. Es sollte den Kindern in der Form einer märchenhaften Reisebeschreibung Geographie, Geschichte und Kultur ihrer engeren Heimat nahe bringen. Damit folgt er Selma Lagerlöf (1858 – 1940) und ihrem ebenfalls für die Schule konzipierten Werk „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen" (ab1906, deutsch ab 1907). Lagerlöf hat der Gattung der Reiseliteratur, die bis auf die Griechen zurückgeht und zur Zeit der Aufklärung als Reiseroman sehr beliebt war, (Wilpert 1989, Lamping 2009) eine neue Dimension hinzugefügt, nämlich den Blick von oben, und mit dem Lehrbuch eine moralische Entwicklung verwoben (Wilpert Bd. I, 1975).

Zu den Erziehungsaufgaben der Schule gehört es, dass die Kinder ihre Heimat nicht nur geografisch und naturgeschichtlich kennen, sondern auch lieben lernen. In diesem Sinne ist auch **Roswitha Klobs** Erzählung Jockls Weltreise aus der Sammlung ***Der Luftballon und andere Märchen*** (1935) zu verstehen. Die Autorin bedient sich derselben künstlerischen Methode: Der Hirtenbub Jockl möchte die Welt kennen lernen, er fliegt auf einem Raben in ferne Länder, kommt aber dann bald zurück mit der Erkenntnis: „‚Draußen in der Welt war es schon schön, aber hier in der Heimat ist es doch am allerschönsten.'" (Ebd. S. 105)

1. Das Staatsoberhaupt

Karl Bienenstein knüpft in der Sammlung ***Unter der Karfunkelsonne*** (1918) an die Form des Kunstmärchens aus der Vorkriegszeit an und erzählt von guten und bösen Königen und guten und bösen Untertanen. Manchmal lassen die Märchen keine auktoriale Intention erkennen und obwohl man stellenweise Zeitbezüge vermuten könnte, ist es fraglich, ob z. B. Das Märchen von der Blindschleiche eine Kritik am System oder an der Revolution ausdrückt: Die Schlangenkönigin hat Eidechsen als Dienerinnen:

> Da geschah es einmal, daß eine Eidechse sagte: „Wie kommen wir eigentlich dazu, daß wir immer bloß die Diener und Wächter sein sollen? Wir sind doch gewiß von ebenso edlem Geschlecht wie die Schlangenkönigin und ich sehe gar nicht ein, warum wir immer nur gehorchen sollen! Wenn's nach Rechten ginge, sollte mit der Königswürde abgewechselt werden. Sieben Jahre meinethalben sollen die Schlangen das Königtum haben, sieben Jahre aber wir. Habe ich recht oder nicht?" (Bienenstein 1918, S. 45)

Die anderen Eidechsen stimmen ihr zu. Aber die Revolte scheitert. Die Macht der Schlangenkönigin liegt in der Karfunkelkrone. Eine Eidechse, die keine Beine hat und wie eine Schlange aussieht, will sie stehlen, wird aber dabei von der Krone geblendet. Die Schlangenkönigin verschont zwar ihr Leben, aber die Eidechse wird zur Blindschleiche.[67]

Der Ausgang des Märchens deutet eher darauf hin, dass alles so bleiben soll, wie es war, so war es ja doch am besten.

Die beiden Märchen Der Schwalbenkönig und Das Märchen vom Ehrenpreis handeln von bösen Königen. Aber die Untertanen sind ihren Herrschern gegenüber loyal. Sie helfen ihnen in der Not, obwohl sie von ihnen ungerecht behandelt wurden. Die Einstellung klingt monarchistisch und impliziert, dass man Könige nicht gleich absetzen und vertreiben muss, auch wenn sie Fehler haben, denn sie sind lernfähig. Das mag 1918 die Überzeugung vieler Leute gewesen sein. Bienenstein glaubt aber allgemein an den Sieg des Guten über das Böse.

[67] Die Geschichte ist etwas unlogisch, da Blindschleichen nicht blind sind.

Die Menschen seiner Märchen sind daher nicht wirklich schlecht oder ganz böse, sondern nur im Irrtum befangen oder krank an Leib und Seele. Doch wird jedem die Gelegenheit zur Läuterung und Genesung.

Der tyrannische König lernt durch Schmerzen und Einsamkeit sein Volk und seine Pflichten erkennen und kehrt nach harter Prüfung gesund und gut zurück. (Perutka 1942, S.110)

Annelies Umlauf-Lamatsch schreibt ebenfalls Märchen, in denen sie auf Zeitereignisse Bezug nimmt und manchmal schon eine Einstellung vorwegnimmt, die später dominant werden sollte. Viele ihrer Bücher wurden überarbeitet, manche sogar mehrmals, je nach den politischen Gegebenheiten. In ***Mein erstes Geschichtenbuch*** (1927), wurden 1941 (neben anderen Änderungen im Sinne des Nationalsozialismus – vgl. Heller 2008, S.315) am Anfang einige Kapitel (in Kurrentschrift) eingefügt, in denen Hitler als Führer gelobt und gepriesen wird, weil er dem Vater Arbeit verschafft hat und es der Familie jetzt wieder gut geht. In den Ausgaben nach dem Zweiten Weltkrieg fehlen diese Kapitel wieder.

Auch in ***Pilzmärchen*** (1925 b und 1951) weichen die Ausgaben in den Illustrationen und im Text von einander ab. Die unterschiedlichen Textstellen sind nicht lang, aber bedeutungsvoll, gerade im Hinblick auf Staat und Herrschaft. In beiden Ausgaben haben die Zwerge einen König, er heißt Dulderich (!). Er befiehlt seinen Untertanen zwar nichts, aber er macht den Vorschlag, den Wald schöner zu machen. Die Zwerge lieben und verehren ihren König und folgen ihm, auch ohne dass er etwas befiehlt. Leider werden der gute König und vierzig Zwerge von der bösen Hexe vergiftet. Ein König, der zu duldsam ist, ist offenbar dem Untergang geweiht.

Die Bilder vom Begräbniszug des Königs sind in den Ausgaben sehr verschieden. In der Erstausgabe ist das ganzseitige Bild sehr düster: „etwas dunkel und (vielleicht bewußt) ‚malerisch'" (Heller 2008, S. 296). Der Sarg wird über eine Brücke getragen, die Gestalten sind schemenhaft wie im Nebel (Abb. 39). Das könnte eine Anspielung auf Kaiser Franz Joseph sein; er ist am 21. November gestorben, die Beisetzung fand am 30. November statt (vgl. *Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs* 1987). Das Bild zeigt sehr eindrucksvoll die Trauer der Zwerge. In der Ausgabe von 1951 (Abb. 40) sieht man einen langen, bunten Leichenzug, an dem alle Waldgeschöpfe teilnehmen. Wie schon im Kapitel FAMILIE besprochen, sind bei Umlauf-Lamatsch die Ausgaben nach 1945 harmloser als in der Zwischenkriegszeit.

Bei der Erschaffung der Herrenpilze variiert auch der Text. Nachdem der erste Herrenpilz so gut gelungen ist, wollen alle Zwerge Pilze machen,

> und am Abend standen schon eine ganze Menge der braunen Pilzmänner da, wie Soldaten stramm in Reih und Glied, ein ganzes Regiment. Das war eine Freude!
>
> Der König wollte sich einen Spaß machen und rief: „Hallo! Aufgepaßt! Rechtsum, linksum, vorwärts meine Herren!" Und richtig machten die Pilze erst

> rechtsum, dann linksum und dann marschierten sie gar, und wie stramm! Das sah so lustig aus, daß den Zwerglein die hellen Tränen über die Backen liefen, so lachten sie, die kleinen Racker!
> „Einen Hauptmann sollten wir noch haben“, meinte Nuschelchen, „der müßte aber besonders schön sein, weil er doch der Führer ist!“ (Umlauf-Lamatsch 1925 b, S. 6f)

In der Ausgabe von 1951 kommen keine Soldaten vor, Strammstehen und Marschieren waren zu diesem Zeitpunkt nicht mehr populär. Der Spaß, den sich der König nun mit den Pilzen macht, besteht darin, dass er sie zu einem Wettlauf auffordert; wer als erster einen Stein erklimmt, ist Sieger. Darum heißen die Herrenpilze auch Steinpilze (Umlauf-Lamatsch 1951, S. 7f).

In dem Märchen ***Die Steinzwerge und ihre Schwarze Stadt*** (1935) ist die Gesellschaft zweigeteilt in ein fortschrittliches und ein primitives Volk. Die schwarzen Zwerge sind schon durch ihren Lebensraum benachteiligt, aber sie sind auch weniger intelligent und unternehmungslustig. Der weiße Zwerg Undi findet einen Ausweg aus dem schwarzen Gebirge und die weißen Zwerge sind in Zukunft die Lehrmeister der schwarzen. Der weiße König ist großzügig und schickt den Schwarzen alles, was sie brauchen. Am meisten entbehren sie Seife; sie ist das Symbol für die Zivilisation.

S. Blumesberger zitiert eine Stelle aus der Nachkriegsausgabe, die zum Unterschied von der Vorkriegsausgabe politisch neutral ist (Blumesberger 2001, S.214). Zur Entstehungszeit hat man vermutlich die Überlegenheit der weißen Rasse gegenüber anderen herausgelesen.

Der Flug ins Karfunkelland (1933), den **Friedrich Feld** „eine fast wahre Geschichte“ nennt, führt seinen Helden im fünften Kapitel in das Land der Spiegel. Dort herrschen ein hässlicher König und eine schöne Königin. Beide sind eitel. Und damit die Königin jederzeit ihre Schönheit bewundern kann, müssen im ganzen Land Spiegel aufgestellt werden; und damit der König seine Hässlichkeit nicht sieht, werden die Spiegel am nächsten Tag wieder zerschlagen. Die teuren Spiegel, die die Leute selbst kaufen müssen, stürzen die Bevölkerung in Armut.

Es ist nicht undenkbar, dass das ganze Kapitel – abgesehen von der Ablehnung einer absolutistischen Staatsform – noch eine zweite doppelsinnige Botschaft enthält. Wenn die Staatsführung eines Landes in sich uneins ist, ist das meistens zum Nachteil des Volkes. Und zur Entstehungszeit der Erzählung, 1933, herrschte in Österreich Uneinigkeit in der Regierung, die Parteien bekämpften einander, und das trug noch zu der schon vorhandenen wirtschaftlichen Not bei. So gesehen ist das Werk tatsächlich eine (fast) wahre Geschichte.

2. Die Staatsgewalt

Die in Deutschland geborene **Umlauf-Lamatsch** hatte an Wien offenbar einiges auszusetzen. In Alle hunderttausend Teufel: Herauf!!! (in der 3. Auflage 1951 steht dieses Märchen an erster Stelle) aus den ***Wiener Märchen*** (1925 a) sorgt der liebe Gott selbst für Ordnung und Sauberkeit in den Straßen Wiens. Er hat sich schon lange über die Wiener geärgert: Staßenbahnkarten werden auf die Straße geworfen; Frau Gschaftlhuber beutelt Staub auf die Köpfe der Passanten; Frau Schlampatatsch leert den Mist auf die Straße; Frau Wutzlmayer drängt sich beim Einsteigen in die Straßenbahn vor usw.

Da ruft der liebe Gott die Heinzelmännchen, die in einer Nacht alles sauber machen. Die Wiener freuen sich zwar, aber sie sind bald wieder schlampig und zu faul, den Mist ordentlich zu entsorgen. Nun schickt der liebe Gott die Englein. Aber auch diesmal hält die Ordnung nicht lange an. Da wird es dem lieben Gott zum dumm – da nicht einmal die himmlische Staatsgewalt etwas ausgerichtet hat, bekommt Wien nun eine höllische zu spüren – er ruft die Teufel herauf und erklärt ihnen, sie können einmal etwas Nützliches tun. Die Teufel kommen gern und sie dürfen die Schlampigen, Faulen und Bösen auch gleich bestrafen. Die Strafe richtet sich jeweils nach der Missetat: Der Kutscher, der die Pferde quält, muss selber den Vorspann machen; dem Milchpantscher friert die Nase am Boden in dem Wasser fest, das er in die Milch schütten wollte, und er muss bis zum Frühjahr warten, bis er wieder auftaut. Vielleicht um dem Vorwurf der Grausamkeit zu entgehen, sagt die Autorin gleich dazu:

> Je nun! Man soll ja keinem Menschen Böses wünschen. Gewiß nicht. Aber ich mein' – wenn's j e t z t manchem „Pantscher" so erging – er so am Boden liegen müßte, mit der Nase im Eis – es wär nicht schlecht. Aber da müßten v i e l e am Boden liegen und auf das Frühjahr warten... O je!! (Umlauf-Lamatsch 1925 a, S. 26; Hervorhebung im Text)

Diese Botschaft ist sicher nicht an die Kinder gerichtet!

Einige ganz böse Menschen kommen gleich in die Hölle. Die schlimmen Kinder werden öffentlich am Hohen Markt verklagt und gleich bestraft und auch hier richtet sich die Strafe nach der Sünde. So gibt es z. B. Tantalusqualen für ein Mädchen, das nascht.

> Nach einiger Zeit ruft der liebe Gott die Teufel wieder ab. Und jetzt halten die Wiener selber Ordnung und es gibt keine Betrüger mehr. Und wie sie Ordnung halten, wird detailliert aufgezählt.
>
> Seitdem waren aber die Wiener Kinder so höflich und sittsam, so ordentlich und wohlerzogen, wie nirgends auf der ganzen Welt. –
>
> Mit den Teufeln war überhaupt ein frischer Zug in die Stadt gekommen, das mußte man sagen. Die Menschen gingen rascher und straffer an ihre Geschäfte. Von

> dem alten Schlendrian war nichts mehr zu sehen. Die Straßen waren tadellos gehalten, ebenso die öffentlichen Anlagen; da sah man kein einziges Papierfetzchen mehr und nichts wurde abgerissen. Der Wiener Wald erholte sich zusehends. Es war jetzt herrlich in Stadt und Umgebung. So schön wie nirgends auf der ganzen Welt.
>
> Die Menschen waren höflich und hilfsbereit und die Kinder unsagbar lieb. – (Ebd. S.32f)

Bei **Annelies Umlauf-Lamatsch** gibt es selbst ***In der Heimat der Blumen*** (1932) Krankheiten, Bosheit, Gier und Verleumdung. Die Blumen streiten, und sogar eine Gerichtsverhandlung ist notwendig, weil der Fichtenborkenkäfer die Schuppenwurz verklagt und auch noch beleidigt hat. Der Türkenbund-Richter waltet seines Amtes, spricht die unschuldige Schuppenwurz frei und bestraft den Käfer für die Verleumdung.

Bemerkenswert ist auch, mit welch drastischen Strafen Gerechtigkeit hergestellt wird. Die Hexe im ***Pilzmärchen*** wird zu Tode geprügelt und auch die beiden Faune Fix und Fax werden verprügelt. Das steht zwar im Einklang mit der Tradition der Volksmärchen, man denke z.B. an „Schneewittchen“ oder „Hänsel und Gretel“: Ungehorsam, Bosheit, Schlechtigkeit werden immer hart bestraft. Aber zum Bild der „Märchenmutti“, als die sich Umlauf-Lamatsch offenbar gern sah (s. Abb. 3) passt die entfesselte Grausamkeit nicht, die sowohl in den Gesichtern der Zwerge als auch der Hexe zu sehen ist (Abb. 57) und die die Schilderungen in den Kriegsbüchern noch übertrifft.

Was für das *Pilzmärchen* gilt, das gilt mehr oder weniger für die meisten Geschichten von Umlauf-Lamatsch, die vor dem Zweiten Weltkrieg entstanden sind: Ganz heil ist die Welt dieser Märchen nicht. In jeder Erzählung gibt es zumindest einen dunklen Punkt. Das trifft auch auf ***Die Schneemänner***, ***Die neun Kegel*** und ***Der kleine Peter in der Katzenstadt*** zu. In letztgenannten Buch fällt die Differenzierung zwischen Herrentieren (Katzen) und Nutztieren (Mäusen) auf, die als minderwertige Lebewesen gemästet, getötet und verarbeitet werden (vgl. Seibert / Blumesberger 2006, S.54)

Sein erstes Buch, **Tirilin reist um die Welt** (1931) schrieb **Friedrich Feld** noch unter seinem richtigen Namen **Fritz Rosenfeld**. Darin beobachten die Protagonisten Tirilin und Bob eine Gerichtsverhandlung in einer orientalischen Stadt. Der Wesir ist aber ein bestechlicher Richter, die Anklage auf Betrug ist erlogen und der unschuldige Kupferschmied Omar kommt ins Gefängnis.

Die Buben können den Kalif davon überzeugen, dass Omar unschuldig ist, und der Kalif spricht zum Richter:

> „Du hast den Kupferschmied Omar zu einer Strafe verurteilt, obgleich du wußtest, daß er unschuldig ist. Du hast Hassan freigesprochen, weil er dich bestach. Du hast das Gold über das Recht gesetzt. Wenn aber Geldstücke schwerer wiegen als

> die Gerechtigkeit, dann ist die Welt dem Untergang nahe. [...]“ (Rosenfeld 1931, S. 103)

Der Wesir soll gehenkt werden, aber er ermordet den weisen und gerechten Kalif, übernimmt selbst dessen Amt und ernennt Hassan, seinen Helfer, gegen eine Zahlung von zehntausend Goldstücken zum Schatzmeister, der sich das Geld später durch Steuern vom Volk wieder holen kann.

> „Ich werde sie auspressen wie eine Zitrone. Alles Gold und Silber nehme ich ihnen weg“, sagte Hassan und seine Augen funkelten.
>
> „Doch die Reichen und Mächtigen, die Stützen meines Throns, mußt du verschonen! Wehe, wenn du von ihnen Steuern eintreibst! Du darfst sie mir nicht zu Feinden machen! Bei den Armen hole dein Geld! Wer es dir nicht gibt, wandert in den Kerker. Wir haben noch Platz für viele Tausende!“ (Ebd. S. 105)

Gleich darauf wird auch Hassan ermordet und der Wesir ist unumschränkter Herrscher:

> „Nun tanzen sie, wie ich pfeife“, sagte er laut zu sich selbst. „Nun sind sie alle in meiner Macht. Wer mir gefällt, steigt zu Rang und Ämtern auf, wer mir mißfällt, wird geköpft. Sie sollen sehen, was es heißt, einen strengen Herrn haben. Wie nannte mich der Alte? Einen ungerechten Richter? Brauche ich das Recht, wenn ich die Macht in den Händen halte?“ (Ebd. S.106)

Tirilin ist erschüttert über die Welt, „wo er Imperialismus, Skrupellosigkeit und Ausbeutung kennen lernt. Er kehrt zwar wieder heim, [...], aber er möchte zum Aufbau einer Welt beitragen, in der es keine notleidenden Menschen mehr gibt.“ (Böhm 1999, S. 54). Die zwei Buben können zwar den Kupferschmied befreien, d. h. einem Einzelnen helfen, aber das System ändern können sie nicht – dieser Aufruf geht an die Erwachsenen.

In seiner zweiten Erzählung, ***Der Flug ins Karfunkelland*** (1933) unter dem Pseudonym **Friedrich Feld** veröffentlicht, macht der Autor sich über die aufgeblasene Autorität der – in Wirklichkeit völlig unfähigen – Polizei lustig. Im Regenland hat der Polizeipräsident einen Unschuldigen einsperren lassen. Er glaubt nicht an das, was der Schnell-Lern-Apparat sagt und erklärt:

> „[...] Überdies haben wir einen Mann gefangen, der der Tat verdächtig ist. Wir lassen ihn morgen köpfen, dann wird sich ja zeigen, ob der Regen aufhört. Hört der Regen nicht auf, suchen wir weiter.“
>
> Karfunkel sah den Polizeipräsidenten starr an. Der Apparat nannte den Namen des Schuldigen, der Präsident wollte einen Mann töten lassen, die unschuldig war. [...]
>
> „Wer im Gefängnis sitzt, ist verdächtig“, sagte der Polizeipräsident und hieb mit der Faust auf die Tischplatte. (Feld 1933, S. 73)

Als der Schuldige endlich gefangen ist, tröstet er sich, weil die Justiz bestechlich ist:

Herr Gyp wurde abgeführt; er mußte im Kerker für seine Tat büßen. Auch Herr Klughahn wanderte ins Gefängnis. Er jammerte, bald aber beruhigte er sich. Er hatte viel

Geld, und er würde sich mit seinem Geld schon den Weg in die Freiheit bahnen. Er konnte sich einen Verteidiger kaufen, der die Richter von seiner Unschuld überzeugte; er konnte den Frauen der Richter neue, eben aus dem Ausland eingelangte Sonnenschirme schicken, dann redeten sie ihren Männern zu, diesen braven Bürger doch nicht zu verurteilen. Herr Klughahn hatte gar keine Angst um seine Zukunft. (Feld 1933, S. 89)

Im Tierland sind die großen, schwerfälligen Nashörner die Polizisten, die bei der Suche nach der entführten Katze unfähig und unwillig sind, während der winzige Floh die besten Ideen hat.

Noch bissiger rechnet Friedrich Feld mit der Polizei in ***Der Regenbogen fährt nach Masagara*** (1950) ab. Hier werden zwei Einbrecher gejagt. Der Gendarm Haberspirk ist ein leidenschaftlicher Flötenspieler. Während der eine Einbrecher mit ihm auf der Mundharmonika spielt und ihn ablenkt, kann der andere ins Haus einsteigen. Auf die Frage des Kommissärs nachher, ob Haberspirk wisse, wer der Mundharmonikerspieler gewesen sei, antwortet Haberspirk: „ ‚Ein wohlanständiger, wackerer Mann [...]. Er hatte gute Manieren und war sehr freundlich.'" (Feld 1950, S. 91)

Bestechliche Richter, dumme, unfähige Polizisten kommen bei Friedrich Feld nur in Märchen und in anderen Ländern vor. Man kann herzlich darüber lachen – solange man die Doppelsinnigkeit nicht beachtet.

3. Kritik am System

Josef Pazelt trifft in seinem 1924 entstanden Märchen ***Zizibe*** (1948) eine klare politische Aussage. Noch im Nachhinein wird das alte System kritisiert und die Republik als die bessere Staatsform gelobt. Die Tiere stehen als Symbole für die Schichten der menschlichen Gesellschaft. (Vgl. zum sozialistischen Menschenbild, Handlungsstruktur und Symbolik: Gittinger 2011.) Die Mäuse sind die Proletarier. Die Familienszene am Beginn der Erzählung entspricht einer ähnlichen Situationen in einer Arbeiterfamilie, in der der Vater von der Arbeit (hier: der Mäuserich von der Futtersuche) erschöpft nach Hause kommt und schlafen will; die Kinder müssen ruhig sein. Der Hamster ist der Kapitalist. Er ist zwar erfolgreich, aber geizig und herzlos und außerdem eingebildet, er hält sich für einen großen Dichter. Der Rabe ist der Intellektuelle, der Philosoph; er hat von oben den Überblick, die Gesamtschau. Er bedauert die Uneinigkeit unter den Tieren:

> „ [...] Wenn wir alle zusammenhielten, wir könnten den Menschen ausrotten. Aber wenn ich so einen Ochsen ansehe, wie der Kerl sich in einen Wagen spannen läßt und den ganzen lieben Tag zieht und zieht, nur damit der Mensch nichts zu tun hat! Oder die kleinen Vögel, die sich in einen Käfig sperren lassen und dem Menschen sogar noch schöne Lieder vorsingen dafür, daß er sie um ihre Freiheit gebracht hat, da muß man jede Hoffnung verlieren." (Pazelt 1948, S. 15)

Während die Tiere das Volk symbolisieren, verkörpern die Figuren der anderen Handlungskreise die Regierung bzw. Regierungsformen. Da ist vor allem die Hexe zu nennen, die für die Diktatur steht und sich nur durch ihr Heer von Distel-Soldaten, die verzauberte Menschen sind, vom Volk abschirmt (vgl. ebd. S. 25). Die Symbolik entspricht Pazelts Überzeugung, dass die Menschen nicht von Natur aus Freude am Töten haben, die Hexe hat sie erst verzaubern müssen, damit sie Soldaten werden. Der König ist zwar gutmütig, aber schwach – die Monarchie hat sich überlebt; er will sein Land kennen lernen, „[w]enigstens die Schlösser" (ebd. S. 27), das heißt, er bleibt unter seinesgleichen und reist inkognito. Da kann er nichts ändern und nichts verbessern. Im Mittelpunkt aller Handlungskreise steht die Königstochter Lilli, die von der Hexe (der Diktatur) hilflos gemacht und vom Volk abgeschirmt wird, sie wird in die Maus Zizibe verwandelt und sitzt in einem Gurkenglas. Vorher hat sie die Disteln erlöst, durch die Liebe von dem Bann befreit, unter dem die Hexe sie gehalten hat; aus Kriegern sind wieder Menschen geworden – ein weiteres Beispiel für Pazelts Glaube an die positive Entwicklungsfähigkeit des Menschen.

Der Wechsel von der Monarchie zur Republik ist in der Erzählung ganz problemlos erfolgt. Lilli stolpert über die Königskrone, die achtlos weggeworfen wurde, und Silvester Aaser sagt quasi mit einem Achselzucken: „ ‚Wir werden halt eine Republik geworden sein, während ich in der Kammer war. Da darf man sich nicht so entsetzen. Es gibt schon eine ganze Menge Republiken auf der Welt.'" (Ebd. S. 41)

Lilli ist über die Veränderung zunächst traurig, sie erkennt aber sehr bald die Vorzüge der neuen Staatsform: Ihr Vater, der nun nicht mehr König ist, kann jetzt Pfeife rauchen und aus dem Fenster schauen, und Lilli sagt mit Überzeugung: „ ‚Lieber lebe ich in der Republik frei, als in der Monarchie in einem Gurkenglas! [...]'" (ebd. S. 42).

Hermynia Zur Mühlen setzt die Tradition der sozialistischen Märchen fort,[68] die 1875 mit dem Buch „Der große Krach" von Friedrich Gottlieb Schulze begonnen hat (vgl. Wild 1990, S. 215). Reiner Wild sieht die Märchen, die in einem realistischen Handlungsrahmen verankert sind, in der Nähe und Nachfolge der E. T. A. Hoffmannschen Wirklich-

[68] Zur Biografie Hermynia Zur Mühlens vergleiche Zur Mühlen 2001 und die Arbeiten von Altner 1997, Jandl 2010, Platzer 1991, Matt 1986, Scheriau 1996, Alt 2010. Am ausführlichsten wurden die Entstehungsgeschichte der Märchen und die Geschichte der proletarisch-revolutionären Kinder- und Jugendliteratur von Altner 1997, Platzer 1991 und Scheriau 1996 behandelt. Mit der Situation der Schriftstellerinnen in der Ersten Republik befassen sich die Arbeiten von Matt 1986, Jandl 2010 sowie die gemeinsame Untersuchung von Gürtler / Schmid-Bortenschlager 2002. Zur Interpretation der Märchen und einem Vergleich mit den traditionellen Volksmärchen siehe ebenfalls Scheriau 1996 sowie Altner 1997 und Wallace 2009.

keitsmärchen. „Aus heutiger Sicht könnte man sie auch als phantastische Erzählungen bezeichnen.“ (ebd. S. 216).

Wallace betont, dass die chronologische Entstehungsgeschichte von Bedeutung ist, da sie eine Entwicklung und eine Intensivierung der Aussage zeigt (vgl. Wallace 2009, S.33).

In dieser Arbeit sind die Märchen nach verschiedenen Gesichtspunkten untersucht und zusammengefasst. Der erste und wichtigste Punkt ist die Frage nach der Autorität:

In der Sammlung ***Was Peterchens Freunde erzählen*** [69] (1921) gibt es zwei Handlungsebenen und damit zwei Arten von Autorität. Die Gegenstände, die Peter über die Produktionsbedingungen aufklären: die Kohle, das Streichholzschachtel, die Flasche und der Eisentopf leiten ihre Autorität dem Kind gegenüber aus ihrem Vorsprung an Wissen ab, während innerhalb der einzelnen Erzählungen Menschen auf Grund ihrer Machtposition, die sich auf das Kapital stützt, andere Menschen unter gesundheitsschädlichen, zum Teil sogar lebensgefährlichen Bedingungen arbeiten lassen; und die Arbeiter müssen gehorchen. Hermynia Zur Mühlen beschreibt hier den Ist-Zustand, d.h. wie katastrophal die Lebensbedingungen für viele Menschen sind, die Glasflasche nennt sie sogar die Hölle. Das alles hat Peterchen nicht gewusst – und der Leser wahrscheinlich auch nicht. Darum sind die Märchen für Zur Mühlen das ideale Mittel im Klassenkampf, weil sie nicht nur den Kindern die kapitalistischen Produktionsverhältnisse erklären, sondern auch den (nichtintellektuellen) Erwachsenen. Das sieht auch A. Wallace so:

> [...] like many left-wing writers at that time, she saw literature as a political tool and potential weapon in the class struggle. Zur Mühlen was alert to the trends in the literary market and sought to appropriate the appeal that various genres of popular literature held with certain sections of the population – particularly the working classes. (Wallace 2009, S.15)

Aus der intellektuellen Überlegenheit ergibt sich aber auch eine Gefahr: Während das Kind bei den Erklärungen der Streichholzschachtel einschläft, mahnt der eiserne Topf die Gegenstände:

> „Sie wollen doch unserem kleinen Freund die Augen öffnen, nicht wahr? Und drücken sich in Worten aus, die er unmöglich verstehen kann. Was weiß er vom ‚System’, vom ‚Kapitalismus’ und dergleichen Dingen? Ich bin ein schlichter Geselle, bezeichne all dies mit ‚Unrecht’ und ‚Schweinerei’. Sie aber erinnern mich an viele Menschen, die es ebenso gut meinen und ebenso ungeschickt anfangen wie Sie. Sie schreiben lange unverständliche Sätze, vollgespickt mit neuen Worten, mit Fremdwörtern, Latein und Griechisch, und sind dann höchst beleidigt, wenn die einfachen Leute daraus nicht zu lernen vermögen.“ (Zur Mühlen 1921, S. 49)

[69] Einige Märchern sind mehrmals in verschiedene Sammlungen aufgenommen worden. Die Seitenangabe bezieht sich jeweils auf die im Inhaltsverzeichnis genannte Sammlung.

Damit übt die Autorin Kritik auch an den Intellektuellen in den eigenen Reihen, die nicht verstehen, dass sie zum einfachen Volk in seiner eigenen Sprache reden müssen.

In einer anderen „Sprache“ reden in den Märchen auch die Illustrationen (s. Abb. 22). Die Zeichnung von George Grosz z. B., in der sich die Serviettenzipfel in Schweinsohren verwandelt haben, ist ungeheuer eindrucksvoll.

Keine Autorität beantwortet dem kleinen Paul die Frage, die er in dem Märchen ***Warum?*** (1922) stellt, nämlich, warum die Welt so ungerecht ist. Die Äbtissin und die Henne werden sogar böse und die Ähren im Weizenfeld biegen sich vor Lachen über Pauls Naivität – gerade weil sie die Antwort nicht wissen und ihr Unwissen nicht zugeben wollen. Die Eule ist zwar weiser als die anderen Geschöpfe, sie erkennt das Verhalten der Menschen als Dummheit, aber warum die Menschen dumm sind, darauf weiß auch sie keine Antwort und auch sie wird letztlich zornig. Erst die Dryade des Birkenbaumes hat eine Antwort für Paul: Er muss handeln.

Um angemessen handeln zu können, muss man sich über zwei Fragen klar werden: Erstens darüber, wie das kapitalistische System entstehen konnte, und zweitens, wie es aufrechterhalten wird. Letzteres ist besonders wichtig, weil man den Mechanismus des Systems durchschauen muss um es zu verändern. Gewöhnlich gibt es in den Märchen einen Urzustand, in dem es den Menschen gut geht. Dann taucht plötzlich ein Fremder auf, der durch sein Aussehen und sein Auftreten als Autorität gilt, z. B. in dem Märchen Der Knecht: „[...] da erschien eines Tages im Dorf ein Fremder. Er war schön und vornehm gekleidet, trug über den feisten Bauch eine goldene Kette, klapperte in der Tasche mit Goldmünzen und erzählte viel von der Herrlichkeit der großen Welt.“ (Zur Mühlen 1930, S.15). In diesem Zusammenhang warnen viele Märchen Zur Mühlens eindringlich vor „falschen Autoritäten“. Manchmal ist auch ein Einzelner habgierig (siehe Der Zaun. Die Brücke. Die Wundermauer) oder bringt eine Ideologie von auswärts herein (z.B. Die Affen und die Peitsche). Immer aber ist es das Geld, das die Menschen verführt: In Der Knecht wehren sich die Menschen so lange gegen den Verkauf der Maschine, bis einer mit Gold bestochen wird. Der Bauernsohn, der den Zauberer in dem Märchen Der Besen ausgelacht hat (s. Abb. 51), wird dadurch bestraft, dass er ein Goldstück bekommt, und danach will er immer mehr, bis er an seiner Gier zu Grunde geht. Auch die Erzählung Ali, der Teppichweber, die an das Grimmsche Märchen „Vom Fischer und seiner Frau“ angelehnt ist (vgl. Altner 1997, S. 59f) unterstreicht den Grundsatz, dass das Geld, der Besitz an sich die Menschen verdirbt.

Den anderen Aspekt, wie das System aufrechterhalten wird, zeigen besonders die Märchen Die Brillen, Die Bundesgenossin, Der Droschkengaul, Said der Träumer, Die Affen

und die Peitsche. Sie „machen verschiedene Formen der Demagogie durchschaubar und fordern heraus, Gleichgültigkeit, Ignoranz und geistige Trägheit zu überwinden.“ (ebd. S. 98). (Siehe auch Kapitel KIRCHE)

Die Macht der Ausbeuter besteht unter anderem darin, die Unterdrückten glauben zu machen, dass dieser Zustand völlig zu Recht bestehe, dass sie, die Armen, gar kein Recht auf ein besseres Leben hätten. Das zeigt das Märchen Die Brillen:

> Die Gläser waren derart geschliffen, daß die durch sie blickenden Armen ihre Brüder und Schwestern ganz klein und hilflos und als minderwertige Geschöpfe sahen, schauten sie jedoch auf die Bürger und gar auf den König, so deuchten diese sie, durch die Brille gesehen, mächtige, fast gottähnliche Wesen, denen alles Gute der Welt zukommt, deren Macht niemand widerstehen kann, und die das Recht haben, alle anderen zu ihren Knechten zu machen. (Zur Mühlen 1930, S. 28)

Das System wird auch durch die Menschen aufrechterhalten, die sich damit identifizieren, obwohl sie ausgebeutet werden. Manche sind sogar noch stolz darauf, dem System zu dienen, weil sie ihren Stellenwert von dem der Höheren ableiten. Zu ihnen gehört die Henne in *Warum?*, die dadurch als besonders dumm dargestellt wird.

Es genügt aber nicht, das System in seiner Entstehung und Funktion zu erkennen, man muss auch etwas tun. Der Anfang klingt recht einfach, ist es aber nicht immer. Man muss den Autoritäten, den Vertretern des Systems den Gehorsam verweigern. Sehr deutlich wird das in dem Märchen Der Rosenstock. Der Stock weigert sich zu blühen, er tritt in den „Durststreik“. Erst als er hinausgeworfen wird und der Gärtner ihn seiner kranken Frau bringt, trinkt er wieder und blüht. In der Erzählung Der kleine graue Hund rettet der ungehorsame Kutscher dem Hund, der ertränkt werden sollte, das Leben.

Der Intention und Aussage der Märchen entsprechend, sind sie also eine Aufforderung zum Ungehorsam und nicht zum Gehorsam. Dadurch unterscheiden sie sich ganz erheblich von den Volksmärchen, die systemstabilisierend wirken.

> Volksmärchen sind Wunschbilder, in denen ausgleichende Gerechtigkeit und Wunscherfül- lung vorstellungsweise erlebbar werden. Die Märchen der Hermynia Zur Mühlen hingegen sind operative Verhaltens- und Handlungsvorgaben. Sie demonstrieren exemplarisch Aktivi- täten als Identifikationsmuster für den Leser. Die Märchenhelden agieren in einem anderen Bedingungsgefüge und mit anderer Zielsetzung als die Helden der Volksmärchen. Für sie gilt nicht der Grundsatz: Bewähre dich im Dienst am Guten, dann erfüllen sich deine Wünsche und du wirst belohnt, sondern hier heißt es: Erkenne dein Recht und handle gemeinsam mit anderen, dann wirst du frei! (Altner 1997, S. 96)

Zu diesem Schluss kommt auch A.Wallace (vgl. Wallace 2009, S. 32). Sie geht sogar noch weiter, indem sie sagt, Zur Mühlen

> sought to expose and subvert what she considered to be the bankrupt ideology behind these supposedly neutral „classics“ by writing her own socialist version of the *Märchen*. At the same time she was able to offer an alternative to the growing number of nationalistic and right-wing *Kunstmärchen* and interpretations of *Volksmärchen* that were threatening to influence young minds. (Ebd. S.50)

Die Aufforderung zum Handeln wird in den späteren Märchen in ***Das Schloß der Wahrheit*** (1983 a) immer deutlicher und drängender, hier genügt es nun nicht mehr, den Gehorsam zu verweigern, es braucht die Aktion. Das zeigt das Märchen Der Besen (s. Abb. 51). Der Dichter kann die Welt nicht verändern; er steht im Bild mit hochgezogenen Schultern und nachdenklich schief gelegtem Kopf, die Hände in den Taschen, hilflos da; seine Feder zerbricht sogar, als er das Wort „Tat“ schreiben will. Immerhin haben seine Gedichte bewirkt, dass die Arbeiter die Situation erkennen und sich erheben. Aber das Handeln ist wichtiger. Erst der Mann mit dem Besen kann das Unrecht „fortfegen“[70] (Zur Mühlen 1983a, S. 44), und in seinem Land tun es die Leute. In anderen Ländern (in Mitteleuropa?) binden sie erst die Besen. Es wird aber Zeit zu fegen, bevor ihnen der Unrat über den Kopf wächst. „Die Märchen sollten begreiflich machen, daß die Befreiung von Ausbeutung und Ungerechtigkeit nur das Werk der Unterdrückten selbst sein kann.“ (Altner 1997, S. 92)

Der letzte aber nicht unwichtigste Faktor in Zur Mühlens Märchen, der hier genannt werden soll, ist das Kollektiv. Einer muss zwar anfangen, aber die Macht liegt beim Kollektiv. Das zeigt die Erzählung der Streichholzschachtel in Was die Bettdecke erzählt, in der viele kleine Vögel zusammen einen großen starken Raubvogel besiegen. Damit „kommt eine grundsätzliche Bejahung der Gewalt als Mittel des Kampfes zum Ausdruck.“ (Altner 1997, S. 98) In Die Söhne der Aischa (die Geschichte wird von einem Märchenerzähler auf dem Marktplatz vorgetragen) wird Raschid vom Steuermann daran gehindert, dem Sklaven, der ins Meer geworfen wird, zu helfen. Das klingt zwar herzlos, aber Raschid allein könnte nichts erreichen, nur im gemeinsamen Handeln können auch die Schwachen erfolgreich sein, und dafür ist die Zeit noch nicht reif. In diesem Märchen „stehen Fragen des taktischen Verhaltens im Vordergrund, und die Idee der brüderlichen Verbundenheit aller Revolutionäre, die Überwindung nationaler und rassischer Vorbehalte gewinnt Gestalt.“ (ebd.). Die Wirkung des Gehörten zeigt sich auch sofort, denn sobald der Märchenerzähler geendet hat, reicht der Ägypter, der vorher darüber erbost war, dass ein anderer Ägypter einen Engländer „Bruder“

[70] Ob ein Zusammenhang besteht, ist nicht sicher, aber es ist interessant, dass im Wahlkampf zur Nationalratswahl 1920 von dem gebürtigen Ungar Mihály Biró ein Plakat gedruckt wurde mit dem Slogan „Kehrt aus! Wählt Sozialdemokratisch“ (vgl. Kriechbaumer / Panagl 2002, S.78 u. 90).

nannte, dem Engländer nun selbst die Hand und sie pfeifen zusammen eine Melodie (möglicherweise „Die Internationale“).[71]

Hermynia Zur Mühlen wollte bewusst die Kinder ansprechen. Sie sind noch unverbildet, bei ihnen sind die Vorurteile noch nicht so eingeschliffen wie bei den Erwachsenen. Der Spatz, z.B. ist unzufrieden. Vater Spatz trägt alle Symbole der Bürgerlichkeit: Zwicker, Schurrbart, Pfeife und Kette über der Brust, und er ist im Gesangsverein – von solch einem „Bürger“ ist keine Veränderung zu erwarten. Auch dass es eine Dryade ist, die „Seele“ eines Baumes, die Paul in *Warum?* zum Handeln auffordert, ist bedeutsam. Denn einerseits sind Kinder eher im Stande, die Sprache der Natur, und damit einer natürlichen Ordnung zu hören, andererseits weiß der Mensch in seiner „Seele“, in seinem tiefsten Inneren, was richtig und gerecht ist. Daher liegt die Hoffnung der Welt bei den Kindern. Das kommt auch in der Geschichte Die rote Fahne zum Ausdruck. Hier sind es zwei Buben, die zuerst Freundschaft schließen, weil einer für den anderen sein Leben einsetzt. Die Kinder sind es, die zuerst erkennen, dass die Menschen, die – oder man müsste sagen, auch wenn sie – eine andere Sprache sprechen, nicht ihre Feinde sind.

In dem Märchen Die Brillen ist es zuerst ein Dichter, der zufällig, weil die Sonne den Silberbelag auf einem Brillenglas schmilzt, die Wahrheit sieht: der Künstler, der Dichter sieht mehr als gewöhnliche Leute. Er wird sofort durch eine rosarote Brille zum Schweigen gebracht. Aber danach ist es das Kind der Magd, das die Brillen verweigert und die Arbeiter dazu überredet, die Brillen abzunehmen, bis schließlich Dreiviertel der Menschen zu „Brillenfeinden“ werden. Nach einem bewaffneten Aufstand flieht der König in ein Land, wo es noch keine „Brillenfeinde“ gibt. Der Hinweis, dass das Land, in dem sich die Geschichte ereignet hat, „im Osten“ liegt, „Wo die Sonne aufgeht“ (Zur Mühlen 1930, S. 31) lässt an die Russischen Revolution denken, kann aber darüber hinaus auch symbolische Bedeutung haben. Wie alle diese Märchen endet auch dieses mit einem hoffnungsvollem Ton:

> Haben sie [die Menschen] aber erst wirklich einmal s e h e n gelernt, so werden sie auch handeln. In den dunklen Ländern muß heute noch ein jeder helfen, muß die eigene Brille abreißen und zerbrechen, den Genossen berichten, was er geschaut hat, muß „Brillenfeinde“ werben, bis deren Zahl so groß ist, daß sie die Herren einer glücklichen, freien Welt werden können. (Ebd. Hervorhebung von der Autorin)

Allen Märchen Zur Mühlens ist die Aussage gemeinsam, dass die Reichen die Macht, aber nicht das Recht haben. Man soll sie nicht als Autorität anerkennen und ihnen den

[71] In diesem Märchen wird die „Potemkin“ erwähnt; zwei Jahre vor der Entstehung des Märchens feierte Sergej Eisensteins Stummfilm „Panzerkreuzer Potemkin“ mit den Szenen der Meuterei der Matrosen 1905 sensationelle Erfolge (vgl. Wallace, S.48).

Gehorsam verweigern. Das ist mit Gefahren und Schmerzen für den Einzelnen verbunden, aber Solidarität wird zum Ziel führen.

Der Aufruf der Autorin zum Ungehorsam und zum revolutionären Handeln wurde vom Staat nicht nur verstanden, sondern auch ernst genommen, das zeigen die Reaktionen der Regierung auf die Märchen. Im August 1925 wurde im Deutschen Reichstag ein Gesetzesentwurf zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften vorgelegt, der trotz zahlreicher Proteste im Dezember 1926 verabschiedet wurde. Und in Budapest wurde der Übersetzer der Märchen, Paul Vandor zu einem Jahr Kerker verurteilt (vgl. ebd. S.102f).

Friedrich Feld (bzw. Fritz Rosenfeld) war wie Hermynia Zur Mühlen Sozialist und beschreibt das Elend der Arbeiter. Was er am System kritisiert ist in der rhetorischen Frage am Ende von ***Tirilin reist um die Welt*** (1931) zusammengefasst:

> Warum die Schuster, die Schuhe machen, mit zerrissenen Schuhen gehen. Warum die Schneider, die die Kleider machen, nur zerlumpte Röcke tragen. Warum die Arbeiter in der Automobilfabrik, die die Automobile herstellen, zu Fuß durch den Kot der Straße gehen müssen. Warum die Maurer, die die Wolkenkratzer errichten, in verfallenen Hütten hausen. Warum die Menschen, die arbeiten, die Früchte ihres Fleißes immer denen geben, die nicht arbeiten, aber eine gefüllte Brieftasche haben, aus der sie Banknoten nehmen und alles bezahlen. (Feld 1931,S.172)

In der Reihenfolge von Felds Kinderromanen zeichnet sich eine Entwicklung vom Märchenhaften zum Realistischen ab. (Vgl. dazu Gittinger 2011, S.148 – 153 und 161 – 173) ***Tirilin reist um die Welt*** (1931) enthält noch Märchenmotive wie sprechende Tiere, den Zauberring und den Kampf zwischen Katzen und Ratten. Das trifft auch auf ***Die Reise ins Karfunkelland*** (1933) zu, aber hier ist alles ein Traum und der Rahmen ist die reale Welt. ***Der Regenbogen fährt nach Masagara*** (1938) verzichtet auf Märchenhaftes, abgesehen von dem Spatz, den die Buben retten, der im letzten Moment Alma holt und zum Schluss den Brief mit dem Sonderstempel findet. Dieser Roman scheint weniger engagiert und mehr auf oberflächliche Unterhaltung ausgerichtet, mit einem Kriminalfall, den die Buben lösen.

Alle drei Romane enthalten das Motiv der Reise und der Elternferne; Tirilin ist bei Antritt der Reise ein Waisenkind.

Tirilin sucht das Märchenland, in dem es nur gute Menschen gibt, nachdem ihm Trix, das Eichhörnchen den Weg erklärt hat. Überall auf der Welt findet der Bub den Unterschied zwischen Arm und Reich, soziale Ungerechtigkeit und Machtmissbrauch. Aber jede Station zeigt ihm eine neue Version von den Ursachen der Armut.

Bald nach Beginn seiner Fußreise trifft Tirilin einen reichen Bauer, der mit sechs Eseln unterwegs ist. Er lädt Tirilin ein, auf einem der Esel zu reiten, aber der Knecht des Bauern muss zu Fuß gehen. Tirilin fragt ihn warum.

> „Er ist ein Knecht“, sagte der Bauer. „Er soll sehen, daß ein Unterschied ist zwischen mir und ihm. Mit gehört das Land, auf dem er arbeitet, er hat nichts, und wenn ich ihn heute wegschicke, muß er hungern. Er ist nicht meinesgleichen. Die Esel gehören mir. Der Knecht hat seine Füße. Für ihn füttere ich meine Esel nicht.“
>
> „Es ist aber gar nicht schön von dir“, sagte Tirilin, daß du deinen Knecht zu Fuß laufen läßt. Er soll auf meinem Esel reiten und ich gehe wieder ein Stück zu Fuß. Dein Knecht wird müde sein.“
>
> Da sah der Bauer Tirilin groß an, er wußte keine Antwort, sein Stolz kam ihm beinahe lächerlich vor. „Er ist nur ein Knecht“, wiederholte er, „aber da du für ihn bittest, mag er reiten.“ (Feld 1931, S. 43)

Diese Begegnung steht ganz im traditionellen Handlungsschema des Märchens: Der Held begegnet unterwegs jemandem, dem er hilft und der ihm aus Dankbarkeit etwas schenkt, was ihm später zugute kommt. So bekommt Tirilin den Zauberring. Die Glocken, die der Zauberring erklingen lässt, wenn jemand die Wahrheit gesagt hat bzw. das Hundegebell, wenn jemand lügt, mögen auch ein Symbol sein für die „innere Stimme“, den Instinkt, den Kinder oft haben, mit dem sie „gute“ und „böse“ Menschen unterscheiden können.

Tirilin ist der „reine Tor“, seine Stärke ist seine Naivität, mit der er die bestehenden Zustände, das für die Erwachsenen Selbstverständliche hinterfragt. Die Erwachsenen wissen dann oft keine Antwort – und nicht nur die Figuren, auch die Leser und Leserinnen sollen darüber nachdenken.

Auf dem Schiff von Bobs Vater wird Tirilin für kurze Zeit Kapitän und versucht sofort aus seiner neuen Position als Autorität, Gerechtigkeit zu schaffen, indem er die gesellschaftlichen Verhältnisse einfach umkehrt: Die Arbeiter dürfen sich auf Deck erholen, die feinen Herrschaften müssen im Heizraum und in der Küche arbeiten. Dabei stellt sich heraus, dass die Reichen und Vornehmen unfähig und zu harter Arbeit untauglich sind. Bobs Vater bricht das Experiment ab und sagt zu Tirilin:

> „[...]Meine Gäste sind sehr unzufrieden mit dir, du bringst alles aus der Ordnung, sagen sie.“
>
> „Ist es denn in Ordnung, daß die einen arbeiten und schwitzen und zusammenbrechen, während die anderen nichts tun und in der frischen Luft spazieren gehen? Ist es in der Ordnung, daß die einen sich in der heißen Küche mit Kochen plagen und die anderen, die nichts gearbeitet haben, die besten Speisen aufessen?“
>
> „Das ist einmal so auf der Welt“, sagte Bobs Vater.
>
> „Dann werde ich es ändern“, rief Tirilin.
>
> „Du willst es ändern?“
>
> „Wenn ich groß und stark sein werde, will ich allen Menschen sagen, daß sie nicht für die anderen arbeiten sollen, die nichts tun.“
>
> „Du bist ja ein ganz gefährlicher Bursche, Tirilin. Man muß ja Angst vor dir haben.“ (Ebd. S. 80)

Der letzte Satz ist doppelsinnig und der Schlüssel ist: „du bringst alles aus der Ordnung“. Auf der Ebene des Kinderbuches ist es ironisch gemeint, wenn ein Erwachsener

sagt, dass er vor einem Kind Angst hat. Auf der Ebene der Erwachsenen ist es eine politische Aussage: Es könnte gefährlich sein, die „Ordnung“ umzustoßen, das wollten doch die Sozialisten und Kommunisten! Deren Bestrebungen machten vielen Leuten Angst, die um ihre Privilegien zitterten. Drei Jahre nach Erscheinen von F. Felds Buch wurde die sozialistische Partei in Österreich verboten.

Im Orient herrschen Geldgier, Bestechlichkeit und Willkürherrschaft der Staatsbeamten und die Kapitalisten beuten die Arbeitskraft der Leute, auch der Kinder, aus (siehe Teppichweber und Perlenfischer). Auf dem Schiff nach China freut sich Bob auf „die Männer mit den Zöpfen“ (ebd. S. 133), die er immer schon sehen wollte. Der Kapitän – und in diesem Fall sicher auch der Autor – wischt die alten Vorstellungen, die auf das moderne China längst nicht mehr passen, einfach beiseite. Und bald verlieren die Buben alle Illusionen vom „Märchenland China“ und sehen die Realität. Wieder sehen sie Armut und Kinderarbeit unter der einheimischen Bevölkerung, nur den Weißen geht es gut. Li-Hung, mit dem sie sich anfreunden, nennt als Ursache für die Armut der Gegenwart die Kolonialherren, er nennt sie „die Kaiser in den Tropenhelmen“ (ebd. S.143). Li-Hungs Bruder baut an einem Gefängnis für Chinesen, die sich gegen die weißen Unterdrücker auflehnen.

> „Dann baust du einen Kerker für deinen Bruder, Li-Tschang?“
> „Ich wollte nicht“, sagte Li-Tschang mit gesenktem Kopf. „Aber der Hunger ... die Mutter ist krank ... sie braucht Arznei ... die Geschwister in der Stadt hungern ... ich wollte nicht, ich war verzweifelt, ich wehrte mich ... aber es gibt ein Silberstück für den Tag. Um nicht zu verhungern, baue ich einen Kerker für meinen Bruder. Aber seht, wir hämmern mit jedem Schlag einen Fluch in die Steine, diese Mauern sind erbaut aus Flüchen, und wir werden diesen Kerker, den wir für unsere Brüder errichtet haben, eines Tages niederreißen und unsere Brüder befreien ... Wir werden alle Waffen zerbrechen und alle Kriegsschiffe versenken ... Und wer arbeitet, wird dann nicht mehr hungern müssen ...“ (Ebd. S.147f)

Schließlich kommen die Buben nach San Francisco und von dort nach Hollywood, „in die Stadt der Träume und Märchen“ (ebd. S.153). Aber auch Amerika ist nicht das Märchenland. Bobs Vater ist nach einem Grubenunglück am Tod von zweiundzwanzig Bergleuten schuld, weil es für die Hilfsmannschaft keine Gasmasken gibt – es wurden keine gekauft, weil sie zu teuer waren. (vgl. ebd. S.164).

Nun trennt sich Tirilin von Bob und seinem Vater. Er gibt die Suche nach dem Märchenland auf und fährt nach Hause.

Tirilin hat eine Entwicklung durchgemacht, am Ende der Reise ist er desillusioniert, aber auch reifer (vgl. Gittinger 2011, S.172). Er war genau ein Jahr unterwegs und kommt an dem Tag nach Hause, an dem das Eichhörnchen Trix wieder sprechen kann. Es erzählt ihm

die Geschichte, wie die Tiere die Tyrannei abgeschafft haben. Daraus wird Tirilin klar, dass das Märchenland erst geschaffen werden muss.

Am Ende ist er Holzfäller wie sein Vater war, aber mit einem Unterschied: Er weiß, wie es in der Welt zugeht, er weiß, was das Grundübel ist und was man dagegen tun kann:

> „Ich will Holzfäller sein wie mein Vater. Aber ich will die anderen Holzfäller lehren, Bäume zu schlagen und Bretter zu schneiden für Häuser, die allen Menschen gehören. Sie werden mich verstehen, denn sie sind arm wie ich. Und wenn wir so viel Holz beisammen haben, daß wir eine ganze Stadt daraus bauen können und viele Städte, ein ganzes Land, dann wollen wir an die Arbeit gehen.
>
> In diesem Land wird niemand hungern und niemand vor Not sterben. Die anderen Menschen werden von uns lernen und es machen wie wir. Dann endet auf der ganzen Erde das Elend und die Verzweiflung. Dann ist überall das Märchenland, das jetzt nirgends ist.“
>
> „Du willst also das Märchenland erst erschaffen?“ fragte Purzelmann und schüttelte den Kopf.
>
> „Ja, Purzelmann“, sagte Tirilin und umspannte mit der Hand fest den Schaft seiner Axt. „Das weiß ich jetzt: wir müssen uns das Märchenland erst erschaffen.“ (Feld 1931, S.175f)

In diesem Märchen schildert Friedrich Feld die Schattenseiten der freien Marktwirtschaft und erklärt ihre Mechanismen auf so einfache Art, dass Kinder sie verstehen können. Er gibt dem Werk auch den Untertitel: „Eine Erzählung für denkende Kinder“.

Der Flug ins Karfunkelland (1933) von **Friedrich Feld** ist eine Rahmenerzählung.

Der zehnjährige Karfunkel hat feuerrote Haare und blaue Augen, die wie Edelsteine glänzen, daher sein Name. Er hat eine Katze namens Flox, die verschiedenfarbige Augen hat, ein blaues und ein braunes. Karfunkel möchte seiner Katze zwei gleiche Augen verschaffen. Darum bastelt er ein Flugzeug und will mit ihr ins Karfunkelland fliegen, wo die Augen der Menschen und Tiere gemacht werden.

Am nächsten Morgen (damit beginnt die Binnenhandlung) fliegt der Bub mit seiner Katze los. Unterwegs macht er Zwischenstopp im Erfinderland, im Regenland, im Land der Spiegel und im Tierland. In jedem dieser Länder findet er eine andere Staatsform.

Im Erfinderland herrscht die perfekte Demokratie: alle Bewohner stimmen über die Aufnahme eines neuen Bürgers ab. Und aufgenommen wird nur, wer eine Erfindung gemacht hat, die allen Menschen nützt. Sie wird dann auch sofort allen Bürgern zur Verfügung gestellt. Es gibt kein Geld, alles wird im Tausch erworben, den der Staat leitet. Die Bauern liefern ihre Erträge ab und der Staat verteilt sie an die Bevölkerung. „Nur wer arbeitete, erhielt Brot und eine Wohnung, Kleider und Eintrittsscheine für die Theater und Kinos.“ (Feld 1933, S. 42) Es gibt keinen Reichtum und keine Armut, Karfunkel sieht kein einziges Kind, das barfuß geht

(vgl. ebd.). Die Regierung hat nur die Aufgabe, für die Einhaltung der Regeln und die Vervielfältigung der Erfindungen zu sorgen. Es ist eine ideale Form von Kommunismus.

Im Gegensatz dazu ist das Land der Spiegel eine absolutistische Monarchie, in der die Armut der Bevölkerung durch die hohen Steuern für den Luxus des Herrscherhauses verursacht wird (vgl. ebd. S. 98 – 107).

Zwischen dem Erfinderland und dem Land der Spiegel liegt das Regenland. Hier regiert die freie Marktwirtschaft. Der eigentliche Verbrecher ist der Kaufmann Klughuhn, der durch den Verkauf seiner Regenschirme reich werden will und sich nicht um das Unheil kümmert, das er im Land durch den Regen anrichtet.

Im Tierland, der letzten Zwischenstation auf Karfunkels Flug, ist die Welt auf den Kopf gestellt: Tiere sind hier die Herrscher, im Zoo sitzen Vertreter der verschiedenen Menschenrassen als Anschauungsobjekte in Käfigen. Ihr Los ist genauso herzzerreißend wie das der gefangenen Tiere unter den Menschen. Auch dieses Tierland ist eine Demokratie; alle Tiere sind gleichberechtigt. Von jeder Gattung sitzt ein Vertreter im Staatsrat. Es gibt aber auch Verbrechen: ein Fuchs hat die Katze Silberpfötchen als Geisel genommen, um die Übergabe von zwölf Hühnern zu erpressen. Dass das Leben auch nur eines Tieres geopfert wird, kommt nicht in Frage. Also wird der Fuchs gesucht und aufgespürt, Silberpfötchen wird befreit. Der Verbrecher und seine Komplizen kommen vor Gericht.

Der Machtmissbrauch der Mächtigen wird noch einmal durch die Erzählung von Silberpfötchens Geschichte aus China angeklagt, wo sie die Bevölkerung – betont wird vor allem: die Kinder! – vor dem Hungertod gerettet hat.

Endlich kommt der Bub mit seiner Katze ins Karfunkelland, wo in verschiedenen Höhlen das Lachen, die Tränen, die Herzen der Menschen und Salben für wunde Füße gemacht werden. Auch die Augen werden in einer Werkstatt gemacht, die blauen für die fröhliche, die braunen für die traurige Seite im Leben der Menschen und Tiere. Karfunkel muss erfahren, dass die Augen seiner Katze nicht ausgetauscht werden können. Zwei dunkle Augen der Trauer sollte sie nicht haben und zwei blaue Augen des Lachens kann sie nicht bekommen, weil noch zu viel Leid in der Welt ist.

Danach fliegt Karfunkel nach Hause und findet sich nach einer Bruchlandung – in seinem Bett wieder: Die Reise war ein Traum!

Der letzte der drei Romane, ***Der Regenbogen fährt nach Masagara*** (1950) scheint auf den ersten Blick viel weniger tendenziös und weniger aussagekräftig. Obwohl **Friedrich Feld** im Vorwort erklärt, die Namen der Städte Masagara und Altenburg erfunden zu haben, ist mit der „Stadt der tausend Türme“ vermutlich Prag gemeint, das 938 gegründet wurde und das im

Roman sein tausendjähriges Bestehen feiert. (Lt. AiK ist die Erstausgabe 1938 in der Staatlichen Verlagsanstalt Prag erschienen.) Die Buben nehmen auch alte Münzen mit, die der Onkel noch zu Hause hat und von denen einige in Masagara noch gelten.

In die Reise eingebaut ist eine Begegnung mit Zigeunern, die Vorurteile abbauen soll.

Auf der Weiterfahrt erzählt ein Flößer namens Rak den beiden Buben die Geschichte von den Karpfen, die von Hechten zur Fronarbeit gezwungen und aufgefressen wurden, bis die Karpfen die anderen Tiere zu Hilfe riefen. Gemeinsam erreichten sie, dass ein Meteorit vom Himmel fiel und den Wasserlauf so absperrte, dass die Karpfen seither vor den Hechten sicher sind. (Vgl. Feld 1950, S.100 – 107).

Später machen die Reisenden Ted und Till Station auf der Kinderinsel im Fluss.[72] Dort wohnen nur Waisenkinder und keine Erwachsenen. Die Kinder regieren sich selbst, alle sind gleichberechtigt, niemand leidet Not. Alles gehört allen. Es gibt keine Autoritätspersonen, nur das Gesetz gilt, das aber von allen gemeinsam gemacht wird und das daher auch von allen respektiert wird. Dadurch kann niemand benachteiligt werden. Die Kinder haben einen Tag in der Woche Unterricht durch einen Lehrer, der für diesen Tag vom Ufer kommt und abends wieder zurückfährt. An den anderen Tagen lernen und betreiben sie ein Handwerk. Alle Kinder arbeiten, sodass es auf der Insel alles gibt, was der Mensch zum Leben braucht und was die Erwachsenen auch haben, sogar eine Eisenbahn. Mit 16 Jahren verlassen die Kinder die Insel, aber sie haben bis dahin einen Beruf gelernt und können sich selbst weiterhelfen (vgl. ebd. S. 110 – 117).

Reiner Wild meint (ausgehend von Erich Kästner), dass man bei manchen Autoren nicht nur schauen soll, was sie schreiben, sondern auch, was sie nicht schreiben (vgl. Wild 1990, S. 291). Friedrich Feld erwähnt Politik mit keinem Wort, aber jede Episode hat eine politische Implikation. Die Zigeuner, die von den Nationalsozialisten ähnlich verfolgt wurden wie die Juden, stellen sich als nette, gastfreundliche Menschen heraus. Die Karpfengeschichte, verfremdet als eine Mischung von Fabel und Märchen, fordert zum Klassenkampf auf. Die Kinderrepublik auf der Insel ist eine Utopie; der Lehrer verlässt nach Unterrichtsschluss die Insel und auch die Gesetze werden von den Kindern selbst gemacht: Die „Bürger“

[72] Die Insel als Ort der Utopie geht auf Thomas More (Morus) zurück (1478 – 1535): „Utopia“, ursprüngl. in Latein 1516, Englisch 1556 (Wilpert, Autoren). Es hat auch reale Versuche gegeben, selbstverwaltete „Kinderrepubliken“ aufzubauen, die bekannteste ist Summerhill in England, 1921 von A.S. Neill errichtet, und in Österreich gründete Siegfried Bernfeld 1919 die jüdische Schulsiedlung in Wien Baumgarten, die aber bald wieder geschlossen wurde. (Vgl. Johannes-Martin Kamp: „Kinderrepubliken. Geschichte, Praxis und Theorie radikaler Selbstregierung in Kinder- und Jugendheimen“ 2. Aufl. Martin Kamp 2006. PDF-Datei: http://paed.com S. 451 – 466.)

der Insel können sich frei entfalten, ihre eigenen Ideen entwickeln, sie werden nicht mit Parolen indoktriniert und nicht in ein Denk- und Handlungsschema hineingezwungen.

Was auf den ersten Blick so harmlos aussieht, ist auf den zweiten hochpolitisch.

Nicht nur die Sozialisten wollen eine bessere Welt aufbauen, auch die National-sozialisten kritisieren die Gegenwart und wollen ihre Idee vom perfekten Staat durchsetzen; beide Parteien setzen dabei auch auf die Kinder. Auch **Annelies Umlauf-Lamatsch** hat ihre Vorstellung vom idealen Staat, der ihrer Meinung nach nur unter einer starken Autorität möglich ist. Selbst in der Natur muss der Mensch für Ordnung sorgen, so wie in ***Gucki, das Eichkätzchen und sein Wald*** (1938, 1946). Aus der Sicht Guckis ist der Mensch „Der Gehaßte" (Umlauf-Lamatsch 1938, S. 54), das Kapitel liest sich wie eine Bekehrung. Hans, das Reh, schlägt Gucki vor, den Förster zu besuchen und das Eichkätzchen fragt: „ ‚Der Förster? – Ist das am Ende der Gehaßte?' " (ebd. S. 54). In der Ausgabe von 1946 steht noch dabei: „‚Unser Todfeind?'" (Umlauf-Lamatsch 1946, S. 54). Als Gucki sieht, wie gut die Menschen zu den Tieren sind, ist er überrascht und verwirrt: „Der Jäger, der Mörder, der liebt auch Tiere? Gucki war starr. [...] Gucki hatte sich den ‚Mörder' anders vorgestellt. Ganz anders!" (Umlauf-Lamatsch 1938, S. 55f).

Hans erzählt Gucki nicht nur, wie liebevoll der Förster ihn aufgezogen hat, sondern auch, wie aufopfernd er im Winter für alle Tiere sorgt, „ ‚denn im Bau haben sie's so schön warm und er geht hinaus in den Wald in Schnee und Kälte, nur um uns das Futter zu bringen!'" (ebd. S. 58). Gucki kann es immer noch nicht fassen:

> „Er füttert uns und ist gut zu uns und dann mordet er uns wieder' – sagte Gucki und knabberte weiter an seinem Apfel. „Ich verstehe das nicht."
>
> „Ja, denk nur, was würde geschehen, wenn e r nicht wäre! Die Füchse würden sich so vermehren, daß bald kein Tier mehr am Leben bliebe. Zum Schluß müßten sie sich gegenseitig auffressen! [...] Ich liebe ihn! Er hat mich aufgezogen. Und ich sah ihn weinen, wie seine Mutter starb. – Er ist g u t !"
>
> „Bisher habe ich ihn verachtet, weil ich ihn für böse hielt!" sagte Gucki, „Ja, ich haßte ihn. Jetzt verstehe ich dich!" (Ebd. S. 59. Hervorhebung im Text)

In dieser Erzählung ist die Natürlichkeit der Tiere vollständig der politischen Aussage gewichen. Nicht nur Gucki, auch die Leser und Leserinnen sollen „bekehrt" werden. An Hitlers gutem Charakter mögen viele gezweifelt haben, weil sie gehört haben, dass er Menschen verfolgen und töten lässt (auf der Ebene des Doppelsinns sind die Füchse die Juden), aber das Reh erklärt, warum das so sein muss, und Gucki wandelt sich vom Menschenhasser zum Menschenfreund und sieht ein, dass der Mächtige (der Führer) manchmal hart sein muss, aber er tut es nicht, weil er grausam ist, sondern weil es notwendig und zum Besten aller ist.

Die Autorin schreibt den Tieren und Pflanzen auch mystisches Denken und die Erinnerung an das germanische Altertum zu. Die Sommersonnenwende ist im Wald ein großes Ereignis. Alle Bäume lassen ihr erstes Blatt fallen. Gucki sitzt auf einer Linde und fühlt sich in mystischer Weise mit der ganzen Natur verbunden. Der Uhu mahnt:

„So sorgen die Bäume, noch im Blühen und Grünen, schon für den Herbst vor!“ sagte der Uhu ernst. „Vergiß es nicht, Gucki! Es ist Sonnwend auch – für uns! Man muß immer an das N a c h h e r denken, mein Kind!“ (Ebd. S. 48. Hervorhebung im Text.)

Diese Textstelle klingt harmlos. Aber das „Nachher“ weckt Assoziationen mit der nächsten Generation und die wieder erinnert an das Schlagwort vom „Volk ohne Raum“, ursprünglich ein Buchtitel von Hans Grimm (1926),[73] den die Nationalsozialisten seit 1936 für ihr Programm verwenden.

Auch der Uhu erinnert stark an den Führerkult; er ist „der gefürchtete Herr der Nacht“, seine Augen „blickten Gucki durchdringend an. Es war, als sähen sie ihm ins Herz hinein. [...] Herrisch, gebieterisch saß er da – herrlich anzusehen, man mußte ihn bewundern, man mußte ihn lieben!“ (ebd. S. 47). Auch solche Passagen sind doppelsinnig, für die Erwachsenen Anspielungen auf Hitler, aber auch die jungen Leser werden auf einen bestimmten Führertyp, der gleichzeitig Furcht und Bewunderung einflößt, eingestimmt.

In der Ausgabe von 1946 fehlt die traurige Erzählung von der Mutter, die ihren Sohn verloren hat, der so ein guter Mensch war, aber getötet wurde von Menschen, die alles Gute hassten (vgl. ebd. S. 43f). Während diese, vielleicht für Kinder als zu traurig erachtete Stelle gestrichen wurde, sind eigenartigerweise alle Passagen, die deutliche Parallelen zum Nationalsozialismus aufweisen, stehen geblieben. Zwar ist damit zu rechnen, dass Kinder die Anspielungen nicht verstehen, und was vor dem Krieg offenbar doppelsinnig gemeint war und verstanden wurde, ist jetzt nicht mehr aktuell. [74] Aber eine (unbewusst wirkende) Indoktrination mit autoritärem Gedankengut, das zu dieser Zeit überwunden sein sollte, wurde offenbar als harmlos eingestuft. Umlauf-Lamatsch’ Beteuerungen nach dem Krieg, dass sie keine Nationalsozialistin gewesen sei, sind mit dieser Erkenntnis unglaubwürdig. (Vgl. Blumesberger 2001)

Ein Vergleich zwischen den Tiergeschichten von **Felix Salten** und **Umlauf-Lamatsch** bietet sich an. Beide wollten im selben Jahr ein Buch über ein Eichhörnchen herausgeben. Saltens ***Perri*** sollte ebenfalls 1938 im Paul Zsolnay Verlag erscheinen, was aber von den

[73] Ein Ausschnitt aus dem Roman ist in dem Lesebuch *Aus schwerer Zeit* in der Reihe „Der Brunnen“ enthalten, das vom Österr. Bundesverlag herausgegeben und 1931 als Klassenlesestoff approbiert wurde (s. Kapitel KRIEG)

[74] Dazu passt auch die Mäusemastanstalt in *Der kleine Peter in der Katzenstadt*, (vgl. Seibert / Blumesberger 2006, S. 53ff)

Nationalsozialisten verhindert wurde. Der Roman kam im selben Jahr bei Jonathan Cape in London in englischer Sprache unter dem Titel ***Perri: The Youth of a Squirrel*** heraus. Erst 1942 erschien Saltens Roman unter dem Titel ***Die Jugend des Eichhörnchens Perri*** bei A. Müller in Zürich. (Vgl.Blumesberger in: Seibert / Blumesberger 2006, S. 29.) Abgesehen davon, dass in beiden Werken die Protagonisten Eichhörnchen sind und im Wald leben, haben *Gucki* und *Perri* nichts gemein. Viel interessanter ist es, *Gucki* und *Bambi* zu vergleichen.[75]

Felix Salten: ***Bambi. Eine Lebensgeschichte aus dem Walde.*** (1926)

Der Unterschied zwischen diesem Roman und dem von Umlauf-Lamatsch ist der, dass die Tiere in *Gucki* nicht nur die menschliche Sprache haben, sie denken und benehmen sich auch wie Menschen; bei Salten sind die Tiere nur anthropomorphisiert, sie sprechen wie Menschen, aber sie behalten ihren tierischen Charakter bei; es wird „die Tierwelt nicht selektiv und mit willkürlicher moralischer Wertung, sondern umfassend und zunächst unabhängig von der Menschenwelt aus der Sicht des naturerfahrenen Autors verstehbar gemacht." (Seibert in: Seibert / Blumesberger 2006, S.55). Es geht um das „Verhältnis von Natur – Übernatur und von Individuum – Gemeinschaft" (Böhm 1999, S. 58).

Im Tierreich glauben manche den idealen Staat, um nicht zu sagen: die heile Welt zu sehen. In *Bambi* ist die Welt des Waldes nicht das Paradies, denn es gibt Leid und Tod, aber Tiere derselben Art leben in Harmonie. Die „Gesellschaft" ist stark strukturiert; es herrscht eine Rangordnung unter den Tierarten ebenso wie innerhalb einer Gattung. An oberster Stelle stehen die Hirsche (und da die Böcke über den Kühen), sie sind die „Könige". Die Rehböcke sind die „Fürsten". Die Rehkühe haben Angst vor den Hirschen, weil sie so groß sind, obwohl sie sie als ihre Verwandten erkennen. Nur Bambi glaubt nicht an ihre Gefährlichkeit. Rehe und Hirsche reden nicht miteinander. Bambi hinterfragt die Tradition. Die Begegnung zwischen dem erwachsenen Bambi und einem Hirsch (vgl. Salten 1926, S.132f) hat fast etwas Ironisch-Tragisches. Jeder möchte mit dem anderen reden, aber keiner tut es. Der Hirsch ist nicht hochmütig, wie Bambi glaubt, sondern genauso unsicher wie er selbst, und Bambi ist in den Augen des Hirsches nicht minderwertig, wie er selbst glaubt. Aber keiner von beiden findet einen Anfang, sie reden nicht miteinander, weil – übertragen auf die menschliche Gesellschaft – „man es nicht tut".

Der Hase wird „Freund" genannt, er ist sanft, gutmütig, bescheiden, Bambi verliert durch dieses Gebaren den Respekt.

[75] In *Bambis Kinder* ab S.183 (ungefähr die Mitte) heißt das Eichhörnchen Perri.

> "Guten Abend, junger Herr," grüßte der Hase mit ausgesuchter Höflichkeit.
> Bambi nickte nur, „guten Abend". Er wußte nicht warum, aber er nickte nur. Sehr freundlich, sehr artig, doch ein wenig herablassend. Er konnte nicht anders. Vielleicht war es ihm angeboren. (Ebd. S. 34)

An oberster Stelle über allen Tieren und Pflanzen, auch den Bäumen, steht „Er" (immer so genannt und immer groß geschrieben), der Mensch. (Siehe auch Kapitel KIRCHE)

In ***Bambis Kinder*** (1940) wird er nicht durchgehend als „Er" bezeichnete, sondern auch manchmal als Jäger und Mensch, und er wird von den Tieren nicht mehr nur negativ gesehen; das Verhältnis der Tiere zum Menschen ist zwiespältig. Die Rehe und das Eichkätzchen erkennen, dass „Er" auch ihre Feinde, Fuchs, Marder und Iltis tötet und ihnen dadurch Frieden verschafft und manchmal tritt er als Wohltäter auf, er bringt ihnen Heu im Winter. Das hat Salten mit Umlauf-Lamatsch gemeinsam. Dennoch besteht ein wesentlicher Unterschied. In *Bambis Kinder* wechselt der Autor öfters die Erzählperspektive; er beschreibt die Gedankengänge und die Gespräche des Jägers aus dessen Sicht und Verständnis; hin und wieder werden dem Leser auch Begriffe und Vorgänge aus der Perspektive des allwissenden Erzählers erklärt, während Umlauf-Lamatsch die Weisheiten den Tieren in den Mund legt, die dadurch ihren Tiercharakter einbüßen.

Im ersten Band *Bambi* dominiert die Angst vor dem Menschen, der Glaube an seine Allmacht. Im zweiten Band sind die Tiere verwirrt (vgl. Salten 1940, S. 219f). Hier kämpft der Jäger auch gegen den Wilderer – Mensch gegen Mensch – und verwundet ihn. Die Tiere beobachten das und man „hörte es mit Erstaunen, man begriff nicht, dass ein Er gegen einen anderen Er so feindselig sein konnte." (ebd. S.107). Die Tiere hinterfragen nicht, warum die Vertreter verschiedener Arten einander töten, aber sie können nicht verstehen und finden es entsetzlich, dass Menschen – Lebewesen gleicher Art – einander töten.

Für die Leser und Leserinnen wird deutlich unterschieden zwischen „guten" und „bösen" Menschen; zur ersteren Gruppe gehört der Jäger, der den Hund des Bürgermeisters nicht tötet, obwohl er gewildert hat, zur letzteren gehören der Wilderer und der junge Schütze, der in seiner Jagdlust auf alles schießt, auch auf einen zu jungen Bock. (vgl. Salten 1940, S. 235f) Unter den Tieren gibt es die Unterscheidung zwischen Gut und Bös nicht, denn was sie tun, tun sie aus Instinkt. Tiere haben kein Über-Ich[76], keine Moral, daher können sie nicht unmoralisch sein. „Das Tier kann nicht lügen. Seine unbedingte Aufrichtigkeit wirkt ebenso entwaffnend wie seine absolute Unschuld. Ob es zu denen gehört, die morden, oder zu den übrigen, die gemordet werden, immer ist es unschuldig, immer aufrichtig. Und nie sentimental." (Salten 1935, S.13) Auch wenn Tiere domestiziert sind, denaturiert sind, sie

[76] Über Saltens Bekanntschaft mit Freud vgl. Pouh 1997.

bleiben immer sie selbst: „Ihre Echtheit bleibt stärker als die Fälschung, die an ihnen vollzogen wird.“ (ebd. S.11).

Vor dem Hintergrund seiner Entstehungszeit gesehen ist „Er“ in *Bambi* und *Bambis Kinder* nicht nur der Mensch, der über den Tieren steht, sondern der Herrenmensch, der sich über andere Menschen erhebt (vgl. Lexe in: Salten / Blumesberger 2006, S. 106). Die Forderung des Fürsten, „Kannst du nicht allein sein?“ bzw. Bambis Reflexion: „Man muß allein bleiben“ (Salten 1926, S. 193f) ist im Zusammenhang mit der Frage nach der jüdischen Identität bzw. nach der jüdischen Assimilationsbereitschaft zu sehen (vgl. Lexe in: Salten / Blumesberger 2006, S 106f).

In der Natur sieht Salten eine „Gleichberechtigung“, nicht im Sinne einer Demokratie, aber in dem Sinn, dass jedes Lebewesen ein Recht zu leben hat. Es gibt eine Rangordnung, an deren Spitze der Mensch steht, und es gibt verschiedenes Leben, aber kein unwertes Leben. Und der Höhere hat den anderen respektvoll zu behandeln. Unter dieser Voraussetzung gibt es auch eine Harmonie zwischen Mensch und Tier. Das ist eines der Themen in ***Florian, das Pferd des Kaisers*** (1933). Intrigen, unfaire Kämpfe gibt es nur unter Menschen. Unter den Tieren hat der Beste den ersten Platz, es gewinnt immer der Stärkste, er ist die „natürliche“ Autorität, der sich die anderen freiwillig unterwerfen; bei den Menschen gewinnt oft der Unfähigste. Unter den Tieren ist der Beste den anderen gegenüber rücksichtsvoll, freundlich, ist niemals unfair, nützt nie jemanden anderen aus. Damit setzt Salten „die negativ gesehene Welt der Menschen gegen die echte Welt der Tiere ab.“ (Wagener 1998, S. 68). Das ist Saltens Antwort auf die Politik seiner Zeit.

IV. B. <u>Jugendliteratur</u>

IV. B. 1. Periode: 1890 – 1914

1. Das Staatsoberhaupt

In der 1. Periode wurzelt auch die Jugendliteratur noch fest in der dynastischen Gesinnung, und Kritik an einem Kaiser, auch aus einer vergangenen Epoche, hat genügt, um ein Buch für die Jugend ungeeignet zu finden, wie das mit der Erzählung von **Ferdinand Frank**, ***Ein Edelmann in der Hütte*** (1891) der Fall war.

Ort der Handlung ist das Sudetenland um 1790. Die Hauptfiguren der Erzählung sind die Brüder Karl und Jacob Wendel, Karls Tochter Walli und Kaiser Joseph II.

Jacob Wendel hat in dem Ort U. ein Waisen- und Altenheim gegründet, ist hoch angesehen und wird wegen seiner Güte und Umsicht von allen „Vater“ Jacob genannt. Die

finanziellen Mittel für seine Schützlinge muss der Waisenhausvater erbetteln. Auf einer solchen Sammel-Tour übernachtet er in einer Herberge „an einem Punkte, wo sich die Hauptstraßen zwischen Schlesien, Böhmen und Wien kreuzten“ (Frank 1891, S. 30). In dasselbe Gasthaus kommt der Kaiser, der sich als „Graf“ ausgibt, mit seinem Begleiter, einem Landvermesser, der sich „Professor“ nennt. Sie müssen dort übernachten, weil ihr Wagen eine Panne hat. Der Kaiser bereist inkognito den nördlichen Teil von Mähren, um den besten Standort für eine Festung zu finden, die er dort errichten lassen will. Seine Absicht muss aber geheim bleiben (vgl. ebd. S. 83f).

Die unfreiwillige Unterbrechung der Reise bringt Humor in die Erzählung, denn die Herberge ist sehr armselig, der Wirt hat nichts zu essen außer Salzheringe und Butterbrot. Es gibt auch kein Besteck, weil die Gäste normalerweise ein Messer selbst mit haben und mit den Fingern essen – das muss nun auch der „Graf“, der ja in Wirklichkeit der Kaiser ist, was die Leser und Leserinnen wahrscheinlich schon erraten haben. Die Vorstellung, dass der Kaiser, die höchste Autorität im Staate, mit den Fingern isst, muss dem jugendlichen Leserpublikum sehr vergnüglich erschienen sein.

Jacob weiß natürlich nicht, wen er vor sich hat, als er die feinen Herren für sein Waisenhaus anbettelt. Der Professor ist unfreundlich, der Graf gütig. Jacob beschwert sich beim Kaiser über den Kaiser, der nun den Kaiser verteidigt:

> „[...] Ueberall nimmt man sich der leidenden Menschheit an, unser guter Kaiser in Wien sorgt in den größeren Städten für die Kranken, Blinden, Taubstummen und für die Waisenkinder, nur von dem Elend hier zu Land weiß er wohl nichts.“ – „Der Kaiser kann nicht überall sein,“ sprach der Graf, „die Beamten sollen Anträge stellen.“ – „Ja das geschieht leider nicht,“ sprach Jacob, „die Beamten wälzen eher noch einen Stein mehr auf das ohnehin gedrückte Volk, sie haben kein Erbarmen mit den Elenden.“ (ebd. S. 33)

Am nächsten Morgen kommen zwei Offiziere mit zwei Dienern von der „Mappierungsabtheilung“ in das Gasthaus. Sie kennen Jacob und geben ihm Geld. Der Graf sagt von Jacob, er sei ein „recht zudringlicher Patron“ (ebd. S. 38). Jacob ist sehr selbstsicher und antwortet darauf:

> „Entschuldigen Sie freundlichst, Herr Graf, dagegen muss ich mich feierlich verwahren. Wenn mich ein Hirte oder Fuhrmann beleidigt, dann denke ich mir: Du verstehst es nicht besser. Wenn mich aber ein Edelmann und feiner Herr, wie es Euer Gnaden offenbar sind, verletzt, dann thut es mir sehr weh. Und damit ich nun alles sage, was ich auf dem Herzen habe. Es ist leider allzu wahr, dass die Großen dieser Erde kein Herz haben für die Leiden des armen, unglücklichen Volkes. Wir wundern uns, dass die Beamten so hart sind und vergessen das Wahrwort: Wie der Herr, so der Knecht.“ (Ebd. S. 39)

Der Hauptmann nimmt Jacob in Schutz und erklärt dem Grafen, dass er dem Mann das Geld von sich aus und freiwillig gegeben habe. Der Graf seinerseits antwortet Jacob:

„‚Du hast ein hartes Wort ausgesprochen über die Großen dieser Erde. Es mag in einzelnen Fällen zutreffen, allgemein gilt es doch nicht. Möge dich die Zukunft eines besseren belehren!'“ (ebd. S. 39). Vorläufig hat Jacob von dem Herrn, der ihm kein Geld gegeben hat, allerdings noch keine sehr gute Meinung und denkt sich: „‚Der ist gerade so wie die andern, herablassend über die Maßen und selbstsüchtig wie alle großen Herren [...]'“ (ebd. S. 40).

Auf Grund dieser Textstellen urteilen Moißl und Krautstengl:

> Wir halten das Buch für u n g e e i g n e t und zwar aus folgenden Gründen: [...] Wenn der brave Vater Jakob zum Grafen sagt: „Es ist leider allzu wahr, daß d i e G r o ß e n d i e s e r E r d e k e i n H e r z h a b e n für die Leiden des armen unglücklichen Volkes“ und wenn derselbe Jakob bei sich denkt: „Der ist gerade so wie die andern, herablassend über die Maßen und selbstsüchtig w i e a l l e g r o ß e n H e r r e n“ (Seite 39 und 40), so soll man doch unseren Kindern nicht zumuthen, solche lieblose, aufreizende, ungerechte Urtheile zu lesen und zu glauben. Wer wird sie denn hindern, das zu glauben, wenn die Sätze im Bibliotheksbuche stehen? (Moißl / Krautstengl 1900, S. 92f. Hervorhebung im Text)

Was die beiden Herren besonders stört, ist offenbar die im Text markierte Verallgemeinerung. Davon abgesehen reagieren sie sehr empfindlich auf Kritik an der Autorität. Nicht nur, dass sie den Kindern keine eigenen Gedanken zutrauen, sie beachten auch den Fortgang der Handlung nicht. Denn das Ende straft Jakobs Misstrauen Lügen; der Kaiser hat ihm das freie Wort nicht nur nicht übel genommen, er weiß seine Arbeit als Waisenvater sehr zu schätzen; er schickt ihm jährlich 200 Taler aus der Staatskasse und überlässt ihm einen Trakt eines ehemaligen Klosters mit Garten als neues Waisenhaus.

Am Schluss der Erzählung sagt der Autor, warum er sie geschrieben hat: „Einmal wollte ich euch, meine jungen Freunde, annähernd zeigen, wie es in meiner geliebten, mährischen Heimat vor 100 Jahren [d.h. um 1790] aussah.“ (ebd.). Und er zitiert Oswald Ottendorfer,[77] der „1886 das große Waisen- und Asylhaus in Zwittau eröffnete**,** zu dem er ¼ Million Gulden gespendet hatte.“ (ebd. S. 88)

> „Hart ist die Speise des menschlichen Elends, nur durch Wohlthun kann sie erweicht werden. Viel namenloses Elend sehen wir täglich vor Augen. Am meisten aber sind der Hilfe bedürftig die Menschen, die weder Vater noch Mutter zu eigen nennen, und jene, die im Schweiße ihres Angesichtes gerungen haben, so lange sie kräftig waren, in den alten Tagen aber gezwungen sind, von Thür zu Thüre zu wandern, um nicht Hungers zu sterben.“ (Ebd. S. 87)

[77] Valentin Oswald Ottendorfer, geb. 1826 in Zwittau, Mähren, gest. 1900 in New York (ÖBL, 7. Bd.)

Er nennt Vater Jacob und Oswald Ottendorfer „zwei Lichtgestalten, die sich in ihrem Thun ergänzen wie Leib und Seele“ (ebd. S. 88).

Hans Fraungruber: ***Hoch Habsburg!*** (1909)

Das Buch erschien anlässlich des sechzigjährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josefs. Das Vorwort ist ein Lobspruch auf die vielfältigen und wunderschönen Landschaften Österreich-Ungarns, auf das segensreiche Wirken der Habsburger und gipfelt in dem Satz:

> Die Verkörperung all der leuchtenden Tugenden seiner Ahnen ist Kaiser Franz Josef I., ein Weiser und Held, den Gottes Wohlgefallen der Liebe seiner Völker und der Achtung aller Kulturmächte seiner Zeit ein Menschenalter lang auf dem uralten Throne seiner Völker erhalten hat. (Fraungruber 1909, S. VI)

Der Inhalt ist, wenn auch nicht übermäßig originell, so doch recht nett dargeboten:

Das erste Kapitel beginnt mit einem Auflauf der neugierigen Bürger von Olmütz, die am 2. Dezember 1848 etwas Großes ahnen. Und tatsächlich ereignet sich auch etwas Großes im Palast. Kaiser Ferdinand hat abgedankt, und sein Neffe Franz Josef besteigt den Thron.

Nach der Unterzeichnung der Dokumente schreitet der junge Kaiser die Ahnengalerie entlang, und beim Anblick der Bilder erstehen vor seinem geistigen Auge Szenen aus der Geschichte, die der Reihe nach erzählt werden, beginnend mit Rudolf II. und endend mit der Thronübergabe 1848.

Wie in anderen Büchern mit historischem Inhalt und offenbar dem Verständnis der Zeit entsprechend ist auch hier Geschichte zum Großteil an Hand von Kriegen erzählt. Aber Fraungruber baut dazwischen auch Kapitel über Maler und Komponisten ein.

Viele Geschichten erzählen von der Verbundenheit des Kaiserhauses mit dem Volk oder der Milde, Güte und Freigiebigkeit der hohen Herren; immer kommt der Vertreter des einfachen Volkes erst später darauf, mit wem er oder sie es zu tun hatte, manchmal fürchten sie schlimme Konsequenzen für ihr respektloses Verhalten, aber immer beweisen die Herrschaften Verständnis und oft auch Humor.

Am Ende dieses Rückblicks ruft feierliche Musik den jungen Kaiser Franz Josef in die Gegenwart zurück und die Geschichten fahren fort mit Ereignissen aus seiner Regierungszeit. Auch diese sind wieder hauptsächlich, aber nicht ausschließlich Kriege. Sie beginnen mit der Eroberung von Raab, an der der Kaiser noch selbst teilgenommen hat, und enden mit der Okkupation von Bosnien und Herzegovina 1878, „um die aufrührerische Bevölkerung [...] wieder zurückzuführen zur Ordnung und zur Botmäßigkeit unter die Behörden. Was den Türken nicht gelungen war, sollten über Aufforderung der Mächte Österreichs tapfere Söhne vollbringen.“ (Ebd. S.120; s.u. den Abschnitt: Österreichs Sendung im Kapitel KRIEG)

Am Schluss geht in einer Sommernacht die allegorische Figur der „Frau Austria“ durch die Stadt, die sich in den sechzig Jahren sehr zu ihrem Vorteil verändert hat; sie schaut durch das Fenster in das Arbeitszimmer des Kaisers, sie findet ihn wach und segnet ihn.

Ohne Zweifel war Kaiser Franz Josef ein großer Regent. Trotzdem scheint die Verehrung ein bisschen zu weit zu gehen, wenn Fraungruber ihn (wenn auch indirekt) mit Jesus vergleicht. Nach der Huldigung durch die Kinder zum sechzigjährigen Regierungsjubiläum sagt der Kaiser zum Wiener Bürgermeister:

> „Die Kinder sind für mich das Schönste und Liebste. Je älter ich werde, desto mehr liebe ich die Kinder.“ Wer könnte diese innigen Worte vergessen! Anmutig steigt bei ihrem Klang das Bild eines andern erhabenen Kinderfreundes auf, der den Kleinen die Arme entgegenstreckte und sagte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!“ (Ebd. S.139)

2. Die Gesellschaft

Ferdinand Hanusch: *Der kleine Peter* (1913)

Der Ort der Handlung ist ein Dorf in Schlesien. Die einzelnen Episoden, die nur durch die Figuren verbunden sind, werfen ein verklärtes Licht auf die Kindheit und das Dorfleben und stehen in krassem Gegensatz zu dem Realismus in *Lazarus* vom selben Autor.

Die Gesellschaftsstruktur ist klar: Es gibt den Adel; zu dem Dorf gehört ein Schloss, in dem die Familie eines verarmten Barons wohnt. Es gibt reiche Bauern, deren Höfe „standen auf den Anhöhen und sahen protzig ins Tal“ (Hanusch 1913, S. 5). Und es gibt arme Häusler, zu ihnen gehört Peters Familie; ihre Häuser stehen am Straßenrand.

Die erste Erzählung beginnt im Frühling, in den Gärten blühen die Obstbäume. Peter steht vor seinem Haus:

> Der unter dem Birnbaum stehende Knabe schien für dieses schöne Landschaftsbild geschaffen zu sein. Das gebräunte, rotbackige Gesicht wurde von lockigem, braunem Haar umrahmt, in das sich hie und da eine abfallende Blüte verirrte. Die nackten Füße ließen an Sauberkeit alles zu wünschen übrig, auch die Hände schienen schon lange mit keiner Seife in Berührung gekommen zu sein. Die vielfach geflickten Leinwandhöschen wurden mit einer Spagatschnur zusammengehalten, an dem bunten Hemdchen war die ursprüngliche Farbe nicht mehr zu eruieren.
>
> Wer den zehnjährigen, gesundheitstrotzenden Knirps so stehen sah, wußte, daß diese Ruhe nicht von langer Dauer sein konnte, denn Ruhe ist bei so einem aufblühenden Leben wider die Natur. (Ebd. S. 5)

Das Bild auf dem Buchdeckel (Abb.1) stimmt mit der Beschreibung genau überein. Hingegen passt das kleine Bild (im Buch auf Seite 32) nicht zum Text, denn der lesende Knabe hat einen vollständigen Anzug und Schuhe an (vgl. auch die Kinder auf Seite 36).

Peter ist ein Einzelkind. Er muss nicht hungern, wenn auch manche Genüsse selten sind. Als in der Familie ein Schwein geschlachtet wird, will Peter einmal so viel Fleisch essen wie er kann, und isst nach dem Mittagessen noch vier frisch gekochte Würste; danach wird ihm übel.

Die Eltern halten also ein Schwein, im Garten steht ein Birnbaum und sie kaufen eine Ziege. An Sonntagen gibt es einen Braten, und manchmal macht der Vater einen Ausflug und nimmt Peter mit. Und eines Tages bekommt Peter einen neuen Anzug (den er noch am selben Tag ruiniert!), wenn es auch für Schuhe nicht gereicht hat. Ein Zimmer ist an einen alten Schneider vermietet, später an den Schloßgärtner.

Es ist auffallend, dass der Bub von Gesundheit strotzt, zum Unterschied von Kindern in anderen Büchern, auch von Hanusch' Roman *Lazarus*. (Vgl auch *Aufstand der Kinder* von Alma Holgersen und auch die Bücher Sonnleitners). Es scheint eine heile, wenn auch ärmliche Welt zu sein, in der der Bub lebt. Das einzige Unheil sind die Streiche, die er allein oder mit anderen Buben zusammen ausführt. Allerdings gibt es auch eine böse Nachbarn – zumindest aus Peters Sicht – die es immer seiner Mutter verrät, wenn er schon wieder etwas angestellt hat.

Die Gesellschaftsordnung, in der es Reiche und Arme gibt, wird weitgehend akzeptiert. Nur ganz leise klingt hie und da Kritik an: Eines Tages nimmt der Schlossgärtner Peter in den Schlosspark mit. Der Bub sieht zum ersten Mal Goldfische und Schwäne und ist erstaunt, dass in dem riesigen Gebäude nur der Baron, seine Frau und seine zwei Töchter wohnen. Und der Gärtner erklärt ihm: „ ‚Ja, mein liebes Kind, die reichen Leute beanspruchen mehr Platz als die Armen.[...]'" (ebd. S. 62).

Peter macht mit seinem Vater einen Ausflug nach Johannesbad. Dort erfährt der Bub, dass die Gäste alle Schwindsucht haben. Auf die Frage, wovon man die bekommt, erklärt ihm der Vater, dass manche Leute sie bekommen, weil sie zu arm sind, andere, weil sie zu reich sind. Peter versteht das nicht, sodass der Vater weiter erklärt:

> „Das ist doch sehr einfach, du dummer Junge: die Armen haben zu wenig und die Reichen zu viel zu essen, beides ist ungesund."
>
> Peter fragte nicht mehr. Er musterte verstohlen seinen Vater und stellte Vergleiche an zwischen ihm und den feinen Herren, die gelangweilt in den Rohrsesseln vor dem Kurhaus lagen. Die Vergleiche fielen nicht zugunsten des Vaters aus. Er schämte sich fast mit dem großen, derbknochigen Mann, der gemächlich seine Pfeife rauchte und sich mit schweren Bauernschritten langsam vorwärts bewegte. Wie abgeschabt und schäbig kam ihm auf einmal die graue Lodenjoppe vor und wie unförmig groß die Stiefel. Das wetterharte, bärtige Gesicht hielt keinen Vergleich aus mit den feingeschnittenen, glattrasierten Gesichtern der Kurgäste; es kam ihm vor, als ginge er neben einem Waldmenschen.
>
> „Möchtest du nicht auch so ein feiner Herr sein, wie die da?" fragte Peter.

„Nein, das möchte ich nicht sein."
„Die sind aber reich."
„Reich und krank. Da ist mir meine Gesundheit lieber."
Jetzt sah sich Peter die Menschen genauer an. Mit aschfahlen Gesichtern schlichen sie mühselig über die Wege, mit Neid blickten sie seinem Vater nach, der wie ein Riese an ihnen vorüberschritt. Hustend und keuchend schleppten sie sich vorwärts und doch wurden sie noch von jenen beneidet, die ihre Beine nicht mehr gebrauchen konnten, die bewegungslos in Rollstühlen sitzen mußten.
„Ich möchte auch kein feiner Herr sein", sagte Peter, als er mit seinem Vater in der Kutscherstube saß und mit gutem Appetit ein Stück Wurst verzehrte. (Ebd. S. 50f)

An eine Veränderung der Gesellschaft, die die Titelfigur in *Lazarus* erstrebt und an der der Autor selbst mitwirkte, ist hier noch nicht gedacht.

Innerhalb der Bubenbande, die ***Die Jungen der Paulstraße*** (1928) von **Franz Molnár** bilden, gelten die sozialen Unterschiede, die es in der Gesellschaft der Erwachsenen gibt, nicht. Da zählt nur der Rang, den sie untereinander ausmachen. Für den Leser jedoch wird die Armut des kleinen blonden Nemecsek sehr deutlich. Der Vater ist Schneider, die Familie wohnt auf Zimmer – Küche im Hoftrakt des Hauses in einer kleinen Nebenstraße. All das vermehrt die Sympathie und das Mitleid des Lesers mit dem Helden.

Während das Kind im Fieber fantasiert, kommt ein Kunde zur Anprobe, ein „städtischer Beamter" (Molnár 1928, S. 249). Die Szene ist grotesk: Während der Kunde mit dem Schneider spricht (in der Küche, denn im Zimmer liegt der Kranke), ruft der kleine Nemecsek in seiner fantasierten Schlacht aus dem Zimmer dazwischen (vgl. ebd. S.249 – 254). Das sachliche Gespräch über den Anzug, der unfreundliche Ton des Kunden stehen im scharfen Kontrast zu dem Leid der Eltern. Der Kunde braucht den Anzug dringend und der Kunde ist König; und der arme Schneider muss sich beeilen, damit er rechtzeitig fertig wird. Außerdem braucht er das Geld, um die „Vorsorge" (für das Begräbnis) zu treffen, zu der der Arzt geraten hat (ebd. S. 242). Hier findet eine andere Art von Krieg statt, der Kampf um das Nötigste zum Leben.

Der Schneider beim kleinen, niederen Tisch sah und hörte nichts mehr. Eilig hasteten seine knochigen Finger über den Rock hin, Nadel und Fingerhut glänzten. Um nichts in der Welt hätte er zum Bett hingeschaut. Er fürchtete, es würde ihm die Kraft zur Arbeit vergehen und er würde den feinen, braunen Rock des Herrn Csetneky wegschleudern, um am Bette seines kleinen Sohnes niederzuknien. (Ebd. S. 255)

Der kleine Peter und der kleine blonde Nemecsek leben unter ärmlichen Verhältnissen, der eine auf dem Lande, der andere in der Stadt, sie gehören zur unteren sozialen Schichte. Die Familie Wendel in der Erzählung ***Ein Edelmann in der Hütte*** (1891) von **Ferdinand Frank** ist ein Beispiel aus dem Bürgertum.

Karl Wendel ist ein fleißiger und ehrgeiziger Tuchhändler, der die reiche Tochter seines Lehrherrn in der Großstadt geheiratet hat. In dem kleinen Ort O. hat er ein Geschäft aufgemacht und ist gesellschaftlich aufgestiegen. Das hat den Neid und die Ablehnung der Ortsbewohner hervorgerufen. Die Frau ist verwöhnt und lebt über ihre Verhältnisse, der Mann ist nicht Autorität genug, sie in die Schranken zu weisen. Nach ihrem Tod hat er Schulden und muss Konkurs anmelden. Der Schwiegervater in Wien hilft ihm nicht. Und die Leute im Ort sind schadenfroh:

> „[...] wo ist denn das ganze Geld hingekommen?“ – „Mich hat am meisten die Bonnenwirtschaft geärgert,“ brummte der Rentmeister, „die kleine Prinzess musste gleich eine Bonne haben. Es ist rein lächerlich [...].“ „Daran ist die Selige schuld gewesen“, warf der Apotheker ein. „Er musste ja durchaus eine aus der Großstadt heiraten, die französisch parlieren und auf dem Spinett klimpern konnte. Jetzt hat ihm der saubere Herr Schwiegervater eine Suppe eingebrockt, die er sein Lebtag nicht ausessen wird.“ Und so gieng das Reden fort, dass sich der Mensch nicht über seine Verhältnisse erheben solle, dass es besser sei, sich einfach und redlich durchs Leben zu schlagen bei Wassersuppe und Dünnbier, dass der Hochmutsteufel den Menschen nicht erfassen solle u. dgl. mehr. (Frank 1891, S.10)

Das Zitat gibt nicht nur die Atmosphäre von Neid, Tratsch und Gehässigkeit wieder, sondern auch die für bürgerliche Kreise typische konservative Haltung, die Bescheidenheit fordert und alles ablehnt, was von der Norm abweicht. Das bekommt Karls Bruder Jakob zu spüren, der verwachsen ist. Vor etlichen Jahren ist er einmal zu seinem Bruder um finanzielle Hilfe gekommen, aber Karls Frau „konnte es nicht verwinden, dass der Bruder ihres Mannes ein Bettler sei, und er hatte so dem Männlein die Thüre gewiesen.“ (ebd. S.13). Und wieder wagte es der Mann nicht, sich gegen seine Frau zu stellen. Danach sehen die Brüder einander jahrelang nicht mehr.

Felix Saltens ***Olga Frohgemuth*** (1910) bewegt sich in drei verschiedenen gesellschaftlichen Schichten. Professor Frohgemuth gehört den intellektuellen Kreisen an, seine Tochter Olga ist Schauspielerin und mit Prinz Emanuel Ferdinand befreundet.

Der Professor hat seine Tochter verstoßen, weil sie Schauspielerin geworden ist. Das ist in seinen Augen kein anständiger Beruf; eine Frau präsentiert sich nicht in der Öffentlichkeit, zum Gaudium der Leute. Der Vater allein hat das Recht, sich an der Tochter zu erfreuen, bis er sie „in die Ehe gibt“ oder „einem jungen Mann gibt“ – schon der Ausdruck deutet an, dass sie sein Eigentum ist, das er hergeben kann.

Nach ihrem Tod resümiert er:

> Niemals war ihm Olga etwas anderes gewesen, als ein Kind, das ihm Gram bereitete, weil es seine Lehre und seine Liebe verschmäht hatte, eine Tochter, die ihm Schande machte, weil sie vor den Leuten sang und tanzte. Eine große Künstlerin ... konnte man eine große Künstlerin sein, wenn man sich vor den Leuten zur Schau

> stellte und Dinge tat, die einem Mädchen verboten sind? Er hatte andere Begriffe von Kunst. Ihm war sie mit all ihren Werken in Büchern aufgestapelt, war sie ein Vermächtnis der Vergangenheit, und viele gelehrte Männer beugten sich forschend drüber hin. [...] Daß alle Leute sich an ihr ergötzt hatten, war sein Schmerz gewesen. Daß diese Tochter, losgerissen von ihm, einer ungekannten und gefürchteten Welt als Spielzeug diente, war seine Beschämung gewesen und seine Qual. (Salten 1910, S.113)

Als Rechtfertigung für die Verstoßung gibt der Professor moralische Grundsätze an. Die Öffentlichkeit sieht das längst anders, aber er geht nicht mit der Zeit (er unterrichtet auch Griechisch, eine antike Sprache). Dass der Name seiner Tochter in der Zeitung steht, findet er „aufdringlich und zuchtlos“ (ebd. S.7) Er hat auch keine Ahnung von der Verbindung seiner Tochter mit dem Prinzen, hätte eine solche Verbindung auch nie erlaubt. Für ihn wäre sie nur die Mätresse gewesen, denn eine echte Liebesbeziehung zwischen einem Aristokraten und einer Bürgelichen ist in seiner Gedankenwelt nicht möglich. Auch das sieht die Öffentlichkeit anders. „Die Leute aber banden ihren Namen an den des Prinzen, schauten sie an, als Emanuel Ferdinand an ihr vorbeisauste, und nickten ihr herzlich zu, weil sie unter der Sprache all dieser Augen errötete. Es war, als sei auch Olgas Liebe wie ein Fest, an dem alle sich freuen durften.“ (Ebd. S.40)

In einem Punkt hat ihr Vater recht: Olga gehört nun nicht ihm und nicht einmal mehr sich selbst, sie gehört allen, dem Volk, von dem sie geliebt und verehrt wird. Die Leute singen ihre Lieder auf der Straße. Und gerade dieser Umstand, dass Olga dem Volk gehört, führt zur Katastrophe, weil jeder im Volk sich das Recht herausnimmt, über sie zu reden. Graf Dittersberg, „ein alter, halb schon schwachsinniger Mann“ (ebd. S. 54) macht sich wichtig; er

> wollte dem Prinzen beweisen, wie genau er in Olga Frohgemuths Biographie Bescheid wisse, und hatte alle Liebhaber Olgas aufgezählt, alle Geschichten, die von ihr im Umlauf waren, ihre ganze Vergangenheit, von der niemals ein Mensch zu dem Prinzen geredet hatte, und die ihm selbst nur undeutlich, nur in einem hellen Schein von Kunst und Erfolg vorgeschwebt war. (Ebd. S. 55)

Prinz Ferdinand glaubt alles, was er über Olga hört. Er hinterfragt nichts, redet nicht mit ihr, sondern nimmt alles für wahr. Er hat nicht schon vor, Olga zu verlassen, aber er will sich zuerst in Ruhe darüber klar werden, wie er sich in Zukunft verhalten soll, ob er der anonymen Autorität der öffentlichen Moral gehorchen oder ihr trotzen soll. Er fährt in die Steiermark, ohne Olga ein Wort zu sagen. Sie interpretiert das als Zurückweisung.

Mit diesem Thema der Vertrauensprobe steht Felix Salten in der Tradition der klassischen Tragödie, in der oft das Vertrauen in eine Beziehung erschüttert ist, sei es durch Verleumdung („Othello“), durch gefälschte oder erzwungene Briefe („Die Räuber“,

„Kabale und Liebe“) oder eben wie bei Salten durch Tratsch – der Partner ist enttäuscht, wendet sich ab ohne zu hinterfragen und der andere Partner versteht die Zurückweisung nicht.

Für Olga ist es ein Déjà-vu: „Schon einmal hat sich der wichtigste Mann in Olgas Leben – ihr Vater – von ihr abgewendet. Nun war sie zum zweitenmal verstoßen, aber nun besaß sie nicht mehr die Kraft, es zu ertragen.“ (Ebd. S. 57)

Indirekt führt die Enttäuschung über den Prinzen zu Olgas Tod. Es ist ein verdeckter Selbstmord, denn Olga wünscht sich eine Katastrophe. Vorher hat sie noch eine Gesellschaft ins Sacher bestellt, dort benimmt sie sich so sonderbar, man möchte sagen verrückt, dass die Gäste sich Sorgen um sie machen. Dann fährt sie in einer offenen Kutsche im Regen durch den Prater. Sie kommt durchnässt und durchfroren und bereits fiebernd nach Hause. Ein paar Tage später stirbt sie.

Professor Frohgemuth beginnt erst in dem Gespräch mit Klingers Vater etwas von der Realität zu ahnen, als Klinger sie eine große Künstlerin nennt, die von allen verehrt wurde (ebd., S.112f). Bei Olgas Begräbnis staunt der Professor über die Menschenmenge, die ihr das letzte Geleit gibt, sieht „den Pomp des Leichenzuges, sah die vier Blumenwagen, die über und über farbig beladen mit wehenden Schleifen bis weit voraus in die nächste Straße hineinstanden.“ (ebd. S.120). Seine Exzellenz der Herr Minister ist gekommen und drückt ihm seine Teilnahme aus, und der Bürgermeister versichert ihm, dass ganz Wien mit ihm trauert (ebd. S.118f). Der Theaterdirektor hält eine Rede am Grab, nennt Olga „‚ein Geschenk der Götter [...] wie eine Griechin warst du, arglos und lieblich und nur dem Dienst der Schönheit geweiht [...] Freude hast du gegeben [...] Freude und Licht und wieder Freude zu spenden warst du herabgesendet [...]’“ (ebd. S.124). Der Vergleich mit der Griechin bringt dem Vater zum Bewusstsein, wie wenig er von der Kunst des Volkes versteht, dessen Sprache er unterrichtet. (Siehe auch Kapitel SCHULE.)

Nun wird ihm bewusst, dass seine moralischen Grundsätze nur der Deckmantel für seine Eifersucht waren (vgl. ebd. S.136). Aber nun kann er den Schein nicht mehr aufrechterhalten, auch vor sich selbst nicht, jetzt, wo ihm die ganze Stadt beweist, was Olga Frohgemuth für sie war. Er hat versucht, die öffentliche Moral als Grund für seine Ablehnung zu nehmen, und muss jetzt einsehen, dass die Öffentlichkeit diese Moral gar nicht hat.

3. Auflehnung und Revolution

Den verwerflichen Versuch mancher Menschen, sich über ihren Stand zu erheben, die bestehende Ordnung umzustoßen können Autoren in der 1. Periode nur an historischen Stoffen zeigen, denn in der Gegenwart ist ein solches Vorgehen undenkbar. Und an Hand der Geschichte lässt sich ja auch beweisen, dass dieser Frevel bestraft wird.

Robert Weißenhofer nimmt für seine Erzählung ***Das Glöcklein von Schwallenbach oder: Die Vorsehung wacht*** (1906; s. auch Kapitel FAMILIE und KIRCHE) als Grundlage eine historische Begebenheit aus dem späten Mittelalter, und zwar das Leben des Ritters Georg Scheck von Wald, der als Raubritter auf der Burg Aggstein lebte und lange Zeit nicht gefasst werden konnte, weil er die Zeugen einschüchterte.

In Weißenhofers Erzählung verhilft der Knappe Otto der Gerechtigkeit dadurch zum Sieg, dass er das Vorgehen des Ritters als Unrecht erkennt und ihm den Gehorsam verweigert. So kann Erzherzog Albrecht 1463 die Burg erobern und den Raubritter gefangen nehmen.

Leo Smolle: ***Aus sturmbewegter Zeit*** (1911)

Der Inhalt des Romans ist der Konflikt zwischen Kaiser Friedrich III. und seinem Bruder Herzog Albrecht und damit verbunden sind bürgerkriegsähnliche Zustände in Wien. Die Zeit der Handlung erstreckt sich von 1462 bis 1493; die Schauplätze sind Wien, Wiener-Neustadt (wo der Kaiser die meiste Zeit residiert) und Florenz, der Ort der Nebenhandlung.

Die Gattin des Kaisers, Eleonora von Portugal, ist bei den Wienern verhasst, weil sie hochmütig ist. Der Kaiser mit dem Beinamen „der Friedsame“ (manchmal wird er auch „des Heiligen Römischen Reiches Schlafmütze“ genannt, wofür sich allerdings kein Beleg finden ließ) ist bei vielen Wienern nicht geschätzt, weil er sie nicht gegen die Ungarn beschützt (vgl. Smolle 1911, S.135). Darum halten viele Bürger zu dem tatkräftigeren Herzog Albrecht. Der Anführer der Revolte ist der Wiener Bürgermeister Wolfgang Holzer, eine historische Figur.

Der unmittelbare Anlass für den Aufstand ist ein Eingriff des Kaisers in die Bürgerrechte der Stadt. Daraufhin spricht Holzer in der Ratsversammlung: „Der Kaiser hat uns Frieden versprochen. Da seht nun, wie er sein Versprechen hält. Doch wir wollen ihn in den Frieden werfen, wie man ein zappelndes Hechtlein ins Wasser wirft.“ (Ebd. S. 43)

Dieser Satz, wie etliche andere direkte Reden in dem Buch, ist als „historische Worte“ apostrophiert, allerdings ohne Quellenangabe.

Nach Aussage des Autors ist auch der Brief, den Holzer an den Kaiser schreibt, geschichtlich belegt (vgl. S.43). Darin heißt es unter anderem:

> „[...] Ihr weigert Euch, den Frieden zu machen und uns den Blutbann zurückzugeben. Deshalb erlauben wir uns und sehen uns genötigt, Eurer kaiserlichen Gnaden zu erklären, daß Bürgermeister, Richter, Rat, Stände und die ganze Gemeinde und alle anderen Ämter Eurer kaiserlichen Gnaden zu keinem Gehorsam mehr verpflichtet sich erachten und Eurer kaiserlichen Gnaden fürderhin weder Maut- noch Bürgersteuer noch sonst irgendeine Abgabe mehr zahlen, bis wir uns mit den Landständen geeinigt haben werden.“ (Ebd.S.44)

Holzer wirft also dem Kaiser vor, die Ordnung umzustoßen. Die Ratsversammlung stimmt zu, aber so selbstverständlich ist es den Bürgern doch nicht, sich gegen die höchste Autorität aufzulehnen, auch wenn sie im Unrecht ist:

„In ziemlich gedrückter Haltung zerstreute sich die Versammlung, denn die Schwere dessen, was man auf sich genommen hatte, kam erst nach und nach jedem einzelnen zum Bewußtsein und ließ keine rechte frohe und gehobene Stimmung aufkommen.“ (Ebd.S.45)

Als der Kaiser nun gegen Wien zieht, lassen ihn die Bürger zwar in die Stadt und in die Burg, aber dort wird er belagert und (fast) ausgehungert, bis der böhmische König Georg, der von Andreas Baumkircher geholt wird, ihn befreit. Der Kaiser schließt Frieden mit seinem Bruder Albrecht, und zwar lässt er ihm auf acht Jahre die Stadt gegen Abgaben, dann soll sie wieder dem Kaiser gehören. Die Bürger von Wien kommen dadurch vom Regen in die Traufe, denn der Kaiser hat zwar hohe Abgaben verlangt, aber Albrecht beutet die Stadt noch mehr aus. Nun wechselt Holzer die Seiten und wiegelt die Stadträte gegen den Herzog auf, sie sollen ihm Gehorsam und Abgaben verweigern. Aber so leicht lassen sich die Bürger nicht umstimmen, denn es geht um den Eid, den sie dem Herzog geschworen haben, den ein ehrenhafter Bürger unter allen Umständen halten muss (vgl. ebd. S. 94).

Bürgermeister Holzer schließt sich jetzt dem Kaiser an, muss aber vor den aufgebrachten Bürgern fliehen, wird gefangen genommen und hingerichtet. Seine letzten Worte sind nach Angabe des Autors ebenfalls historisch verbürgt: „Diesen schändlichen Tod, den ich jetzt erdulden soll, habe ich wohl an dem Kaiser, meinem r e c h t e n Herrn, verschuldet, aber wahrlich nicht an dem Herzog.“ (Ebd. S.107. Hervorhebung im Text.)

Einige Monate späte stirbt Herzog Albrecht und Kaiser Friedrich zieht in Wien ein.

Mit diesen historischen Ereignissen verwoben ist die Geschichte des „Findelkindes“ Paul, des Sohnes des Grafen Monfalcone aus Florenz, und des letzten Grafen Ulrich von Cilli.

Im letzten Teil der Erzählung ist Prinz Maximilian erwachsen und verlobt sich mit Maria von Burgund. Er hat große Pläne für die Zukunft, besonders will er die Künste und die Wissenschaften fördern, freut sich, dass er in Nürnberg Michael Wohlgemut und den jungen Albrecht Dürer getroffen hat und will Konrad Celtes an seinen Hof holen.

> „[...] Solche Leute brauche ich, denn nicht bloß die Kriegsleute stützen den Thron, sondern auch die Gelehrten und Künstler. Ja, ich gedenke überhaupt [...] die holden Künste zu pflegen und zu schirmen, denn der Glanz, der von ihnen ausgeht, fällt auf den Thron zurück.“
> [...]
> „Ich will ein Kaiser über Menschen und Länder sein und nicht über totes Geld und Gut, das uns zu Sklaven erniedrigt. Die Dichtkunst soll an meinem Hofe blühen, wie einst zur Zeit des Minnedienstes, und ich will das Rittertum wieder aufleben

> lassen, nicht das Rittertum der Strauchdiebe und Wegelagerer, sondern das Rittertum des Königs Artus und seiner Tafelrunde."
>
> „Dann wird man Euch den letzten Ritter nennen, gnädiger Herr," sagte der junge Celtes. (Ebd. S.153)

Maximilian erwähnt Ulrich Fugger (vgl. ebd. S.151), der mit der ganzen Welt Handel treibt, und sagt dann:

> „[...] Wenn nur die deutschen Fürsten etwas mehr Einsicht hätten und nicht immer dem Kaiser in die Quer' treten würden, sobald er was Gutes schaffen will. Aber so ist's bei uns in Europa! Der König von Spanien ist ein König der Menschen, die vernünftig und willig gehorchen; der König von Frankreich ist ein König der Esel, die alles tragen, was ihnen auferlegt wird; der König von England, der ist wirklich ein König der Engel, weil seine Untertanen gescheit und klug sind, und der deutsche Kaiser, wißt ihr, das ist ein König der Könige, die ihm nur folgen, soweit es ihnen gefällt." (Ebd. S.151)

Auch das sind angeblich „historische Worte".

Das letzte Kapitel findet Paul in Florenz auf seinem Stammsitz im Jahr 1493. Ein Jahr davor hat Christoph Kolumbus das neue Land entdeckt. Da trifft die Nachricht von Tod Kaiser Friedrich III. ein. Maximilian I. ist jetzt Kaiser.[78]

„ ‚So geht die alte Zeit zu Grabe,' sagte der Alte [...]. ‚Aber eine neue bricht an,' sagte mit leuchtenden Augen der Jüngling." (Ebd. S.161) Das klingt wie eine Anspielung auf „Wilhelm Tell".

Es ist in diesem Roman schwierig, einen Bezug zur damaligen Gegenwart (1911) zu finden. Manche Beschreibungen Friedrichs III. „mit seinem beständigen Zögern und seiner schwunglosen Schwerfälligkeit" (ebd. S.160) könnten auf Kaiser Franz Josef passen, dem nachgesagt wird, dass er extrem konservativ und unbeweglich war. Andererseits hat Smolle Kaiser Franz Josef insbesondere für seine Balkanpolitik gelobt.[79] Fest steht jedenfalls, dass der Roman Aufstand und Bürgerkrieg verurteilt, das kann gegenwartsbezogen und auf die einzelnen Teile des Vielvölkerstaates gemünzt sein oder ganz allgemein eine Aufforderung zur Vaterlandstreue und zum Gehorsam gegenüber dem Herrscher.

Der Waldbub von Aggstein (1913) ist ebenfalls eine geschichtliche Erzählung von **Leo Smolle.** Sie spielt im 13. Jahrhundert unter Kaiser Friedrich II und Herzog Leopold dem

---

[78] Eine der Erzählungen von **Leo Smolle** in der Sammlung ***Von großen und kleinen Helden*** (1915), Der Page der Kaiserin, ist eine Kurzfassung des Romans, in der die Nebenhandlung stark verändert ist. Nur die historischen Persönlichkeiten, der Kaiser und die Kaiserin, Wolfgang Holzer, Michael Beheim, Andreas Baumkircher sind beibehalten.

[79] Vgl. Smolle, Leo: *Die neuen Reichslande Österreich-Ungarns Bosnien und die Herzegowina*. Graz, Wien: Verlagsbuchhandlung „Styria" 1909, Vorwort, S.IX. Ebenso: *Große und kleine Helden*: Neues Glück, S.155.

Glorreichen. Der Kuenringer Hadmar III hat seinen Sitz auf Burg Aggstein; sein Bruder Heinrich I befindet sich in Wien. Die beiden werden „Die Hunde von Kuenring“ genannt. Sie sind nicht nur zu Raubrittern geworden, sie lehnen sich auch gegen den Herzog auf, um ihre Rechte zu erweitern.

Gegen diesen historischen Hintergrund wird die Geschichte des Knappen Wolfgang erzählt. Er ist Waise und kommt mit 12 Jahren auf die Burg Aggstein, wo Hadmar ihn zum Ritter erzieht und für Kurierdienste einsetzt. Er schickt ihn mit einer geheimen Botschaft nach Wien zu seinem Bruder, um den Aufstand vorzubereiten.

Im Zusammenhang mit Gehorsam ist nicht nur die Erhebung gegen den Herzog wichtig, sondern auch der Umstand, dass Wolfgang in einen Konflikt gerät, ob er seinem Wohltäter und Erzieher Hadmar die Treue halten soll oder ob er der übergeordneten Autorität des Herzogs verpflichtet ist. Wolf entscheidet sich für den Herzog, weil er Hadmars Verhalten als Unrecht erkennt. Dadurch, dass der rechtmäßige Herrscher siegt, die Knappen erkennen, was Recht ist, und den falschen Autoritäten den Gehorsam verweigern, sprechen die Erzählungen für die dynastische Ordnung.

Ebenso wie bei Weißenhofer sind bei Smolle Recht und Unrecht klar geschieden. Bei **Benno Imendörffer** ist die Aussage nicht so klar. 1927 veröffentlichte er ***Zwei Wiener Mädchen-Tagebücher aus dem Jahre 1848/49***, die anti-revolutionär sind. In ***Bange Tage*** (1907), einer Erzählung aus der Zeit der Französischen Revolution, haben beide Seiten berechtigte Argumente (s. auch Kapitel FAMILIE).

Die Zeit der Handlung ist das Jahr 1791, der Ort ist ein Dorf an der französisch-deutschen Grenze. Die beiden Hauptfiguren, der alte Vicomte von Prois-d'Aisy und sein Enkel Gaston stehen in der Revolution auf verschiedenen Seiten. Der Großvater verteidigt die Rechte des Adels, sieht aber auch seine Pflichten als einer von denen, „die Geburt und Überlieferung und göttlicher Ratschluß zu Stützen von Thron und Altar gemacht haben, […]“ (Imendörffer 1907, S. 21).

Sein Enkel kämpft für die Rechte der Bürger. Er meint, der Großvater müsse zur Einsicht kommen und auf seine „eingebildeten Vorrechte“ verzichten (ebd. S.14).

Mehr als zwei Jahre davor ist Gaston nach Paris gegangen um am Hof des Königs eine Anstellung zu finden.

> „[…]In Paris wurde ich bald aus meinem Traumleben geweckt. Ich las eifrig die Zeitungen, ich lernte junge Leute kennen, die zwar mehr gelernt hatten als ich, die aber, da ihnen ein alter Stammbaum fehlte, es zu nichts bringen konnten. Durch diese Leute wurde ich in einen Kreis edler und für das wahre Wohl des Volkes begeisterter Männer eingeführt, die sich allenthalben in der Hauptstadt zusammenfanden. Ich

> gestehe, ich begann mich meines gut besoldeten Müßiggangs in königlichen Diensten zu schämen. […]“
>
> „Und du hast vergessen, wessen Blut in deinen Adern rollt, und hast die heilige Sache deines Königs verlassen, um den schmutzigen Helden der Gasse zu dienen!“ unterbrach ihn leidenschaftlich der Greis.
>
> „Dasselbe Blut rollt in aller Menschen Adern, mein Großvater,“ erwiderte Gaston und seine Stimme wurde lauter, sein Ton immer wärmer, als er fortfuhr: „Und soll es schänden, die Sache der Elenden und Bedrängten zu vertreten? Eine Sache, der gar viele dienen, die ältere Namen tragen als ich, […] der ein Prinz von Hessen dient!“
>
> „Sie sind Verräter, alle, alle!“ knirschte der Alte.
>
> Gaston erhob sich: „Nein, nein, Sie irren, nicht diese Edlen, jene vielmehr sind Verräter, die sich dem Willen des Volkes entgegenstellen, die den Siegeszug der Freiheit aufhalten wollen! Aber der eherne Schritt der Geschichte wird zermalmend über sie hinwegschreiten und sie vertilgen von dieser Erde!“ (Ebd. S. 23f)

Gaston ist von der Nationalversammlung in sein Heimatdorf gesandt worden, damit er „hier die Werbetrommel rühre, der Freiheit den Weg bahne“, und weil ihn die Bewohner hier respektieren (ebd. S.14). Er ist aber entschlossen, bei allen weltanschaulichen und politischen Differenzen seine Familie zu schützen. Leicht wird es ihm nicht, seiner Kindespflicht, zu der er voll steht, nachzukommen, denn:

> „[…] Was der alte Mann von mir erwartet: daß ich ihm helfe, seine Stellung den Leuten gegenüber behaupten, und daß ich seine alten Rechte verteidige – ist mir unmöglich, völlig unmöglich! Und wie heute die Dinge stehen, ist der Großvater hier gefährdet, auf das ernstlichste gefährdet; eben wegen seines starren Festhaltens an veralteten Ansichten und Ansprüchen. […] Aber ich vermag ihn nur zu schützen, wenn er in seinem Starrsinn nicht selbst blindlings ins Verderben rennt. […]“ (Ebd.)

Im Gemeindeausschuss wird die Verhaftung seines Großvaters beschlossen, da der alte Mann im Verdacht steht, mit den ausgewanderten Adeligen, „den Feinden des Volkes" in Verbindung zu stehen (ebd. S. 35), und das ist Hochverrat. Gaston versucht die Verhaftung zu verhindern und spricht für den Vicomte, aber ohne Erfolg. Man wirft ihm Parteilichkeit vor, und so schweigt er. Aber ein „Grauen vor dem souveränen Volke, das er eben noch so warm vertreten hatte, wollte nicht mehr von ihm weichen.“ (Ebd. S. 33)

In der Auseinandersetzung zwischen dem Großvater und seinem Enkel geht es nicht nur um politische Macht und die Privilegien des Adels, sondern auch um Wertvorstellungen, um den Wert der Tradition, des Alten, Bewährten gegenüber dem Modernen, Neuen. In diesem Wertekonflikt wird selbst das Schloss, in dem die Familie wohnt, zum Symbol:[80]

> Ein merkwürdiger Bau! An die wohlerhaltenen Reste einer alten Burg mit Zinnen und Türmen schlossen sich die heiteren Formen eines üppigen Schlößchens im Geschmacke Ludwigs XV., als hätte der Erbauer neben den strengeren Linien der massigen Feste die leichte Anmut des neueren Baues erst recht zur Geltung bringen

[80] Für den Symbolcharakter eines Hauses vgl. auch Bienenstein *Im Schiffmeisterhause* im Kapitel FAMILIE.

> wollen. Auch das luftige Rokokogebäude hatte bereits viel von seinem Glanze verloren und sah verwittert und trübselig genug aus. Wie eine verblühte Schöne neben einem rüstigen Alten stand es mit seinen, an mancher Stelle des Bewurfes beraubten Ziegelmauern neben dem unverwüstlichen Quadernbau der alten Ritterburg. (Ebd. S. 4)

Das Neue, das Rokokoschlößchen, wird weniger geschätzt als die alte rüstige Burg, die zwar nur noch in Resten erhalten, aber trotzdem unverwüstlich ist. Das Alte ist verlässlich und dauerhaft, das Neue ist anmutig, grazil, aber unsicher und gefährdet.

Das Innere der Wohnräume ist genauso typisch. Das „geräumige Bibliothekszimmer“ im Schloss mit seinem „hohen Fenster“ und einem „Lehnstuhle“ (ebd.) erweckt einen Eindruck von Bildung, Vornehmheit und Wohlgefühl und steht im Gegensatz zu dem Schlafgemach des Revolutionärs Trinchards, „das freilich einer Rumpelkammer ähnlicher sah“ (ebd. S. 28).

Sogar das Wetter hat Symbolcharakter. Ist es am Beginn der Erzählung noch sonnig, wenn es auch schon die „letzten Strahlen der scheidenden Sonne“ sind (ebd. S. 4), so ist es am nächsten Morgen zum Vorboten der schrecklichen Ereignisse geworden: „Fahles Grau bedeckte den Himmel; der Sturm fegte über das Land und laut heulend zog er um das alte Schloß.“ (ebd. S. 37). Damit ist der Sturm zum Symbol für die aufgebrachte Menschenmenge geworden, die das Schloss stürmen will und die sich zuerst als „dumpfes Brausen“ und „Stimmengewirr“ ankündigt, dann zum „Lärm“ wird und schließlich in ein „hundertstimmiges Hohngeschrei“ übergeht (ebd. S. 38).

Die Revolution ist nicht nur grausam, sie ist auch hässlich.

Die Anmaßung der Bürger, es dem Adel gleichtun zu wollen, wirkt lächerlich. Das wird am deutlichsten in der Beschreibung des Gemeindevorstands, des Nationalgardisten Jacques Trinchard. Da Gaston ihn dienstlich sprechen will, hat der Schneider Gala angelegt:

> Bald erschien er wieder und warf Gaston einen lauernden Blick zu, als wollte er den Eindruck prüfen, den seine veränderte Erscheinung nun hervorrief. Denn nun schmückte ein hoher Zweispitz mit dreifarbiger Kokarde sein unförmiges Haupt und um die Hüften hatte er die dreifarbige Schärpe der Revolution geschlungen.
>
> Gaston konnte bei dem großtuenden Auftreten des kleinen Mannes kaum ein Lächeln unterdrücken. (Ebd. S.29)

Später, als eine Gruppe Aufständischer den Grafen verhaften kommt, wird der Anführer aus der Sicht des Großvaters so beschrieben:

> Jetzt trat aus dem Haufen eine abenteuerliche Gestalt hervor, der alles willig Raum gab. Es war ein kleines Männchen, angetan mit der Uniform der Nationalgardisten, auf dem Haupte einen Zweispitz mit riesiger dreifarbiger Kokarde, eine ebensolche Schärpe um die Hüften geschlungen. Ein mächtiger Säbel schlotterte um die krummen Beine, zwei alte Reiterpistolen in der Schärpe vervollständigten die

> Bewaffnung. Die ganze Figur wäre eher dazu angetan gewesen, belustigend zu wirken, wenn nicht zwei stechende Augen, die aus einem wüsten Gesichte haßfunkelnd hervorleuchteten, hätten erkennen lassen, daß der Mann durchaus ernst zu nehmen sei. Meister Trinchard, denn niemand anderer als er steckte in der kriegerischen Vermummung, beherrschte in der Tat die Massen vollständig. Ein Zeichen von seiner Hand – und alle verstummten. (Ebd. S. 39)

Ob das „kleine Männchen“ eine Anspielung auf Napoleon ist, ist nicht sicher, aber die ganze Beschreibung passt zu der Figurencharakteristik, die schon in Kapitel FAMILIE besprochen worden ist. Die Menschen, die sich gegen die Ordnung auflehnen, sind häßlich, dumm und eingebildet. In der Masse erweisen sie sich als roh und ungehobelt. Aber der Spross eines alten Adelsgeschlecht kennt keine Angst, er „erwartete die ungebetenen Gäste mit jener Ruhe, die seine unsägliche Verachtung ihm verlieh“ und blickte „regungslos den kommenden Dingen entgegen.“ (ebd. S. 39). Den unhöflichen Schneider und seine Leute, die ohne „erst anzuklopfen oder sich melden zu lassen“ ins Zimmer stürmen, spricht er freundlich an: „Guten Tag; was führt euch zu mir, liebe Leute?“ (ebd.).

Die Gefangennahme seines Großvaters und seiner Schwester kann Gaston nicht verhindern, aber mit Hilfe des treuen Dieners Krispin (manchmal „Crispin“ geschrieben), der einen Wagen zur Flucht vorbereitet hat, befreit der junge Mann die beiden aus dem Gefängnis. Die Wächter sind vom Wein des Grafen betrunken, was ein vernichtendes Urteil über die Unmoral und den mangelnden Pflichteifer der Aufständischen abgibt.

Der Wagen wird verfolgt und die schnelleren Reiter kommen ihm gefährlich nahe. Die Lächerlichkeit des Emporkömmlings wird selbst im gefährlichsten Moment der Flucht offenkundig; Gaston kann „ein Lächeln nicht ganz unterdrücken, denn der Verfolger konnte nur mit Mühe sein Pferd meistern.“ (ebd. S. 54). Als aber Gaston Trinchard erschießt, geben die anderen Verfolger auf und die Familie mit dem Diener erreicht die deutsche Grenze.

> Die Flüchtlinge fanden auf deutschem Boden eine neue Heimat, gleich vielen ihrer Standesgenossen. Während aber die meisten der französischen Adeligen, die sich der deutschen Gastfreundschaft in jenen Tagen erfreuten, diese gar schlimm lohnten und durch ein wüstes Leben die Meinung verbreiten halfen, daß sie ihr Los reichlich verdient hätten, zählten unsere Freunde zu den wenigen ehrenvollen Ausnahmen. (Ebd. S. 59)

Imendörffers Sympathie in dieser Erzählung ist zweigeteilt, denn das Schusszitat zeigt deutlich, dass er kein Freund der Revolution war, andererseits klingt die Meinung durch, die Franzosen hätten sie verdient, und Gaston hat mit seinem Argument nicht Unrecht, wenn er seiner Schwester erklärt:

> „Gewiß, mein Kind, nicht alle waren so. Ehre dem Andenken unserer edlen, sanften Mutter; und manch anderer war auch gut in seiner Weise. Aber, Margot, kennst du sie nicht, die große Menge unserer Standesgenossen, deiner vielmehr, denn

> meine sind sie nicht mehr; kennst du sie nicht, die hohen Herrschaften, die doch gar harte Herren waren nach unten, dem geknechteten Volke gegenüber, dessen untertanige Dienste sie für ihr gottgewolltes Recht ansahen? Um die Not und das Elend der armen Bauern und Kleinbürger hat sich keiner gesorgt, keiner, hörst du? Weißt du es denn, du, die du so rein und schuldlos bist, kannst du es denn wissen, wie viele deinetwegen darben und in Elend und Hunger zugrunde gehen?“ (Ebd. S.11)

Imendörffer erinnert die Reichen und herrschenden an ihre Pflichten, aber er hält an der alten Ordnung fest. Seiner Meinung nach bringt ein Umsturz nur noch mehr Ungerechtigkeit, er wirkt zerstörend bis in das Familienleben hinein, und die Anmaßung der niederen Stände, mehr sein zu wollen als sie sind, wirkt lächerlich und ist bei Menschen mit entsprechender Disposition gefährlich – es ist das alte Motiv der Hybris.

4. Kritik am System

In Ungewohnte Liebe, einer der Novellen (wie sie die Autorin nennt) aus der Sammlung ***Fünfe aus einer Hülse*** (1905) übt **W[ilma] Popper** scharfe Kritik an einem Gesellschaftssystem, in dem Männer mehr Rechte haben als Frauen und speziell Angehörige höherer sozialer Schichten sich den niederen gegenüber jedes Recht herausnehmen.[81] Es geht um das Schicksal unehelicher Kinder und die Verantwortungslosigkeit der Männer, die jungen Mädchen die Ehe versprechen, sie verführen, das Versprechen aber nicht halten und sie mit ihrer „Schande“ sitzen lassen.

Marie hat mit der Pistole ihres Stiefvaters auf den Untermieter, Herrn Fritz von Schmitzfelden geschossen. Der Verteidiger Dr. Fromm besucht seine Klientin im Inquisitenspital (sie ist lungenkrank) um zu erfahren, warum sie das getan hat. Daraufhin erzählt sie ihm ihre Geschichte.

Sie selbst war ein uneheliches Kind. Ihre Mutter hat später einen Buchbinder geheiratet und ist glücklich mit ihm, aber das Kind erinnert sie immer an die „Schande“. Marie wird schlecht behandelt, Katharina, das eheliche Kind ihrer Mutter mit dem Buchbinder, wird bevorzugt.

> „Doch was bedeuten all diese Quälereien,“ fuhr sie fort, „das stundenlange Knien, das Hungern, die Prügel – gegen die eine Qual: Zusehen zu müssen, wie ein anderes Kind gehegt und gepflegt, geliebkost und verwöhnt wird! Jene Quälereien machen uns zu bemitleideten Märtyrern; diese Qual aber macht gehaßte, hassenswerte Teufel aus uns. [...]“ (Popper 1905, S.53)

[81] Adelheid Popp hat in ihrer zuerst anonym erschienenen *Jugendgeschichte einer Arbeiterin von ihr selbst erzählt* (1909) ähnliche Beispiele erzählt, wie Männer die Armut der Mädchen ausnützen.

Marie möchte Schauspielerin werden (ihr leiblichter Vater war Schauspieler und sie hat sein Talent geerbt). Der Stiefvater verbietet das, es würde noch mehr Schande über die Familie bringen.[82] Da will das Mädchen heimlich von zu Hause fortlaufen, aber Käthe hält sie zurück. Nun erkennt Marie, dass die Halbschwester als einziger Mensch auf der Welt sie liebt und sie braucht. Die Ältere fühlt sich nun verantwortlich für die Jüngere und bleibt.

In der Folge stirbt die Mutter, der Vater beginnt zu trinken, mit dem Geschäft geht es bergab. Daher vermietet er Zimmer, unter anderem an Fritz von Schmitzfelden.

Der junge Mann verführt Käthe und sie ist schwanger. Maria will Käthe ein ähnliches Schicksal, wie sie es selbst hatte, ersparen. Sie holt sich die Pistole ihres Stiefvaters und will Fritz zwingen, Käthe zu heiraten. Er weigert sich und verhöhnt sie:

„Nun, nun, liebes Fräulein, nehmen wir die Sache nicht so tragisch“ – sagte er – „es ist nicht das erste- und auch nicht das letztemal, daß Gelegenheit Diebe macht. Übrigens sind ja noch zwei Zimmerherrn im Hause, so viel ich weiß –“

[...]

„Übrigens hätte sich ein vernünftiges Mädchen selbst sagen können, dass ein junger Staatsbeamter aus vornehmer Familie eine vermögenslose Handwerkstochter – wenn sie auch sonst ein ganz netter Käfer ist – nicht heiraten könne – “ (Ebd. S. 65)

Als er versucht auch Marie zu verführen, schießt sie.

Marie weigert sich zu sagen, dass sie in Notwehr gehandelt habe. Die Schilderung ihrer Beweggründe, die sie Dr. Fromm gibt, erklärt auch den Titel:

„[...] In meiner Kindheit habe ich keine andere Liebe empfangen als die des Haushundes, mit dem ich die kargen Bissen teilte, die mir zufielen. Als mir dann in reiferen Jahren das Glück beschieden ward, einem Wesen das Liebste auf Erden zu sein; als ich inne ward, daß jemand für mich sorgte, bangte und zitterte, sich meiner Freuden freute, meine Schmerzen doppelt empfand, da füllte diese ungewohnte, ungeahnte Liebe mein ganzes Herz aus, da spannte sie meine Muskeln zu höchster Tatkraft, meine Nerven zu tiefstem Empfinden an und machte schließlich – da ich das einzige Wesen, das mir angehörte, in Gefahr sah, einen Teufel aus mir.!“ (Ebd. S. 69)

Fritz von Schmitzfelden hat den Schuss überlebt. Marie sagt zu ihrem Verteidiger:

„‚Ich wollte den gewissenlosen Verführer bestrafen, aber während ich nun im Zuchthaus meine Strafe abbüßen werde, wird er neue Opfer suchen und auch diese in den Abgrund von Schande und Elend stürzen. – ’“ (ebd. S.67).

Marie stirbt im Inquisitenspital. Nach ihrem Tod sagt der Arzt: „[...] diese arme ‚Verbrecherin’ war ein Engel!“ (ebd. S. 69).

[82] Vgl. die Ansichten über den Schauspielberuf in Saltens: *Olga Frohgemuth* und Starnfelds *Pickerl*.

Die sozialen und wirtschaftlichen Probleme um die Jahrhundertwende ließen viele Menschen in Österreich von einem besseren Gesellschaftssystem träumen; das Problem war aber, dass die Vertreter der verschiedenen Weltanschauungen nur die eigenen Ideen für die einzig richtigen hielten. In **Enrica von Handel-Mazzettis** ***'s Engerl*** (1926) stehen einander eine fromme Bürgersfrau und ein sozialistischer Arbeiter gegenüber. Die „Wiener Erzählung", wie sie im Untertitel genannt wird, beginnt recht gemütlich:

„In unserer schönen Wienerstadt, wo's fast ebensoviel Ehekreuze als Eheleute gibt, lebte (und lebt noch!) ein Pärlein ohne Kreuz. Der Mann hieß Felix und das Frauchen Lola. Sie hatten einander so lieb, wie's bei jungen Eheleuten sein soll – auch bei alten." (Handel-Mazzetti 1926, S. 7).

Felix verdient nicht besonders viel, aber seine Frau ist sparsam, und als er fünf Gulden übrig hat, „befiehlt" er seiner Frau sich neue Stiefel zu kaufen.

„Das Weib soll dem Manne gehorsam sein, dachte Lola, und nachdem der freigebige Erzengel in sein Bureau entschwebt war, warf sie ihr Cape um die Schultern, setzte ihr Frühjahrshütchen auf und ging zum bürgerlichen Schuhmacher Tratschhofer." (ebd.).

Dabei lernt Lola das lungenkranke Mädchen Rosi kennen.

Das Schicksal dieses Kindes ist nicht ungewöhnlich im Wien der Jahrhundertwende: Zuerst stirbt ihr leiblicher Vater, die mittellose Mutter heiratet wieder. Dann stirbt die Mutter und der Stiefvater heiratet wieder. Jetzt lebt das Kind bei fremden Menschen, die noch eigene Kinder haben und das (in dem Fall noch dazu kranke) Stiefkind lästig finden. Die Wohnungen sind klein, aus finanzieller Not wird oft noch ein Zimmer untervermietet. Handwerker haben oft auch noch ihre Werkstatt in der Wohnung. (Vgl. Maderthaner / Musner 1999)

So sieht es in der Familie des Schusters Tratschhofer aus, bei der Rosi lebt. Lola sieht, wie grob die Frau zu dem kranken Kind ist und weist sie zurecht.

> Aber die ließ sich so was nicht bieten und fuhr nun erst recht los über die noblichen Nichtstuer, über die diebischen Doktoren, über die geizigen Pfaffen, über weiß Gott was noch alles! Wie ein Mühlrad lief das und wäre wohl bei einer Stunde so fortgelaufen, wenn nicht im richtigen Augenblick ein Bremser erschien.
>
> „Du, Wetti, hör' auf, der Heuriedl kommt!"
>
> Kaum hatte der – Hausdrache, hätt ich bald geschrieben – diesen Warnungsruf aus der Werkstatt vernommen, so verstummte er wie ein unartige Bengel vor dem Krampus.
>
> [...]
>
> Ein Krampus war er gerade nicht, aber du und ich, wir wären ihm ungern bei Nacht im Walde begegnet. (Handel-Mazzetti 1926, S.10)

Die ganze Geschichte hindurch ist die Erzählerin allgegenwärtig, kommentiert, entschuldigt sich für die Ausdrucksweise, weil sie authentisch sein muss. Die Sprache ist an

das Wienerische angenähert (so wie der Titel). Lola drückt sich relativ gewählt aus im Gegensatz zu Heuriedls Dialekt.[83] Auch die Namen machen die Unterschiede zwischen der Arbeiterklasse und der Gattin des Staatsbeamten deutlich. Der Schuster heißt Tratschhofer und er „war ein Mann seiner Zeit, sagen wir: seiner Zeitung“ (ebd. S.8). Der Name Lola dagegen hat etwas Verspieltes, und das entspricht ihrem Charakter, denn sie ist weltfremd, für sie ist das Leben ein Spiel; es ist auch ein Spiel (eine Lotterie) mit dem sie und ihr Mann Geld für einen Landaufenthalt für das lungenkranke Kind sammeln. Allerdings will Rosi den Landaufenthalt gar nicht, ihr Herzenswunsch ist die heilige Kommunion zu empfangen. Rosi stirbt, während Lola sie wortbrüchig verlassen hat. Und so kaufen Lola und Felix um das Geld einen Grabstein.

Die Vertreter der verschiedenen Parteien bekriegen einander. Was Heuriedl und Lola gern als Beweis für die Vorzüge ihrer Weltanschauungen verstanden wissen möchten, ist in Wirklichkeit ein persönlicher Wettstreit und Konkurrenz. Es geht beiden nicht um das Wohl des Kindes, im Gegenteil, das Kind leidet unter der Gegnerschaft, es geht beiden um die Frage: Wer ist der/die Bessere, wer tut mehr für das Kind, wer hat Anspruch auf seine Liebe? Und beide sind eifersüchtig. Lola durchschaut Heuriedl: „Häßliche, ordinäre Eifersucht eines abscheulichen Proletariers! nannte es Lola voll sittlicher Entrüstung“ (ebd. S. 24). Bei ihr ist es das gleiche, nur sich selbst durchschaut sie nicht (vgl. ebd. S. 25f).

Die Sympathie der Autorin liegt bei Heuriedl. Lola ist fromm und katholisch, aber sie ist egoistisch im Gegensatz zu dem Sozialisten, der nach außen hin rau ist, aber verlässlich und gutmütig. Nicht der Sozialist ist schlecht, sondern der Sozialismus, den die Autorin ebenso humorvoll-ironisch kritisiert wie das selbstgefällige Helfertum bürgerlicher Kreise.

Obwohl **Ferdinand Hanusch** in ***Lazarus*** (1912) die Schattenseiten des Staats- und Gesellschaftssystems um die Jahrhundertwende deutlich zeigt, konzentriert er sich nicht darauf, die Gegner zu kritisieren, sondern auf Möglichkeiten, die Situation zu verbessern. Eine davon wurde schon im Kapitel SCHULE besprochen, sie liegt in einer besseren Schul- und Ausbildung der Arbeiter. Gesamtgesellschaftlich liegt die Chance, eine Verbesserung der Lebensbedingungen für die Arbeiter zu erreichen, aber nur in ihrem Zusammenschluss (ähnlich wie für Hermynia Zur Mühlen).

Lazarus ist ein Entwicklungsroman aus der Zeit des Übergangs von der Heimindustrie zur Industrialisierung in Schlesien und großteils autobiografisch (s. auch Kapitel FAMILIE).

[83] Zum Einsatz von Sprachschichten zur Charakterisierung bei Handel-Mazzetti s. den Beitrag von Jakob Ebner in: Dallinger 2005. S. 118 – 130. Vgl. auch den Tiroler Onkel in *Ich mag ihn nicht*.

Die Familie Gebauer wohnt im so genannten „Diebsgraben“ (Hanusch 1912, S.19) am Ende des Ortes. Dort wohnten die Ärmsten, die Taglöhner, Hausweber und Fabrikarbeiter in Hütten an der Straße. An den Berglehnen zu beiden Seiten stehen die Gehöfte der Bauern.

Lazarus’ Mutter ist Witwe und arbeitet am Webstuhl zu Hause, die meisten ihrer Kinder arbeiten in der Bandfabrik. Sie ist neben der Landwirtschaft und der Hausweberei die einzige Arbeitsmöglichkeit im Ort.

Eines Tages bricht die Katastrophe über Finkenstein herein: Die Industrialisierung hat den Ort erreicht, es gibt eine neue Fabrik und die Hausweber haben keine Arbeit mehr. Die Leute im Ort trifft das völlig überraschend. Der einzige, der das hat kommen sehen, ist Ohnheiser, den die Leute als „Neuerer“ (ebd. S. 45; er ist Sozialist) ablehnen; es ist auch Neid dabei, denn Ohnheiser trifft die Umstellung nicht, er arbeitet schon lange auf eigene Kosten.

Trotz der Antipathie fragen die Weber ihn um Rat. Den Vorschlag, in der Fabrik Arbeit zu suchen, lehnen sie zuerst entrüstet ab, sie betrachten die Fabrik als noch eine Stufe tiefer stehend als ihr zwar kümmerliches, aber selbsterarbeitetes Einkommen.

In dieser Hilflosigkeit suchen die Arbeiter Rückhalt bei der Macht, der sie immer gefolgt sind und von der sie gewohnt sind, bei gewissenhafter Gefolgschaft auch Rückhalt zu finden: beim Staat.

> „Es muß doch ein Gesetz geben?“ warf der alte Smolka ein.
> Ohnheiser lächelte.
> „Gesetze gibt’s viele. Aber keines ist da, das den Fabrikanten zwingen würde, euch als Hausweber zu beschäftigen. Wenn ihr in der Fabrik arbeiten wollt, so könnte man sich mit dem Bürgermeister ins Einvernehmen setzen, damit er auf den Fabrikanten einwirkt, daß er euch in erster Linie bei der Aufnahme berücksichtigt. [...]“ (Ebd. S. 47)

Der letzte Vorschlag zeigt die Voraussicht Ohnheisers, denn der Fabrikant könnte Arbeiter von auswärts holen. Das ist eine ständige Gefahr für die Ansässigen, sie erhöht den Druck auf die Arbeiter und macht sie gefügig.

Die Gefahr wird Realität, als sich Finkenstein immer mehr zum Industrieort entwickelt und aus den umliegenden Dörfern immer mehr Arbeiter zuströmen. Als Lazarus seine Schulpflicht erfüllt hat, muss die Mutter den Fabriksdirektor mit zwei Hähnen bestechen (er fragt noch, ob sie jung sind, vgl. ebd. S.107), damit er Lazarus aufnimmt. Sein Bruder arbeitet schon dort und soll ihn einschulen.

Am Montagmorgen erzählen die Arbeiter einander vom Sonntag:

> „Der Herr kommt!“ rief ein Arbeiter.
> Eine Bombe hätte keine größere Wirkung erzielen können. Jeder sprang zu seinem Stuhl und setzte ihn in Bewegung, keiner wagte aufzusehen. Jeden Arbeiter

> strenge messend, durchschritt der Direktor den Mittelgang von einem Ende bis zum anderen.
>
> Lazarus war nicht sehr wohl zu Mute. Das stolze, unnahbare Benehmen des Direktors, die ernsten Gesichter der Angestellten und die Furcht der Arbeiter ließen ihn seine Zukunft ahnen. (Ebd. S.118)

Was die Willkür der Aufseher anrichten kann, erlebt Lazarus am Ziegelofen, als der Polier einen Arbeiter in einer Wette herausfordert, eine größere Last zu schleppen, als ein Mensch schaffen kann; die Last kippt um und begräbt den Arbeiter unter sich. Die anderen schreien „Mörder!“ und heben die Fäuste.

> Einen Augenblick starrte der Polier die wütenden Gesichter der umstehenden Arbeiter wie geistesabwesend an. Er konnte es nicht fassen, daß sie es wagten, sich gegen ihn, den Vorgesetzten, zur Wehr zu setzen, dann sprang er wie von Furien gepeitscht in seine Bretterbude, wo er sich einschloß. (Ebd. S. 93)

Ein anderes Beispiel für die Selbstherrlichkeit der Kapitalisten erfährt Lazarus anlässlich einer Überschwemmung. Die Leute schauen zu, weinen, schreien, als Hausrat, Tiere und sogar ein Baby in der Wiege an ihnen vorbeischwimmen, niemand kann in dem reißenden Wasser helfen. Auf dem Heimweg sagt der Striegler (ein Bauer), er verstehe nicht, wie der Herrgott die Menschen so hart strafen könne; die Erwachsenen könnten schon nicht so schlecht sein, und die Kinder könnten überhaupt nichts dafür. Der Schneider nennt ihn einen Esel.

> „[...] Ihr Bauern habt bei jeder Sache gleich den Herrgott bei der Hand, den ihr für alles Gute und Böse verantwortlich macht. Weil ihr zum Nachdenken über solche Dinge zu faul seid, deshalb macht ihr es euch leicht und schiebt Verdienst und Schuld dem Herrgott zu [...] und kein Mensch zerbricht sich über die Ursachen den Kopf. Ja, ja, man hat euch gelehrt, die Augen nach oben zu lenken, damit ihr die Verbrecher, die unter euch herumgehen, nicht seht.“
>
> „[...] Du wirst mir doch nicht weißmachen [sic] wollen, daß Menschen dafür verantwortlich sind, wenn es eine Ueberschwemmung gibt.“
>
> „Ich bin gar nicht aufgelegt, mit solch einem Unglück Spaß zu treiben“, erklärte der Schneider ernst. „Ich sag dir aber, der Schuldige war unter uns.“
>
> Der Striegler sah den Schneider erstaunt an.
>
> „Hast ihn nicht geseh’n, den ‚Borkenkäfer’, den alten Schwarzhuhn, der seit Jahren die Wälder in der ganzen Umgebung zusammenkauft und niederschlägt?“ (Ebd. S. 71)

Der Schneider erklärt dem Bauern die Zusammenhänge zwischen Waldrodung und Überschwemmung – ein Problem, das heute allseits bekannt ist. Und zuletzt sagt der Schneider noch: „ ‚[...] Morgen wird der Mann vielleicht tausend Gulden für die Unglücklichen hergeben. Da werden alle Zeitungen den Wohltäter preisen, die Masse wird es glauben und wird noch ehrfürchtiger den Hut vor ihm ziehen wie bisher.’“ (Ebd. S.73f)

Einen ganz wesentlichen Beitrag zur Erklärung gesellschaftlicher Zusammenhänge, aber auch zu seiner persönlichen Entwicklung leistet für Lazarus der von den Leuten so genannte (sozialistische) „Pfaffenverein“ (siehe Kapitel SCHULE). Die Sozialdemokraten haben von Anfang an den Alkoholmissbrauch bekämpft. Für die meisten Arbeiter, aber auch für manche Bauern ist der Alkohol die einzige Fluchtmöglichkeit aus dem grauen Alltag. „Wenn ich nicht betrunken bin, weiß ich nicht, daß es Sonntag ist“ (ebd. S. 19), ist die weit verbreitete Meinung. Auch Lazarus macht eine Phase durch, in der er trinkt und spielt. Bis ihn eines Nachts die Mutter mit ein paar Ohrfeigen vom Spieltisch holt, danach schämt er sich, wieder hinzugehen und gibt Spielen und Trinken ganz auf. Ohnheiser holt ihn in den Verein und berät ihn, welche Bücher er lesen soll.

Lazarus macht mehrere negative Erfahrungen mit Gendarmen. Als eines Sonntags ein Redner aus der Landeshauptstadt vor einer größeren Versammlung sprechen soll, springt der Regierungsvertreter, der bei solchen Anlässen immer dabei ist, schon nach wenigen Sätzen auf und löst die Versammlung auf. Die Teilnehmer sind empört, Gendarmen kommen, der Redner wird in Handschellen abgeführt; sie gehen durch den Ort, gefolgt von einer großen Menge. Am Ortsende wird er allerdings freigelassen.

„Seit diesem Tag haßte Lazarus alles, was eine Uniform trug. Er haßte diese Personen, weil er in ihnen die Stützen des Unrechtes sah, wie er in den Vertretern der Kirche die Ursache der Dummheit erblickte.“ (ebd. S.136).

Für Lazarus hat das Ereignis das unangenehme Nachspiel, dass der Direktor von seiner Beteiligung an der Demonstration erfahren hat und droht, ihn hinauszuwerfen, wenn das noch einmal vorkommt.

In einem anderen Sonntag will der Verein auf einer Wiese eine als Ausflug getarnte Versammlung von Mitgliedern aus mehreren Dörfern abhalten. Das Vorhaben ist möglicherweise verraten worden. Die Gendarmen werden aufmerksam und die Versammlung muss abgebrochen werden, die Leute gehen in kleinen Gruppen, wie sie gekommen sind, wieder nach Hause (vgl. ebd. S.154f).

Lazarus ist mit dem Leben in Finkenstein unzufrieden und geht nach Wien. Dort lernt er zufällig Leute aus dem „Allgemeinen Arbeiter-Bildungsverein“ kennen (vgl. ebd. S.166), die ihn in ihren Kreis aufnehmen und ihm Arbeit als Kellner verschaffen – das ist Lazarus’ Wunsch, obwohl die anderen ihn vor diesem Beruf warnen.

> „Wenn Sie den Fuß in diesen Beruf setzen, sind Sie für die Bewegung verloren, was ich sehr bedauern würde. Jede Möglichkeit der Weiterentwicklung ist Ihnen dort benommen, jede geistige Regsamkeit wird durch die lange Arbeitszeit, die in diesem Beruf üblich ist, erschlagen. – Sie können es ja probieren, aber Sie werden

> mit der Zeit selbst draufkommen, daß sich ein aufrechter, denkender Mensch zum dienenden Geist nicht eignet.“ (Ebd. S.168)

Später im Bett überdenkt Lazarus das Tagesgeschehen, fühlt sich als Glückspilz, denn der Zufall hatte ihn

> zu Menschen geführt, die sich seiner annahmen, die brüderlich um sein Fortkommen besorgt waren. Jetzt kam ihm eigentlich erst der große Gedanke der Solidarität zum Bewußtsein. Wildfremde Menschen, deren Wege sich noch nie gekreuzt, treffen einander, sehen sich in die Augen und sind Freunde. Sie fragen sich nicht, wer sie waren und wer sie sind, sie haben ein großes gemeinsames Ziel, das sie verbindet, das alle anderen gesellschaftlichen Schranken niederreißt. (Ebd. S.169)

Lazarus erkennt bald, wie berechtigt die Warnung vor dem Beruf war, gibt ihn auf und geht auf Wanderschaft. Er will nach Triest und von dort in einen anderen Erdteil fahren.[84] In Graz kommt um Mitternacht in das Massenquartier, in dem er übernachtet, eine Polizeistreife und verlangt von jedem Ausweis und Reisegeld zu sehen. Papiere haben die meisten, Geld die wenigsten. Lazarus ist nicht betroffen, weil er Geld vorweisen kann, aber er stellt fest:

> Ich habe in den letzten zwei Tagen, wo ich eine größere Zahl von Kunden beisammen fand, die Erfahrung gemacht, daß unter diesen Menschen sehr wenig Solidarität zu finden ist. Jeder ist nur auf sich bedacht, für das Leid eines anderen hat er keine Empfindung. Wird einer eingesperrt, so nehmen das die anderen, die in der nächsten Stunde von demselben Schicksal betroffen werden können, als eine unabänderliche Tatsache, ohne jede Aufregung hin. (Ebd. S.195)

In Triest wird ihm in einer deutschen Herberge das Geld gestohlen und er kommt bei der nächsten Razzia in Schubhaft. In der Zelle beschwert er sich bei seinem Nachbar, dass er doch nichts verbrochen habe. Der Nachbar lacht: „ ‚Du hast kein Geld, bist ein armer Teufel, das an und für sich ist schon ein Verbrechen.’“ (Ebd. S. 206)

Lazarus schämt sich entsetzlich, per Schub in seine Heimat nach Finkenstein zu kommen; er wundert sich über seine Mithäftlinge:

> Menschen, denen Ehre, Scham, Stolz und dergleichen Empfindungen fremd sind, war er bisher nicht begegnet. Seine ganze Jugend hatte er unter armen Menschen verbracht, aber das war eine andere Armut als die, die er hier zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Armen seiner Heimat ertrugen die Not mit stoischer Ruhe, verzichteten auf jeden Genuß und litten Hunger, aber ihre Ehre war ihnen heilig. Sie achteten sich selbst und legten Gewicht darauf, von ihren Nebenmenschen geachtet zu werden. Seine neuen Leidensgenossen schienen jede Selbstachtung verloren zu haben, es schien ihnen auch gleichgültig zu sein, was andere Menschen über sie dachten. Sie betrachteten sich selbst als die Ausgestoßenen der Gesellschaft, sie waren eigentlich, da ihnen der Glaube an die Zukunft fehlte, mit der Welt und dem Leben fertig. (Ebd. S. 208)

[84] Das Kapitel XXVI, S.180 – 200, ist in Tagebuchform gehalten, vom 15. bis 30. November, bis zur Ankunft in Triest.

Im Geist bereitet Lazarus seine Verteidigungsrede vor; da er nichts verbrochen und man ihm das Geld gestohlen hat, glaubt er fest an einen Freispruch.

> Der Glaube an die Gerechtigkeit beseelte ihn auch noch, als er den nächsten Tag das Verhandlungszimmer betrat; als er es verließ, hatte er ihn für immer verloren. Er wurde wohl um Dinge gefragt, die im Arbeitsbuch zu lesen waren, sonst aber schien er bei dieser Verhandlung das fünfte Rad am Wagen zu sein. Kaum daß er es dachte, war er zu zwei Tagen Arrest und zum Schub in die Heimat verurteilt. Als er gegen diesen Vorgang protestieren wollte, schob ihn ein Kanzleidiener unsanft aus dem Zimmer. (Ebd. S. 210)

Der Schubführer bringt Lazarus bis Finkenstein aufs Gemeindeamt. Unterwegs begegnen sie einem Begräbnis – es ist das seiner Mutter.

Lazarus kehrt sofort um und geht zurück nach Wien. Es ist Winter, der Bursche hat kein Talent zum Betteln, so kommt er halb erfroren und halb verhungert zu seinem Freund Georg Stegmann, der ihn freundlich aufnimmt.

Die Zeichnung auf dem Buchdeckel (Abb.34) will möglicherweise Mitleid erwecken, jedenfalls macht sie keinen Versuch etwas zu beschönigen. Vgl. im Gegensatz dazu den Wanderer in Abb.26 (links im Bild), der gut angezogen ist, und selbst der „Böse“ (rechts im Bild) hat zwar verkommene Gesichtszüge, aber relativ gute Kleider.

Eine Zeit lang geht alles gut, Stegmann und Lazarus arbeiten in derselben Fabrik, aber es herrscht Ausnahmezustand (vgl. ebd. S.177). Wieder wird eine Versammlung aufgelöst und Lazarus wird wieder abgeschoben.

Zurück in Finkenstein erfährt er, dass der dortige Verein aufgelöst ist und dass er selbst wegen „anarchistischer Umtriebe“ (ebd. S. 229) unter Polizeiaufsicht steht. Er arbeitet wieder in einer Fabrik.

Zwei Wochen vor dem 1. Mai gehen alle Arbeiter gemeinsam mit der Forderung, den 1. Mai frei zu bekommen, zum Chef. Sie haben Erfolg, der Chef gibt den Tag frei und die anderen Betriebe schließen sich an.[85]

An dem großen Tag wird eine friedliche Versammlung abgehalten, bei der Lazarus zum ersten Mal in der Öffentlichkeit redet. Alle sind begeistert, Ohnheiser weint, weil er eine goldene Zukunft sieht, die er nicht mehr erleben wird, er ist schon zu alt.[86] Er ermahnt Lazarus am Schluss:

---

[85] In welchem Jahr das ist, steht nicht im Text. In Wien wird das erste Mal 1890 der 1.Mai freigegeben.
In *Weber-Seff* von Ferdinand Hanusch, 1905 erschienen, gibt der Fabrikant den 1. Mai nicht frei, die Arbeiter streiken. Zunächst ist alles friedlich, eine Versammlung wird abgehalten. Weber-Seff sagt, dass sie von dem Gerede nichts haben. Die Versammlung wird aufgelöst, die Hausweber ziehen zum Haus des Fabrikanten und werfen alle Fensterscheiben ein. Weber-Seff wird verhaftet.

[86] Die Szene erinnert an Moses, der das Gelobte Land nur von Ferne sehen, aber nicht betreten darf.

> „ [...] Sie haben heute den ersten kühnen Sprung in die Öffentlichkeit getan, Sie gehören von nun an nicht mehr sich selbst. Sie werden nicht nur Beifall und Liebe ernten, Sie werden auch den ganzen Haß der Gegner auf Ihren Schultern zu tragen haben. Die Liebe der Masse darf Sie nicht hochmütig und der Haß der Gegner nicht kleinmütig machen. Schlagen Sie immer den geraden Weg ein. Sehen Sie weder links noch rechts, sondern vertreten Sie mit Energie das, was Sie als Wahrheit erkannt haben, damit leisten Sie der guten Sache den besten Dienst.“ (Ebd. S. 248)

Der Werdegang des jungen Lazarus kann als exemplarisch für die sozialistische Jugendliteratur gesehen werden, die aus dem Bestreben entstand,

> daß man der nationalistischen und militaristischen Indoktrination der jungen Generation in Schule und Freizeit durch eine qualifizierte literarische Bildung entgegenwirken wollte, um dadurch zugleich die soziale Emanzipation der unteren Gesellschaftsschichten voranzutreiben. Unter dieser Prämisse forderte man – über die volks- und nationalliterarische Bildung hinaus – eine eigenständige sozialistische Kinderliteratur, die das proletarische Bewußtsein der Arbeiterkinder stärken sollte. (Wild 1990, S. 213)

Die proletarische Familie konnte diese Erziehungsarbeit vielfach nicht leisten, weil sie über die nötigen Kenntnisse und Fähigkeiten nicht verfügte, weil die Volksbildung zu wünschen übrig ließ und weil die Arbeitsbedingungen den unteren Gesellschaftsschichten weder Zeit noch Kraft übrig ließen (vgl. ebd.)

Vitus Venloo von **Paul Busson** (gedruckt 1930) ist unvollendet und posthum erschienen. Der Roman ist stark autobiografisch, und so kann man Bussons Gefühl heraus-lesen, wenn der in Innsbruck geborene Vitus Venloo sich auf Grund seiner deutschen Abstammung und mit dem Vorbild seines weltoffenen Onkels Otto Marlemont in dem weltanschaulich engen Innsbruck oft als Fremder fühlt.

> Die in jener Zeit noch sehr mißtrauische und allem Fremden von vornherein abgeneigte Art des Tiroler Volkes, die vielfach in der Abgeschlossenheit der Täler und in unverständiger Verhetzung der gutmütigen, ehrlichen und weltfremden Menschen, teilweise aber auch in der natürlichen Anlage aller Gebirgsvölker zur Eigenbrötelei ihren Grund hatte, schuf in Vitus ein mitunter quälendes Gefühl der Heimatlosigkeit. (Busson 1930, S. 30)

Die Kritik an der Engstirnigkeit seiner Umgebung ist vor allem durch die Figuren der Professoren an Vitus’ Gymnasium ausgedrückt (siehe Kapitel SCHULE).Vitus steht dem großdeutschen Ideal näher und damit mitten in der politischen Auseinandersetzung. Allerdings, als er an die Erfahrungen denkt, die er bei Verwandtenbesuchen in Deutschland gemacht hat, wo man als Kind keine Fragen stellen und auf der Straße nicht pfeifen darf, scheint ihm das Leben dort auch nicht ideal (ebd. S. 47f).

Politische, religiöse, gesellschaftliche Einstellungen haben sich 1913 polarisiert und zugespitzt. Der Vielvölkerstaat ist kaum noch zu halten. In Innsbruck kommt es in den Straßen zu Tumulten, ein Unbeteiligter wird getötet.

> Die gewohnte Weise, mit der man das buntscheckige Reich durch Einlegen stockfremder Truppenteile in anderssprachige Städte vor jedem Aufmucken einzelner und vor dem Bewußtwerden des Volkstums bewahren wollte, bestand seit langem nur mehr in einer künstlich genährten Feindseligkeit aller seiner Völker untereinander. So hatte man eine ziemliche Sicherheit, daß Ungarn auf Nichtungarn, Deutsche auf Nichtdeutsche, Tschechen auf Nichttschechen gegebenenfalls mit Begeisterung schießen würden und als köstlichen Besitz besaß man immer noch die neu aufgestellten bosnischen Regimenter, deren halbwilde Soldaten jederzeit die Rolle der Kroaten von 1848 übernehmen konnten. (Ebd. S. 148f)

In dem Roman muss der Heranwachsende sich in einem inneren und äußeren Trubel zurechtfinden. Vitus steht in mehrfacher Hinsicht zwischen den Welten. Als Jugendlicher steht er zwischen der Kindheit und dem Erwachsenenalter, ein Zustand, der ihm arg zu schaffen macht und den er mit großspurigen Reden zu übertönen versucht, während er mit einem Freund in einer Kneipe sitzt:

> Vitus, dessen niederdeutsches Blut einen Schuß romanischer Fähigkeit zum raschen Aufbrausen und Überschäumen hatte, erging sich in kräftigen Worten, mit denen er seine sehr jugendlichen und unverständigen Ansichten über Religion, Staat und Liebe verfocht und dabei Ausdrücke gebrauchte, die seinen sofortigen Ausschluß aus sämtlichen Mittelschulen des in dieser Hinsicht wohlüberwachten Staates zur Folge gehabt hätten. Auch hier waren solche Reden unvorsichtig genug, denn hinter einem Pfeiler, ganz im Halbdunkel des Raumes verborgen, hatte ein erst wohl unfreiwilliger, später aber offenbar aufmerksamer Lauscher gesessen, dessen bäuerliches Gemüt durch die ihm als Lästerungen erschienenen Reden so junger Burschen in Erregung geriet. (Ebd. S. 23f)

Der Zuhörer springt auf und schimpft und wirft die Burschen hinaus. Zum Glück für die beiden sagte er es nur dem Religionslehrer, mit dem er verwandt ist, und dieser stellt Vitus zur Rede, aber sonst geschieht nichts. (Siehe Kapitel KIRCHE)

In weltanschaulicher Hinsicht muss Vitus seinen Weg zwischen den vielen „Autoritäten“ wählen, die einander verdammen und bekriegen. Schließlich findet er eine Stütze an seinem Vater, als er ihn bei einem Spaziergang fragt: „ ‚[S]ind wir, du und ich, eigentlich Deutsche?’“ Der Vater antwortet:

> „Wir gehören dem Volke, das uns erzogen hat und dessen Sprache uns die Mutter lehrte, also dem deutschen Volke. Das sollst du nie vergessen, Vitus, und wenn dir je einer sagt, daß dein Blut gemischt sei, dann sage ihm, daß das Herz, das dieses Blut wandern macht, ein deutsches Herz sei.“ (Ebd. S.194)

Und der Vater ermahnt ihn noch, wenn Unglück über das Land hereinbrechen sollte, „‚und du müßtest es erleben, dann laß diese Stunde noch einmal lebendig werden und bleibe deutsch, wie es auch in der Welt aussehen mag.'“ (ebd. S.195)

Aus diesen Worten hört man heraus, dass sie im Rückblick, nach dem Ersten Weltkrieg geschrieben wurden. Da Busson sie einem alten Mann am Ende seines Lebens in den Mund legt, klingen sie wie eine Prophezeiung.

In soziologischer Hinsicht steht Vitus zwischen den Klassen. „Aus einem alten Patrizierhause stammen, das seine Überlieferung hatte, erschien ihm berechtigten Stolzes wert.“ (ebd. S.141f). Vitus sieht sich als den „Abkömmling einer Herrenklasse“ (ebd. S.144) und findet an der bestehenden Gesellschaftsordnung nichts auszusetzen. „Irgend jemand mußte in stinkende Kanäle steigen, irgendwer Ziegel auf den Bau tragen oder in schwarzer stickiger Tiefe Kohle hauen.“ (ebd. S.142). Durch die Begegnung mit Christian in Vernauts, der ihm von der Ausbeutung der Arbeiter erzählt, hört Vitus zum ersten Mal etwas von der anderen Seite. Zunächst hat Vitus für ihn nur das Wort „Sozialdemokrat“ bereit, „eine in Vitus' Kreisen nur mit Widerwillen und verächtlicher Feindseligkeit gebrauchte Bezeichnung für eine aufrührerische, neidische und unverschämte, dabei von Natur aus tiefstehende Menschenklasse [...]“ (ebd. S.144). Dennoch regt sich in ihm „ein unbewußtes, empordrängendes Gerechtigkeitsgefühl“ (ebd.), das aber zunächst gegen sein Klassenbewusstsein keine Chance hat. Anfangs denkt Vitus sich nicht viel dabei, dass sein Schulkollege Malzey einen roten Schlips trägt und sich als Sozialdemokrat bezeichnet (ebd. vgl. S. 45f). Als er aber nach den Ferien in Vernauts Malzey, der vom Gymnasium ausgeschlossen wurde und nun beim Schmied in die Lehre geht, im Schlosseranzug auf der Straße trifft, schämt er sich mit ihm gesehen zu werden und empfindet den „jähen Sturz in eine tiefere Gesellschaftsschichte“ als etwas Schreckliches „und ein unbewußter Hochmut spannte sich zwischen ihm und dem angehenden Handwerker aus wie eine Scheidewand“ (ebd. S.152).

Trotzdem verkehrt Vitus weiter im Haus seines Schulkollegen Plöchhammer, bei dessen Vater Malzey nun Lehrling ist. Als aus dem Sozialdemokraten ein Kommunist geworden ist und Vitus ihm den Französisch geschriebenen Brief eines wallonischen Gesinnungsgenossen übersetzt, beginnt er nachzudenken. In Bezug auf Klassenbewusstsein muss Vitus seinen Standpunkt selbst finden. Am Schluss schämt er sich dafür, dass er nicht mit Malzey gesehen werden wollte, weil dieser Arbeitskleidung trug. Und er sieht einen anderen Klassenkameraden, den Baron Fritz von Hochschreck, mit seinem Hochmut, seinem unnatürlichen Gehabe und seiner näselnden Aussprache wie ein Spiegelbild seiner selbst (vgl. ebd. S. 208 und S. 239).

> Umso mehr stimmte er in die Mißbilligung von Hochschrecks Benehmen ein, obschon eine leise innere Stimme ihn der Falschheit zieh. Jetzt wie so oft merkte er mit unbehaglichem Staunen, daß ihm viel fehle zur inneren Festigkeit und zum ehrlichen Bekennen seines Empfindens. Solche Niederlagen vor sich selbst schmerzten ihn lange und die Strafe der Selbstverachtung, die ihm das Schwanken seiner Gefühle eintrug, wirkte nach und quälte ihn. (ebd. S. 211)

Da der Roman Fragment geblieben ist, ist eine endgültige Aussage über Bussons politische Einstellung nicht möglich. Es scheint aber, dass der Autor für seine Hauptfigur auf eine tolerante Einstellung gegenüber den gesellschaftlichen Klassen ebenso wie gegenüber den Nationalitäten zustrebt.

IV. B. 2. Periode: 1918 – 1938

Zum zehnten Jahrestag der Ausrufung der Republik bekamen die Schüler Bücher geschenkt, die die Vorzüge und Fortschritte dieser letzten zehn Jahre bewusst machen sollten. Für die Volksschüler war es *Hoch die Republik*, das Pendant für die Mittelstufe war ***Um Freiheit und Menschenwürde. Ein Lebensbuch deutscher Dichtung,*** ebenfalls1928 im Verlag Jugend & Volk erschienen.

Die Einleitung beginnt mit einem Paukenschlag: „Herbst 1918. Der unsagbar grauenhafte Weltkrieg war in sein fünftes Jahr eingetreten. [...] Aber sie, die infolge ihrer Unfähigkeit und ihres Mangels an Voraussicht den Ausbruch des Krieges nicht zu verhindern gewußt hatten, fanden jetzt keinen Weg, dem Morden ein Ende zu setzen.“ (*Um Freiheit und Menschenwürde* 1928, S.V) Der Krieg wird im Rückblick noch einmal scharf verurteilt. Dann „wird unter die Monarchie ein klarer Schlußstrich gezogen“ (Böhm 1999, S. 52) und unter die unumschränkte Herrschaft des Kaisers, der den Willen des Volkes einfach mißachtete.

> Auch in den letzten 50 Jahren, als eine „Verfassung“ dem Volk einen gewissen Einfluß auf die Gesetzgebung einräumte, war in allen wirklich entscheidenden Augenblicken, so auch bei der Einleitung des Weltkrieges, die Volksvertretung einfach beiseite geschoben worden. [...] Aber die Erblichkeit der Herrscherwürde, die unter Umständen selbst einen unmündigen Knaben zum Gebieter eines großen Volkes erhebt, brachte es mit sich, daß das Szepter zuweilen auch von Männern geführt wurde, die sich keineswegs des Besitzes so überragender Eigenschaften rühmen konnten; so durfte noch vor 80 Jahren sogar ein armer Schwachsinniger Österreichs Kaiserkrone tragen.
>
> Allein der Monarch mochte verkrüppelt, geisteskrank, lasterhaft sein – dem „beschränkten Untertanenverstand“, wie man sich auszudrücken beliebte, mußte er auf jeden Fall als Ausbund von Schönheit, Weisheit und Tugend hingestellt werden [...]. Schon den Kindern in der Schule setzte man verlogene Geschichten von den Tugenden und Taten der Herrscher vor und suchte so die natürliche Liebe zu Volk und Heimatland in eine gekünstelte Verehrung des Kaiserhauses umzubiegen. (*Um Freiheit und Menschenwürde*, S. VIIf)

Es ist verständlich, dass die konservativen Kräfte in der Regierung ein solches Buch nicht an die Schüler verteilt wissen wollten, nachdem in einem Erlass vor dem Republik-Jubiläum verfügt worden war, dass „selbstverständlich alles, was als politische Beeinflussung gedeutet oder als Verletzung der Achtung vor der großen Vergangenheit unseres Landes empfunden werden könnte, auf das peinlichste zu vermeiden“ sei. (Zitiert in Dachs 1982, S.91. Vgl. auch die Einträge in Heller Nr. 1135 und 1141.) So wurden die beiden „Demokratiebücher“ per Erlass verboten, allerdings waren zu diesem Zeitpunkt schon eine gewisse Anzahl in die Schulen gelangt (vgl. Dachs 1982, S.90 – 93).

1. Das Staatsoberhaupt

Egid Filek setzt die traditionelle Form der geschichtlichen Erzählung in seinem Roman ***Wie Dieter die Heimat fand*** (1920) fort. Er folgt dem Trend der Neuromantik mit ihrem geschichtlichen Interesse auch in Bezug auf die Zeit der Handlung (frühe Neuzeit); der Roman spielt im 15. Jahrhundert zur Zeit der Hussitenkriege in Mähren.

Oberste staatliche Autorität ist König Sigismund aus dem Geschlecht der Luxemburger (1410 – 1437), der jüngere Sohn Karls IV. und Bruder Wenzels. Er residiert am Beginn der Handlung in Iglau in Mähren, weil in Böhmen die Hussiten an der Macht sind, zieht aber dann nach Rom, um sich zum Kaiser krönen zu lassen (1433), und überlässt seinem Schwiegersohn Albrecht II. von Österreich die Aufgabe, mit den rebellischen Hussiten fertig zu werden. Auch die Polen warten nur auf eine Gelegenheit in Mähren einzufallen.

Die Hauptfigur, Dieter von Wolfstein, ist der Sohn eines Ritters, der seine Burg in der Nähe von Iglau hat. Aber das Rittertum ist dem Untergang geweiht, der Vater ist verarmt. Der Versuchung, als Raubritter sein Einkommen aufzubessern, hat er widerstanden, aber er wird trotzdem von zwei Seiten bedroht. Als katholischer Ritter wird er von den Hussiten wegen des Glaubens, von den Bürgerlichen wegen seines Standes gehasst. Am Beginn der Handlung ist die Burg von den Hussiten niedergebrannt und der Vater getötet worden, Dieter ist auf der Flucht. Sein einziges Erbe ist ein Dolch, den der Vater von König Sigismund als Dank für die Lebensrettung erhalten hat, zusammen mit dem Versprechen, dem Ritter einen Wunsch zu erfüllen, wenn er einmal etwas vom König brauchen sollte.

Über den Charakter Sigismunds gibt es widersprüchliche Aussagen von verschiedenen Figuren des Romans. Dieter geht nach Iglau, um von König Sigismund die Einlösung des Versprechens, das er dem Vater gegeben hat, einzufordern:

> Und seine Hoffnung rankte sich um den König, den ritterlichen Luxemburger, von dem sie sagten, daß er noch keinen Bittenden ohne Hilfe und Trost von sich gelassen, daß er die Güte und Leutseligkeit selbst sei mit seinen strahlenden Augen und roten Wangen und seiner trotz der Fülle der Jahre immer noch schlanken und beweglichen Gestalt. (Filek 1920, S. 24)

Tatsache ist aber, dass Dieter gar nicht bis zu ihm vordringt. Kaspar Schlick, der Kanzler, zeigt dem König Dieters Dolch. Der König fragt sofort, wie viele Mannen Dieter bringt. König Sigismund ist nämlich ständig in Geldnöten, er hat Schulden und die Bürger von Iglau stöhnen über die Steuern. Als er erfährt, dass der Sohn arm ist:

> „So, so," murmelte der König. „In Armut geraten – der Sohn eines Ritters – hm, hm. Von solchen Leuten haben wir freilich weder Ehre noch Nutzen und es sind nachgerade genug, die von unserer Habe zehren."
>
> Der Kanzler machte eine bedauernde Handbewegung.
>
> „Und zumal jetzt, wo wir mitten in den Vorbereitungen zur Abreise stehen! Vertröstet Euren Schützling auf gelegenere Zeit, Kanzler. Vielleicht können wir nach unserer Heimkehr aus Italien seinen Wunsch erfüllen. Gebt ihm eine glatte Antwort, Ihr wisset, ein König darf niemanden mißvergnügt von sich gehen lassen. Gehabt Euch wohl, Ihr Herren." (Ebd. S. 91)

Kaspar Schlick steht oft zwischen dem König und dem Herzog. Er ist beiden gegenüber loyal, aber das erfordert oft großes diplomatisches Geschick, und dafür wird er auch von beiden Herren geschätzt, von denen jeder ihn bei schwierigen Verhandlungen an seiner Seite haben möchte: der Herzog möchte ihn in der Auseinandersetzung mit den Hussiten dabei haben, der König möchte aber, dass Schlick ihn nach Rom begleitet, also muss Schlick mit dem König gehen.

Vorher hat der Kanzler aber noch die Ausbildung Dieters übernommen. Er erklärt ihm den Unterschied zwischen den beiden Herrschern:

> „Anders ist des Königs Art und anders des Thronfolgers Weise," sprach er. "Dem Luxemburger fliegen die Herzen zu, er bezaubert alle durch ritterlich Wesen und Leutseligkeit; der Herzog ist ernster und strenger, selten habe ich ihn lachen gesehen; aber was er spricht, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Und so liebt er an seinen Gefolgsmannen vor allem Pünktlichkeit im Dienst und wahrhafte Rede; sehet zu, daß Ihr ihn hierin befriedigt." (Ebd. S. 96)

Nach dem Sieg über die Hussiten bei Pilgram schlägt der Herzog Dieter zum Ritter und fragt ihn, wie er die Feinde vertrieben habe. Dieter ist stolz und beschämt zugleich, er spielt die Tat herunter, worauf der Herzog lächelnd zu Godeschalk sagt:

> „Seht, lieber Alter, das nenne ich Rittertum .... Wohl sind die schönen Zeiten vorüber, da wir in Pracht und Herrlichkeit zum heiligen Grabe zogen; aber wenn auch die glänzende Schale schwand, der gute Kern ist geblieben. Was ist ein Ritter? Einer, der mit wappengeschmückter Pferdedecke zum Turnier reitet und die Farben seiner Dame von Müßiggängern begaffen läßt? Nein, es ist einer aus dem großen Orden der

> Freien, Stolzen, Edlen, auf denen die Kraft unseres Landes ruht. Solche Männer will ich um mich haben, wenn ich einst in Österreich herrschen werde!“ (Ebd. S.144f)

Als es darum geht, was mit den Gefangenen geschehen soll, bittet Dieter um Gnade. Der Herzog gewährt sie. Godeschalk ist dagegen und warnt den Herzog:

> „[...] Die Böhmen hassen Euch und Euer erlauchtes Haus. Und allzu große Milde deutet man dem Fürsten leicht als Schwachheit.“
>
> „Wollte ich nichts sein als der König von Böhmen, so könntet Ihr vielleicht recht haben, mein Alter. Aber ich will mehr: dreien Völkern soll ich dereinst Führer sein; Jahrhunderte lang haben sie sich bekämpft, ich aber will ihnen den Frieden bringen! Versteht Ihr wohl: ein Reich soll entstehen, ein großes einiges Reich, gestützt auf deutsche Treue, deutsche Schwerter, auf der Ungarn Tapferkeit und auf jene zähe böhmische Kraft, die nicht locker läßt und ihr Recht verfolgt bis zum flammenden Scheiterhaufen!“ (Ebd. S.147)

Diese Worte legt der Autor dem späteren Albrecht II. von Österreich (einem Vetter Friedrich III.) in den Mund. Laut Reitter (1949) ist Filek deutschnational, allerdings lobt er hier auch die „böhmische Kraft“. Die eben erst gegründete Republik erschien ihm vielleicht doch nicht als die beste aller Regierungsformen, denn im Roman hält das Volk eine geheime Ver- sammlung im zugeschütteten Silberbergwerk ab. Die Leute verlangen Gütergemeinschaft, Abschaffung der Armut, ein selbstgewähltes Oberhaupt statt des Königs und die Herrschaft des tschechischen Volkes über ganz Böhmen. „Alle diese unklaren Hoffnungen und Wünsche verwirrten die Gemüter der einfachen Menschen und ließen sie in wirren Träumen Dinge sehen, für welche die Zeit nicht reif war.“ (Filek 1920, S.56) Für Filek war sie 1920 vielleicht auch noch nicht reif.

Am Ende des Romans lässt Filek die Titelfigur sagen, nachdem Dieter erfahren hat, dass der Kaiser während des Krieges gegen die Türken gestorben ist (so wie Franz Josef während des Ersten Weltkrieges):

> „Was hilft der Wunsch des einzelnen, mag er noch so mächtig sein?“ erwiderte Dieter sinnend. „Fürsten sterben, aber Völker leben. [...] Wir müssen unsere Heimat lieben und unserem Volke dienen. Dann wird es gut stehen um uns und um das Vaterland, wer es auch immer regieren mag.’“ (Ebd. S.215)

Viktor Böhm findet den letzten Satz „problematisch“ (vgl. Böhm 1999, S. 50). Wenn man den Roman im Ganzen betrachtet, ist aber eine klare Stellungnahme schwer herauszulesen.

Franz Werfel schrieb unter dem Titel „Das Reich Gottes in Böhmen“ ein Drama (Ur- aufführung 1930 am Burgtheater, vgl. Foltin 1972, S. 71f), das ebenfalls die Hussitenkriege als Hintergrund hat. Der Bezug zur Gegenwart liegt bei Werfel in der „Parallele zwischen

dem theokratischen Kommunismus der Taboritengemeinde und dem zeitgenössischen Kommunismus“ (ebd. S.72). Es ist möglich, dass auch Filek eine solche Parallele zog.

2. „Kraft seines Amtes“ – der Richter

Anton Afritsch. ***Ins neue Leben*** (1951) Der Titel ist programmatisch. In der Erzählung Ein Ostergeschenk ist die Staatsgewalt von einer positiven Seite gezeigt ist. Ein Jugendrichter spricht einen vierzehnjährigen Buben, der gefundenes Geld nicht zurückgegeben, sondern für sich verwendet hat, frei, damit er nicht vorbestraft ist und in ein normales, anständiges Leben zurückfindet. Die Jahreszeit Frühling soll wohl das „neue Leben“ unterstreichen.

Der Lehrer hat sich sehr positiv über den Buben ausgesprochen – er war immer ein Musterschüler, und die Mutter hat ihn in warmen Worten verteidigt. Aber es ist letztlich der Richter, der in menschlicher Weise seinen Handlungsspielraum ausnützt, der ihm nicht nur erlaubt zu verurteilen, sondern auch zu schonen.

Die vornehme Dame, die das Geld verloren hat, ist sehr negativ gezeichnet. Sie blickt die Arbeiterin und Mutter eines Diebes mit einem „kalte[n] Lächeln“ an, „aus dem Hohn, Spott und Verachtung für sie wie für ein Lumpenpack zu lesen waren“ (Afritsch 1951, S. 51).

Die Geschichte soll wohl eine Warnung sein, dass auch brave Kinder einer Versuchung erliegen können, und an die Adresse der Erwachsenen die Mahnung richten, dass Verständnis und Hilfe für die Jugend Besseres bewirken als Strafe.

3. Auflehnung und Revolution

Alma Holgersen: ***Der Aufstand der Kinder*** (1935)

Die Protagonistin ist Anna (s. Kapitel FAMILIE), aber nicht sie allein; sie ist die Anführerin einer Gruppe. Die wichtigsten Figuren in der Gruppe sind Johannes, Anselm und Seraphine.

Johannes ist gleich alt wie Anna und wohnt ein Stück unterhalb am Berg, auch er ist arm. Er ist ängstlich, aber verlässlich und gutherzig. Johannes ist von Anfang an gegen das Unternehmen, aber er macht mit, weil er Anna gern hat, und er unterstützt sie. Ihr Gegenspieler ist Anselm, ein Vetter mütterlicherseits. Seine Familie ist reicher als die Annas, sie haben einen Knecht. Seraphine ist dick und verwöhnt, ihr Vater ist der reichste Bauer im Dorf. Sie wird entführt um ihren Vater zu erpressen.

Die Idee zu dem Aufstand gibt Anna auf dem Schulweg der Gräfelschustertoni ein, er ist der „Fremde am Weg“, der Mentor, der ihr ihre Situation bewusst macht. Ohne dass er etwas zu fragen braucht, beschreibt er Anna ihre Verhältnisse zu Hause, wie sie lebt. Anna findet ihn unheimlich. Er will sie nicht zur Revolte verleiten, trotzdem wird das Mädchen schrittweise in sein Denkmuster hineingezogen. Er meint, Anna könnte neues Gewand brauchen.

> Das findet Anna komisch, denn sie lacht laut heraus.
> „Daran hast sicher noch nie denkt.“
> „Na“, sagt sie.
> „So sein die armen Leut, zerbrechen sich nit den Kopf darüber, warums so is und nit anders. Bleiben deswegen auch allweil arme Hund.“
> „Ihr habts Enk woll den Kopf drüber zerbrochen?“
> Als Bestätigung spuckt er kräftig aus, mitten zwischen seine Beine.
> „Und seids trotzdem nit reich gworden.“
> Ihr Blick streift seine zerlumpte Erscheinung von oben bis unten. Dort bleibt er haften. „Seids a Schuaster und habts nit amal richtige Schuach.“ (Holgersen 1935, S.11)

Dann fragt er sie, ob sie zufrieden ist. Sie verneint.

> „Recht hast. An deiner Stell war i a nit zfrieden. Fürs Zfriedensein bist nö völli z’jung.“
> „Wenn mas könnt, möcht is glei ändern.“
> „Das hat scho a andrer a nit ändern können. Gsagt hat er: Tut Eure Güter von Euch und folget mir nach. Und wer is Ihm scho gfolgt? Die, die eh nix ghabt haben.“ Verächtlich spuckt er aus. „Und hat Er sie nit gewarnt? Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in den Himmel kommt. Nix hats ihm gnutzt. Gar nix.“
> Anna lacht laut auf: „I glaub der Simonsbauer und der Cassen und gar der dicke Wirt möchten si eher durch a Nadelöhr zwängen, als was hergeben.“
> Der Gräfelschustertoni zuckt gleichmütig die Achseln: „Probiers halt.“ (Ebd. S.12f)

Und mit dem abschließenden Satz: „‚Keine Herren gibts und keine Knechte. Nachher wärs recht.’“ (ebd. S.12), der Anna nicht mehr aus dem Kopf geht, hat der Versucher den Samen gestreut. In der Schule schreibt sie ihren neuen Glaubenssatz auf einen Zettel: „Es gibt keine Knechte.“ (ebd. S.15).

Anna schafft es wirklich, die Kinder zu einer Aktion zu organisieren. Von da an nimmt die Handlung den Verlauf einer richtigen Revolte.

Die Kinder schreiben Drohbriefe an die reichen Bauern: „Wir sind die Rächer, wer das nicht tut, was wir sagen, fährt schlimm. Nach der Kirche auf dem Platz, muß jeder reiche Bauer was hergeben von seinem Hab und Gut und unter die Armen verteilen. Widrigenfalls geschieht was Grausliches.“ (ebd. S.39). In der Dunkelheit (es regnet) verteilen Anna, Johannes und Anselm die Zettel an die Häuser.

Am nächsten Morgen, Sonntag, sind die Kinder auf die Reaktion gespannt. Während der Messe ist noch alles wie sonst:

> Anna blickt dem einen und dem andern ins Gesicht. Da steht nichts drin. Sie blinzeln, sie schauen nach rechts und links, zuweilen streift ihr leerer Blick die Kanzel. Nein, denen haben sie keine Furcht einjagen können. Nichts wird sein, gar nichts. Aber nach der Kirche ist doch etwas. Sie stehen in Gruppen, zeigen sich die Zettel, sind aufgebracht, schimpfen auf den unbekannten Täter. Ein Handwerksbursch, sagt der eine. Ein Hirt. Ein Zigeuner. Die waren ja unlängst da. Zigeuner, einigt man sich. Die Häuser gut zusperren. Die Hühner früh genug eintun. Die Kinder am Abend nicht hinauslassen. Die Bäuerinnen rauschen wichtig mit ihren Schürzen, schimpfen mit spitzen Stimmen. Die Kinder streichen um sie herum, fangen gierig die Worte auf. Gar nichts soll man dem Bettelvolk mehr geben, undankbares Gesindel. Was steht auf den Zetteln? Hergeben sollen sie etwas von ihrem Hab und Gut, sonst geschieht was Grausliches?
>
> Wie sie sich ereifern, die Frauen mit den Händen auf den Bäuchen, die Männer ihre Pfeifen umklammernd. Die keinen Zettel bekommen haben, freuen sich, sie machen scheinheilige Mienen, tun entrüstet, aber ihre Augen lachen, ihre Haltung täuscht nur Mitgefühl vor. (Ebd. S. 44)

Das Dorf ist gespalten in Bedrohte und nicht Bedrohte. Der Stöfflwirt schenkt Anna Birnen und Käs, es scheint also zu funktionieren. Anna verteilt die Beute unter den Freunden. Das ermutigt die Rebellen, die Aktion bekommt eine Eigendynamik:

> Und wann, Anna, schmeißen wir ihnen die Fenster ein? Wann? Sie haben Blut geleckt. Sie wollen was zerstören. Kämpfen wollen sie. Wofür ist gleichgültig. [...]
>
> Wie es auch sei, sie scharen sich um ihre Führerin, sie sind zu allem bereit, sie fürchten sich vor nichts. Werdet ihr schweigen? Werdet ihr euch nicht erwischen lassen? Werdet ihr mir aufs Wort folgen? Anna ist schon mitten drinnen, in ihr schnurrt es ab wie ein Uhrwerk. (Ebd.S.45f)

Anna ist die geborene Führernatur und die unangefochtene Autorität. Und sie fordert bedingungslosen Gehorsam.

Die Welt ist verkehrt, mundus inversus. Die Erwachsenen sind ratlos, werden immer ratloser, während die Kinder, allen voran Anna, immer selbstsicherer werden. Sie hat einen genauen Plan, denkt an alles, hat für alles eine Antwort. Und die Methoden der Rebellen werden härter. Das nächste sind eingeworfene Fensterscheiben. Wieder ein Erfolg für die Kinder: Anna bekommt eine Ziege, eine Speckseite und eine Schürze voll Birnen. Und eine tiefere Kluft entsteht zwischen den Bauern: Beim Stöfflwirt ist nichts passiert, das liegt aber nicht an seiner Freigiebigkeit, sondern daran, dass die Wirtschaft so lange offen ist und die Kinder nicht warten können, bis er schlafen geht. Dass er verschont geblieben ist, trägt ihm den Hass der anderen ein. Und er redet großartig vom Herschenken. Er, den Anna vor allem treffen wollte, profitiert am meisten von den Unruhen, weil die Männer zur Beratung im

Gasthaus sitzen und Bier trinken. Dass die falschen profitieren, das gehört zu den kleinen, unvorhergesehenen Missgeschicken.

Neue Drohbriefe werden ausgeteilt. Die Erwachsenen schaffen sich Hunde an. Die Kinder schließen Freundschaft mit den Hunden, sodass diese nicht bellen, als Anna und Johannes dem Lechnerbauern in der Nacht zwei Kühe forttreiben; Anna ist durch das Futterloch in den Stall gerutscht und hat die Türe von innen aufmacht.

Der Stöfflwirt triumphiert; er hat nicht einmal einen Hund, und ihm ist nichts geschehen. Er verkündet, dass er einen Acker, der ihm zu weit draußen ist, und die älteste Kuh herschenken will. „Das Triumphgefühl, recht behalten zu haben, verführt zu größerer Freigebigkeit, als er ursprünglich beabsichtigt hatte.“ (ebd. S. 80).

„Anna kann zufrieden sein. Das ganze Dorf hat’s mit der Angst.“ (ebd. S. 92). Aber während sie schon weitere Pläne hat, kommen die ersten Unstimmigkeiten in der Gruppe der Kinder auf. Anselm ist an Annas erwachender Weiblichkeit mehr interessiert als an der gerechten Güterverteilung, aber Anna verachtet ihn. Beziehungsprobleme in der Gruppe haben schon so manche Aktion zum Scheitern gebracht. Diesmal kann Anna die Krise noch bewältigen.

Aber die Kinder haben den Geiz der Bauern unterschätzt. Die meisten weigern sich noch immer, etwas herzuschenken. Eine „Letzte Warnung“ steht am nächsten Tag an der Kirchentür. Zwei Bauern haben Angst und werden schwach. „Aber die anderen wollen vom Hergeben nichts wissen, Da stehen sie, groß, gewichtig, das Leben ist ihnen feil, nicht aber Hab und Gut. Eher lassen sie sich einscharren damit in allen Ehren.“ (ebd. S.118).

Also kommt der nächste Schritt: Die Kinder zünden die Almhütte des Simonsbauern an und wollen die dicke Seraphine Mirzenbacher, die Tochter des reichsten Bauern, entführen. Sie weihen sie in den Plan ein, damit sie freiwillig mitgeht. Aber Seraphine fürchtet um ihre Mitgift; sie versteht nicht, warum ihr Vater für Kleider, Schuhe, Speck und Zucker für die Kinder zahlen soll. „‚Weil ers hat’, sagt Anna“ (ebd. S.135). Das ist für sie Grund und Erklärung genug.

Dann eskaliert die Sache. Seraphine wird wirklich entführt und auf eine Alm gebracht, wobei die Kinder ziemlich brutal vorgehen, die Aggressionen drohen überhand zu nehmen. Die Kinder sind mit den bisherigen Erfolgen unzufrieden und ungeduldig, sie finden, dass sie nichts erreicht haben; sie müssten etwas wirklich Großes veranstalten. Anselm, der verschmähte Liebhaber, will an die Macht. Er hat sich bei der brennenden Almhütte zum Pyromanen entwickelt, nun will er die Hütte des Lehrers anzünden. Anna ist strikt dagegen,

obwohl sie alle den Lehrer nicht mögen, aber sie will keine Gewalt. Nun ist die Gruppe gespalten. Die Radikalen haben die Führung an sich gerissen.

> Johannes ist nicht da, auf einmal begegnet Anna schadenfrohen, aufrührerischen Mienen. Nur wenige unter ihnen sind unsicher und verlegen, die Mehrzahl ist offensichtlich feindselig. Ihnen voran Anselm, der Anna frech von oben bis unten mißt.
>
> Ihre Autorität ist gefährdet. „Was gschiacht, wer i bestimmen", wiederholt sie sehr nachdrücklich und schaut einen nach dem andern herausfordernd an.
>
> Anselm gibt ein höhnisches Gemecker von sich [...] Unvermittelt wendet sie sich ihm zu; sie stehen sich gegenüber, Anna voll Hochmut und Verachtung, Anselm anmaßend, im Bewußtsein, die Mehrheit unter den Kindern für sich zu haben. (Ebd. S.131)

Anselm zündet wirklich die Holzhütte des Lehrers an. An diesem Alleingang scheitert schließlich der Aufstand der Kinder. Anna ist an dem Brandanschlag nicht beteiligt, aber sie hängt mit drin. Sie hat Angst. Der Gräfelschustertoni ist entsetzt, als er hört, was er mit seinen Reden angerichtet hat. Nach dem Brand kommt die Gendarmerie und klärt die Sache auf. Die Bauern sind wütend darüber, dass sie den Kindern aufgesessen sind, sie möchten Anna am liebsten in Stücke reißen. Ein gerichtliches Nachspiel wird es für alle geben.

Die Aktion ist gescheitert, am Ende ist alles wieder beim Alten.

4. Politische Polarisierung

Die 1919 entstandene (1920 gedruckte) Novelle ***Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig*** von **Franz Werfel** ist sicher durch die frischen Kriegserinnerungen beeinflusst; sie ist als eine „Abrechnung mit dem Militarismus der verflossenen k. u. k. Armee" zu sehen und kann nicht auf das Generationsproblem und den Vater-Sohn-Konflikt reduziert werden. (Brunner, Franz: Franz Werfel als Erzähler. Dissertation. Zürich 1958 (Masch.), S.19. Zitiert von Auckenthaler in: Strelka 1994, S. 200)

Es ist eher umgekehrt: „Werfel sieht das Vaterproblem als Problem von Staat, Gesellschaft und Militär, kurz als das von jeglicher Autorität." Das verbindet ihn mit Kafka. (Foltin 1972, S.43)

> Die Befreiung kann nur durch die Insubordination gegen die diktatorische Gewalt, gegen die Macht des Vater-Offiziers und somit gegen das Militär erfolgen, weil nicht nur der Vater sondern auch der Offizier als der Inbegriff jenes verderblichen patriarchalischen Prinzips erscheint. (Ebd. S.200)

Während in der 1912 verfassten Novelle *Die Stagione* noch eine ambivalente Einstellung zum Militär zum Ausdruck kommt, schildert Werfel in dem *Fragment gegen das Menschengeschlecht* (1918) „ein überaus verwerfliches Bild der Offiziere und des Militärs in

der Zeit des Wertezerfalls“. Werfel stellt „die Offiziere als Spiegelbild der Gesellschaft“ dar und macht sie „am Zerfall der Monarchie mitschuldig“. (Auckenthaler in: Strelka 1994, S.199)

Das Mittelstück der Novelle *Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig* ist Karls Begegnung mit den russisch-jüdischen Anarchisten. Anfangs glaubt Karl zu träumen, was an die expressionistische Tradition von Traum und Phantasien anknüpft. Viel deutlicher ist aber das Groteske, das immer wieder in Bildern und Szenen auftaucht, die an die Bude auf der Hetzinsel erinnern: Der taubstumme Herr Seebär trägt einen langen, schwarzen Kaiserrock, der aussieht, als wäre er schon im Grabe gelegen, und einen Trauerflor um den Zylinder. Im Roulettezimmer kriecht ein Matrose unter den Tisch, fährt hoch, kriecht wieder drunter, fährt wieder hoch – hundertmal hintereinander. Und noch deutlicher ist Karls Opiumtraum: Ein uniformierter Kerl schwingt eine Peitsche über Rekruten, die im selben Rhythmus Kniebeugen machen; auch seine Mutter ist darunter. Dazwischen steht der Satz: „Wo hatte ich diese Gesichter schon gesehen?“ (Werfel 1920, S.104; vgl. auch S. 98f: Das Gesicht des Sohns des Budenbesitzers taucht in seiner Erinnerung auf.) Das Freischütz-Motiv kommt im Zusammenhang mit Sinaida wieder: Sie sollte in Tula (Russland) den Großfürsten erschießen und traf seine sechsjährige Tochter.

Das Gespräch zwischen Beschitzer und Karl erinnert an die rituellen Fragen, die der jüngste Knabe in jüdischen Familien zu Pessach stellt und die der Vater beantwortet:

> „Welches ist euer Kampf?“
> „Unser Krieg gilt der patriarchalischen Weltordnung,“ sagte der Alte.
> „Was ist das, patriarchalische Weltordnung?“
> „Die Herrschaft des V a t e r s in jedem Sinn.“
> [...]
> „Was versteht ihr unter – Herrschaft des Vaters?“
> „Alles!“ führte der Alte aus. „Die Religion: denn Gott ist der Vater der Menschen. Der Staat: denn König oder Präsident ist der Vater der Bürger. Das Gericht: denn Richter und Aufseher sind die Väter von Jenen, welche die menschliche Gesellschaft Verbrecher zu nennen beliebt. Die Armee: denn der Offizier ist der Vater der Soldaten. Die Industrie: denn der Unternehmer ist der Vater der Arbeiter!
> Alle diese Väter sind [...] vergiftete Ausgeburten der A u t o r i t ä t, [...] (Werfel 1920, S.98f. Hervorhebung vom Autor.)

Karl, über den die Anarchisten bereits alles wissen, ist auserwählt, zunächst das Militär zu unterwandern und zu demoralisieren; später soll er den Zar, der am 30. Mai inkognito in Wien eintreffen soll, erschießen. Die Gruppe wird am 28. Mai entdeckt und alle werden verhaftet. Karl leistet Widerstand. Die Obrigkeit weiß allerdings nichts von dem geplanten Attentat, der Zar ist auch nicht gekommen.

Werfel mag bei der Konzeption dieses Romans an den Mord von Sarajewo gedacht haben, wo die Kugel jugendlich-anarchistischen Freiheitsdranges das Haupt des Herrscher-Tyrannen traf, damit aber nicht die Freiheit errang, vielmehr eine „Kettenreaktion von millionenfachem Mord auslöste. (Puttkamer 1952, S.18)

Werfel hat „immer dort, wo er einen Staat als die Verkörperung des Herrschaftsgedankens und der Autorität darstellt, den Augenblick seines Unterganges ins Auge [ge]faßt." (Keller 1958, S.27) Es ist daher sicher bedeutsam, dass der fiktive Erzähler in der Neuen Welt am 1. August 1914 eintrifft, als die Monarchie ihrem Untergang entgegengeht. Der Glaube an die „von oben nach unten" strukturierte Welt ist identisch mit dem Glauben an Organisationen, Volkswirtschaft und Politik, die außerhalb des und unabhängig vom einzelnen Menschen existieren, die „auf Grund von umfassenden Entwürfen, in denen nicht auf den einzelnen Rücksicht genommen wird und nicht Rücksicht genommen werden kann, ihre Ordnung zu verwirklichen suchen." (Ebd. S. 21) Dieser Welt der Strukturen und der Autorität, der Künstlichkeit und der Albträume stellt Werfe die „Erde" entgegen: „Wir haben die Erde verlassen. Sie hat sich gerächt, indem sie uns alle Wirklichkeit nahm, tausend Wahne dafür und schlechte Träume gab." (Werfel 1920, S.268) In Amerika will er sein Geschlecht wieder „einer endlosen ungebundenen Erde" verschwistern (ebd.).

Die Theorie über die Revolution war höchstwahrscheinlich von einer Flugschrift des Wieners Dr. Paul Federn im März 1919 beeinflusst: „Die Vaterlose [sic] Gesellschaft. Zur Psychologie der Revolution" (Leipzig, Wien 1919): Der Kaiser als Ersatzvater wurde 1918 gestürzt, damit war die patriarchalische Weltanschauung besiegt. "Heute sei die Jugend vaterlos, ihre Aufgabe sei daher, eine vaterlose Gesellschaft zu schaffen, – statt der überordnenden Vater-Sohn-Einstellung eine beiordnende, kommunistische Brudereinstellung durchzusetzen [...]" (Wais 1931, S. 61f).

A. Th. Sonnleitner: *Die Höhlenkinder* (1920 – 1922)

Mit der ersten Niederschrift zu dieser Trilogie hat Sonnleitner schon 1913 begonnen, er hat sie aber erst nach dem Krieg fertig gestellt (vgl. Tluchor 1924, S. IV 7). Böhm nennt die Trilogie eine Kultur-Erarbeitungs-Robinsonade (vgl. Böhm 1999, S. 53). Auch Marbach (1996) liefert ausführliche Argumente für die Zugehörigkeit der Romane zum Genre der Robinsonade. In Doderer dagegen wird die Trilogie als Entwicklungsroman bezeichnet (Doderer III 1979, S.188).

Vom Genre her, vom Grundriss der Handlung und vom Erscheinungsjahr nach dem Krieg würde man erwarten, in den *Höhlenkindern* ein Konzept für einen Neuanfang der Gesellschaft zu finden. Diese Erwartung erfüllt sich nicht. Die Höhlenkinder wachsen zwar nicht in eine gesellschaftliche Struktur hinein, sie müssen diese Strukturen erst schaffen, und

dazu drängt sich die Frage auf: Wie würde die Gesellschaft sich entwickeln, wenn die Kinder auf sich allein gestellt wären, ohne den (oft als korrumpierend empfundenen) Einfluss der Erwachsenen?[87] Aber Sonnleitner stellt diese Frage nicht. *Die Höhlenkinder* entwerfen nicht ein neues Konzept, sie erklären nur, wie die gegenwärtige (für Sonnleitner offenbar die einzig gültige) Gesellschaftsform entstanden ist. Sonnleitners Eigenleistung besteht allerdings in dem „Erziehungskonzept", das er entwirft, denn in der Trilogie erzieht nicht eine Autorität, sondern die Natur bzw. das „Objekt" (vgl. Tluchor 1924). Als die Großmutter mit den Kindern im Heimlichen Grund ankommt, haben sie nicht einmal das, was Robinson auf der Insel hat, weil auf der Flucht alles verloren geht, was sie mitgebracht haben. Die Kinder müssen alles erst entdecken und erfinden. Allerdings ist das Vorwissen da (vgl. Doderer III 1979, S. 411ff). Und vom Objekt geht die Suggestion aus, wofür man es verwenden kann.

Nach dem Tod der Großmutter übernimmt Peter die Führung, schon deshalb weil er älter und stärker ist. Eva hat den häuslichen Bereich in ihrer Verantwortung – die Rollenbilder von Mann und Frau sind starr und konservativ (das zieht sich durch alle Romane Sonnleitners). Anfangs ist Eva ängstlich und sucht Schutz bei Peter. Aber auch später, als sie selbständig wird, stellt sie seine Autorität nicht in Frage, was Konflikte nicht ausschließt: Eva ekelt sich vor Peter, als er das Blut des Bären trinkt. Sie erzieht ihn zur Sauberkeit und zu bestimmten Verhaltensregeln: Er soll keine Muttertiere töten und keinen Met (Alkohol) trinken. „Der Leser kann am vereinfachten Personenmodell miterleben, wie sich menschliche Gesittung verwirklicht" (Böhm 1999, S. 53).

Die Autorität der Großmutter ist mit ihrem Tod nicht erloschen. Sie lebt in der Vorstellung der Kinder fast als Gottheit weiter und wird entsprechend verehrt. Eva pflegt ihr Grab und fühlt sich schuldig, wenn sie diese Pflicht vernachlässigt. Hier liegen die Wurzeln des Totenkults und der Religion.

Eine heile Welt, der Idealzustand der Menschheit ist der Heimliche Grund für die Höhlenkinder nicht. Die Natur ist grausam (es gibt eine Überschwemmung). „Die Idylle bleibt nicht unangefochten." (Böhm 1999, S.53).

Zwei Themen ziehen sich durch die Trilogie wie durch alle Romane und Erzählungen Sonnleitners und die theoretischen Schriften: Erstens das Thema Arbeit – sie ist immer positiv konnotiert – und zweitens das Thema Alkohol, der immer negativ ist, oft mit drastischen Auswirkungen: Durch den Einfluss von Alkohol sorglos gemacht, verabsäumt Peter die notwendigen Arbeiten am Haus und das einstürzende Dach erschlägt die kleine Tochter. (Vgl. *Die Höhlenkinder im Steinhaus*) (Vgl. auch die *Koja*-Bände in Kapitel FAMILIE) Noch in

[87] Auf dieser Frage basiert das Experiment der Kinderrepubliken. Vgl. die Fußnote zu F. Feld: *Der Regenbogen fährt nach Masagara*.

anderer Hinsicht wirkt sich die „Suggestion des Objektes“ negativ aus: im Fluch des Goldes (vgl. *Die Höhlenkinder im Pfahlbau*).

Wenn Sonnleitner das Gesellschaftssystem auch nicht kritisiert; so hat er doch eine Vorstellung von einer idealen Lebensgemeinschaft, und die ist das Dorf, wie z. B. in ***Die Hegerkinder in der Lobau*** (1924). Hier ist die Welt überschaubar, der Zweck und die Notwendigkeit der Arbeiten ist auch den Kindern einsichtig. Jeder kennt jeden, es wird bekannt, wenn jemand in Not ist und die Leute helfen einander. „Es war bei den Hegerleuten nicht gegeben zu tun, als ob sie nichts wüßten von der Not des Einsamen. Als gute Menschen fühlten sie des Fremden Leiden mit und mußten ihm helfen.“ (Ebd. S.134; vgl. auch S.141f)

In einer so engen Gemeinschaft hat der Einzelne auch eher einen sittlichen Halt als in der anonymen Großstadt. Im ***Haus der Sehnsucht*** (o.J.), als der Bub als Bettgeher in einem Raum mit der Vermieterin und ihren Nichten in einem Zimmer schläft, bittet die Mutter die Vermieterin inständig, sie möge ihren Buben nicht verderben lassen, was diese, von der Inbrunst der mütterlichen Sorge bewegt, auch verspricht (vgl. ebd. S.88, s. auch Vorbemerkungen zu diesem Kapitel). In diesem Roman gehört Koja kurz der pennalen Verbindung „Arcadia“ an und ist davon begeistert. Er tritt aber bald wieder aus, nicht aus politischen Gründen, sondern weil er nach einem Kneipabend gereizt ist und dem Sohn seines Gönners eine Ohrfeige gibt. Daraufhin verliert Koja seine gute Stellung (vgl. S. 174). Die politische Richtung scheint Sonnleitner weniger verderblich als die Verführung zu einem liederlichen Lebenswandel, es sei denn, er hätte die beiden als Ursache und Wirkung miteinander in Verbindung gebracht, wofür aus seinen Werken aber nichts spricht.

Autoritäre Systeme lehnt Sonnleitner ab. ***Dr.Robin-Sohn*** (o.J.) ist ein Reisebericht durch Italien mit kriminalromanähnlicher Spannung. Der junge Mann, dem der Arzt helfen soll, befindet sich als politischer Gefangener auf der Insel Lipari.

„Als Friedensfreund hat er allgemeine Völkerversöhnung, allgemeine Abrüstung verlangt; so ist er der militärischen Regierung gefährlich erschienen“ (*Dr.Robin-Sohn,* S.169), schreibt der Vater des Gefangenen nach seiner Flucht an Robin. 1929 oder knapp davor geschrieben, kann mit dieser Anspielung nur der Faschismus gemeint sein (vgl. ebd. S.148).

Direkte politische Aussagen sind bei Sonnleitner sehr selten Einen der Vorträge in der Lehrerkonferenz beginnt er mit der Bemerkung:

> All unsere Gedanken wollen wir auf die Erziehungsarbeit vereinigen und niemand von uns wird ein Wort aus dem Hader des politischen Lebens hereintragen, damit dies Friedenswerk ein Bild der Eintracht biete, ohne den geringsten Mißton ins Leben trete und bald in allen Volks-, Bürger- und Mittelschulen Wiens und ganz Österreichs zum Heile der Jugend gedeihe. (Elternkonferenzen und Elternabende. 5. Heft, S.3)

Die nächsten vier Autoren vertreten sehr deutlich partei-politische Richtungen, und zwar tritt Skorpil für den Ständestaat und ein selbständiges, christliches Österreich ein; letzteres wünscht sich auch, Hermynia Zur Mühlen, allerdings auf der Basis des Sozialismus; Springenschmid und Ringler-Kellner plädieren für den Nationalsozialismus und den Anschluss an Deutschland.

Über die politische Einstellung von **Robert Skorpil** (s. Kapitel FAMILIE) besteht kein Zweifel, er hat sie unter dem Titel ***Sturm in die neue Zeit*** (1935 b) in einer Reihe von Aufsätzen dargelegt. Er sieht nicht nur Österreich in seiner Selbständigkeit durch National-sozialismus und Marxismus gefährdet, er findet diese Selbständigkeit unerlässlich für die Rettung ganz Europas, das er von Asien her in Gefahr sieht, und setzt sich daher auch für die paneuropäische Bewegung ein. Innenpolitisch steht er im konservativen Lager, vertritt den Ständestaat, lobt die Sturmscharbewegung und hebt immer wieder die Vorzüge und Taten von Engelbert Dollfuß und Ignatz Seipel hervor. Er wendet sich gegen den Materialismus und sieht die Lösung der „sozialen Frage“ in dem christlichen Grundsatz: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“

Was Skorpil unter seinen Gesinnungsgenossen heraushebt, ist sein wirklich stürmi-sches (Titel!) Eintreten für das Christentum (er erwähnt auch ein paar Mal Österreichs Leistung zum Schutz Europas gegen die Türken) und sein flammender Appell an die Jugend, durch eine Erneuerung von innen her einen neuen Menschen und damit eine bessere Zukunft zu schaffen. Diese Aufrufe wären an sich nicht ungewöhnlich; aber die Vehemenz und die Eindringlichkeit, mit der er den christlichen Glauben, die abendländische Kultur und immer wieder die Erneuerung von innen her gegen alle anderen politischen Pläne verteidigt, sind selbst für diese Zeit der scharfen Argumentationen bemerkenswert.

> Wenn wir uns eine bessere Zukunft schaffen wollen, müssen wir uns klar sein, daß sie nur von b e s s e r e n M e n s c h e n getragen werden kann, wenn wir bessere Menschen haben wollen, müssen wir b e i u n s s e l b e r mit der Verbesserung zuerst anfangen. (Skorpil 1935 b, S.102. Hervorhebung vom Autor.)

Die Forderung, mit der Verbesserung bei sich selbst anzufangen, sind in den Parteiprogrammen sonst nicht zu hören.

Im letzten Aufsatz erwähnt Skorpil seine Romane ***Pasubio*** und ***Im Wirbel der Abenteuer*** (ebd. S. 258), wie wohl der ursprüngliche Titel von ***Alban springt ins Abenteuer*** hätte lauten sollen. Absicht und Ziel seiner schriftstellerischen Tätigkeit ist „die Hinführung zu einer geistigen Haltung, die nach meiner festen Überzeugung eine der wichtigsten

Voraussetzungen für den Neuaufbau Österreichs, für jeden wahren Erfolg im privaten und öffentlichen Leben bildet.“ (ebd. S. 258).

In seinem Roman ***Alban springt ins Abenteuer*** (1935 a) zeigt der Autor neben der christlichen Grundhaltung drei Wege, auf denen eine positive Gestaltung der Zukunft möglich ist. Einer davon ist die Erfindung von Superwaffen, die alle anderen Waffen unschädlich und damit jede militärische Aggression von vornherein aussichtslos machen würden. Dr. Sucher, eine der Hauptfiguren des Romans, hat solche Waffen erfunden und vertrauenswürdige und friedliebende Personen gesucht, denen er die Erfindungen anvertrauen könnte. Da er solche Personen aber nicht finden konnte, hat er diese Möglichkeit der Friedenssicherung aus der Einsicht heraus, dass die Erneuerung des Menschen zuerst stattfinden müsse, wieder verworfen und alle Unterlagen und Formeln vernichtet.

Der andere Weg führt über ein besseres Verständnis vom Menschen durch die Psychologie und neue Erkenntnisse der Neurologie. Auch dazu dient eine von Suchers Erfindungen, die – zum Beispiel einem Richter – die verborgenen Gedanken und Gefühle eines Angeklagten offenbaren würde, wodurch Fehlurteile ausgeschlossen werden könnten.

Der dritte Weg führt über die Bildung und Kenntnis der Geschichte der Menschheit (siehe Kapitel SCHULE).

Das Experiment mit der neuen Erfindung zur Gedankenübertragung nimmt einen großen Teil der Handlung des Romans ein. Alban trifft Defoes Robinson auf der Insel, der Mensch des 20. und der des 18. Jahrhunderts treffen auf einander. Alban erklärt Robinson, was im 20. Jahrhundert geschehen ist, und kommentiert die Folgen des Ersten Weltkriegs, d.h. die damalige Gegenwart:

> Dann kam ein böser Frieden, der Not, Hunger und noch etwas brachte, von dem du auch keinen rechten Begriff haben wirst: Die Arbeitslosigkeit. Heute leben viele Millionen Menschen in Europa, die gerne arbeiten wollten, aber keine Arbeit finden. So groß ist heute die Wirrnis und Not, daß die Bürger untereinander sich bekämpfen. Viele Menschen wurden gottlos oder sie suchten sich falsche Götter. Mein Vaterland, früher ein großes, mächtiges Reich, wurde im Weltkrieg zerschlagen. Klein ist es heute, uns aber um so teurer. Und es kämpft einen harten, schweren Kampf um seine Selbständigkeit. Es glaubt an Gott mit aller Kraft seines Herzens und wurde so in den letzten Jahren zum Gottesstreiter des Abendlandes. (Skorpil 1935 a, S.197f)

Hier klingt die politische Forderung nach einem christlichen Staat klar durch. Als Robinson sich über die Menschfresser entsetzt, antwortet ihm Alban:

> „Ach, Robi, da wunderst du dich über die Wilden. Glaub mir, wir Weißen sind nicht viel zahmer. Wenn du wüßtest, was sich in den 200 Jahren seit deiner Zeit alles entwickelt hat! Die Menschen Europas fressen sich zwar nicht gegenseitig auf, sie schießen auch nicht mit Giftpfeilen aufeinander, aber sie halten viel Schrecklicheres bereit. Sie haben Kriegsmaschinen ersonnen und gebaut, mit denen sie in wenigen

> Minuten ganze Städte, ganze Landstriche mit giftigen Gasen überziehen können, so daß alles Leben ersterben muß, von den Pflanzen angefangen bis zu den Greisen, Frauen und Kindern.“ (Ebd. S. 220)

Allerdings zeigt der Autor am Alban des 20. Jahrhunderts einen Zuwachs an Menschlichkeit. Während Robinson bei der Begegnung mit den Wilden nur auf seine eigene Sicherheit bedacht ist, lässt Alban den gefangenen Freitag (der die Züge des Schulkameraden Zeno trägt) nicht im Stich. Später rettet er dann auch noch Robinson. Die Tradition der Abenteuerromane, wo ein Kamerad sich für den anderen einsetzt, der Gefahr nicht achtend, ist hier eingebaut, aber die Handlungsweise beruht auf dem christlichen Motiv.

In dem Teil des Romans, der im realen Leben spielt, verdeutlicht der Autor die Folgen von Arbeitslosigkeit und Armut, die Alban Robinson erklärt hat, am Schicksal der Familie Zeno Norglers. Die Not, die zu endlosen Streitereien in der Familie führt und ein freudloses Zuhause schafft, hat Zeno verbittert und bösartig gemacht. Er verhindert vor einem Schiwettlauf durch Manipulation am Schiriemen einen Sieg Albans, wobei dieser auch noch schwer verletzt wird.

In einem Gespräch und der nachfolgenden Handlung geht es um die Frage, wie die Gesellschaft mit Verbrechern umgehen soll, was am ehesten zu ihrer Integration führen kann. Alban hat mit Hilfe der neuen Maschine herausgefunden, dass Zeno der Täter ist und redet mit seinen Onkel Konrad, den Detektiv, über die Pflicht Unrecht aufzudecken.

Alban zeigt Zeno nicht an, aber er erzählt ihm von seinem „Traum“ (s. Kapitel KIRCHE). Daraufhin gibt der Mitschüler seine Untaten zu und bereut sie. Alban sieht sich darin bestätigt, dass es besser war, keine Anzeige zu machen. Er hat nach seinem Gewissen gehandelt. Das Gespräch mit seinem Onkel war ihm Richtlinie, nicht Zwang.

Es klingt widersprüchlich, dass Skorpil einerseits Dollfuß und Schuschnigg lobt, den Ständestaat, also eine Diktatur, unterstützt, gleichzeitig aber Zwang und Manipulation für die Jugend ablehnt. Er fordert vom Erzieher, dass er „echt“ (heute würden wir sagen: authentisch) sein muss und bei aller Bejahung der Autorität warnt er:

> Die Achtung auf den Begriff der Echtheit verlangt, daß wir uns hüten, die Jugend zu einer persönlichen oder zu einer Parteigarde zu machen, daß wir uns hüten, sie in unechtem Führertum an unsere Persönlichkeit zu binden. Wir dürfen nur führen um, [sic] zur Selbstführerschaft zu verhelfen (die sich dann sehr wohl, klar und bewußt, einem Führer unterordnen kann), wir dürfen der Jugend nur helfen, echt und reif zu werden. Wir dürfen der Jugend nichts aufdrängen, was unecht wäre an ihrem Wesen. Kleine Kinder dürfen nicht zu „kleinen Soldaten“, dürfen nicht zu „kleinen Politikern“, dürfen nicht zu „kleinen Diktatoren“ u. dgl. erzogen werden. (Skorpil 1935 b, S. 216f)

Hermynia Zur Mühlen: ***Unsere Töchter, die Nazinen*** (1983 b).[88] In einem Brief schreibt ihr Lebenspartner Stefan Klein über den Entstehungsanlass des Romans:

> Als wir am 1. April 1933 in unsere gemeinsame Geburtsstadt Wien heimkehrten, war Hermynia von den Dingen, die wir im Dritten Reich gesehen und erlebt hatten, sehr erschüttert, und als sie die Unbekümmertheit der Österreicher sah, war sie richtig besessen von dem Wunsch, immer mehr Menschen wissen zu lassen, was in dem „Bruderland" wirklich geschieht und was Österreich, das für sie immer die „geliebte Heimat" war, zu erwarten hat. (Zitiert in Altner 1997, S.140)

Die Niederschrift erfolgte noch im selben Jahr innerhalb kurzer Zeit.

„Globalziel des Angriffs ist die sich gerade etablierende NS-Herrschaft, doch richtet sich die Kritik vor allem auch gegen das Mitläufertum des Bürgertums, gegen den blinden Gehorsam der FaschistInnen und gegen die brutale Verfolgung Andersdenkender." (Rabitsch 2003, S.157)

Alle wichtigen Figuren in dem Roman sind Frauen. Zur Mühlen hoffte, dass sich die Frauen von ihrer vorgegebenen gesellschaftlichen Rolle emanzipieren und am politischen Leben teilnehmen würden. (Vgl. Matt 1986, S.145f) Aber die Erwartung, dass Frauen zusammen mit den Männern kämpfen würden, erfüllte sich nicht. In der sozialistischen Partei hatten die Frauen keine Funktion und im Nationalsozialismus verloren sie alle Freiheiten (vor allem sexuelle), die sie sich inzwischen erobert hatten (vgl. King 1998, S.98f).

Das Ende des Romans ist sehr optimistisch, aber der spontane Widerstand von der Basis her, dass Leute ihren Fehler einsehen und sich von den Nazis abwenden oder ein(e) Märtyrer(in) andere mitreißt, wie es in vielen Märchen vorkommt, diese Art von Widerstand ist nicht Wirklichkeit geworden (vgl. Siegel 1995, S.136). In dem Roman arbeiten Kati Gruber und die Gräfin am Schluss zusammen. Später erkannte Zur Mühlen auch diese Erwartung als unrealistisch, denn „ein Zusammenschluß zwischen Proletariat und adeligem Milieu unter der Gefahr des Faschismus würde von Seiten der Arbeiterschaft verhindert." (Matt 1986, S.143).

Karl Springenschmid: ***Oesterreichische Geschichten aus der ersten Zeit des „illegalen" Kampfes.*** (1938)

In allen Erzählungen geht es darum, dass die Nationalsozialisten die Gendarmerie austricksen, die vergeblich versucht, die Illegalen aufzuspüren und zu verhaften.

In der Erzählung Der Vater ist ein ca. 18jähriger „Junge" (er hat keinen Namen) der Führer der illegalen Hitlerjugend. Das führt zu einem Konflikt mit dem Vater.

[88] Der Roman ist im Kapitel FAMILIE ausführlich besprochen

> Der Junge, hingerissen von dem großen begeisternden Freiheitskampf, den der Vater nicht verstand, ging unbeirrt und ohne Zugeständnisse auf das Ganze. Kein Verhandeln mit dem Gegner, kein Nachgeben! Nur ein unentwegter, unbeugsamer Kampf. Der Vater aber, wenn er davon hörte, stieß den Stock zu Boden:
>
> „Was soll das sein? Halbwüchsige Jungen treiben Politik gegen Staat und Gesetz. Die Grünlinge rebellieren? Machen Verschwörungen! Eine Jugend gegen ihren eigenen Staat? Hat es das jemals gegeben? Nein! In der ganzen Geschichte nicht! Gehorsam! Ob euch der Staat gefällt oder nicht, – Gehorsam!“
>
> Da stand der Vater vor ihm, der alte General, drohend, als spräche er zu seinem Regiment, und der Junge riß die Haken zusammen, stand aufrecht vor ihm und schwieg. Doch der Trotz loderte auf seiner Stirn: Autorität vor diesem Staat, der das Volk verriet? Nein, nein, niemals! Rebellen wollten sie sein. Er dachte an seine Kameraden, an seine tapfere Schar. „Autorität“, würgte er hervor, „Autorität muß man haben. Autorität kann man nicht erzwingen.“
>
> „Man kann sie erzwingen!“ rief der Vater zornig dagegen. (Springenschmid 1938, S.124f)

Die Polizei hat sogar einen Preis auf den Anführer ausgesetzt, aber sie weiß nicht, wer es ist. Am Geburtstag des Führers zünden die Burschen ein Hakenkreuzfeuer an. Dabei werden sie erwischt und verhaftet, alle bis auf den Anführer. Der entkommt über die Grenze nach Deutschland. Keiner der gefangenen Kameraden hat seinen Anführer verraten.

Ilse Ringler-Kellner: ***Birkhild*** (1938)

Die Erzählung ist insofern extrem, weil sie Hitler und den Nationalsozialismus direkt und ungeschminkt verherrlicht, nicht, wie z. B. Maria Grengg, nur die Ideologie, ohne direkt auf den Führer Bezug zu nehmen. Hier ist Hitler die unumschränkte Autorität, eine Vaterfigur (vgl. Ringler-Kellner 1938, S. 76f). Die Nationalsozialisten machten sich die Sehnsucht der Jugend nach einem Führer, die altersadäquat ist, zunutze (vgl.Bühler 1927, S. 172ff).

Eine eigentliche Handlung gibt es nicht, nur Episoden, die zeigen, wie sehr die jungen, begeisterten Menschen unterdrückt werden.

Es ist der Frühling 1934, als die Nationalsozialisten noch illegal sind. An Hitlers Geburtstag kommen Birkhilds Freundinnen zusammen. Sie stellt in ihrem Zimmer sein Bild auf, das sie sonst mit dem Bild ihrer Großmutter kaschiert hat, einen Blumenstrauß und Kerzen davor. Sie verehrt Hitler wie einen Heiligen. Allerdings muss sie das alles geheim tun, nicht vor den Eltern, denn die ganze Familie ist einer Meinung (nur Tante Emilie muss erst bekehrt werden), sondern vor der Obrigkeit. Die Familie Pachner ist schon verdächtig, vor ihrem Haus steht ein Mann in Zivil, um zu beobachten, wer ein- und ausgeht (Ringler-Kellner 1938, S. 9). Deshalb machen es die Mädchen klüger:

> Birkhild läßt eine Leiter von der Terrasse hinunter, und nun klettern sie geschickt wie Eichkätzchen in das kleine verhängte Gemach, dem das Bild des Führers mit der feierlich brennenden braunen Wachskerze die Weihe gibt. [...]

> Birkhild richtet ihre klaren gescheiten Augen auf das Bildnis des Führers und spricht mit kindlichen und doch tiefernsten Worten von der Liebe zum Führer, der sie alle in der Heimat, die auch die seine ist, nicht vergessen, sondern im Augenblick der Gefahr beschützen wird. (Ebd. S.11)

Die Mädchen entsprechen in ihrem Äußerem in jeder Hinsicht dem Ideal des Nationalsozialismus. Alle sind blond. Ein Mädchen ist eine „Walküre, mit den prachtvoll langen goldgeflammten Zöpfen. [...] Sie alle tragen nette einfache Dirndlkleider mit gebauschten weißen Bauernhemden und dazu die starkgestrickten weißen Kniestrümpfe.“ (ebd.). Ein Mädchen ist Bäckerlehrling, sie muss ihre Mitgliedschaft beim BDM besonders verheimlichen, um ihren Posten nicht zu verlieren. Einige arbeitslose Fabriksmädchen sind auch dabei.

Als die Mädchen auf einer Wiese deutsche Tänze tanzen, werden alle verhaftet. Aber Birkhilds Vater nimmt das nicht so einfach hin und befreit sie alle wieder aus der Haft. Natürlich veranstaltet die BDM-Gruppe eine Sonnwendfeier und Sommerfahrten, in deren Beschreibung lange Naturschilderungen eingeflochten sind (wie auch bei Maria Grengg).

Der Putsch der Nazis wird niedergeschlagen, Birkhilds Vater wird verhaftet. Reinhold Lenz, in den Birkhild verliebt ist, flieht nach Deutschland. Das Trostlose der Zeit schlägt sich sogar im Wetter nieder und in einem Stil, der Mitleid erwecken soll:

> Kein fröhliches Schellengeläute klingt durch die Weingärten, deren Ernte ein langandauernder Regen verdorben hat. Es ist ein trüber Herbst mit schweren Wolken, mit frühem Schnee und notgereifter Frucht.
>
> Da gehen Mütter schwermütig und bang, die auf die Wiederkehr von Söhnen warten. Da ist Jugend, die nicht mehr lacht und tanzt. Da sind Söhne, gestern noch Kinder, heute Männer der Legion, fern der Heimat in den deutschen Formationen. [...] Der junge Turnlehrer am Mädchenrealgymnasium wurde im Juli auf einem Alpenpaß von einer Kugel getötet. Kein Nachruf hat ihn geehrt, kein Wort des Gedenkens. Ein Pestkranker ist gestorben und verscharrt worden – ein Nationalsozialist. (Ebd.S.44)

Nach ihrem Ausschluss aus dem Gymnasium (s. Kapitel SCHULE) geht Birkhild nach Deutschland, mit dem Pass der Tochter von Tante Emilie, weil Birkhild keinen bekommt. Ihre Rechtfertigung: „‚Ja, sie zwingen uns zu List und Täuschung! Unsere Behörden wollen betrogen sein! [...]’“ (Ebd. S. 66)

Birkhild bleibt drei Jahre in Deutschland. Am 23. Februar 1938 schreibt der Vater einen Brief, und zum ersten Mal seit drei Jahren kann er „rückhaltlos an sie schreiben“ (ebd. S. 68), weil die Nationalsozialisten die Macht übernommen haben. Birkhild kehrt zurück nach Wien, gerade rechtzeitig um den Einmarsch Hitlers zu erleben. Sie steht mit dem Vater in der Linzerstraße und jubelt. Für sie ist es der schönste Tag ihres Lebens.

ZUSAMMENFASSUNG STAAT UND GESELLSCHAFT

Die Aufgabe der **Kinder**- und **Jugendliteratur** in der **1. Periode** ist die Unterstützung des dynastischen Systems und die Aufrechterhaltung der Ordnung. Dem dienen Anekdoten über den Kaiser (er lacht schallend über die Bären im Zoo; Josef II isst mit den Fingern und wird gerügt) und ein gehöriger Respekt vor den Ordnungshütern. Zur Ordnung gehört aber auch, dass jeder seinen Platz in der Gesellschaft kennt und akzeptiert und nicht womöglich versucht, das Gefüge zu verändern oder gar zu stürzen. Solche Ansinnen werden nur aus historischer Sicht beschrieben, wo man auch schon die schrecklichen Folgen solcher Frevel erkennen kann. Für die Gegenwart ist so etwas undenkbar. Jeder Stand hat auch seine Pflichten (von den Rechten ist nirgends die Rede!), dazu gehören die Stellung und die spezifischen Aufgaben von Mann und Frau und eine gewisse Verantwortung den Armen gegenüber, Almosen geben ist eine bürgerliche Tugend.

Kritik gibt es dort, wo jemand seine Pflichten vernachlässigt oder seine Stellung missbraucht, das findet sich in der Kinder- und in der Jugendliteratur gleichermaßen. Trotzdem unterscheiden sich in diesem Punkt Kinder- und Jugendliteratur. In Kinderbüchern gibt es nur im Märchen einen schlechten König (Handel-Mazzetti) oder Prinzen (Ebner-Eschenbach). In der Jugendliteratur werden reale Zustände kritisiert, aber nur punktuell: der Machtmissbrauch (W. Popper), der Sozialismus (Handel-Mazzetti), der Kapitalismus (Hanusch) oder der Nationalismus (Busson). Das System als Ganzes wird nicht in Frage gestellt.

Manchmal wird auf die Gesellschaft ein satirischer Blick geworfen, besonders in den Illustrationen, z.B. in Pickerl (Abb. 28 – 30), auf den Zigeuner in *Bob und Baby* (Abb. 23), der in einer anderen Erzählung wesentlich lebendiger dargestellt ist und wirklich ein Kind entführt (Abb. 33). Ein Kontrastpaar bilden auch die Wanderer in Abb. 26 und 34.

An den politischen Veränderungen in der **2. Periode** kann natürlich auch die **Kinderliteratur** nicht vorübergehen, obwohl man den Eindruck hat, dass manche Kinderbuch-Autoren und Autorinnen das gern getan hätten: Bienenstein beschreibt weiterhin Könige in Märchen, die allerdings nicht überzeugen – das Zeitalter der Märchen im alten Stil ist vorbei. Umlauf-Lamatsch bemüht sich, neue Märchen zu schreiben, die auch nicht immer überzeugen (Seibert vermisst die politische und literarische Identität der Autorin – vgl. Seibert / Blumesberger 2006, S. 54). Einzig Hermynia Zur Mühlen hat mit ihren politischen Märchen und ihrer klaren Linie eine neue Form der Kinderliteratur gefunden. Das gilt auch für die anderen sozialistischen Schriftsteller wie Friedruch Feld und Josef Pazelt.

In der **Jugendliteratur** der 2. Periode fällt der starke Bezug zur Politik bzw. die Polarisierung auf. Dementsprechend vielfältig sind die Autoritäten, aber in der Antwort auf die Frage nach der Gehorsamspflicht sind VertreterInnen ganz verschiedener, unvereinbarer weltanschaulicher Richtungen erstaunlich nahe beisammen und haben dasselbe Anliegen, dieselben Forderungen. Die Vertreter autoritärer Systeme, dazu gehören Springenschmid und Ringler-Kellner (und auch Umlauf-Lamatsch) ebenso wie R. Skorpil, fordern Gehorsam – selbstverständlich nur ihrem Regime gegenüber. Auf die Gemeinsamkeiten von M. Seemann und Umlauf-Lamatsch wurde schon hingewiesen (s. Kapitel SCHULE, 2. Periode). Aber auch Sonnleitner, Zur Mühlen und A. Afritsch sind nicht so weit von einander entfernt, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Alle verlangen kritisches Denken und eine Entscheidung nach dem eigenen Gewissen. Sonnleitner und Skorpil treffen sich darin, dass sie eine Schulung des Gewissens für nötig halten; Skorpil ausschließlich auf christlicher Basis, Sonnleitner legt sich weltanschaulich nicht fest. Aber beide betonen Eigenverantwortung und ermutigen die Jugend, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Werfel lehnt in *Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig* Autorität in jeder Form ab. Wenn man den Schluss der Erzählung und die Interpretation von Peter von Matt (Matt 1995, S. 356) berücksichtigt, nach der bei Werfel das Autoritätsgefälle durch das Menschentum auf gleicher Ebene ersetzt werden soll, bringt ihn das in die Nähe der (Sozial-) Demokraten. Das zeigt, „dass eine übergreifende Gemeinsamkeit der pädagogischen Denk- und Urteilsstrukturen für die Menschen dieser Zeit bestanden hat und über schärfste, ja als unvereinbar geltende politisch-weltanschauliche Gegensätze hinweg reichte.“ (Herwig Blankertz, zitiert von Ilse Korotin in: Blumesberger / Seibert 2007, S. 164.)

V. K R I E G

Vorbemerkungen:

An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert gab es in Österreich eine große Zahl von Jugendbüchern, in denen der Krieg das Hauptthema war. Während viele deutsche Jugendbuchautoren ihre Helden Abenteuer in fernen Ländern erleben lassen, scheint das einzige „Abenteuer" für Österreichs Jugend der Krieg gewesen zu sein. Österreich hatte keine Kolonien, in denen es etwas zu entdecken und erforschen gab und wo man sich bewähren konnte.

Ein anderer Grund dürfte in der Tatsache liegen, dass Europa jahrhundertelang fast ununterbrochen in Kriege verwickelt war. Zwar gab es unter dem oft als „Friedenskaiser" gepriesenen Franz Josef I. seit dem Sieg über Napoleon keinen Krieg mehr auf österreichischem Boden, aber auch Franz Josef schickte seine Truppen immer wieder in den Kampf in die Randgebiete seines Reiches und darüber hinaus. Er selbst erlebte seine (in vielen Büchern beschriebene) Feuertaufe 1848 in Italien, im selben Jahr brach der Bürgerkrieg im eigenen Land aus. 1864 ging es gegen Dänemark, 1866 gegen Preußen, 1878 gegen Bosnien-Herzegovina. Die Großeltern von Kindern, die um 1890 geboren wurden, hatten zum Teil noch den Krieg gegen Napoleon erlebt. Für die Eltern dieser Kinder muss Krieg etwas Selbstverständliches gewesen sein. Und die Kinder wuchsen mit dieser Selbstverständlichkeit auf. Umso mehr, als der Geschichts- unterricht (wenn es ihn überhaupt gab – siehe Kapitel „Schule") sich damals meist auf die Schilderung von Kriegen und die Namen der Herrschenden beschränkte.

1791 schreibt C. F. Weisse einen Aufsatz: „Der erzieherische Wert einer Hinrichtung." Darin fragt der Vater seine Kinder, ob sie bei einer Hinrichtung zusehen wollen. Alle Kinder bitten ihn, ihnen den Anblick zu ersparen. Zwar ist der Vater zufrieden, dass die Kinder „mehr Abscheu als Verlangen" haben, und er erlässt das Zuschauen den Mädchen, aber die Buben zwingt er mitzugehen. Sein Argument: In vielen Berufen kann der Mann gezwungen sein, Blut zu vergießen oder zumindest Blut fließen zu sehen; man muss sich also schon in der Jugend abhärten. (Rutschky 1982, S.7)

In einem Krieg ist die Frage von „Autorität und Gehorsam" jenseits aller Diskussion: der Soldat hat zu gehorchen. Punkt. Trotzdem ist das Thema vielschichtiger. Es ist doch ein großer Unterschied, ob der Soldat widerwillig gehorcht oder mit voller Begeisterung. Um diese Begeisterung zu wecken, werden große Feldherrn als Vorbilder dargestellt, das erklärt die ausführliche Beschreibung bedeutender Offiziere in der Jugendliteratur. Was aber hier besonders zu beachten ist, ist die Möglichkeit des Autors, sich persönlich in die Erzählung

einzuschalten oder als versteckte Autorität im Hintergrund indirekt geschichtliche Ereignisse und Personen zu bewerten und so den Einfluss zu erhöhen.

Im Vorwort zu den Erzählungen ***Am Lagerfeuer*** von **Ferdinand Zöhrer und Franz Huschak** (o. J.) (in dem der erste Satz fünfzehn Zeilen lang ist und einige Anforderung an das Leseverständnis stellt) erklärt ein gewisser Dr. Franz Klaschka, k. k. Professor, was er mit dem Werk bezweckt. Der Leser soll daraus lernen, und zwar „ganz besonders durch Mitteilung von Zügen edler Menschlichkeit und Nächstenliebe aus dem Leben einzelner Herrscher und Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses“ (Zöhrer o.J., S.V), und er soll sich „Selbstlosigkeit, Pflichttreue und Menschlichkeit und viele andere moralische Qualitäten eines guten Soldaten“ aneignen (S. VI). Der Verfasser ist davon überzeugt:

> Die Schilderung von Schlachten und Kämpfen unserer Armee und von heldenmütigen und aufopfernden Taten einzelner Offiziere und Soldaten muß das jugendliche Herz zur Nacheiferung anspornen, es für die höchsten Ziele einer echten Vaterlandsliebe begeistern und das dynastische Gefühl in ihm wecken und fördern. (S. VI)

Natürlich wird der Krieg in den Büchern immer als Verteidigung von Kaiser und Vaterland und somit positiv gesehen. Und wenn das Soldatenleben dann auch noch als das große Abenteuer dargestellt wird, bei dem man nur alles gewinnen und nichts verlieren kann als das Leben – und dieser Tod ist der wünschenswerteste, denn er ist ehrenhaft! – ist es kein Wunder, dass so viele junge Männer mit Begeisterung in den Ersten Weltkrieg gezogen sind.

Nicht alle Autoren dieser Zeit, die über die Geschichte Österreichs für die Jugend geschrieben haben, waren Kriegsbefürworter. Die sozialistische Kinder- und Jugendliteratur möchte Schluss machen „mit der propagierten Illusion, der Krieg sei ein Abenteuer, in dem man Heldenmut und Vaterlandsliebe unter Beweis stellen könne“, mit der der größte Teil der Kriegsliteratur die Jugendlichen über die Grausamkeiten und Gräuel des Krieges hinwegzutäuschen versuchte. (Wild 1990, S. 217.) Auch **Hermynia Zur Mühlen** verurteilte die *Junge-Mädchen-Literatur* in dem gleichnamigen Artikel von 1919 und das darin geschilderte Frauenbild: Der Held der Mädchen und Frauen ist „der Mann in des Kaisers Rock, der Offizier, der berufsmäßige Mörder“ (zitiert ebd. S. 263).

Nach dem Ersten Weltkrieg taucht das Thema Krieg erst wieder in den 30er Jahren verstärkt auf, und zwar meistens als Rückblick auf die Siege besonders gegen die Türken und Napoleon oder als Rechtfertigung für eine neuerliche Mobilmachung.

V. A. Kinderbücher

V. A. 1. Periode: 1890 – 1914

1. Kleine Soldaten

Da die höchste Autorität im Staat der Kaiser ist, ist es die Pflicht und, wie in der folgenden Erzählung gezeigt wird, auch der dringende Wunsch eines rechten Staatsbürgers (aus der Perspektive der Zeit gesehen), diese Autorität zu erhalten und zu unterstützen. Dazu wurden schon Kinder erzogen.

In ihrem Buch ***Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten*** (1911) beschreibt **Helene Stökl** unter dem Titel Was der Kaiser dem kleinen Joseph schenkte folgende Episode: Der Kaiser von Österreich (da der Kaiser nicht anders bezeichnet ist, muss es sich um Kaiser Franz Josef handeln) kommt auf einer Reise durch die Alpenländer in ein kleines Dorf und besucht dort die Schule, um eine Unterrichtsstunde zu hören. Die Kinder sind aber so verwirrt durch den hohen Besuch, dass sich keines zu reden traut, bis auf einen Buben, der offenbar gar keine Scheu hat. Der Kaiser fragt ihn, was er werden wolle.

> Der kleine Joseph hob den Kopf. Seine Augen blitzten. „Ich will Soldat werden“,
> sagte er.
> Der Kaiser lächelte. „Wenn es aber Krieg gibt und du tot geschossen wirst?“
> „Das macht nichts,“ sagte Joseph und sah den Kaiser mutig an. „Ein braver Soldat stirbt gern für seinen Kaiser.“
> Der Kaiser strich freundlich über das Haar des Knaben und nickte seinem Begleiter, dessen Namen aufzuschreiben.
> Dann verabschiedete er sich von dem Lehrer, winkte den Kindern gütig zu und verließ das Schulhaus. (Stökl 1911, S.154)

Zu Weihnachten bekommt der Bub vom Kaiser Soldatenspielsachen und Spielzeug-waffen. In einem beiliegenden Brief ermahnt ihn der Kaiser, er „solle brav lernen, und wenn er groß sei, solle er sich in der Hofburg in Wien melden. Der Kaiser wolle dafür sorgen, daß er ein tüchtiger Soldat werde“ (ebd. S.156) Und der Bub nimmt sich „alle Tage vor, recht brav zu werden, damit der Kaiser einmal seine Freude an ihm habe“ (ebd.).[89]

[89] Eine ähnliche Geschichte unter dem Titel Das Christkind ist in Smolle 1918 enthalten.

V. A. Kriegsjahre: 1914 – 1918

Armin Brunner: ***Wir spielen Weltkrieg*** (1920) ist reine Propaganda, darauf ausgerichtet, die Kinder auf den Krieg neugierig zu machen. Hier wird in Bildern und dazugehörigen Versen gezeigt, wie lustig das Kriegspielen ist, auch – als nützliche Anregung – wie man Alltagsgegenstände als Spielsachen einbeziehen kann: das Schaukelpferd gehört natürlich dazu, der Schützengraben ist unter dem Sofa; das Maschinengewehr ist die Nähmaschine, mit der der „Soldat" unter dem Sofa in Deckung liegt. Ein Kind ist der General, so ist auch das Befehlen und Gehorchen ein Teil des Spiels.

Ein Schuss doppeladressierte Heiterkeit fehlt nicht: Bei der Rekrutierung werden alle für tauglich befunden, auch der Hund.

Es ist interessant, aber nicht nachvollziehbar, warum die Anleitung zum Kriegspielen 1920 noch einmal aufgelegt wurde.

Während Buben mit Spielzeugwaffen Soldaten spielen, erklären **Viktor und Lina Schufinsky** in ***Unsere Jugend und der Krieg*** (1916), was Kinder und Mütter zur Unterstützung der Soldaten beitragen können. Dieses kleine Büchlein (es ist eigentlich ein Sachbuch) hat auf den ersten zwei Seiten erklärenden Text, dann gibt es jeweils links den Text und rechts dazu ein Bild, das illustriert, was man im Hinterland für die Soldaten an der Front tun kann: Rauchzeugspenden (Zigaretten stopfen), Verbandzeugspenden (Leinen zupfen), Metallsammlung, Wollsammlung, Gold für Eisen usw.

Während der Kriegsjahre bemühten sich Autoren, den Kindern verständlich zu machen, was der Krieg für sie und ihre Familien bedeutete. H.-H. Ewers vermisst darin allerdings „eine kritische Haltung gegenüber dem Kriegsgeschehen". (Ewers 2010, S.104)

So beschreibt **Hulda Mical** in dem Büchlein ***Wie Julchen den Krieg erlebte*** (1916) die Situation im Hinterland, und zwar aus der Sicht eines Kindes. Für Ewers ist das Mädchen in der Erzählung eine Abspaltung der Persönlichkeit der Autorin, für die das Kriegsgeschehen ebenso traumatisierend war, wie es für ein Kind gewesen sein muss (vgl. ebd.).

Die Handlung setzt mit Beginn der Schulferien 1914 ein. Als Julchen am Abend des 28. Juli schon im Bett liegt, hört sie auf der Straße „Gott erhalte" singen und Hochrufe und weiß: Jetzt ist der Krieg da, von dem die Leute schon gesprochen haben (vgl. Mical 1916, S.17f).

Für Julchen ist ein neuer Lebensabschnitt angebrochen. Als der Vater einrückt, versucht sie tapfer zu sein und nicht zu weinen, aber es gelingt ihr nicht und sie vergewissert sich immer wieder bei der Mutter, dass ja nicht alle Soldaten erschossen werden. (ebd. S. 29)

Aus dieser Erzählung spricht nicht die Kriegsbegeisterung, die man in vielen anderen Büchern findet, aber doch fraglose Akzeptanz. Die Soldaten beschützen die Heimat vor den Russen – daran und an der Notwendigkeit, dass auch Julchens Vater in den Krieg ziehen muss, wird mit keiner Silbe gezweifelt. Und trotz aller Trauer ist Julchen stolz darauf, „daß der Vater des Kaisers Rock tragen“ darf (ebd. S. 42). Hänschen, der kleine Bruder, bekommt einen Säbel und eine Mütze und kann nun auch Soldat spielen. Zu Hause und in der Schule wird gebetet: „Lieber Gott hilf uns, daß wir siegen!“ (ebd. S. 67).

Obwohl das Erzählte weitgehend sachlich und nüchtern dargebracht ist, fehlt auch hier nicht der heroische Grundton, der die Bücher vor dem Krieg geprägt hat und überzeugt selbst das kleine Julchen – stellvertretend für alle Kinder und Eltern und vielleicht auch für die Autorin. Das Mädchen sieht einen Verwundetentransport:

> „Die armen Soldaten!“ sagt Julchen leise vor sich hin. Da steht schon eine Labeschwester neben ihr, faßt sie an der Hand und sagt: „Nein, Kinderl, arm sind die Soldaten nicht, sie sind stolz und glücklich, weil sie für das Vaterland ihr Blut opfern durften. Das sind edle, stolze Helden. Grad hat mir einer gesagt, wenn er gesund ist, geht er gleich wieder ins Feld.“
>
> Und da schämt sich das Julchen auf einmal furchtbar, daß sie gesagt hat, „arme Soldaten“. (Ebd. S. 73)

Hulda Mical hat die Funktion der allwissenden Erzählerin, die Zusammenhänge erklärt.[90] Dabei kann sie sich Schuldzuweisungen nicht versagen, wenn sie in ihrem Buch erklärt: Das anfangs neutrale Italien will Lebensmittel nach Österreich liefern, aber die anderen Länder, besonders die bösen Engländer verhindern das. Darum muss man sparen, und darum gibt es in diesem Frühjahr keine Kirschen; die waren immer aus Italien gekommen. Und der Kommentar dazu: „Die größte Schmach, die die Weltgeschichte kennt, hatte Italien auf sich geladen, es hatte den Freund verraten und hinter seinem Rücken mit dessen Feinden unterhandelt.“ (ebd. S.180).

Auf dem Weg zu einem Übungsplatz sehen die Kinder russische Gefangene.

> Da kam dem Julchen auf einmal ein gewaltiger Heldenmut und sie schrie: „Nieder mit d i e Russen!“ – da trifft sie ein ernster Blick der Lehrerin – und sie fühlt mit einemmale, daß sie etwas recht Häßliches getan hat. „Aber Waldbauer“, sagt die Lehrerin, „das war garstig. Das will ich nie wieder hören. Einen gefangenen Feind beschimpfen ist roh und herzlos. [...]“ (Ebd. S.156)

Damit drückt die Lehrerin eine Einstellung aus, die in der Kriegsliteratur vor 1914 öfters zu finden ist und danach immer seltener wird.

[90] Zum Wechsel des Erzählstandpunkts vgl. Ewers 2010, S.105f.

Julchen macht seine Herzlosigkeit wieder gut, indem es auf dem Friedhof, wo die Kinder mit der Lehrerin Blumen auf die Gräber der gefallenen Soldaten legen, ihre Blumen auf das Grab eines Russen legt.

Die Erzählung schließt mit Frühling 1915. „In der Schule beteten sie jetzt statt: ‚Lieber Gott, hilf uns, daß wir siegen', ‚Lieber Gott, schenke uns den Frieden.' – Ach, nur Frieden um jeden Preis und keine so schrecklichen Opfer mehr! – Ein müdes Sichergeben war über alle gekommen." (ebd. S.148).

Für Julchen und ihre Familie endet die Geschichte glimpflich. Der Vater wird zwar verwundet, aber er kommt in die Heimatstadt ins Spital, und so sind sie wieder zusammen.

Das letzte Kapitel (geschrieben im Jänner 1916) heißt: „Siegeszuversicht" (ebd. S.171).

V. A. 2. Periode: 1918 – 1938

„Nie wieder Krieg!"

1919 kam im Schulbücherverlag unter dem Titel ***Aus alter und neuer Zeit*** ein Lesebuch für die 4. und 5. Schulstufe heraus, das Gedichte und Geschichten zum Thema „Krieg" enthält. Zum Geleit erinnert die Kinder daran, dass der Krieg Mangel und Sorgen gebracht hatte.

> Das habt ihr alles selbst erlebt und wenn einer später einmal zu euch spräche: „Vorwärts in den frischen fröhlichen Krieg!", da würdet ihr sicher recht böse sein und erwidern: „Danke schön, einen Krieg haben wir schon einmal mitgemacht, aber frisch und fröhlich war er nicht." (Aus alter und neuer Zeit 1919, Seite nicht paginiert)

Das klingt wie die Antwort auf die zahlreichen Bücher, in denen der Krieg als „frisch und fröhlich" geschildert wird. (Vgl. dazu Zum ersten Mal im Feuer in Smolle 1918.)

Interessant ist darunter eine Geschichte von **A[nneliese] Lamatsch:** Warum wir nicht mehr „Krieg" spielen wollen. Ein Mann mit nur einem Bein schaut Kindern zu, die Krieg spielen. Er fordert sie auf: „ ‚[...] Kommt dort zu der Bank, da will ich erzählen, wie es im Krieg w i r k l i c h zugeht.'" (ebd. S.5; Hervorhebung im Text). Er erzählt, dass der Verlust des Beines nicht einmal das Schlimmste war; noch viel ärger war das Ausharren im Schützengraben bei Regen und Kälte. Und wie er im Nahkampf einen jungen Franzosen erstochen hat. Die Kinder zählen dann auf, was sie an schrecklichen Folgen aus ihrer Umgebung wissen. Aber genauso hart trifft sie die Mitteilung, dass auch das liebe, brave Pferd des Mannes erschossen wurde.

> „Der Krieg muß ja f u r c h t b a r sein!" sagte da ein Mädchen mit Tränen in den Augen. Und Kurt rief: „Ich wollte, es gäb' nie, nie wieder einen!" – „Es wird und

> darf auch keinen mehr geben“, sagte da der Soldat fest. „So ein entsetzliches Elend d a r f nicht mehr kommen. Und wenn i h r einmal Männer seid, dann werdet ihr’s nicht dulden, nicht wahr? Wollt ihr mir das versprechen?“ „Ja“, riefen die Kinder aus Herzensgrund. (Ebd. S. 7f. Hervorhebung im Text)

In dem 1928 erschienenen Buch ***Hoch die Republik*** lautet das erste Kapitel „Der große Krieg“; darin heißt es:

> Als ich noch ein kleines Mädchen war, da lebte in der Hofburg der alte Kaiser. Dem gehorchte ganz Österreich [...]. Der Kaiser wußte nichts von mir und meinen Eltern. Ich aber kannte ihn, denn sein Bild war überall zu sehen [...].
>
> Der Kaiser war immer von Dienern und Soldaten umgeben und trug gewöhnlich eine schöne Uniform, weil er das Militär viel lieben hatte als alle anderen Leute in seinem Lande.
>
> Das Militär aber war zum Kriegführen da. [...]
>
> „Ein Krieg ist schön!“ sagten die Jungen. „Im Krieg kann man zeigen, ob man mutig und tapfer ist.“ (Hoch die Republik 1928, S.6)

Ein alter Mann widerspricht zwar und sagt, dass der Krieg schrecklich ist, aber die Leute verstehen ihn nicht und wollen ihm nicht glauben.

Aussagen über den Kaiser wie die zitierten waren in der Republik nicht erwünscht und das Buch wurde verboten (s. Kapitel STAAT, 2. Periode).

F. K. Ginzkey: ***Florians wundersame Reise über die Tapete*** (1930) wurde schon im Kapitel FAMILIE besprochen. Kritik am Militarismus kommt hauptsächlich in der Illustration der Ausgabe von 1930 zum Ausdruck, im Text könnte man darüber hinweglesen, im Bild ist aber nicht zu übersehen, dass der Wurstel einen Orden bekommt und er sieht aus wie ein hölzerner Hampelmann (Abb. 52). Ginzkey war offenbar nicht gern und kein guter Soldat (vgl. Koppensteiner 1966).

Dazu passt die Kritik in der Literatur an den Offizieren, die für den Ausgang des Krieges verantwortlich gemacht werden (vgl. Strelka 1994).

Besonders bei den sozialistischen Autoren gibt es in den Kinder- und Jugendbüchern Passagen, die den Krieg verurteilen. So erklärt z.B. in dem Märchen ***Zizibe*** (1955) von **Josef Pazelt** der Rabe Sylvester Aaser dem Mäusevater, wie er vor achtzig Jahren eine Menschenschlacht miterlebt hat und wie es da zugeht:

> „Der Mensch tötet alle möglichen Tiere. Es ist aber niemand da, der den Menschen tötet. Deswegen besorgt er das von Zeit zu Zeit selbst. [...] Da geht’s Hundert gegen Hundert, Tausend gegen Tausend, in den letzten Jahren sogar Millionen gegen Millionen. Das ist Arbeit im großen. So was nennt er dann eine Schlacht. Damit eine solche stattfinden kann und damit seine Kinder in ihren Schulen das besser lernen können, baut er Städte und von einer solchen Schlacht bekommt dann die Stadt ihren Namen.“
>
> „Wer hat denn in Ihrer Menschenschlacht gesiegt?“

„Die Menschen.“

„Und wer hat verloren?“

„Der M e n s c h. Das ist in jeder Schlacht so. Wo Menschen gegen Menschen kämpfen, da verliert immer der M e n s c h. Und die Niederlage d e s Menschen ist immer größer als die Siege d e r Menschen. D i e M e n s c h e n haben den Krieg erfunden. D e r M e n s c h wird den Frieden finden müssen. [...]“ (Pazelt 1955, S. 16f)

In dem Buch ***Tirilin reist um die Welt*** (1931) von **Fritz Rosenfeld (Friedrich Feld)** kommen Tirilin und Bob auf ihrer Suche nach dem Märchenland nach Balbuk, eine Geisterstadt, in der jede Nacht spukhafte Ratten und Katzen gegeneinander kämpfen wie in einem richtigen Krieg.

Ein alter Hirte erzählt den Buben die Geschichte der Stadt: Balbuk war Grenzstadt zwischen den Gebieten zweier Emire, die lange in Frieden mit einander lebten, bis eines Tages die Kaufleute des einen Reiches auf das andere neidisch wurden. So entstand ein Krieg. Die Habgier der Kaufleute schürte den Hass im Volk und überzeugte auch den Emir davon, dass ein Krieg notwendig sei, denn wenn die Händler seines Reiches arm würden, könnten sie keine Steuern zahlen. Sie versprachen ihm einen Anteil am Gewinn, wenn die Kaufleute des anderen Reiches vernichtet wären.

Da sagte der gelbe Emir zu seinem Volk:

„Das Reich des grauen Emir verfolgt uns mit seinem Haß, wir müssen es strafen. Seit jeher waren sie unsere Feinde, sie neiden uns das tägliche Brot, Allah zürnt ihnen und wird uns helfen, sie zu vernichten. Unsere Ehre duldet es nicht, mit ihnen die gleiche Luft zu atmen. Auf, zu den Waffen! Nicht eher ruhe euer Arm, bis der letzte Krieger des grauen Emir ins Grab gesunken ist.“

Und das Volk des gelben Emir glaubte diesen Worten, es hörte nicht die Habgier der Kaufleute und die Lüge des Herrschers aus ihnen heraus. (Feld 1931, S.121)

In diese wenigen Sätze hat der Autor alles eingebaut, was als Begründung für einen Krieg immer wieder angeführt wird: Die anderen waren immer schon unsere Feinde; sie tun Unrecht, wir müssen sie strafen; sie gönnen uns nicht einmal das Notwendigste; Gott ist auf unserer Seite; wir müssen unsere Ehre verteidigen; und am Schluss ein flammender Appell zum Kämpfen. Und einem Herrscher glaubt man, man vertraut ihm, man will nicht glauben oder kommt gar nicht auf die Idee, dass er lügen könnte. Auch das Interesse der Waffenhändler betont der Autor.

Aber Friedrich Feld lässt seine Leser nicht ohne eine Idee, wie es besser werden könnte. Die Bewohner von Balbuk haben den Krieg satt und ziehen fort.

„[...] Und so suchten die Bewohner Balbuks ein Land, in dem es keinen Fürsten gab und keine Feldherren, keinen Kaufmann und keinen Krieger; in dem sie

> von ihrer Hände Arbeit leben konnten, ohne vom Hass und von der Habgier des Nachbarn ihr Werk immer wieder zerstört zu sehen. [...]“ (Ebd. S. 124)

Dass die Idee illusorisch ist, macht nichts, es ist ja ein Märchen. Ebenso märchenhaft ist die Erfüllung des Fluches, den die Bewohner von Balbuk aussprechen:

> Die Heerführer und Offiziere und Kaufleute des gelben und des grauen Emir sollten von nun ab selbst den Streit auskämpfen, den sie schürten. Allnächtlich sollten sie in der Gestalt wilder Katzen und wilder Ratten einander überfallen und zerfleischen, unersättlich, mit unstillbarem Haß. (Ebd. S.123)

V. B. Jugendliteratur

V. B. 1. Periode: 1890 - 1914

In der Reihe **„Prohaskas Jugend- und Volksbücher“** erschienen zwei Bände von **Ferdinand Zöhrer** (bearbeitet von Franz Huschak): ***Am Lagerfeuer*** und ***Unter dem Kaiseradler*** (beide nicht datiert), die in mehreren Erzählungen den Bogen der österreichischen Geschichte und ihrer Kriege von der Ersten Türkenbelagerung bis zur Schlacht bei Königgrätz 1866 spannen. Diese Bücher wurden ausdrücklich (wenn auch nicht ausschließlich) für die Jugend geschrieben. Der Bildungscharakter wird unterstrichen durch die zahlreichen Fußnoten und Klammerausdrücke, in denen Wörter, die dem Leser oder der Leserin unbekannt sein könnten, erklärt werden.

Viele Erzählungen sind in einen Rahmen gekleidet. Vor oder nach einer Schlacht erzählt ein meist älterer Soldat am Lagerfeuer von früheren Kämpfen. Von vielen der hier vorkommenden Helden wird auch in anderen Büchern ausführlich erzählt.

1. Der Offizier als Vater und Vorbild

In der Erzählung ***Poldl***. (1902) verbindet **Benno Imendörffer** die historischen Kämpfe gegen die Türken mit dem Telemach-Motiv. Die Erzählung enthält viele für die damalige Kriegsliteratur typische Elemente. Die Handlung beginnt mit der zweiten Türkenbelagerung im Jahr 1683 und endet ca. 1700.[91] Sie ist in drei Teile gegliedert: „Heimatlos“ – „Unter Prinz Eugens Fahnen“ – „Heimkehr“. Der erste und der dritte Teil spielen in Poldls Heimat in Niederösterreich.

Im ersten Teil wird der achtjährige Poldl Obermüller, Sohn eines Müllers, im Wald von den Türken gefangen genommen, unabhängig davon fallen auch die Eltern den Feinden

[91] Imendörffer schrieb auch ein Sachbuch, *Die Verteidigung Wiens im Jahre 1683* (1918). Die Einleitung gibt einen groben Überblick über die zweite Türkenbelagerung. Anschließend sind Dokumente zitiert.

in die Hände. Vom Gefangenenlager aus verfolgt Poldl die Schlacht um Wien. Nach der Niederlage der Türken sind er und seine Leidensgenossen frei, und da der Bub als Waise gilt, nimmt ihn der Graf von Wartenegg zu sich und wird für Poldl ein zweiter Vater.

Mit zwanzig Jahren (hier beginnt der zweite Teil) geht Poldl zum Heer, nicht zuletzt auch um nach seinen Eltern zu suchen, die er in türkischer Gefangenschaft vermutet. Schon am ersten Tag beim Militär trifft Poldl auf einen Gegenspieler und auf einen Gönner. Sein Widerpart heißt Werbel; der Name weckt Assoziationen mit Kriegswerbern, durch die Leute zum Militär kamen, die nicht so edle Motive hatten wie Poldl.

> [Werbel] war ein wüster Geselle, der den Krieg seit langem aus Erfahrung kannte. Schon sein Äußeres war wenig anziehend: seiner hohen grobknochigen Gestalt mit den unverhältnismäßig langen Armen und gekrümmten Beinen stand die kriegerische Tracht nicht eben sehr kleidsam. Der Waffenrock mit den breiten Schößen, die weiten Pluderhosen und die hohen schweren Reitstiefel schienen dennoch für seine groben Glieder zu weit zu sein. Unter dem Federhute sah man ein rotes, aufgedunsenes Gesicht mit kleinen hinterlistigen Augen; das Ganze umrahmten lang herabhängende rötliche Haare, ein mächtiger Schnurr- und Knebelbart von derselben Farbe gaben dem Gesichte einen martialischen Ausdruck, der noch durch eine breite Narbe quer über die Stirn erhöht wurde. (Imendörffer 1902, S. 59)

Der schlechte Charakter ist an stereotypen Äußerlichkeiten erkennbar. (Siehe Kapitel FAMILIE, *Bange Tage*) Böse Menschen haben kleine listige Augen, rote Haare, gekrümmte Beine; der Gestalt fehlt das Ebenmaß. Hier kommt sogar noch eine Narbe dazu. Der äußeren Hässlichkeit entspricht eine innere: Werbel sitzt schon am Morgen „bei Wein und Würfelspiel“, während Poldl nur dazu kommt, um „bei einem bescheidenen Mahle seinen Hunger zu stillen“ (ebd.).

Der streitsüchtige Werbel fordert Poldl heraus, beide ziehen ihre Degen, wodurch sie gegen eine strenge Militärregel verstoßen. Werbel wird strafversetzt, während Poldls Unschuld nicht nur von den Zeugen bestätigt wird, auch sein „ruhiges Auftreten“ und „besonnenes Wesen, das von Werbels blindem Wüten so vorteilhaft abgestochen hatte“ (ebd. S. 63), sind dem Oberst Erich von Hartenstein aufgefallen. Anders als die „hinterlistigen Augen“ Werbels gefallen dem Oberst „die Augen Poldls, der treuherzig den Blick erwiderte“, und die Lebensgeschichte, die der Bursche erzählt, „schlicht und treuherzig vorgetragen, trug so sehr den Stempel der Wahrheit, daß Poldl nun vollends das Herz des alten Haudegens gewann“ und der Oberst den „schmucken Reiter“ in seinen persönlichen Dienst nimmt (ebd. S. 64f).

Werbels rohes Wesen wird zwar mit dem Krieg in Verbindung gebracht, aber der Krieg ist es nicht, der den Charakter der Menschen verdirbt oder ihre Gefühle verhärtet. Denn der Oberst wird zwar als „Haudegen“ bezeichnet und gilt als strenger Mann, „hinter dessen

rauher Außenseite sich ein warmes Herz verbarg“ (ebd. S. 65). Und als im dritten Teil der Erzählung Poldl und der Oberst in Wien wieder zusammentreffen, übermannt letzteren das Gefühl, „und ehe sich Poldl dessen versah, hatte ihn der alte Kriegsmann umarmt, während Tränen der Rührung über seine braunroten Wangen rollten.“ (ebd. S.138). In der ersten Schlacht schon rettet Poldl dem Oberst das Leben,[92] er selbst wird dabei an der Schulter verwundet. Der Vorgesetzte verspricht sich zu revanchieren: „Das war für Poldl zu viel, er vergaß ganz die militärische Haltung, als er nach der Hand seines Gönners griff, wie um sie zu küssen […].“ (ebd. S. 76). Der Handkuss war als Zeichen höchster Dankbarkeit auch bei Männern angebracht.

Der Oberst schenkt Poldl eine Pistole, die der Bursche als die seines Vaters erkennt (ein türkischer Pascha hat sie dem Vater abgenommen und später dem Oberst geschenkt) – das ist die erste Spur, die der Sohn von seinen Eltern findet.

Im Gefolge des Oberst Hartenstein hat Poldl außerordentliches Glück, er kann Prinz Eugen immer wieder aus der Nähe sehen:

> In der kleinen unscheinbaren Gestalt hätte man wohl kaum den größten Feldherrn seiner Zeit vermutet. Und doch beugten sich die im Kriege ergrauten Generale [sic] seiner Umgebung willig der Einsicht des erst Vierunddreißigjährigen. Freilich, das feurige Auge, das so scharf in die Ferne spähte und das sonst wenig anziehende, etwas zu lange Gesicht mit dem starken Kinn so sehr belebte, dass man es fast für schön hätte gelten lassen können, dieses Auge allein genügte, die Bedeutung des Mannes ahnen zu lassen. (Ebd. S.67)

Der Autor muss in einem Dilemma gewesen sein. Dass Prinz Eugen klein, keine imposante Erscheinung und möglicherweise sogar häßlich war, daran kommt kein Historiker vorbei. So ist es denn wenigstens das Auge, das den Prinzen nun doch wieder – fast – schön sein läßt.

Bei der Feste Schebsche an der Bosna begeht Poldl eine Waghalsigkeit, wie sie öfters in der Kriegsliteratur für Jugendliche beschrieben wird und an deren Wahrheitsgehalt und Wert als Vorbild man ernsthaft zweifeln muss: Ein Soldat unternimmt etwas ohne oder sogar gegen den Befehl eines Vorgesetzten und verschafft – in der Jugendliteratur immer – seiner Truppe dadurch einen Vorteil; nie bringt die Eigenmächtigkeit der Truppe einen Nachteil. Anstatt den Ungehorsamen vor das Kriegsgericht zu stellen, bekommt er schlimmstenfalls eine Rüge von seinem Vorgesetzten, zugleich aber auch noch eine Belohnung.[93] Hier hat Poldl ohne Erlaubnis die Feste ausspioniert und eine Bresche in der Mauer entdeckt. Der

[92] Dieses Detail kommt oft vor; vgl. Bienenstein: *Vor hundert Jahren.*

[93] Vgl.Bienenstein: *Vor hundert Jahren*. Die Eigenmächtigkeit von Soldaten, „Siegen ohne Befehl“ ist auch ein Thema in der allgemeinnen Literatur. Peter von Matt geht ihm literarhistorisch nach und untersucht speziell Heinrich von Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“. (Vgl. das Kapitel „Vor dem eisernen Vater“ in Matt 1995.) Der Unterschied besteht darin, dass die Beispiele in der Jugendliteratur immer gut ausgehen.

Oberst greift mit seiner Truppe sofort an, bevor die Schwachstelle ausgebessert ist. Poldl bekommt zwar eine Rüge vom Oberst, aber gleichzeitig sind ihm alle dankbar, sogar Prinz Eugen profitiert von Poldls Vorarbeiten und kann Schebsche ohne Mühe einnehmen.

In der Feste findet Poldl unter den nun befreiten Gefangenen seine Mutter. Er muss sie aber wieder verlassen und weiterziehen. Oberst Hartenstein wird am Bein verwundert und bleibt in der Feste zurück, wo er von Poldls Mutter gepflegt wird.

Nun geht es gegen Sarajevo. Poldl wird als Parlamentär mit weißer Flagge ausgeschickt, ein Trompeter begleitet ihn. Türken kommen ihnen entgegen und missachten die weiße Flagge, der Trompeter wird erschossen, Poldl verwundet.[94] Er wird in das Haus eines türkischen Kaufmanns gebracht, das als Lazarett verwendet wird. Poldl hat seine Pistole neben sich liegen. Ein Sklave kommt, um ihn zu bedienen, sieht und erkennt die Pistole als die seine – und Vater und Sohn erkennen einander.

Nun kann Poldl das Militär verlassen und mit seinem Vater nach Wien zurückkehren. Dort treffen sie die Mutter wieder, die Oberst Hartenstein nach seiner Genesung nach Wien begleitet hat und bei ihm geblieben ist.

Stilistisch ist die Erzählung mit ihren Stereotypen nicht gerade erstklassige Literatur, aber die Handlung ist gut aufgebaut und spannend. Und mit Lokal- und Zeitkolorit hat sich der Autor große Mühe gegeben.

Der Krieg wird weder verurteilt noch verherrlicht; allerdings überwiegt die Schilderung der positiven Beziehungen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Bedenklich ist, dass Gut und Bös an solchen Äußerlichkeiten festgemacht werden wie rote Haare, voller oder dünner Bart oder körperliche Missbildung, für die der Mensch nichts kann.

Auch **Konrad Ritter von Zdekauer** schildert in den Erzählungen ***Von der Adria und aus den schwarzen Bergen*** (1911) den politischen Kampf auf dem Balkan als einen Kampf des Christentums gegen die Muslime. Auch hier wird die Persönlichkeit Prinz Eugens besonders hervorgehoben. In Ein treuer Diener kommt Antonio Moron als Unterhändler zu Prinz Eugen. Eine Begegnung mit dem Feldherrn wird immer sehr dramatisch beschrieben.

> Beklommenen Herzens schritt er in das einfache Zelt, um vor den größten Feldherrn seiner Zeit hinzutreten. Dieser stand an einen Feldtisch gelehnt, auf dem Karten und Pläne ausgebreitet lagen, und blickte die Eintretenden, die sich tief verneigten, aus seinen klugen Augen scharf an. (Zdekauer 1911, S. 92)

Der Prinz macht Antonio zunächst Vorhaltungen, wobei er ihn in der dritten Person anredet, was in der Jugendliteratur selten ist.

---

[94] Das ist die gleiche Episode, die Zdekauer in *Ein treuer Diener* erzählt.

> Dann ergriff er, sich an Antonio wendend, das Wort: „Man hat ihn aus der Stadt zu mir gesandt, um Gnade und Schonung von mir zu erbitten. Weiß er, wie sich der Feind gegen meine Leute benommen hat? Weiß er, daß sie gegen alles Völkerrecht auf meinen Parlamentär geschossen, mir den Fähnrich verwundet und seinen Trompeter getötet haben? Kann ich nach solchem Affront* (*Fußnote: Schimpf, Beleidigung) die Stadt noch länger schonen? .... Danach haben sie nichts verdient, als daß man ihnen ihre Häuser niederbrennt und sie samt und sonders niedermetzelt, denn sie sind alle Verräter und würden es mit uns nicht anders machen, wenn sie könnten!“ Der Prinz stieß diese Sätze kurz und heftig hervor, und als er seine Rede geendet hatte flog Zornesröte über sein ausdrucksvolles Antlitz. (Ebd. S. 92f)

In der Beschreibung des Prinzen sind es zwar wieder seine „klugen Augen“, der scharfe Blick und sein „ausdrucksvolles Antlitz“, die ihn auszeichnen. Aber er wird auch als jemand gezeigt, der in Zorn geraten kann, und das ist ungewöhnlich. Die rhetorischen Fragen, mit denen er den Unterhändler empfängt, geben seiner Sprache, und damit auf dem Weg der indirekten Charakterisierung der Person eine gewisse Dynamik.

Zdekauer ist als Schriftsteller höher einzustufen als Zöhrer.

Zum Thema Türkenkriege sei noch **Julius Reupers** ***Helden zur See*** (1908 a) erwähnt. Das Buch verdient insofern Beachtung, als es eines der wenigen ist, die von Seekriegen erzählen. In den 56 chronologisch geordneten Geschichten, beginnend mit der Antike, werden die Heldentaten anderer Nationen ebenso gelobt wie die der Österreicher. Nicht alle Ereignisse haben mit Krieg zu tun; auch Forschungsfahrten, z.B. ins nördliche Eismeer, werden geschildert.

„Donner und Doria!“ erzählt den Kampf gegen die Türken im Jahr 1532 unter Karl V. Oberbefehlshaber über die verbündeten Österreicher und Genuesen ist Andrea Doria, der als vielseitiges Talent gepriesen wird. Zu seinen Leistungen zählen strategische Neuerungen, die ihm Erfolge in den Schlachten gebracht haben. Er hat den Bau der Segelschiffe und durch Übungen auch die Taktik des Seekrieges wesentlich verbessert. Außerdem hat er die Türken nicht nur zu Wasser, sondern auch zu Land angegriffen, was sich bis dahin niemand getraut hat. Sein Aussehen entspricht dem eines typischen Helden.

> Hoch aufragend von Gestalt, ungebeugt von der Last seiner dreiundsechzig Lebensjahre, stand dieser berühmte Seeheld an Bord seines Flaggschiffes. Ein schneeweißer Bart zwar flatterte auf die breite Brust herab, Mannesmut und Jugendfeuer aber blitzten aus seinen Augen, und Gehorsam heischend ertönte seine mächtige Stimme. (Reuper 1908 a, S. 66f)

Karl V. und Andrea Doria (später auch sein Neffe Giovanni Andrea Doria) sind auch die Helden einer weiteren Geschichte mit dem Titel Der Korsarenkrieg um die Eroberung von Tunis 1535.[95]

Ein jugendlicher Sieger ist der Titel der zeitlich anschließenden Geschichte. Der junge Don Juan d'Austria besiegt die Türken 1571 in der Schlacht bei Lepanto in der Meerenge von Korinth. Danach ist die Seemacht der Türken für immer gebrochen und eine Gefahr für das Christentum abgewendet. Papst Pius V. läßt zum Andenken an den Sieg einen kirchlichen Feiertag einführen, das Fest der „Maria vom Siege" (vgl. ebd. S.76). „Der gefeierte Name des jugendlichen Siegers widerhallte daher mit Recht von einem Ende der Christenheit bis zum anderen [...]". (ebd.)

Ein weiterer Roman von **Julius Reuper** ist ***Andreas Hofer und seine Getreuen*** (1908 b). Andreas Hofer war zwar kein Offizier, hatte aber für seine Anhänger die gleiche Bedeutung. Und auch er wird manchmal als Vater und immer als Vorbild gefeiert.

Das Buch ist in der Union Deutsche Verlagsgesellschaft erschienen; für die deutschen Leser hat der Autor mundartliche oder typisch österreichische Wörter in Klammer erklärt.

Die Zeit der Handlung erstreckt sich von 1809 bis 1824, geht also über den Tod Andreas Hofers und Josef Speckbachers hinaus. Mit dem Leben dieser beiden Männer verknüpft ist das Schicksal des in Graz geborenen Kajetan Sweth und des Innsbruckers Franz Hauger, beide ehemalige Studenten der Salzburger Universität und zur Zeit der Freiheitskämpfe Schreiber für Hofer bzw. Speckbacher.

Die Tiroler Freiheitskämpfe sind in dieser Erzählung sehr detailliert und relativ sachlich und informativ geschildert. In die Handlung eingeflochten sind auch geografische und geschichtliche Erklärungen und die Schilderung lokaler Sehenswürdigkeiten (z.B. die Wasserspiele in Hellbrunn, vgl. Reuper 1908 b, S. 23ff; oder die Beschreibung des Salzbergwerks bei Hallein ebd. S. 28ff), vermutlich auch für die deutschen Leser gedacht. Zweimal zitiert der Autor den Wortlaut von Briefen, die er in einer Fußnote als „historisch" ausgibt (vgl. ebd. S.146 und 177).

Den unmittelbaren Anlass für den Aufstand der Tiroler sieht Reuper in der Willkürherrschaft der bayrischen Beamten. König Maximilian Josef von Bayern macht er keinen Vorwurf, aber die Beamten ignorierten das im Friedensvertrag von Preßburg den Tirolern zugesicherte Recht, ihre traditionelle Lebensweise beizubehalten. Gegen die fremde Autorität lehnt sich das Volk auf.

[95] Dieser Krieg wird auch in Hans Fraungruber: *Hoch Habsburg* beschrieben.

In der Beschreibung der Figuren geht Reuter den Weg vieler Autoren seiner Zeit, indem er Charakterzüge am äußeren Erscheinungsbild festmacht. Graf Stadion zum Beispiel kommt in einer „goldstrahlenden Uniform“ zur Besprechung und eine „hohe Stirn und durchgeistigte Gesichtszüge deuteten auf hervorragende Fähigkeiten“ hin (ebd. S. 5). In Erzherzog Johann

> sahen die wackeren Tiroler sich [...] einem schlanken jungen General in goldstrotzender Uniform gegenüber. Es war ihr fast abgöttisch verehrter, erst im achtundzwanzigsten Lebensjahre stehender „Prinz Hans“. Mit herzgewinnender Freundlichkeit reichte der den Besuchern die Hand. (Ebd. S.12)

Die Leutseligkeit des Erzherzogs wird mehrfach erwähnt und auch seine Freigebigkeit; er schenkt den Tirolern hundertzwanzig Dukaten für Schießübungen.

In Gegensatz zu den hohen Herren sind die Tiroler „schlichte Söhne der Berge“ (ebd. S.12). Andreas Hofer wird geradezu als naiv dargestellt. Am Beginn der Erzählung sitzt er in seiner auffallenden Tracht mitten im Parterre des Kärntnertortheaters in einer „Komödi“, wie er sie nennt (ebd. S.8), und ist nur schwer zu bewegen, das Theater zu verlassen. Dabei hat er versprochen, sich verborgen zu halten, damit die Franzosen und Bayern nicht merken, dass etwas im Gange ist – schließlich ist er mit zwei anderen Tirolern nach Wien gekommen, um einen Aufstand gegen die Franzosen vorzubereiten. Hofer hat gemeint, dass er sich nur tagsüber nicht in den Gassen zeigen soll, am Abend im Theater sieht er keine Gefahr (vgl. ebd. S. 7).

Hofers Aussehen ist so beschrieben, wie er auf dem Bild eines unbekannten Malers dargestellt ist:

> [...] eine große, breitschultrige Gestalt in der malerischen Tracht des Tales, jedoch mit einem bis auf den breiten Ledergurt herabfallenden schwarzen Barte, trat ins Zimmer.
>
> [...]
>
> Kajetan hatte [...] seinen Blick vom Sandwirt nicht abgewandt. Dessen volles Gesicht mit den treuherzig blickenden Augen machte einen äußerst gewinnenden Eindruck auf den Beschauer und die Tracht der Passeier kleidete ihren Träger vortrefflich. Unter der grünen Lodenjoppe lugte ein roter Brustfleck hervor; auf dem schwarzen Ledergurt prangten die eingestickten Buchstaben „A. H.“ Dazu kamen die schwarzledernen Kniehosen, ein breit umgeschlagener Hemdkragen, blaue Strümpfe in weit ausgeschnittenen Schuhen und ein breitkrempiger, seitwärts aufgebogener Hut. Diese heimische Tracht verlieh Hofers Erscheinung im Verein mit dem tief über die Brust herabfallenden Barte etwas Würdevolles und Behäbiges zugleich. Ein kleines Kruzifix hing ihm um den Hals. (Ebd. S. 57f)

Seine Bescheidenheit legt Hofer nicht ab, als er in Innsbruck in die Hofburg einzieht als „Stadthalter des Kaisers“, als „stellvertretender Graf von Tirol“, als „Kaiserlicher Kommandant von Tirol“ (alles ebd. S. 70). Er bezieht „einige der bescheidensten Zimmer“

(ebd.) und gewährt sich ein Gehalt von 45 Kreuzern täglich, die er dem Wirt für seine Verköstigung zahlt (vgl. ebd.). „Für die fünfundvierzig Kreuzer jedoch stellte der schlichte Dorfwirt im Lodenrock, der nicht einmal seinen Vornamen richtig schreiben konnte, Ruhe und Ordnung im Lande wieder her.“ (ebd. S. 71). Er betet täglich in der Hofkirche; tagsüber erledigt er die für ihn „ungewohnten Regierungsgeschäfte“ und abends sitzt er in „Hemdärmeln“ mit Freunden, denen er ein einfaches Nachtmahl vorsetzt, beisammen und spielt Karten. Und als Abschluss des Abends wird noch einmal gebetet (ebd.).

In der Beschreibung des Verräters Raffl kommen wieder die Klischees durch; er ist „ein schlecht gekleideter, rotbärtiger Bauer“ (ebd. S. 114).

> Ein schlecht beleumdeter Bauer aus einem Dorfe bei Meran war’s, der zwar ein kleines Anwesen besaß, den Sommer hindurch sich jedoch als Viehhirt im Passeiertal zu verdingen pflegte, zur Winterzeit dagegen einen Branntweinschmuggel betrieb und daneben bettelnd das Tal durchstreifte. (Ebd. S.115)

Als er Hofer gefunden hat, schweift ein „tückischer Blick aus den kleinen Augen“ umher (ebd.).

Sowohl Speckbacher als auch Hofer können und wollen die Nachricht vom Friedensschluss von Schönbrunn nicht glauben und kämpfen weiter. Der Brief trägt zwar die Unterschrift Erzherzog Johanns, nicht aber das Siegel, was Hofers Misstrauen erregt.

> Ungläubig blickte er die Überbringer des Schreibens an.
>
> Deren Führer, ein Freiherr v o n L i c h t e n t h u r n, wurde von Hofers Unglauben so peinlich erregt, daß er, von einem Anfalle der häufig bei ihm auftretenden Fallsucht ergriffen, unter heftigen Zuckungen zu Boden sank.
>
> „Da“, sagte der Sandwirt nun, „seht ihr die Strafe Gottes! Lug nur ist alles und Trug!“
>
> In dieser Ansicht bestärkten ihn sofort mehrere der Anwesenden, am eifrigsten der blindwütige Aufwiegler von Kolb und der Pater Joachim [Haspinger]. Einsichtsvollere dagegen, besonders der Major Sieberer und der Priester Danej, erklärten das Schreiben für echt. Hofer jedoch glaubte nicht ihnen, sondern den Zweiflern. (Ebd. S.95, Hervorh. im Text)

Das Ergebnis ist eine Niederlage auf dem Berg Isel. Nachdem Hofer danach bereits einen Aufruf zur Niederlegung der Waffen erlassen hat, wird er von seinen Leuten erpresst. Haspinger und Kolb wollen von einer Waffenstreckung nichts wissen. Ein Passeier Bauer fordert ihn mit vorgehaltenem Stutzen auf weiterzukämpfen. Also ruft Hofer die Schützen neuerlich zu den Waffen. Schließlich sieht er die Aussichtslosigkeit des Unterfangens ein und gibt auf. Haspinger und andere fliehen. Hofer und Peter Mayr bleiben in Tirol.

Auffällig in Reupers Darstellung ist auch das Zögern Hofers in den letzten Wochen vor seiner Festnahme und seine fast kindliche Abhängigkeit von seinen Landesherren, dem Kaiser und dem Erzherzog. Er ist fest entschlossen, Tirol nicht zu verlassen, obwohl er in

Lebensgefahr ist, und als die Freunde immer mehr darauf drängen, dass er nach Wien gehen soll, kann er keinen eigenen Entschluss fassen, sondern fordert Sweth auf, einen Brief zu schreiben „an den Kaiser Franz, daß er mir beistehen möcht' mit Rat und Tat." (ebd. S.117). Selbst als man ihm einen Pass auf einen anderen Namen bringt und der Verräter Raffl schon sein Versteck gefunden hat, nützen alle Vorstellungen, dass ein Brief an den Kaiser und die Antwort viel zu lang brauchen würden, nichts. Dem Kaiser würde er folgen, aber unter seinesgleichen fühlt er sich als Autorität: „ ‚Was i g'sagt hab', entgegnete Hofer, ‚dabei bleibt's. Setz di also nieder, Döninger, und schreib!'" (ebd.S.117). Als man ihm vorhält, dass ihm lebenslange Gefangenschaft oder gar der Tod drohe, sagt Hofer in seinem kindlichen Glauben: „[...] Der gute Kaiser Franz aber wird mi schon retten." (ebd. S.117).

Nach Hofers Hinrichtung schreibt Reuper: „Durch seinen wahrhaften Heldentod hatte der kaisertreue Sandwirt die Irrungen seiner letzten Kampfestage mit seinem Blute gesühnt." (ebd. S.134). Er war „Tirols Tell" und ist als Märtyrer gestorben.

Julius Reuper zeigt Andreas Hofer in einem anderen Licht als Springenschmid in *Sechs gegen Napoleon.* Dort murren die Bauern und wollen zurück zu ihren Feldern und müssen zu einer Fortführung des Kampfes überredet werden. Reuper zeigt den „Oberkommandanten" Hofer als zwar halsstarrigen (vgl. ebd. S.118), aber auch unsicheren und beeinflussbaren Menschen.

Fast scheint es, als läge die Sympathie des Autors nicht bei ihm, sondern bei Josef Speckbacher; es ist auch sein Bild, das als Frontispiz im Buch verwendet wird. Nach dem Krieg noch sehen ihn Hauger und Sweth als

> einen großen, bäuerisch gekleideten Mann in der Tracht der Oberinntaler stehen, mit einem Knaben an seiner Seite. [...] Der feurige Blick seiner Augen und eine kühn gebogene Nase verliehen seiner Erscheinung einen Anstrich von Kampfeslust und Mut. [...]
>
> „Sie also sind," fragte Hauger nochmals, „der berühmte Mann von Rinn, von dessen Heldentaten man sich fast Wunderdinge erzählt? [...]" (ebd. S. 39f)

Speckbacher wird als listenreicher Odysseus bezeichnet (vgl. ebd. S.143), weil es ihm immer wieder gelingt, den Verfolgern zu entkommen und sich nach Wien durchzuschlagen.

Die Geschichte von Sweth und Hauger geht noch weiter und erzählt ihre Gefangennahme durch die Franzosen, ihre Flucht, und wie sie Hofers Gebeine von Meran nach Innsbruck bringen. In der Hofkirche stehen sie vor Hofers Sarg.

> „Größere Geisteshelden als Hofer," flüsterte Kajetan dem wiedergefundenen Freunde zu, „hat es unter den Tiroler Freiheitskämpfern freilich wohl gegeben, eine kaisertreuere Seele, einen redlicheren, uneigennützigeren und liebenswerteren Vaterlandsverteidiger jedoch nicht."

> „Vorbildlich gewesen," stimmte der Freund ihm leise bei, „ist er Tausenden als ein neuzeitlicher Hagen, bis zum Tode getreu. [...]" (Ebd. S.197f)

Hans Lange: ***Die Drei Kürassiere*** (1899). Diese Erzählung ist trotz ihrer minderen literarischen Qualität in die Arbeit aufgenommen worden, weil sie besser als andere das Typische an der geistigen und literarischen Mobilmachung (vgl. Ewers 2010 und Schweiger 1989) in der Zeit der Monarchie zeigt.

Die Handlung beginnt 1796 und endet ca. 1830. Sie erzählt die Lebensgeschichte der drei Kürassiere Hans Walmor, Fritz Klobensteiner und Otto Bärenhoch in der österreichischen Armee. Die drei halten fest zusammen, weil sie alle drei aus der Steiermark sind, und bleiben auch im Heer immer beisammen.

Der rote Faden durch die Handlung ist der Krieg gegen die Franzosen, aber die Schlachten sind nur in groben Umrissen geschildert. Im Vordergrund stehen Freundschaft, Kameradschaftstreue, die Beziehung zwischen Vorgesetzten und Soldaten, und die Liebe zur Heimat und zum Kaiser – dieser kommt noch vor der Familie! Das gute Einvernehmen beim Militär wird durch nichts gestört. Es gibt keine Ungerechtigkeit, die Vorgesetzten haben immer Verständnis dafür, wenn z. B. ein Soldat Heimaturlaub möchte. Der Offizier, Herr von der Festenburg, schickt der Mutter Hans Walmors 100 Gulden, zusätzlich zu den 100, die er Hans für ein Beutepferd bezahlt hat und die Hans nach Hause schickt. Walmors Vater ist nämlich gestorben, daher muss der Sohn sein „Mütterlein" unterstützen.

Dieses Detail, der Tod des Vaters, das beim Lesen eines einzelnen Buches kaum auffällt, wird erst interessant, wenn man seine Häufigkeit beachtet und die eventuelle Bedeutung überlegt. Die Väter vieler Helden sind tot oder zumindest verschollen.

Man könnte argumentieren, dass dieser Umstand als historische Gegebenheit nicht verwunderlich ist. Das Militär stand als Beruf und Verdienstmöglichkeit jedem jungen Mann offen, auch einem, der durch ungünstige familiäre Verhältnisse (Tod des Ernährers) keinen Beruf lernen konnte und gezwungen war, für sich selbst und manchmal auch für den Rest der Familie zu sorgen.

In den Kriegsgeschichten ist es aber nicht so sehr die wirtschaftliche Notwendigkeit, die junge und meist auch tatendurstige Männer veranlasst, „des Kaisers Rock" anzuziehen, sondern die Begeisterung für Kaiser und Vaterland. Der Tod des Vaters wird dadurch kompensiert, dass der Sohn ja immer noch den besten aller Väter, den Kaiser, hat, und beim Militär gibt es einen Vorgesetzten, der immer „wie ein Vater" für seine Soldaten sorgt. Vielleicht würde das Vorhandensein eines realen, lebenden Vaters dieser Beziehung sogar im Wege stehen. Das erklärt auch, warum es in der Jugendliteratur unter den Offizieren nur gute

Menschen gibt und (nach meinem derzeitigen Forschungsstand) kein einziger schlechter Charakter vorkommt.

Dazu kommt, dass die „Mutter“ eines Soldaten fast immer in der Verkleinerungsform „Mütterlein“ genannt wird, meistens sogar ein „altes Mütterlein“ ist, das von dem freigebigen militärischen Ersatzvater mit unterstützt wird. Die realen Eltern sind verkleinert, auch symbolisch in die Ferne gerückt, unwichtig. Damit erscheint das Heer als die eigentliche – allerdings sehr männerdominierte – Familie des jungen Mannes.

So hat der unmittelbare Vorgesetzte der drei Kürassiere, Borstig (der Name ist ein Wortspiel) die sprichwörtliche raue Schale mit dem weichen Kern. Gehorsam ist nicht nur selbstverständlich, die Soldaten lieben ihre Vorgesetzten und umgekehrt. Das gute Verhältnis setzt sich unter den niederen Chargen fort: Auch die drei Kameraden lieben einander, sie umarmen und küssen einander bei jeder Gelegenheit, was zur Zeit der Entstehung des Romans offenbar keinerlei Anstoß erregt hat. Die harten Kämpfer haben eben alle auch ein weiches Herz, und sie weinen auch.

Zwei der Kürassiere, Otto und Fritz fallen in derselben Schlacht und werden gemeinsam begraben. Nur Hans verlässt das Militär gesund und kehrt heim zur Mutter. Nach vielen Jahren in der Heimat, am Ende seines Lebens hat die Schwester vor seinem Tod einen symbolhaften Traum: Seine Sünden sind aufgewogen durch die unerschütterliche Liebe und Treue dem Kaiser und dem Vaterlande gegenüber, durch Ehrlichkeit, Tapferkeit und Pflichteifer, schließlich durch die Tränen der Freude der Mutter über den braven Sohn und zuletzt auch noch durch den unerschütterlichen Glauben an den Allmächtigen (Lange 1899, S.182f).

Gegen Ende der Erzählung ist Hauptmann Borstig in Pension und erzählt Herrn Kräftig vom Krieg.

> „Ich sage Ihnen, es gibt für einen Soldaten keine angenehmere Musik, als das Donnern der Kanonen. Das ernste Dröhnen regt den Krieger auf; der Pulverdampf ist der Weihrauch des Schlachtfeldes, den athmet man in der Schlacht mit wahrhaftem Entzücken ein. Bum! bum! tönt es hüben und drüben, bum! bum! auf allen Seiten.[...]
>
> Nicht Mordlust, sondern Thatendrang durchströmt die Adern, das Bild des mit uns zufriedenen Monarchen schwebt vor den Augen und die Liebe zum Vaterlande durchglüht die Brust! Bum! bum! Hurrah! in die feindlichen Reihen und nieder mit denselben. Von uns dahigestreckt oder zerstoben ist der Feind, den wir angreifen, er ist vernichtet! [...]“ (Ebd. S.166)

Heutzutage mutet eine solche Passage wie Ironie an; es gibt aber keinen Hinweis darauf, dass sie ironisch gemeint ist.

Karl Bienenstein: ***Vor hundert Jahren*** (1909). Auch diese Erzählung beschreibt den Krieg gegen Napoleon. Josef Gschwandner hat von seinem Vater die Erlaubnis erhalten,

sich dem Freiwilligencorps anzuschließen, das 1809 in Wien gebildet wird, um gegen Napoleon gerüstet zu sein. (Siehe Kapitel FAMILIE)

Pepi Gschwandners Abteilung steht unter dem Kommando von Hauptmann von Seckendorf, das Oberkommando führt General Hiller. Der General redet seine Truppen mit „Kinder“ an (Bienenstein 1909, S. 64). Das ist natürlich nur eine Floskel, die aber doch einen Grad von Verbundenheit der Kommandierenden mit den Soldaten ausdrücken soll.

Hillers Truppe soll zur Armee von Erzherzog Karl stoßen bzw. Napoleon aufhalten und damit Karls Rückzug aus Böhmen decken.

Sehr bald hat Pepi Gschwandner Gelegenheit, seinem Vorgesetzten Seckendorf das Leben zu retten, wofür er das Verdienstkreuz bekommt und befördert wird (vgl. ebd. S.62 und 70, s. o. Imendörffer: *Poldl*).

Später werden er und einige Kameraden von der Truppe abgeschnitten, aber es gelingt ihnen immer wieder sich durchzuschlagen; einmal stehlen sie unter den Augen der bayrischen Bewacher eine Plätte und rudern damit die Donau abwärts bis Linz, um ihr Bataillon zu erreichen.

> In Linz war die kleine Schar der Freiwilligen mit Pepi an der Spitze ein Gegenstand wärmster Teilnahme. Bald war es in den Kreisen des dort stationierten Militärs allgemein bekannt geworden, auf welch kühne und zugleich schlaue Weise das tapfere Häuflein der Gefangenschaft entronnen war und besonders Pepi wurde von den Offizieren auf alle mögliche Weise ausgezeichnet. Sie luden ihn zu sich an ihren Tisch und konnten sich dabei überzeugen, daß er nicht nur ein wackerer Soldat sei, sondern auch ein Mann von feinem Benehmen und von liebenswürdiger Bescheidenheit. Obwohl er sich ganz ungezwungen benahm, vergaß er doch keinen Augenblick, daß er unter Vorgesetzten sei, denen er Achtung und Gehorsam schulde. (Ebd. S.101)

Josef Gschwandner ist nicht nur ein findiger Soldat, sondern auch weltgewandt.

Bei Ebelsberg an der Traun kommt es zu einer fürchterlichen Schlacht, die die Österreicher verlieren[96] und in der Hauptmann Seckendorf fällt. Vorher hat er mit Pepi Freundschaft geschlossen. Pepi bleibt bei dem Sterbenden und verspricht ihm seinen letzten Wunsch zu erfüllen, Seckendorfs Notizbuch dessen Eltern zu bringen (vgl. ebd. S.109f).

Bevor General Hiller Richtung Wien marschiert, gibt er „dem nachmalig so berühmten Radetzky den Befehl, den Feind nach Tunlichkeit aufzuhalten“ (ebd. S.111). Es ist eigenartig, dass Radetzky hier nur so nebenbei erwähnt wird.

In Aspern trifft Pepis Truppe auf Erzherzog Karl und folgt ihm dann nach Wagram und bis Znaim. Dort kommt es zu einer Begebenheit, die offenbar in keiner Geschichte von

[96] Dieser Schlacht ist das Kapitel Wiener Freiwillige in Zöhrer – Huschak: *Am Lagerfreuer* gewidmet.

tapferen Soldaten fehlen darf: (vgl. Imendörffer: *Poldl*) Pepi verlässt mit seinen zwölf Mann seinen Posten, um einem Dorf zu helfen, das von plündernden Franzosen bedrängt wird. Die Österreicher erschießen einige Plünderer und machen Gefangene, verlieren selbst aber keinen Mann. Danach stellt der Leutnant Pepi zur Rede, weil er seinen Posten verlassen hat und dafür Strafe verdient. Pepi muss sich beim Oberst melden und bittet „um eine gnädige Strafe" (ebd. S.161). Stattdessen verspricht ihm der Oberst eine Auszeichnung.

In Znaim wird Gschwandner gefangen genommen, gerade als der Waffenstillstand ausgerufen wird. Napoleon besichtigt die Gefangenen. Da Pepi kein regulärer Soldat, sondern

Freiwilliger ist, gilt er bei dem Franzosen als Empörer, den er einfach erschießen lassen will. Pepi verteidigt sich, dass er wie jeder Soldat den Fahneneid geschworen hat und wie jeder treue Untertan seinen Kaiser unterstützt hat.

> „Ich werde Sie aber trotzdem erschießen lassen!" entgegnete Napoleon.
>
> Doch Pepi ließ sich nicht einschüchtern, sondern sagte: „Das werden Eure Majestät nicht tun. Sie sind selbst Soldat und Sie werden keinen Soldaten erschießen lassen, der nichts anderes als seine Pflicht getan hat. Und wollen Eure Majestät die Treue gegen seinen Kaiser bestrafen, dann müßten Sie zuerst Ihre eigenen Truppen erschießen lassen, von denen wir Österreicher gelernt haben."
>
> Auf diese Worte schwieg Napoleon eine Weile, ohne aber seine stahlscharfen Augen von dem jungen Mann abzuwenden, der so furchtlos zu ihm sprach. (Ebd. S.167f)

Man beachte die „stahlscharfen Augen" Napoleons, die sich von der Beschreibung österreichischer Helden unterscheiden. Außerdem fällt auf, dass Napoleon, obwohl er der Feind war und ganz Europa in einen Krieg gestürzt hat, als menschlich und großzügig gezeigt wird, wie das folgende Zitat beweist: Napoleon fragt Pepi noch einiges; in dem Moment kommt ein französischer Offizier, dem Pepi zwei Mal geholfen hat (s. u.), und berichtet Napoleon die Vorfälle.

> Als der Offizier geendet hatte, trat der Kaiser einen Schritt näher auf Pepi zu und sagte: „Sie scheinen ein Mann zu sein, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Ich gebe Sie frei. Sagen Sie ihren Landsleuten, daß Napoleon Untertanentreue und tapferes Soldatentum zu schätzen weiß. Kehren Sie zu den Ihren zurück und dienen Sie ihrem Kaiser im Frieden so treu, wie Sie ihm mit den Waffen gedient haben."
>
> „Ich danke, Eurer Majestät!" erwiderte Pepi.
>
> Napoleon nickte ihm freundlich zu und dann schritt er weiter. (Ebd. S.169)

In der Darstellung Napoleons kommen der Respekt und die Würdigung der Leistung zum Ausdruck, die man in der Monarchie großen Feldherren, egal auf welcher Seite sie standen, gezollt hat und die noch nach dem Ersten Weltkrieg bei manchen Autoren festzustellen ist.

Nach Beendigung des Krieges wird Josef Gschwandner mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet.

Die Erzählung ist sehr informativ, und der Ton relativ sachlich; der Kriegszug wird sehr genau geschildert, mit geografischen und Datumsangaben; von wichtigen Persönlichkeiten sind Fotos und von einigen Schlachten Gemälde abgebildet.

Einer der großen österreichischen Feldherren, über den es viele Biografien gibt (z.B. von A. H. Fogowitz 1887) war Graf Radetzky. Am 24. April 1892 wurde am Hof in Wien das Radetzky Denkmal von Caspar Clemens Zumbusch enthüllt.[97] Aus diesem Anlass erschien im selben Jahr eine Biografie von **Leo Smolle** unter dem Titel ***Vater Radetzky*** (1891).

Diese Erzählung ist eine Rahmenhandlung: Zwei Invalide reden über ihre Kriegserinnerungen. In der Binnenhandlung beschreibt der Autor das Leben des Helden.

Radetzky ist klein, gedrungen, aber von kräftigem Körperbau; er geht immer aufrecht, im hohen Alter zwar mit Stock, er scheint sich aber nicht darauf zu stützen. Seine Bewegungen sind rasch und lebhaft.

> Sein Kopf war leicht zur Seite geneigt und sein Gesicht trug meist den Ausdruck gewinnender Freundlichkeit zur Schau. Aus seinen Augen sprach Munterkeit und herzliches Wohlwollen, und dennoch hatte er in seinen Mienen immer etwas Würdevolles und blickte jeden so hell und scharf an, dass man zu sagen pflegte: es sei unmöglich vor Radetzky eine Lüge zu sagen oder etwas zu verheimlichen, was man auf dem Herzen trage. (Smolle 1891, S.36)

Es ist auffallend, dass an den großen Kriegern auch immer ihre Bildung, ihr Kunstsinn gelobt wird (siehe auch die Aussagen über Prinz Eugen). Als die höchste Entwicklungsstufe des Menschen gilt das Universalgenie. Auch Radedetzky hat gern Leute von Bildung und Wissen um sich, verkehrt mit Künstlern und Schriftstellern (namentlich nennt Smolle Hackländer[98]), ist auch selbst sehr gebildet und spricht mehrere Sprachen. Er ist ein guter Reiter bis ins Alter. Äußerlich gibt Radetzky sich bescheiden, auch in der Kleidung.

> Wenn er aber auch jeden Prunk und Pomp hasste und stets schlicht und einfach blieb, so verkündeten doch sein sicheres Auftreten, sein klarer, fester Blick, die Würde, die aus allen seinen Bewegungen sprach, den geborenen Anführer. [...] Ein hervorstechender Zug seines Charakters war Güte und Leutseligkeit. (Ebd.S.39)

Wahre Autorität zeigt sich eben dadurch, dass man seinen höheren Rang nicht ständig hervorkehrt, dass man Untergebene nicht demütigt, dass man den schuldigen Gehorsam nicht einmal einfordern muss, sondern ihn freiwillig geleistet bekommt.

---

[97] (Vgl. StadtChronik Wien 1986, S.350) Das Denkmal wurde erst 1912 auf den Stubenring verlegt. Smolle lässt die Enthüllung schon im Oktober 1891 stattfinden. Vielleicht meinte er die Fertigstellung.

[98] Friedrich Wilhelm Ritter von Hackländer, 1816 – 1877 (Wilpert Bd. I. 1975).

Radetzky tröstet die Verwundeten und kann in Zorn geraten, wenn sie nicht gut verpflegt werden. Mit den Offizieren verkehrt er wie ein junger Kamerad, macht gern Witze und macht bei manchem Spaß mit.

Den beiden Invaliden legt der Autor enthusiastische Worte in den Mund. Sie loben „den freundlichen Glanz seiner Augen“ (ebd. S.6).

> „Ja, das verstand er, der Feldmarschall Radetzky, mit dem Niedrigsten aus der Armee leutselig zu sein und mit allen zu verkehren, dass es eine Art hatte; deshalb hieß er aber auch nur der
>
> V a t e r Radetzky, und wir alle liebten ihn, wie die Kinder einen guten Vater, der für sie sorgt in guten und bösen Tagen und Leid und Freud mit ihnen theilt.“ (Ebd.S.7, Hervorhebung im Text)

Leo Smolle scheint zu den feurigsten Kriegsbefürwortern gehört zu haben. Wenn er auch manches Lob den Figuren seiner Erzählung in den Mund legt, so sind auch die direkten Aussagen stark genug. So schreibt er z. B. über das Jahr 1809: „Radetzky wohnte der herrlichen Schlacht bei Aspern nicht bei“ (ebd. S.17). Dass die Habsburger bei Aspern über Napoleon gesiegt und damit endlich bewiesen haben, dass der Franzose nicht unüberwindlich ist, mag einen Österreicher mit Stolz erfüllen. Aber es gehört schon einiges dazu, eine Schlacht „herrlich“ zu finden. Und dieser Satz ist keine Ausnahme. Über den Krieg gegen Karl Albert, König von Sardinien in den Jahren 1848/49 schreibt Smolle:

> Wir wissen aus den Gesprächen der beiden wackeren Invaliden, [...] mit welcher Begeisterung die ganze Armee Radetzkys die Nachricht aufnahm, dass der König von Sardinien den Waffenstillstand aufgekündigt habe und dass wieder Krieg sein solle. Krieg unter Radetzky, das hieß ja so viel, wie neue Siege, neue Ehren, neuer Ruhm und neue Glorie.
>
> So war der 18.März des Jahres 1849 herangekommen, [...] da zog der Feldmarschall mit seinen Soldaten aus Mailands Thoren, um den Kampf, den ihm der König Albert angeboten hatte, aufzunehmen. Rauschend schmetterte die Feldmusik, lustig flatterten die kaiserlichen Fahnen im leisen Morgenwinde und auf allen Gesichtern war nur Fröhlichkeit und übermüthige Lust zu sehen, denn der Feldmarschall hatte ja versprochen, seine Soldaten, seine Kinder, in die feindliche Hauptstadt zu führen, und was Vater Radetzky versprach, das hielt er, wenn es überhaupt möglich war; das wussten alle. (Ebd. S. 26f)

Zum Abschluss zitiert Smolle ein Gedicht von Franz Grillparzer auf Radetzky:

> Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
> Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
> In deinem Lager ist Österreich,
> Wir andern sind einzelne Trümmer. (Ebd. S.30)

Noch ein zweites Mal nimmt **Leo Smolle** die Franzosenkriege zum Anlass für eine patriotische Schrift. 1913 erschien ***Eisernes Ringen um goldene Ziele*** zum hundertjährigen Gedenken an den Sieg über Napoleon bei Leipzig.[99]

Im Hauptteil enthält das Buch eine detaillierte Beschreibung der Zeit der napoleonischen Kriege. Das erste Kapitel trägt die Überschrift: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit". Mit diesem Zitat aus Schillers „Wilhelm Tell" stellt der Autor eine Parallele zum Freiheitskampf der Schweizer her. Dass dieser Kampf gegen die Habsburger gerichtet war, scheint Smolle nicht zu stören. Im Vordergrund steht für ihn die „Erniedrigung" Deutschlands (Smolle 1913, S.8), das nach dem Verzicht Kaisers Franz II. auf die deutsche Krone völlig hilflos war.

In die Schilderung der kriegerischen Ereignisse sind Gedichte, besonders solche von den „Dichtern der Befreiungskriege" eingeflochten.

Was die historischen Ereignisse betrifft, weist das Buch einige Fehler auf, die selbst einem Gymnasiasten auffallen würden. Z.B. verlegt er Andreas Hofers „Martertod" in das Jahr 1814 (S.53) (richtig wäre 1810); oder das Ende des 2. Koalitionskrieges und den Frieden von Luneville in das Jahr 1809 (S.8) (richtig: 1801). Solche Fehler machen den ehemaligen Gymnasialprofessor für Geschichte (Heller, S.392) als Autor nicht sehr vertrauenswürdig.

2. Ehre und Gewissen

Konrad Ritter von Zdekauer war 1878 Kriegsberichterstatter bei der Okkupation Bosniens und der Herzegovina. Im Vorwort zu dem Band ***Von der Adria und aus den schwarzen Bergen*** (1911) schreibt Zdekauers Biograph Otto Weißel, dass das Interesse am Süden und Südosten der Monarchie durch diese Feldzüge zugenommen habe. Die Jugend solle mit diesen Landschaften „vertraut gemacht werden, wobei es der Verfasser an Streiflichtern nicht fehlen ließ, durch welche Land und Leute, deren Sitten und Geschichte gekennzeichnet werden sollten." (Zdekauer 1911, S.V).

Die erste Erzählung, Der Reichsadler und der Löwe von San Marco, spielt im 15. Jahrhundert in Venedig und Triest. Das Hauptthema ist Verrat.

Lando, ein junger Italiener, klagt seinen ehemaligen Freund Bonomo, der aus Triest stammt und zur Ausbildung in Venedig ist, fälschlich des Mordes an, indem er einen Zettel mit seinem Namen in das berüchtigte Löwenmaul wirft. Bonomo flieht und kommt auf Umwegen in seine Heimatstadt Triest. Jahre später sind beide Männer im Kriegsdienst

[99] Im selben Jahr (1913) und aus demselben Anlass erschien ein Sachbuch von L. G. Ricek: *1813 Erhebung und Befreiung*.

aufgestiegen, Bonomo unter den Habsburgern, Lando bei den Italienern. Als Triest von den Venezianern belagert wird, kommt Bonomo als Unterhändler ins feindliche Lager und wird von Lando gefangen genommen.

Einen Parlamentär gefangen nehmen ist gegen die Kriegsregel. (Siehe den vorhergehenden Abschnitt dieser Arbeit.) Aber noch verwerflicher ist der Vorschlag Landos, Bonomo solle ihm in der Nacht heimlich ein Tor der Stadt öffnen, also der Verrat am eigenen Volk.

> Bonomo war während dieser Worte vor Abscheu und Entrüstung bleich geworden, und hätte er seiner inneren Regung gefolgt, so würde er vor dem Manne, der ihm solch entehrenden Antrag zu stellen gewagt hatte, am liebsten ausgespieen und ihm den Handschuh ins Gesicht geschlagen haben. Aber er beherrschte mit aller Gewalt seinen Zorn und erwiderte nur: „Was Ihr da gesprochen, will ich nicht gehört haben, denn darauf gibt es nur eine Antwort und die würde sich zu meiner jetzigen Sendung als Unterhändler der Stadt schlecht schicken.“ (Ebd. S.39).

So reagiert ein edler Mensch, wenn man eine unehrenhafte Handlung von ihm verlangt! Dass der Edle dem eigenen Volk (in diesem Fall den Habsburgern) und der Böse dem Feind dient, ist in den meisten Werken zum Thema Krieg selbstverständlich. Unterschiedlich ist allenfalls die Gründlichkeit, mit der Patriotismus bzw. Chauvinismus durchgezogen werden. In diesem Fall sind nicht einmal die feindlichen Venezianer mit der Gefangennahme des Parlamentärs einverstanden – so niederträchtig ist Landos Vorgehen – ob aus Berechnung oder aus Überzeugung ist nicht klar. Jedenfalls

> traten mehrere der venezianischen Edelleute, die im Heere als Offiziere dienten, in das Zelt Landos, um ihm vorzustellen, daß es denn doch nicht rühmlich sei, sich des feindlichen Feldherrn in so heimtückischer Weise zu bemächtigen, da er ja ohne Gefolge und als Unterhändler in das Lager gekommen und die Person eines solchen Abgesandten nach dem Völkerrechte unantastbar sei. (Ebd. S. 40)

Lando lässt seinen Gefangenen daraufhin frei, aber mehr aus Angst, dass Bonomo verraten könnte, dass Lando selbst der Mörder ist, als den er Bonomo seinerzeit durch das Löwenmaul angeklagt hat.

Die Schlussfolgerung aus der Erzählung ist, dass die Österreicher erstens die besseren Menschen und zweitens die besseren Kriegsführer sind (Triest wird von Habsburgischen Entsatztruppen gerettet), vielleicht gerade deshalb, weil sie charakterfeste und unerschrockene Feldherren an der Spitze haben.

Allerdings leugnet dieser Autor nicht die Vorzüge des italienischen Volkes und erinnert an die großen italienischen Künstler, indem er den Maler Gentile Bellini (1429 – 1507) einführt. Ferner findet Bonomo auf seiner Flucht Schutz bei Äneas Sylvius Piccolomini, dem späteren Papst Pius II., der zur Zeit der Handlung Bischof in Siena ist und

„der für einen der bedeutendsten und einflußreichsten Männer seiner Zeit galt und von dem es bekannt war, daß er den Triestinern als ihr einstmaliger Oberhirt eine wohlwollende Erinnerung bewahrt hatte.“ (ebd. S.23). Die Beschreibung seiner Person folgt den üblichen Klischees:

> Äneas Sylvius, der damals etwa fünfzig Jahre zählen mochte, hatte eine hohe, stattliche Gestalt, Lippen und Kinn von einem schwarzen Bärtchen umrahmt, das geistvolle Auge von edlem Feuer durchleuchtet. In einem bequemen Lehnstuhl sitzend, empfing er den Jüngling mit freundlichem Kopfnicken. (Ebd. S.24)

Diese Haltung, auch dem Feind seine Ehre zu lassen, scheint für **Zdekauer** typisch zu sein, wie seine zweite Erzählung, Ein treuer Diener, zeigt. Es geht wieder um den Krieg gegen die Türken. (Siehe auch Kapitel KIRCHE: die vorteilhafte Schilderung von Mehmed Beg.)

Das österreichische Heer unter Prinz Eugen ist bis Sarajevo vorgedrungen. Hier wird das Vorurteil einmal umgekehrt: Die Türken fürchten sich vor der Grausamkeit der Österreicher. Sarajevo wird belagert und aufgefordert, sich zu ergeben. Aber die österreichischen Parlamentäre werden angegriffen, einer wird erschossen, der andere verwundet.

> Jene wahnwitzigen Muselmänner, die den Krieg auf eigene Faust fortführen wollten, hatten diesen verräterischen Überfall veranstaltet und nun alle Vorbereitungen getroffen, dem heranrückenden Feinde von dem die Stadt beherrschenden Kastell aus einen allerdings fruchtlosen Widerstand zu bereiten.
>
> Unter diesen Umständen war auf eine milde Behandlung von Seite der Kaiserlichen nicht zu hoffen. (Ebd. S. 90)

Auch hier wird, wie in der ersten Erzählung, die Unantastbarkeit des Parlamentärs verletzt. Aber der Autor macht deutlich, dass nur eine „wahnwitzige“ Minderheit so bös ist, nicht das ganze Volk.

Antonio Moron geht nun selbst als Unterhändler zu Prinz Eugen. Während Antonio um Schonung für die Stadt bittet, eröffnen die Türken vom Kastell her das Feuer auf die Belagerer, was Prinz Eugen erbittert. Trotzdem verspricht er, die Stadt nicht niederbrennen zu lassen, aber das Plündern könne er seinen Soldaten nicht verbieten, die Kriegsbeute dürfe er ihnen nicht vorenthalten (vgl. ebd. S. 93).

Dann bittet Antonio noch, der Prinz möge die Christen unter seinem Schutz aus der Stadt fortziehen lassen und sich für die Möglichkeit ihrer Ansiedlung in Österreich einsetzen. Das wird gerne gewährt.

Diese Erzählung ist in manchen Punkten bemerkenswert. Wohl sind die unter der Regierung der Habsburger lebenden Menschen allesamt gut und tüchtig, während es auf der anderen Seite die sprichwörtliche Grausamkeit der Türken und ihren Hass auf die Christen

gibt. Aber Vorurteile und Stereotypen sind stellenweise durchbrochen. Der Türke Beg Mehmed erinnert den Leser an „den edlen Wilden“, der in manchen Abenteuerbüchern (nicht zuletzt bei Karl May) vorkommt und das Bedürfnis hat, von den fortschrittlicheren Weißen bzw. Abendländern zu lernen. Das Argument, dass es nur eine kleine radikale Gruppe ist, die den Krieg wünscht, während die Bewohner Sarajevos friedliebend sind und es dadurch beweisen, dass sie die Plünderung ruhig über sich ergehen lassen (vgl. ebd. S. 94) widerspricht ebenfalls der gängigen Meinung, dass alle Moslems Berserker seien. Damit spricht der Autor eine Überzeugung aus, die für seine Zeit nicht selbstverständlich ist: Man dürfe nicht eine ganze Gruppe für die Missetaten Einzelner bestrafen. Prinz Eugen teilt diese Überzeugung. Man kann den Erzählungen Zdekauers im Vergleich mit anderen Kriegsbüchern eine gewisse Qualität nicht absprechen.

Hans Lange: ***Die Drei Kürassiere*** (1899)

Zum Thema Heimatliebe und Verrat hat jeder der drei Kürassiere ein besonderes Erlebnis, dessen emotionale Grundlage für die damalige Zeit offenbar typisch ist.

Hans Walmor beobachtet in einem Gasthaus in Lyon einen Auftritt zwischen einem Österreicher und einigen Franzosen. Letztere schimpfen: „‚Du österreichischer Lump, du Spion, du bist jeder Missethat fähig! Hinweg von dem Tisch von Männern, die ihr Vaterland lieben!’“ (Lange1899, S. 61). Walmor erfährt, dass der Österreicher aus Krain ist und im letzten Feldzug in Deutschland für Frankreich um Geld Spionagedienste geleistet hat.

In Oberwarth im Burgenland trifft Hans Walmor den Spion wieder, wo er sich Nemeth nennt. Walmor ist sich nicht ganz sicher, ob er es ist, und will ihn weiter beobachten. Aber am nächsten Tag ist Herr Nemeth verschwunden. Das bestärkt Walmors Verdacht, aber nun kann er nichts mehr tun (ebd. S. 83f).

Eine andere Episode erzählt Walmors Kamerad Fritz. Dieser hat einen Schneider bestellt, einen Holländer, der in der französischen Armee gedient hat und in Graz desertiert ist. Fritz nennt die Tat beim Namen.

> „Somit seid Ihr ein Ausreißer, ein Deserteur!“
>
> „Eigentlich nicht ganz,“ erwiderte der Geselle. „Mein Vaterland Holland hat der französische Kaiser Napoleon eingesackt und so wurden wir Franzosen. Wir Holländer dienen diesem Kaiser ungern, weil er fortwährend Krieg führt und gar nicht in unserem Interesse. Deshalb machte ich mir kein Gewissen daraus, fahnenflüchtig zu werden.“
>
> „Diese Ansicht teile ich nicht“, entgegnete Fritz ernst. „Wenn ich einmal zu der Fahne geschworen habe, so halte ich diesen Eid, solange er mich bindet. Nun seid Ihr heimatlos geworden; Ihr dürft ungestraft Holland nicht mehr betreten. Habt Ihr keine Sehnsucht mehr nach Eueren [sic] Vaterlande ?“

> „Ach was, Vaterland!“ lachte der Geselle. „Wo ich mir mein Brot leichter verdiene, dort bleibe ich; das ist mein Vaterland!“
>
> Auf diese Worte riss Fritz seinen Rock, den der Schneider in der Arbeit hatte, aus dessen Händen und schrie: „Hinaus aus dem Hause! Wer sein Vaterland nicht liebt, der ist ein Ehrloser, der zu allem Schlechten fähig ist! Steiermark verzichtet auf so einen vaterlandslosen Menschen!“ [...]
>
> „Mein Ehrenkleid gebe ich nicht in die Hände eines Menschen, der kein Gefühl für sein Vaterland besitzt!“ sprach dabei der Lieutenant zu seinem Bruder. (Ebd. S. 82)

Der dritte Kamerad, Otto, begegnet einem Vaterlandsverächter im Urlaub in der Brauerei seines Onkels. Ein Gast fragt Otto, ob er bei Austerlitz mitgekämpft habe. Dieser antwortet, dass er dort gewesen sei, aber nicht mitgekämpft habe. Worauf der andere spöttisch meint, dass Otto aber sicher „mit gelaufen“ (er meint davongelaufen) sei. Als Otto nicht gleich versteht, erklärt der andere:

> „Seit Marengo laufen unsere Soldaten in jeder Schlacht,“ antwortete jener.
>
> Otto wurde roth im Gesichte; er ballte die Faust und schrie: „Sie erbärmliche Creatur, Sie unterstehen sich, die Soldaten des eigenen Landes zu höhnen und ihnen Feigheit vorzuwerfen? Sie verdienen, dass ich Ihnen eins mit dem Säbel über Ihr Schelmengesicht schmiere, dass Sie davon bis zu Ihrem Lebensende genug haben! Ja freilich, zu Hause, am Tische beim Kruge Bier oder Wein und nachdem man sich vorher satt gegessen, lässt sich mit der Zeitung in der Hand leicht und bequem Krieg führen! Von den von uns erfochtenen glänzenden Siegen schweigen Sie, von der selbst vom Feinde zugegebenen Tapferkeit der Österreicher auch in den verlorenen Schlachten schweigen Sie, von den im Kampfe für unsern guten Kaiser und unser theures Vaterland Gefallenen oder zu Krüppel Gewordenen schweigen Sie, ebenso schweigen Sie von den erlittenen Entbehrungen jeder Art, die jeder österreichische Soldat aus Liebe zu seinem Monarchen und Volke gern erträgt! Sie sind ein sauberer Patriot! [...] O wir hätten es besser haben können, wenn wir uns als Gefangene ergeben hätten! Wir sind aber Ö s t e r r e i c h e r, verstanden, Herr Meister? [...] Mit einem solchen Österreicher, der seine tapferen Landsleute in ungerechter Weise schmäht, kann ich nicht am selben Tische sitzen, ein solcher Mensch ist mir zu schlecht!“ (Ebd. S. 85f, Hervorhebung im Text)

Daraufhin wirft der Brauer den Lästerer hinaus.

So hat jeder der drei Kürassiere Gelegenheit gehabt, seine Vaterlandsliebe und sein Ehrgefühl nicht nur durch den Kriegsdienst, sondern auch außerhalb der Armee zu beweisen.

In **Karl Bienensteins** Erzählung ***Vor hundert Jahren*** (1909) will ein lungenkranker Schuster sterben,, weil er die Schande, nicht wehrfähig zu sein, nicht ertragen kann (vgl. Bienenstein 1909, S. 45).

In einer anderen Episode treffen Pepi Gschwandner und seine Freunde in einem Kaffeehaus auf einen Deutschen, der in französischen Diensten steht. Sie bezeichnen ihn als Spion. Nach einem scharfen Wortwechsel verlässt der Fremde das Kaffeehaus. Draußen vor der Tür rutscht er auf dem Glatteis aus und bricht sich den Fuß. Die Freunde wollen ihn liegen lassen, aber Pepi bestellt einen Fiaker und hilft ihm einsteigen. Ein zweites Mal, als die

Franzosen Wien besetzt haben, rettet Pepi denselben Mann, der nun als Parlamentär gekommen ist, vor der Lynchjustiz des Wiener Pöbels. Das macht sich für Gschwandner bezahlt, weil der Franzose ihn später vor dem Erschießen bewahrt (s.o.). Aber die zwei Beispiele zeigen auch, wie im Krieg Ehre anders errungen werden kann als durch Töten, nämlich durch Menschlichkeit. Im Kaffeehaus sagt Pepi zu seinen Freunden:

> „Man muß auch in dem Feinde den Menschen nicht vergessen," versetzte Pepi ernst. „Der Krieg ist eine traurige Sache und es ist kein Glück für ein Volk, das von ihm betroffen wird. Aber oft muß er sein, wie jetzt bei uns. Die Hauptsache ist, daß er menschlich geführt wird und daß die Leute nicht über einander herfallen, wie die wilden Tiere. Wer kampfunfähig ist, der darf nicht mehr angerührt werden, so verlangt's die Menschlichkeit." (Ebd. S.14)

Zu einem ehrenhaften Charakter gehört es, dass man sein Vaterland liebt. Die Ehre verlangt aber auch, dass man auch dem Feind die Liebe zu seinem Vaterland ebenso zugesteht, dass man seine Tapferkeit und seinen Mut anerkennt, auch wenn er unterlegen ist.

Dieselbe Einstellung geht aus der Episode hervor, die **Hans Fraungruber** in ***Hoch Habsburg!*** (1909) erwähnt: Vor der Schlacht bei Custozza sind aus einem Ort alle Bewohner geflohen, nur eine alte Gräfin, ihr verwachsener Enkel und ein alter Diener sind geblieben.

> An der Tür lehnt ein Diener. [...] Er späht scharf durch das gegenüberliegende Fenster und seine Lippen pressen sich in verhaltenem Zorn zusammen.
> „Frau Gräfin," ruft er in leidenschaftlicher Erregung, „es geht um Kirche und Pfarrhof – die Unsern weichen – verwünschte Österreicher!"
> „Schmähe sie nicht! Auch die Feinde kämpfen für ihr Vaterland." (Fraungruber 1909, S.82)

Wenn es auch die Österreicher sind, die hier von der Gräfin in Schutz genommen werden, so ist die Gräfin doch eine „Feindin", der Großmut und Toleranz zugesprochen werden. **Marie von Ebner-Eschenbach** schreibt in den Erinnerungen an ihre Kindheit in Zusammenhang mit den Kriegserlebnissen ihres Vaters: „ Es war damals allgemein so üblich: man schoß den Feind tot, aber man verleumdete ihn nicht." (Sämtliche Werke, 6. Bd., S.576)

1864 kämpfte Österreich unter Feldmarschall-Lieutenant Baron Gablenz an der Seite Preußens unter Corpskommandant Prinz Friedrich Carl gegen Dänemark. Den Oberbefehl über beide Armeen hatte der preußische Feldmarschall von Wrangel. Die Dänen standen unter der Führung von General-Lieutenant de Meza.

Dieser Krieg ist das Thema einer von **A[uguste] Groners** ***Nordlands-Geschichten*** (1895), die den Titel Der Kaiser-Aar auf Jütland trägt.[100] Darin wird ein Problem

[100] Zöhrer schreibt darüber unter dem Titel Das Testament des Soldaten in seiner Sammlung *Am Lagerfeuer*, ebenso Hans Fraungruber in *Hoch Habsburg*: Die Braven von Översee.

angesprochen, das auch in anderen Kriegsbüchern gelegentlich auftaucht, aber nirgends sonst eine solch zentrale Stelle einnimmt. Kurz gesagt handelt es sich um einen vom Feind erzwungenen Kriegsdienst, denn in einem besiegten Landstrich müssen die Männer für den Sieger kämpfen, unter Umständen sogar gegen die eigenen Landsleute.

Das bedeutet in A. Groners Erzählung, dass die von den Dänen besiegten Friesen gegen die Deutschen, also gegen ihre eigenen Landsleute, mitunter sogar gegen die eigenen Familien kämpfen und dazu beitragen müssen, dass das verhindert wird, was sie sich sehnlichst wünschen, nämlich die Rückkehr unter die deutsche Regierung.

Eine der Hauptfiguren in der Erzählung, der friesische Soldat Diderik Sorensen, verweigert den Waffendienst im dänischen Heer und desertiert. Darauf steht nicht nur Todesstrafe, sondern eine solche Handlungsweise gilt auch als die größte Schande, die derjenige nicht nur über sich, sondern über die ganze Familie bringt. Darum traut Diderik sich nicht nach Hause, denn sein Vater ist „ehrenfest wie irgend ein Halligenmann [...], der den Sohn lieber todt als ehrlos sähe“ (Groner 1895, S.11), und würde ihn nicht aufnehmen. Diderik versteckt sich auf der Nachbarinsel bei Vater Tjark und Frau Majken Randers, deren Sohn Clas ebenfalls beim Heer ist. Während Frau Randers noch Verständnis hat, hat Vater Tjark den Deserteur nicht willkommen geheißen:

> „Ich kann es nicht, Diderik – ich kann es nicht, denn als ehrlicher Mann muss ich wünschen, dass du weit fort von hier sein möchtest, dort, wo die anderen sind, die Friesentreue kennen, die einen geleisteten Schwur halten, mag es ihnen noch so schwer werden. Dänemarks König ist nun einmal unser Herr, auf s e i n e Fahne hast du den heiligen Eid des Kriegsmannes abgelegt, bei s e i n e r Fahne also musstest du, ob willig oder widerwillig bleiben. Ein rechter Mann folgt nur dann seinen Gefühlen, wenn sein Gewissen dabei rein bleibt. D e i n Gewissen ist nimmer so. Frage dich selber, ob nur die Furcht vor dem Ergriffenwerden deine Wangen so hohl, deine Augen so scheu gemacht hat!“ (Ebd. S.11, Hervorhebung im Text)

Die Einstellung der Autoren zu dem Problem ist verschieden. A. Groner verurteilt den Deserteur; ihrer Meinung nach muss ein Schwur, auch auf eine fremde Fahne unter allen Umständen gehalten werden.

In der Episode im Kaffeehaus in Karl Bienensteins *Vor hundert Jahren* weist der Fremde die Burschen, die über Napoleon schimpfen, zurecht; er bezeichnet sich als Franzose und duldet nicht, dass über seinen Kaiser abfällig gesprochen wird. Auf sein gutes Deutsch angesprochen erklärt er: „Ich bin ein Badenser und Baden ist mit Kaiser Napoleon verbündet. Er ist unser oberster Herr“ (Bienenstein 1909, S.10). Die Burschen sind anderer Meinung und wollen sogar den Mann mit dem gebrochenen Fuß auf dem Eis liegen lassen.

Etwas Ähnliches meint der holländische Schneider in Hans Langes Erzählung *Drei Kürassiere*. Er will nicht für Napoleon kämpfen, weil dieser nicht der rechtmäßige Herr Hollands ist und nur seine eigenen Interessen vertritt. (Allerdings verachtet der Kürassier den Holländer hauptsächlich deshalb, weil er abfällig vom Vaterland spricht.)

In Österreich gab es ähnliche Fälle. Napoleon zwang das besiegte Land, Truppen gegen Russland zur Verfügung zu stellen. Die Führung der Österreicher hatte Fürst Schwarzenberg. In der Erzählung Der alte Ulan (**Zöhrer – Huschak**: ***Am Lagerfeuer***) erzählt der Soldat:

> „[...] Ja, Kameraden, in den Eisfeldern Rußlands fand auch so mancher Österreicher sein Grab, denn auch 30.000 aus unseren Landen mußten dem Völkertyrann Gefolgschaft und Hilfe leisten."
>
> „Leider!" fiel ein junger Ulan ein. „Aber unser Feldherr Schwarzenberg ließ sich nicht zu weit aufs Eis locken und kehrte bald über Galizien zurück, so daß wir mit geringen Verlusten davonkamen, wie mir mein Großvater, der selbst den Marsch mitgemacht hatte, einstens erzählte." (Zöhrer o.J., S.172)

Schwarzenberg leistet diesen Frondienst demnach nur widerwillig und nur so weit, als unumgänglich notwendig ist. Das ist mit seinem Ehrenkodex offenbar vereinbar. Es geht auch nicht gegen das eigene Land, sondern gegen Russland.

Nicht viel anders war die Situation im Ersten Weltkrieg. Auch hier mussten die slawischen Truppen für die Erhaltung eines Systems kämpfen, aus dem sie eigentlich ausbrechen wollten. Karl Springenschmids Enkel schreibt in der Biografie seines Großvaters:

> Zusätzliche Probleme für die deutschen Regimenter gab es, als Soldaten aus den slawischen Teilen der Monarchie an die Gebirgsfront kamen. Tschechen, Slowaken und Kroaten zeigten fern ihrer eigenen Heimat begreiflicherweise wenig Begeisterung für den Krieg und desertierten, wo sie konnten. Springs [Springenschmid] begriff, daß diese Völker ihre eigene Freiheit wollten und für sie die Monarchie ein Völkerkerker war. Das Selbstbestimmungsrecht warf seinen Schatten voraus. (Laserer 1987, S.18f)

Man könnte argumentieren, dass die Aussage einer literarischen Figur nicht unbedingt die Meinung des Autors oder der Autorin sein muss. In der Erzählung von Auguste Groner sind sich aber alle Figuren darin einig, dass Fahnenflucht und ein gebrochener Eid das schlimmste Verbrechen sind, unabhängig von der Situation, in der das geschieht. Der Deserteur Diderik Sorensen sieht auch selbst sein Unrecht ein und beschließt sich zu stellen. Auch die Handlung unterstreicht diese Meinung dadurch, dass der inzwischen todkrank gewordene Deserteur sich wirklich stellt und für sein Verbrechen damit büßt, dass er bei der Rettung eines dänischen Matrosen durch die Überanstrengung seinen eigenen Tod herbeiführt.

Vater Tjark hat an Dideriks Gewissen appelliert. Nun könnte der unbefangene Leser meinen, dass Diderik ja seinem Gewissen gefolgt sei, indem er desertiert ist. Aber das ist offenbar kein gültiges Argument, denn der Bürger und insbesondere der Soldat hat kein eigenes Gewissen; sein Gewissen ist der Landesherr, der Kaiser und im Krieg der unmittelbar Vorgesetzte. Dem Landesherrn hat er einen Eid geleistet. Den Eid brechen heißt dem Herrn die Gefolgschaft verweigern, und das bedeutet Schmach und Schande, wenn nicht sogar Feigheit. Dieses Prinzip geht zurück auf die ältesten Heldenepen der deutschen Literatur. Mit welcher Berechtigung der Eid gefordert wurde, steht nicht zur Debatte. Der Einzelne hat nur darauf zu achten, dass er sein Wort nicht bricht. Seine höchste Pflicht ist der Gehorsam und der geht über das Gewissen.

Der Konflikt, der daraus entsteht, dass jemand sein gegebenes Wort oder einen geleisteten Eid halten muss, und zwar unter allen Umständen, ist auch ein häufiges Motiv in der klassischen Literatur; man denke nur an Schillers „Kabale und Liebe".

Enrica von Handel-Mazzetti: ***Als die Franzosen in St. Pölten waren*** (1904)

Handel-Mazzetti sieht den Krieg unter einem anderen Aspekt als die Kriegsbücher, die in der damaligen Zeit für die Jugend geschrieben wurden. Sie ist auch eine der ganz wenigen Frauen in diesem Genre. Die Autorin hebt nicht nur die Notwendigkeit, sondern auch die Möglichkeit zur Versöhnung hervor, wenn man in dem fremden Soldaten den Menschen sieht.

Die vierzehnjährige Aurelie Mühlau besucht Freunde ihres Vaters in St. Pölten. In dem Haus sind im Jahre 1809 französische Soldaten einquartiert. Das Mädchen sieht einen Dragoner im Haus auf der Stiege sitzen und Schuhe ihres Onkels ausbessern.

„Aurelie ärgerte sich, an ihm vorbeidefilieren zu müssen. Sie sah in diesem Augenblicke in dem Chasseur die Verkörperung der gefürchteten Erbfeine Österreichs und ihres Vaters vor sich." (Handel-Mazzetti 1904, S.19).

Der Soldat redet sie deutsch an, so kann sie einem Gespräch nicht ausweichen und erfährt, dass er Laurent heißt, aus der Bretagne stammt, eine kleine Schwester namens Margot hat und dass sein Großvater Schuster war; er flickt die Schuhe von Aurelies Onkels als Entgelt für das Quartier. Aurelie sagt ihm, dass ihr Vater Major ist:

> „Ihre Vater ist Major? Da kann Sie stolz sein. Die hösterreichische Offizier ist alles élite. Ik kann nik urteil, ik sein nur eine gemeine Soldat, aber was ik seh' mit meine Aug' ...."
>
> „Nicht wahr?" rief Aurelie eifrig. „Unsere Armee besteht aus lauter Helden! O", setzte sie vorwurfsvoll hinzu, „wenn Sie das anerkennen, weshalb sind Sie nicht in Frankreich geblieben? Es bringt kein Glück, wenn man ungerechte Kriege führt!"

„Ik folg' meiner Kaiser", antwortete der Chasseur. „Sagt mein Kaiser: ‚Laurent, geh' da!' – ik geh' da. ‚Laurent, steh' dort', ik steh' dort. Sagt sie: ‚Laurent, laß alles lieg' und steh', verlaß Deine Großvater, Deiner kleiner Margot und laß Dik totschieß' für mik' – ik verlaß meine halte Großvater, meiner liebe Schwester und laß mik totschieß' für die Kaiser. Vive l'empereur!"

Dieser letzte Ausbruch echt französischer Begeisterung war eben keine Musik für Aureliens Ohren. Ihr Patriotismus war größer als ihre Selbstüberwindung. Sie drehte dem Bretonen brüsk den Rücken und wollte davon. Er schien betroffen und sagte in höflichem Ton:

„Pardon, ik ab' Sie beleidigen mit meiner enthousiasme, nik so?"

„Sie haben Ihren Kaiser gern, wie ich den u n s e r n , das ist ganz in der Ordnung", meinte Aurelie einlenkend. (Ebd. S. 21, Hervorhebung im Text)

In der kurzen Zeit hat Aurelie so viel über den Mann erfahren, dass er ihr nicht mehr fremd ist, dass sie in ihm nicht mehr den Soldaten, nicht mehr den Vertreter der feindlichen Besatzungsmacht sieht, sondern den Menschen. Bis zum Abend hat sie nun beschlossen, ein Zeichen der Versöhnung und Völkerverbindung zu setzen. Laurent hat ihr erzählt, dass er seiner kleinen Schwester eine Puppe versprochen, bis jetzt aber noch keine gefunden hat.

Sie schenkt Laurent für seine Schwester ihre eigene Puppe, mit der sie als Kind gespielt hat, und ihm selbst eine Gedenkmünze mit dem Bild der Gottesmutter, die ihn beschützen soll.

Den Besuch bei Onkel und Tante hat Aurelie aus Gehorsamkeit gegen ihre Oberin im Kloster gemacht. Die Großzügigkeit dem Soldaten gegenüber hat ihr aber niemand befohlen oder empfohlen. In diesem Akt folgt sie ihrem Gewissen und ihrem guten Herzen, wie das viele Figuren Handel-Mazzettis tun, denn das Gewissen ist die Stimme Gottes und damit die höchste Autorität, der man auf jeden Fall folgen muss. Und „Versöhnung" ist ein zentrales Thema der Dichterin.

3. Österreichs Sendung

Ferdinand Zöhrer erzählt in seiner Sammlung ***Am Lagerfeuer*** (o.J.) Ereignisse, die heute wenig bekannt sind. In der Erzählung, Am Lagerfeuer der Rebellen, in der Oberst Paul Kray 1784 in Siebenbürgen einen Aufstand von Rebellen unter Horjah niederschlägt, gibt der Österreicher ein vernichtendes Urteil über die Aufständischen ab, indem er sagt: „‚[...] es fehlt den Rebellen an den zwei Haupttugenden eines guten Soldaten: an Mut und Disziplin.'" (Zöhrer o. J., S. 55). Und am Schluss heißt es: „Unter dem Zepter eines Habsburgers lebt heute das Volk Siebenbürgens, leben auch die Walachen mit den übrigen Nationen in Frieden und Eintracht dahin, haben gleiche Rechte und gleiche Gesetze." (ebd. S. 57).

Ähnliches erzählt **Leo Smolle** in den Geschichten ***Von großen und kleinen Helden*** (1918) unter dem Titel Neues Glück; der Kaiser wird in Sarajewo begrüßt mit „Hoch der edle Kaiser, der unserem Land den, ach, so lange entbehrten Frieden gebracht, der ihm Wohlstand und Freiheit geschenkt hat!“ (Smolle 1918, S.155)

Derartige Aussagen – und es ist nicht daran zu zweifeln, dass sie auch die volle Überzeugung der Autoren sind – dass die Habsburger den Kronländern Wohlstand und Frieden gebracht haben, sind in der Jugendliteratur dieser Zeit weit verbreitet und scheinen Kriege und die Unterdrückung von Aufständen, insbesondere die Okkupation (und spätere Annexion) Bosniens und der Herzegowina zu rechtfertigen.

Dieser Ansicht ist auch **Richard Kralik**. Er veröffentlichte 1913 eine „Festschrift zur Jahrhundertfeier“ unter dem Titel ***Die Befreiungskriege 1813,*** die der Jugend gewidmet ist. Darin sieht Kralik das ganze österreichische Volk als Held und Retter Europas und er unterstreicht Österreichs Sendung:

> Österreich hat auch seine bereits in seinem Namen liegende Aufgabe ergriffen: es ist ein Reich, mit dem Antlitz gegen Osten gekehrt. Die Lösung der sogenannten orientalischen Frage ist seit den Kreuzzügen, seit Prinz Eugen auch eine Sache Österreichs. Im Berliner Kongreß 1878 wurde Österreich mit der Aufgabe betraut, das von den Türken tyrannisierte
>
> B o s n i e n und die H e r c e g o v i n a zu besetzen. Diese Besetzung ging im Jahre 1908 durch eine denkwürdige Entscheidung unseres Kaisers F r a n z J o s e f I. über in eine endgültige Angliederung dieser Provinzen an das österreich-ungarische Reich. Eine bedeutsame, zukunftsreiche Wendung! (Kralik 1913, S.122)

Hier ist von einer Aufgabe die Rede, mit der Österreich betraut wurde. Aber der Einmarsch der österreich-ungarischen Armee in Bosnien wurde sehr verschieden gesehen. Nach anderer Lesart erhielt Österreich für Bosnien-Herzegowina 1878 das „Okkupations-RECHT“, als das Land formell noch Bestandteil des Osmanischen Reiches war. (Lichtenwörther 2005, S.14, Hervorhebung im Text)

Für **Konrad Ritter von Zdekauer** brachte der Feldzug „belebte, interessante, unvergeßliche Tage“, aber Weißel nennt 1878 „das berühmte und berüchtigte Jahr“, als „die österreichisch-ungarische Armee nach Bosnien zog, um dem erhaltenen Auftrage gemäß das Land zu okkupieren, in Wirklichkeit zu erobern“ (Weißel 1928, S.11) und überlegt: „Heute legen wir uns in stillen Stunden manchmal die Frage vor, ob nicht schon damals der erste Ton für die Schicksalsstunde Österreich-Ungerns erklang, ob nicht der Auftrag zur Okkupation Bosniens und der Herzegowina der erste Auftakt zur Tragödie des Weltkrieges war.“ (ebd.).

Richard Kraliks Festschrift ***Die Befreiungskriege 1813*** (1913) verdient nähere Betrachtung, obwohl sie nicht zur erzählenden Literatur gehört. Sie ist ein Hymnus an Österreich und weicht im Stil stark von den anderen hier besprochenen Büchern ab.

In der Einleitung wendet sich der Autor metonymisch an die Stadt und das Land:

> O teures Wien, welche Mühen, Sorgen, Ängsten [sic], Leiden hattest du vor hundert Jahren zu erdulden! [...]
>
> O teures Österreich, was hat damals Wien für dich, was hast du selber gelitten! Vierundzwanzig Jahre, voll von fast unausgesetzten Kriegen und Kriegsrüstungen, haben dich, Österreich, bis ins Innerste und Tiefste erschüttert. Aber wie wunderbar! Gerade diese schier unerträgliche Not, dies vergossene Blut, diese hingeopferten Güter haben erst dich, Österreich, zum ruhmvollsten Kaisertum erwachsen lassen [...] (Kralik 1913, S. 9f)

Die direkte Anrede, in der die Anfänge des Reiches unter Karl dem Großen, den Babenbergern und den Habsburgern gewürdigt werden, geht in die 3. Person über mit einer Kurzfassung der österreichischen Geschichte bis zum Jahr 1813, behält aber den hymnischen Charakter bei. Erst mit dem ersten Kapitel (1797) wird der Ton sachlicher.

Die Phasen der Kriege werden nur in groben Zügen gestreift. Großen Raum nehmen dagegen Lieder und Gedichte ein, die in der Zeit der napoleonischen Kriege entstanden sind. Auch Aussagen und Schriften von Staatsmännern zitiert Kralik, und deutsche Dichter kommen zu Wort, die Österreich rühmen:

„Friedrich Schlegel hat darum sein ganzes großes Talent in den Dienst des Befreiungsgedankens gestellt und begeisterte Aufrufe verfaßt. Er sah die einzige Rettung in Österreich und in seinem erhabenen Kaiserhause Habsburg.“ (ebd. S. 39f).

„Ein anderer Deutscher schrieb: ‚Nie war Deutschland einiger als jetzt, einig in Hoffnung auf Österreich.’ “ (ebd. S. 42).

Über die Schlacht bei Aspern, 1809, schreibt Kralik:

> Beim Überschreiten der Grenze richtete Erzherzog Karl im Bewußtsein seiner deutschen Aufgabe noch diese Worte „An die deutsche Nation. Wir überschreiten die Grenze, um Deutschland die Unabhängigkeit wieder zu verschaffen. U n s e r e S a c h e i s t d i e S a c h e D e u t s c h l a n d s. Mit Österreich war Deutschland selbständig und glücklich; nur durch Österreichs Beistand kann Deutschland wieder beides werden. Nur der Deutsche, der sich selbst vergißt, ist unser Feind.“ Das ging auf die Deutschen des Rheinbunds. (Ebd. S.52, Hervorhebung im Text.)

Manche Passagen klingen so, als würde Kralik den Ersten Weltkrieg vorausahnen. Er spricht von der Vergangenheit, aber er denkt möglicherweise an die Zukunft.

> Wir schließen diesen Überblick über eine reiche Schar deutscher Patrioten mit den Worten eines Österreichers, Jenull. Dieser beantwortet in einer Schrift die Frage: „Wer soll im gegenwärtigen Kriege sich dem Soldatenstande widmen?“ also: „Jedermann ohne Unterschied des Standes, des Vermögens, der Kultur und der

> Beschäftigung muß einem Rufe folgen, welchen das Vaterland an alle patriotischen Söhne ergehen läßt. Die Ehre der österreichischen Staatsbürger fordert es. Wer nicht fühlt, daß es des Ruhmes Blüte ist, in der Schlacht von Leipzig sein Leben für seinen Kaiser und sein Vaterland ausgesetzt zu haben, wer nicht vor Begierde brennt, durch ähnliche Großtaten den kurzen Augenblick seines Lebens zu verewigen, der ist es nicht wert, die Segnungen der Freiheit und das Glück des Friedens zu genießen. Ein altes Wort sagt uns, daß alles ein Eigentum der Tapferen sei. Ehre, Macht, Bürgerwohl und Friede werden nur der gerechten Tapferkeit zu teil.“ (Ebd. S.104)

Die Innenpolitische Aufgabe Österreichs ist ein Vorbild für andere Staaten:

> Österreich ist der einzige Großstaat auf der Erde, der seit Jahrhunderten die Aufgabe hat, verschiedenartige, verschiedensprachige Völker unter einer zusammenfassenden Rechtsform zu vereinigen. Diese österreichische Aufgabe ist vorbildlich für die zukünftige Entwicklung der ganzen Welt. Es ist Österreichs Aufgabe, der ganzen Welt zu zeigen, wie die Lösung möglich ist, so daß sich einst die Völker der ganzen Erde in gleicher Rechtseinheit vereinigen können, wie das jetzt die Völker Österreichs zu erreichen haben. (Ebd. S.121)

Und das Nachwort fasst zusammen:

> Dies ist es, was ich vom höchsten Ruhme Vindobonas und Austrias euch mitteilen will. Freilich, was ich hier wiedergebe, erscheint mir nur wie ein matter Nachhall des wirklich Geschehenen. Das klingt wie Poesie, wie ein ungeheures göttliches und menschliches Schauspiel, wie ein vieltöniger Heldengesang, wie eine heroische Symphonie, in der alle Schutzgeister und Engel der Heimat, alles Himmlische und Irdische lebendig wird; es erweckt im Hörer ein farbenreiches Bild von Kriegs- und Friedenstaten, eine Walhalla heimischen Ruhmes, einen bis in die Wolken ragenden Ruhmestempel voll von alle dem, was Wien, was Österreich in Wahrheit und im Geiste ist und bedeutet. Voll von diesem unnennbaren Hochgefühl, vom Bewußtsein der größten österreichischen Heldentaten, wende ich mich an euch, entschlossen, euch, meine jungen Freunde, davon zu künden, euch mit dem gleichen stolzen Selbstbewußtsein des Österreichers, des Wieners zu erfüllen. Denn Österreichs und Wiens Ehre und Würde ist so vollkommen, daß ihr auch das Beste nicht mangeln darf: das Selbstgefühl der Österreicher, der Wiener. (Ebd. S.123)

Richard Kralik war ein Meister der Sprache, das ist unbestritten, aber seine Ausdrucksweise ist sehr zeitgebunden. Sein flammender Appell mag damals junge Menschen mitgerissen haben. Das Bild von der Größe Österreichs, das er entwirft (auch im moralischen Sinn), ist beeindruckend, aber es kann eben nur als Idealbild akzeptiert werden. Im Grunde ist der Inhalt der Festschrift genauso realitätsfremd wie die Kriegsbücher anderer Autoren. Das mag erklären, warum Kralik heute weitgehend vergessen ist.

4. Kritische Stimmen

Sehr realitätsbezogen sind die meisten Jugendbücher zum Thema Krieg nicht. Und das ist nicht verwunderlich, denn vor 1914 und während des Ersten Weltkrieges sollten die Erzählungen der „geistigen Mobilmachung“ dienen (Ewers 2010, S.104) und nicht

abschrecken, was eine realitätsgerechte Schilderung vielleicht getan hätte. Dem Enthusiasmus, mit dem in der Literatur die Jugendlichen eingerückt sind, steht der Bericht von **Peter Rosegger** gegenüber: Bübchen, wirst ein Rekrut! (***Waldheimat II***. Rosegger, I. Serie, Bd. 9)

Den Stellungsbefehl gibt Rosegger wörtlich wieder, hier ist nur ein Auszug: „*Vorrufung*. Rosegger Peter, [...] hat behufs seiner Militärwidmung am 14. März 1864 [...] rein gewaschen und in gereinigter Wäsche verläßlich zu erscheinen [...]“ (ebd. S.185).

Die Mutter ist beunruhigt, der Vater versucht sie zu trösten, indem er ihr die Alternative vorstellt:

> Mein Vater sagte zu ihr: „Sei froh, daß er gesund ist. Willst denn ein Krüppel haben? Wär’ Dir das lieber als wie ein braver, sauberer Kaiserlicher?“
>
> „Recht hast so wohl auch, Lenzel (Lorenz); wenn ich ihn nur bei mir haben kunnt! ’letzt muss er gar noch vor den Feind. Ich darf gar nicht dran denken.“ Sie weinte. (Ebd.S.186)

Auf der Fahrt in die Kreisstadt geht es ja noch recht lustig zu. Aber bald zeigt sich, dass nicht nur Peter dem Soldatendienst gern ausweichen möchte:

> Und hier in der Stadt sah sich das Soldatenleben nicht mehr so glorreich an, als daheim in den stillen Wäldern. Die Meisten von uns – die wir sonst nicht die Frömmsten waren – seufzten, als wir die Stiege hinanpolterten, ein „in Gottes Namen“.
>
> [...] Einige hüpften und sprangen, des Galgenhumors voll, in bloßen Strümpfen oder barfuß drüber und drunter; Andere banden ihre Kleider zusammen und setzten sich auf die Bündel und waren todestraurig. Wieder Andere lehnten und standen an den Wänden herum wie geschnitzte Heilige und der Angstschweiß stand ihnen auf der Stirne.
>
> [...]
>
> Plötzlich wurde die Eingangsthür geschlossen, so daß Einer murmelte: „Schaut’s, jetzt ist die Fuchsfallen zugeschnappt!“ [...]
>
> Die Nummern bis 30 hinauf kehrten fast zur Hälfte nicht wieder. Ein Feldwebel holte ihre Kleider. Wir wußten, was das zu bedeuten hatte. Die aber zurückkehrten, brachten ein umso vergnüglicheres Gesicht mit, kleideten sich so rasch als möglich an oder nahmen aus Furcht, daß es die Herren drinnen gar noch reuen könne, sie laufen gelassen zu haben, eilig die Kleider unter den Arm und entschlüpften durch irgendein Loch in’s Freie. (Ebd. S.194f)

Peter Rosegger wird nicht eingezogen. Er nennt sich und die anderen, die dem Militär entkommen sind, „die Glücklichen“ und freut sich über den Moment, „in welchem er aus dem verhängnisvollen Hause und seinen oft harten Folgen wieder in die liebe Heimat zurückkehren darf.“ (Ebd. S.196)

Einberufene und nicht Einberufene treffen einander nachher im Wirtshaus, wo es hoch hergeht, „und wenn mancher der ‚Behaltenen’ in’s Brüten wollte versinken darüber,

daß er [...] – er lebte so gern wie die Anderen – sein junges Blut sollte einsetzen: so weckte ihn das Gejohle der Zechgenossen immer wieder zu neuer Wirthshauslust [...] (ebd. S.196f).

Man kann Rosegger durchaus als Pazifist bezeichnen. Er stand mit Bertha von Suttner in Verbindung und schrieb im ***Heimgarten*** immer wieder gegen den Krieg, kritisierte auch offen die Okkupation Bosniens und der Herzegowina im Jahre 1878, was ihm damals viel Kritik eintrug. Erst 1914 nach dem Attentat in Sarajewo änderte sich seine Einstellung und in der von vielen geteilten Meinung, dass das Folgende nur eine Strafaktion gegen Serbien sein sollte, stimmte er in die allgemeine Kriegsbegeisterung ein und beteiligte sich an der Publikation von Ottokar Kernstocks „Steirischer Waffensegen". Aber mit zunehmender Dauer des Krieges kehrte Rosegger zu seiner pazifistischen Grundeinstellung zurück und verdammte den Krieg. (Vgl. Schöpfer 1993, S. 258ff.)

Hans Fraungruber: ***Hoch Habsburg!*** (1909)

Manche Schilderungen dieses Autors sind ziemlich realistisch und nicht so kampfbegeistert wie die in anderen Jugendbüchern aus dieser Zeit, und da und dort sind sogar sehr ernste Töne eingeflochten. Bei der Schlacht von Novara, die als „Gottesgericht" bezeichnet wird, heißt es:

> Im Dorfe Nibida befindet sich der Hauptverbandplatz. In langen, langen Reihen nähern sich unablässig die Sanitätswagen mit Verwundeten, die auf Strohschütten und Feldbetten ächzend und aufschreiend sich in Qualen winden. Die Ärzte und Lazarettgehilfen haben alle Hände voll zu tun; schrecklich, schrecklich ist der Krieg! (Fraungruber 1909, S.62)

Solche Passagen findet man in den anderen Büchern äußerst selten.

Fraungruber erwähnt auch den Krieg gegen Dänemark und lobt „Die Braven von Översee" (ebd. S. 78). Es waren hauptsächlich steirische Verbände, die dort zum Einsatz kamen. Nach der Schlacht reitet ein Offizier über das Feld:

> Vor einem niedergebrannten Gehöfte hält er sein Pferd zurück und weist auf die rauchenden Trümmer. Rundum in Kot und Schnee liegen die Leiber zerschossener Soldaten, Pferde mit aufgerissener Flanke recken schreiend die Beine empor und von einer Mauer her tönt herzzerreißend das Wimmern und Röcheln Verwundeter, deren Blut im eisigen Winde gefriert.
>
> „Da sehen Sie, junger Freund," sagt in tiefem Ernste der Oberst, „den frischen, fröhlichen Krieg, von dem die Leichtfüße, die daheim hinterm warmen Ofen sitzenbleiben können, so schön phantasieren. Hier ist der Krieg! – begeistert Sie das furchtbare Bild?"
>
> Schweigend blickt der junge Leutnant auf das grausige Elend und denkt an seine alten Eltern, die im fernen Graz angstvoll die Liste der Gefallenen mustern und vor dem eigenen Namen zittern ...Es ist eine schwere Pflicht, die den Soldaten an seine Fahne bindet! (Ebd. S.80)

Auch das ist ein neuer Gedanke, dass die Eltern nicht, wie anderen Büchern, stolz und glücklich sind, dass ihr Sohn auf dem „Feld der Ehre gefallen“ ist, sondern Angst haben, ihn zu verlieren.

Franz Molnár präsentiert in seinem Roman ***Die Jungen der Paulstrasse*** (1928) einen Mikrokosmos der Gesellschaft von Budapest Anfang des 20. Jahrhunderts und reflektiert das Ausmaß des Militarismus dieser Zeit, in der das Militär für die Offiziere gesellschaftlichen Aufstieg und soziales Prestige und damit eine Karriere bedeutete. Man muss annehmen, dass die Buben und Jugendlichen immer wieder sehr selbstbewusste Offiziere in protzigen Uniformen gesehen haben. (Vgl. Várkonyi 1992, S. 42)

Molnár verfolgte als Journalist den zunehmenden Nationalismus (den er von Patriotismus unterschied), und obwohl er sehr an seiner Heimatstadt Budapest hing, war er abgestoßen von der politischen Demagogie des Nationalismus (vgl. ebd. S. 44).

Die Jungen der Paulstrasse fällt aus dem Rahmen der üblichen Kriegsgeschichten. Es geht hier auch nicht um einen bestimmten Krieg, sondern um den Krieg schlechthin.

Wer das Buch nicht bis zur letzten Seite liest, könnte meinen, Molnár sei ein Kriegsbefürworter, vielleicht sogar ein Kriegsfanatiker gewesen. Tatsächlich ist in dem Roman eine starke patriotische Tendenz zu erkennen (vgl. ebd. S. 39). Aber das Ende der Geschichte enthält „an element of irony“ (ebd. S. 43). Es zeigt deutlich, dass es im Krieg keine Gewinner gibt, nur Verlierer. Er kostet Menschenopfer (Tod des Nemecsek), der Platz, um den sie gekämpft haben, ist am Ende doch verloren. Man könnte sagen, die Gruppe des Johann Boka hat zwar die Schlacht gewonnen, aber den eigentlichen Krieg verloren. Es war also alles, auch das Opfer des Nemecsek, völlig sinnlos. Und es sind immer die Kleinen, die draufzahlen. Und was man um diesen hohen Preis erworben hat, kann im nächsten Moment schon wieder verloren sein, wenn ein noch Mächtigerer die Hand danach ausstreckt.

> The tone of the novel throughout seems to support the notion of patriotic heroism. At the very end, however, Molnár interjects an element of doubt, suggesting that the struggle for the “Grund” was in vain. In short, he is questioning the validity of such patriotic feelings in the light of human sacrifice. By concluding the novel with this element of doubt, the patriotic tone of the novel is greatly weakend. In essence, Molnár’s ironic conclusion reduces the patriotic impact of the novel. (Ebd.)

Zeit und Ort der Handlung sind Budapest 1889 (vgl. Molnár 1928, S. 96). Franz Molnár wurde 1878 geboren. Er war in dem Jahr, das er als die Zeit der Handlung angibt, elf Jahre alt, ungefähr so alt wie die Kinder in der Geschichte.

Molnár schrieb den Roman im Alter von 29 Jahren. Zu dieser Zeit war er Journalist (Kriegsberichterstatter war er erst im Ersten Weltkrieg) und als solcher über das Weltgeschehen (z. B. den Russisch – Japanischer Krieg 1904 – 1905, der auch im Roman erwähnt

wird, ebd. S. 74), den Wettlauf der Großmächte um die Kolonien und die Auseinandersetzungen auf dem Balkan bestens informiert.

In dem Roman geht es um den Kampf zweier Bubengruppen um einen Spielplatz, das heißt einen (wie sich am Ende herausstellt nur vorübergehend) unbenutzten Baugrund zwischen den Häusern einer Budapester Straße, der Paulstraße, der als Holzlagerplatz benützt wird. Die gegnerische Gruppe hat ihren Stammsitz auf einer Insel im Teich des Botanischen Gartens, und dieser Platz ist für die Spiele der Buben lange nicht so ideal wie der Bauplatz in der Paulstraße, deshalb sind die Buben vom Botanischen Garten neidisch und wollen die anderen von ihrem Grund vertreiben. Jede Gruppe hat ihre Fahne: die Sympathieträger in der Paulstraße haben Rot-Grün (die Farben Ungarns sind Rot – Weiß – Grün), die „Feinde" haben Rot und tragen auch rote Hemden.[101]

Die Parallele zwischen dem Krieg der Kinder und den Kriegen der Erwachsenen ist eklatant. Die Kinder lieben ihren Spielplatz wie die Erwachsenen ihr Vaterland:

> Sie warfen einen Blick über das schöne, große Grundstück und die Holzstöße, die in der Sonne des herrlichen Frühlingsnachmittags dalagen. Man konnte es den Jungen ansehen, daß sie dieses kleine Stück Erde liebten und daß sie bereit waren, dafür zu kämpfen, wenn es dazu kommen sollte. Ihr Gefühl für den Grund glich der Vaterlandsliebe. Sie riefen ‚Hoch der Grund!', wie sie ‚Hoch das Vaterland' gerufen hätten. Ihre Augen glänzten und ihre Herzen wollten überströmen. (Molnár 1928, S. 43f)

Die Buben wollen alles so machen „wie im wirklichen Krieg" (ebd. S. 39). Und ihr Krieg beginnt, wie oft im wirklichen Leben, mit einzelnen Überfällen, die „eine Art Kriegserklärung" sind, bei denen das Gut eines anderen zur „Kriegsbeute erklärt" wird (ebd. S.18).

Als dann auch noch Franz Ats, der Anführer der Buben vom Botanischen Garten, die Fahne aus der Paulstraße stiehlt, spitzt sich die Lage zu. Die Rothemden wollen einen „regelrechten Krieg führen" (ebd. S. 73). Auch ihnen geht es um das Land. Franz Ats beteuert: „ ‚Wir tun es nicht aus Machtgier, ihr wißt ja ...'" und einer der Pasztor Brüder ergänzt: „ ‚Wir tun es, um einen Spielplatz zu haben.[...]'" (ebd.). Und der Autor unterstreicht noch:

> Sie beschlossen den Krieg also genau aus demselben Grunde, aus dem die wirklichen Kriege beschlossen werden. Die Russen brauchten ein Meer und führten darum Krieg mit den Japanern. Die Rothemden brauchten einen Platz zum Ballspiel und da sie auf andere Weise keinen bekommen konnten, wollten sie ihn durch einen Krieg erobern. (Ebd. S. 73f)

[101] Das könnte eine Anspielung auf Russland sein. Die Ausgabe im Verlag von Hermann Walther, Berlin 1910 hat eine Illustration von Ludwig Berwald auf dem vorderen Buchdeckel, die sehr an die Russische Revolution erinnert.

Molnár stellt das Spiel der Kinder durch die Erwähnung Napoleons und des Russisch-Japanischen Krieges in einen historischen Kontext, den er als allwissender Erzähler immer wieder herstellt und kommentiert. In der Sprache ist immer der Kontrast zwischen dem Vokabular der richtigen Kriegsführung und der Realität der Buben im Bewusstsein des Lesers (vgl. Várkonyi 1992, S. 41f), was dem Roman eine köstlich humorvolle Note verleiht.

Die Jungen der Paulstraße wählen Johann Boka in geheimer Wahl zu ihrem Anführer. Das zeigt, wie sehr sich Molnár dem demokratischen System verbunden fühlt; die Rothemden wählen ihren Anführer nicht, dort übernimmt der Stärkste die Führung (vgl. ebd. S. 43f). Boka nennt sich zunächst Präsident, im Krieg ist er dann General. Daneben gibt es Hauptleute, Oberleutnants, Leutnants – alle haben einen militärischen Rang, sodass als Infanterist, als einfacher Soldat nur einer übrig bleibt, „der kleine blonde Nemecsek“ (Molnár 1928, S. 29), der manchmal nicht einmal einen Namen hat, denn oft wird er nur „der kleine Blonde“ genannt (ebd. z.B. S. 50). Erst nach seiner Rede bei den Rothemden bescheint die Laterne „den schönen, kleinen, blonden Kopf Nemecseks“ (ebd. S.129).

Das System ist sehr einfach: der Präsident und spätere General befiehlt, alle anderen gehorchen. Umgekehrt: einer gehorcht (Nemecsek), dem alle anderen befehlen. Die einzige Schwierigkeit besteht darin, dass es eben nur diesen einen gibt, dem sie befehlen können. Und als dieser Eine krank wird, gibt es ein Problem:

> Die ganze Bande war da, ein einziges Mitglied fehlte: Nemecsek, der zu Hause krank lag. So geschah es, daß das Heer der Jungen von der Paulstraße am Tage der Schlacht, gerade am Tage der Schlacht, ohne eigentliche Mannschaft blieb. Alle waren Leutnants, Oberleutnants und Hauptleute. Die Mannschaft selbst, das eigentliche Heer, lag krank zu Hause, in einem kleinen Gartenhause der Rakosgasse, in einem winzigen Bettchen. (Ebd. S.169)

Nemecsek ist der ideale Befehlsempfänger, die klassische Opferfigur, die auch immer an allem schuld ist. „Und Nemecsek gehorchte allen gern. Es gibt Jungen, denen es Freude macht: hübsch zu gehorchen.“ (ebd. S. 29; vgl. auch Paragraph davor). Er ist klein und schmächtig und bewundert die großen Starken, selbst wenn sie zur Gegenpartei gehören:

> Er [Franz Ats] hatte ihn sehr erschreckt, aber der Bursche gefiel ihm, offen gestanden. Er war ein schöner, breitschultriger, brauner Bursche und das weite rote Hemd stand ihm gut. Es gab ihm ein kriegerisches Aussehen. In dem Hemd sah er wie ein „Garibaldianer“ aus. Die Jungen vom Botanischen Garten trugen übrigens alle rote Hemden, denn sie ahmten Franz Ats nach. (Ebd. S. 33)

Der einfache Soldat führt alle Befehle gewissenhaft aus und ist stolz darauf, zu den Jungen der Paulstraße zu gehören. Nur einmal begehrt er auf, weil er als einziger ohne Rang bleibt, aber Boka weist ihn ab und stellt ihm für später eine eventuelle Beförderung in Aussicht.

> Die anderen billigten das, denn wäre auch Nemecsek an diesem Tage zum Offizier befördert worden, so wäre das ganze keinen Pfifferling mehr wert gewesen. Wem hätte man dann befehlen sollen? Da gellte auch schon Gerebs schneidende Stimme:
>
> „Infanterist, spitzen Sie den Bleistift."
>
> [...] Und der Infanterist nahm gehorsam den Bleistift, stand mit tränenden Augen und verweintem Gesicht Habtacht, begann zu spitzen und spitzte, noch vom heftigen Weinen schluckend und schnaufend, und spitzte all seinen Kummer und die ganze Bitterkeit seines kleinen Herzens in diesen Hardtmuthbleistift Nr. 2 hinein. (Ebd. S. 41f)

Der „Hardtmuthbleistift Nr. 2" ist ein Beispiel für Molnárs Humor, aber der ganze Satz drückt das Mitgefühl mit dem kleinen Buben aus.

Trotz der Ablehnung liebt Nemecsek seinen Anführer Boka sehr. In seiner Verzweiflung über den Verrat Gerebs umschlingt er weinend Bokas Nacken (vgl. S. 74).

> Nemecsek hatte vertrauen zu Bokas Führung. Er verlor die Hoffnung nicht, solange sein kluger, besonnener Freund da war. Er erschrak erst, als er in Bokas Augen die erste Träne erblickte und hörte, wie der Präsident, sogar der Präsident, mit tiefem Kummer und bebender Stimme sagte: „Was fangen wir jetzt an?" (Ebd. S.114)

Die Parallele zu Beschreibungen von realen Kriegen geht bis in Detail, bis in typische Szenen. Es ist typisch, dass die einfachen Soldaten sich bei den offenbar spärlichen Informationen über die gesamte Kriegslage an der Stimmung ihrer Vorgesetzten orientieren, sich Mut und Hoffnung von der Zuversicht der Oberen holen, auch in der aussichtslosesten Lage zu ihm stehen, und erst, wenn diese Kraftquelle versiegt, die eigene Hoffnung sinken lassen. Die Befehlshaber müssen stark sein, aber es gibt Situationen, in denen auch sie weinen dürfen. Es sind immer bewegende Momente, wenn die Soldaten erleben, dass ihren Vorgesetzten etwas erschüttert. Und es geht dann meistens nicht um eine verlorene Schlacht, sondern um menschliche Gemeinheit, die die Stärksten so weit bringt – ein Zeichen, dass sie bei aller rücksichtslosen Strenge, die sie auch gegen sich selber anzuwenden bereit sind, doch ein menschliches Herz haben.

Der Verräter ist Gereb. Ihm geht es nicht um die gerechte Sache, sondern um Macht. Da er nicht zum Führer gewählt wird, sieht er in Boka seinen Feind und geht zu den Rothemden im Botanischen Garten über. Das finden Boka, der große, kräftige Csonakos und Nemecsek, den Boka überraschenderweise auf einen Erkundungsgang mitgenommen hat, heraus, als sie eine Versammlung der Rothemden im Botanischen Garten belauschen und unerkannt einen Zettel mit der Aufschrift „HIER WAREN DIE JUNGEN DER PAULSTRASSE!" (ebd. S. 48, Blockschrift im Text) an einen Baum heften. Bei diesem Unternehmen fällt Nemecsek in den Teich, und als sie auf dem Rückzug verfolgt werden und

sich im Glashaus verstecken, muss sich Nemecsek, weil er ohnehin schon nass ist, im Becken der Goldfische verstecken (vgl. ebd. S. 80).

Anfangs ist Nemecsek unbeschwert, naiv und gedankenlos und muss ständig von Boka ermahnt werden. Auf der Flucht lenkt er unfreiwillig die Aufmerksamkeit der Verfolger auf sich, indem er im Glashaus – „Nemecsek wollte sich diensteifrig zeigen“ (ebd. S. 79) – ein Zündholz anstreicht.

Aber der kleine, dumme Nemecsek entwickelt sich im Laufe des Geschehens zum Helden. Als Gereb, den er schon als Verräter erkannt hat, ein verdächtiges Benehmen an den Tag legt, ergreift der kleine Befehlsempfänger die Initiative und belauscht ein Gespräch zwischen Gereb und dem Platzwächter. Ersterer besticht den armen Mann mit Zigarren, damit er die Buben der Paulstraße von ihrem Grund vertreibt (vgl. ebd. S.104 – 108).

Der Roman hat den Aufbau einer klassischen Tragödie. Er besteht aus zehn Kapiteln.

Der Höhepunkt (Nemecsek allein im Lager der Rothemden) liegt genau in der Mitte, in Kapitel V. Wie in vielen klassischen Tragödien gibt es auch eine Nebenhandlung (der Kitt-Verein). Die beiden Handlungsstränge sind in Kapitel IV durch die Person Nemecseks verknüpft. Für Nemecsek bedeuten diese zwei Kapitel, IV und V den Niedergang auf der einen Seite (im Kitt-Verein) und seinen moralischen Sieg auf der anderen (seine Rede vor den Rothemden und die Ehrenbezeugung durch Franz Ats) – in enger Nachbarschaft mit einer Situation, die ihn lächerlich macht (er muss zum dritten Mal ins Wasser). Höhe und Tiefe liegen eng nebeneinander, aus dieser ultimativen Demütigung erhebt sich der kleine Nemecsek zu heroischer Größe.

Sein Ruhm liegt nicht in der Schlacht, im Überwinden zahlreicher Feinde (auch wenn er am Schluss Franz Ats körperlich besiegt), sondern in der Überwindung seiner selbst.

Tragischerweise ist es die einmal verletzte Gehorsamspflicht, die ihm die Schmach einbringt, die er nicht verwinden kann. Im militärischen Sinn ist er schuldig, im menschlichen wächst er über sich hinaus.[102]

Die Szene im Botanischen Garten in Kapitel V ist auch für Gereb der Umschwung, denn Franz Ats lehnt den Bestechungsversuch und die kampflose Vertreibung der anderen Gruppe entrüstet ab. Und während der „Feind“ Nemecsek in allen Ehren die Insel aufrecht verlässt, wird Gereb mit Schmach und Schande ausgeschlossen und steht nun allein da – auf beiden Seiten verfemt – das Schicksal der Verräter!

[102] Vgl.auch Matt 1995, über „Prinz Friedrich von Homburg“ und den Abschnitt „Der Offizier als Vater und Vorbild“ in dieser Arbeit.

Der Anführer der Rothemden ist, ebenso wie Boka, eine positive Figur, denn auch er verabscheut Hinterlist und Verrat; „in seinen Augen lag etwas Liebes und Gewinnendes“ (ebd. S. 50). Verrat wird als so schmählich angesehen, dass man auch den Verräter nicht verrät. Als Gerebs Vater kommt, sagt ihm niemand von der Gruppe die Wahrheit über seinen Sohn (ebd. S.162f).

Als es zum Krieg kommt, entwirft Boka einen Schlachtplan (vgl. auch die Skizze ebd. S.140). Boka hat ein Gefühl als befinde er sich

> irgendwo in der Ferne, auf fremder Erde, auf irgendeiner großen Ebene, wo morgen eine Schlacht das Schicksal von Nationen entscheiden sollte. [...] Und Boka war stolz, daß er sich einem so hehren Ziele gewidmet hatte.[...]
> Boka fühlte sich wie ein großer Feldherr vor der entscheidenden Schlacht. Er dachte an den großen Napoleon [...] (Ebd. S.148f)

Der Vergleich mit Napoleon kommt dreimal vor, Boka beobachtet die Umgebung durch ein Fernglas, er unterscheidet sich in diesem Augenblick „nur in einigen kleinen Äußerlichkeiten vom großen Napoleon“ (ebd. S.196; vgl. auch S.156).

Der Autor ist der „Kriegsberichterstatter“ (vgl. ebd. S.148) oder der „Geschichts-schreiber“ (ebd. S.196). Die Parallelen zu wirklichen Kriegen werden dabei immer enger.

> Kriegsberichterstatter von Ruf, die an Kriegen der Erwachsenen teilgenommen haben, stellen fest, daß die Verwirrung die größte Gefahr ist. Die Feldherren fürchten Hunderte von Kanonen nicht so wie die geringste Verwirrung, die in wenigen Augenblicken zu einem Chaos führen kann. Und wenn ein wirkliches, mit Kanonen und Gewehren ausgerüstetes Heer durch eine Verwirrung so getroffen wird, wie hätten die wenigen, in rote Hemden gekleideten Soldaten die Kraft haben sollen, bei solchem Mißgeschick standzuhalten? (Ebd. S. 205)

Es gibt eine richtige Kriegserklärung, und es werden genaue Regeln festgelegt, nach denen gekämpft werden darf. Allerdings halten sich die Rothemden nicht mehr daran, als sie zu verlieren drohen, und damit hätten die Rot-Grünen verloren, wäre nicht im letzten Moment Nemecsek aufgetaucht und hätte er nicht Ats niedergeworfen „wie einst David den Goliath“ (ebd. S. 264. S. Abb. 58).

Am Schluss ist Nemecsek zum Hauptmann befördert worden, und auch im Kitt-Verein ist er rehabilitiert, sein Name wird ins Protokollbuch des Kitt-Vereins mit lauter Großbuch-staben geschrieben. Und alle Mitglieder sind verpflichtet in ihren Geschichtsbüchern „neben der Aufschrift: ‚Johann Hunyadi’, mit Tinte hinzuzuschreiben: ‚und Johann Boka’. [...], in dem Abschnitt: ‚Die Niederlage bei Mohacs’ über den Namen des Erzbischofs Tomori, der nämlich auch geschlagen wurde, mit Bleistift hinzuzuschreiben: ‚und Franz Ats’.“ (Ebd. S.235)

Der Tod Nemecseks, der wirkliche Tod, hat nichts Heroisches an sich. Hier steht Realität gegen Spiel. (Siehe auch Kapitel STAAT) Im Leben der kleinen Leute, der armen Familien, im täglichen Leben gibt es aber wirkliche Helden. Nemecsek steht für viele Menschen: „Der kleine Knabe schloß die Augen und seufzte so tief und schwer, als ob aller Kummer trauriger Menschen seine kleine Seele bedrückte." (ebd. S. 256).

Der Bub sieht seinen Namen in lauter Großbuchstaben nicht mehr, aber, für Boka ist es ein Trost: „Hatte der arme Nemecsek auch die Abordnung, die ihn um Verzeihung bitten wollte, nicht mehr erlebt, so erlebte er doch auch wenigstens den Verlust des Vaterlandes nicht mehr, für das er gestorben war." (ebd. S. 271).

Obwohl oder vielleicht gerade weil der Ton weder belehrend noch sentimental, sondern bis zum letzten Kapitel durchwegs heiter klingt und das Komische im Verhalten der Kinder, die die Großen nachahmen, hervorhebt, ist die menschliche Tragödie am Schluss besonders eindrucksvoll. Es ist ein Traurigsein ohne Lamento. Noch im letzten Satz heißt es: „[...] da blickte Johann Boka ernst vor sich hin, und seine einfache Kinderseele überkam nun zum erstenmal eine Ahnung davon, was dieses Leben eigentlich ist, dessen kämpfende, bald heitere, bald traurige Diener wir alle sind." (ebd.).

Dass der Kampf zum Leben gehört, wird nicht geleugnet, die Realität des Todes nicht verharmlost. Trotzdem endet die Geschichte auf einer versöhnlichen Note. Der Autor entlässt seine jugendlichen Leser nicht in einer Atmosphäre der Verzweiflung, sondern der Akzeptanz des Lebens, wie es ist.

V. B. Kriegsjahre: 1914 – 1918

1. Helden der Vergangenheit

Die Erinnerung an die große Zeit Österreichs, an die Heldentaten Einzelner und an gewonnene Kriege sollen die Leser in der Zeit des Ersten Weltkrieges ermutigen.

Zwei namhafte Autoren, Hugo von Hofmannsthal und Felix Salten schrieben zur selben Zeit über denselben Helden und gaben ihren Erzählungen sogar denselben Titel: ***Prinz Eugen der edle Ritter***. Die Erzählung von **Hugo von Hofmannsthal** ist 1915 erschienen und enthält deutliche Bezüge zum Ersten Weltkrieg. Sie ist eine kurze illustrierte Lebensgeschichte – „im Legendenstil gestaltet [...] auf seine [Hofmannsthals] Überzeugung für ihre besondere Eignung für den propagandistischen Zweck zurückzuführen" (Sauermann 2000, S.44)

Am Anfang betont der Autor, dass Prinz Eugen „auf fremder Erde aus fremdem, fürstlichem Blute entsprossen, an einem Österreich feindlichen Hofe in fremder Denkart aufgezogen" wurde (Hofmannsthal 1915, S. 3).

Warum das so hervorgehoben wird, erklärt sich aus einer späteren Passage, die beschreibt, wie der Prinz am französischen Hof abgelehnt wurde und sich für Österreich entschieden hat: Man fragte Ludwig XIV., warum er die bescheidene Bitte des 18jährigen Prinzen um eine Kompanie Reiter abgewiesen habe, und der König antwortete:

> „Die Bitte war bescheiden, aber der Bittsteller nicht, nie hat jemand gewagt, mir mit zwei Augen wie ein zorniger Sperber so ins Gesicht zu starren." Als dies bekannt wurde fragten den Prinzen seine Freunde, warum er dem König so unbescheiden ins Gesicht gesehen habe. „Sollte ich ihm nicht scharf ins Gesicht schauen," gab Eugen zur Antwort, „da ich doch sehen mußte, ob er tauge, mein Herr zu sein oder nicht, und danach in einem Augenblicke für mein Leben mich entscheiden mußte. Nun weiß ich, daß er nicht taugt [...]. Mir ist nicht bange, daß ich nicht in dieser Welt einen Herrn fände, dem ich mit Lust und in Treue dienen könne." Er meinte aber Kaiser Leopold, Römischen Kaiser Deutscher Nation aus dem Hause Österreichs, von dem er viel vernommen hatte als von einem großmütigen und frommen Monarchen [...]. (Ebd. S. 4)

Der Prinz hat eine sehr selbstbewusste Einstellung zu Autorität und Gehorsam: Der Untergebene entscheidet, wen er als Autorität anerkennen und wem er dienen will. Und dabei kommt es nicht darauf an, in welchem Land man geboren ist und in welcher Denkart man aufgezogen wurde. Das mag eine Botschaft an die vielen Völker der Habsburg-Monarchie gewesen sein, dass man auch als (z.B.) Bosnier ein treuer Österreicher sein könne. Darum erwähnt Hofmannsthal auch mehrmals, dass in Prinz Eugens Heer viele verschiedene Nationen dienten – ohne Zwist und in Einigkeit. Das war eine ernste Ermahnung, denn als das Buch erschien, strebten die Nationen der Monarchie auseinander.

Und Hofmannsthal erinnert an die Sendung Österreichs und die Aufgabe, die es auf Grund seiner geografischen Lage zu erfüllen hat und die zugleich die Rechtfertigung für den Zusammenhalt der Donaumonarchie ist. Prinz Eugen wies nach Osten und Süden;

> [...] und er mußte unsere Fahne mit dem doppelköpfigen Adler nach Osten und Süden tragen und noch als er starb, hat er uns einen letzten Willen hinterlassen, der uns nach Osten und Süden weist, dort unsere Schickung zu erfüllen, die bei der Gründung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation durch Karl den Großen uns zugeteilt worden ist. Niemand hat klarer als er unseren Weg erkannt und niemand uns um unserer Schickung willen tiefer geliebt [...]. (Ebd. S. 3)

Der Feldherr bedauerte die Uneinigkeit innerhalb Deutschlands; es dauerte aber nach ihm noch 150 Jahre,

> bis eine neue Ordnung der Dinge das neue Deutsche Reich schuf, jenes, das heute mit uns verbündet ist in einem Bündnis von einer Festigkeit und Heiligkeit, dessengleichen die Welt noch nicht gesehen hat, weil die beiden Reiche wie zwei mächtige geschwisterte Bäume aus einem und demselben Wurzelstock hervorgewachsen sind. (Ebd. S. 24)

Prinz Eugen wollte Österreich zu einer Seemacht machen, er ließ Triest zu einem großen Hafen ausbauen. 1915 hätte Österreich eine starke Flotte brauchen können.

Eine direkte Parallele zur Gegenwart stellt Hofmannsthal mit der Einnahme von Belgrad am 16. August 1697 her:

> Von da an war durch kaiserliche Waffen und Eugens Genius die Macht der Türken als einer eigentlichen angreifenden gegen das Herz Europas vorstoßenden Ostmacht für immer gebrochen, so wie es in diesen heutigen Tagen durch Gottes Hilfe mit der neuen halbasiatischen Großmacht, den Russen, geschehen ist, und wie wir hoffen wollen, auf ewige Zeiten. (Ebd. S. 32)

Neben der Kriegsführung lobt Hofmannsthal Prinz Eugen auch als Kunstliebhaber und schöpferischen Geist, als Bauherrn mehrerer Schlösser; letzteres hatte auch noch den Nutzen, für die Bevölkerung Arbeit zu schaffen, nachdem die Ernte schon drei Jahre hintereinander schlecht ausgefallen war. Ob der Autor dabei an die Armut der zurückgelassenen Familien der Soldaten im Weltkrieg dachte, ist aus dem Text nicht herauszulesen, aber nicht unwahrscheinlich, da er im Kriegsfürsorgeamt beschäftigt war. Hofmannsthal war nämlich „auf sein Drängen und dank mehrfacher Protektion vom Frontdienst befreit worden“ (Sauermann 2000, S. 38), was ihm den Spott Hermann Bahrs und Karl Kraus’ eintrug. Letzterer schreibt über Hofmannsthal: „[...] wenn einer bei Kriegsausbruch im Vorzimmer einer Wohltätigkeitsanstalt gesehen wurde [...], so hat er auf Kriegsdauer jede Annäherung an den Prinzen Eugen zu unterlassen [...]“ (zitiert ebd. S. 39). Hofmannsthal hatte während des Krieges mehrere patriotische Schriften verfasst, die Sauermann, offenbar eines Sinnes mit Bahr und Kraus und im Hinblick auf die Sonderstellung des Dichters ziemlich zynisch kommentiert (vgl. ebd. S. 38 – 44).

Hofmannsthals Buch ist ein Hymnus auf Prinz Eugen. Ganz anders beschreibt ihn

Felix Salten in ***Prinz Eugen der edle Ritter*** (1915).

Diese Biografie ist ausführlicher als die Hofmannsthals. Auch Salten lobt die Verdienste des Feldherrn, aber schon ein Vergleich der Illustrationen zeigt den Unterschied in der Einstellung der beiden Autoren zu dem von ihnen beschriebenen Helden. (Abb. 53 und 54)

Felix Salten ist realistisch; es ist typisch für ihn, auch das Negative zu erwähnen, ohne das Positive dadurch abzuwerten. Zum Beispiel beschreibt er die reiche Kleidung am Hof Ludwig XIV., verschweigt dabei aber nicht „die dicke Schminke, die sie auf Stirn und Wangen aufgelegt hatten, das falsche Rot, mit dem ihre Lippen bestrichen waren“ (Salten 1915, S.11). Zwar rechtfertigt er die Praxis sofort als damalige Mode, weist aber doch auf die „vollen, gesunden Wangen und hellstrahlenden Augen“ der Prinzessin Elisabeth Charlotte, der „deutsche[n] Liselotte“ hin (ebd. S.11f).

Prinz Eugen beschreibt er ohne Beschönigung. Die Damen und Herren halten ihn – unabsichtlich oder spöttisch – für ein Äffchen. Liselotte widerspricht, gibt aber zu:

> „[...] Freilich, die Oberlippe ist zu kurz – sodaß ihm allezeit der Mund offensteht; und die zwei Schneidezähne sieht man immerzu wie bei einem Feldhasen."
> „Ach," sagte der Herr, „und die Nase ist ja so aufgestülpt, daß man meint, der Regen könne hineinfallen." (Ebd. S.13)

An anderer Stelle, als Prinz Eugen die Truppe inspiziert, „schauten die Soldaten verwundert und geringschätzig auf den kleinen, häßlichen Mann, der ein unscheinbares braunes Röckchen mit schlechten Messingknöpfen trug und über und über mit Schnupftabak bestreut war." (ebd. S. 58).

Die Schlichtheit des Wiener Hofes stellt Salten dem Prunk von Versailles gegenüber und kritisiert die Voreingenommenheit Ludwig XIV., indem er Prinz Eugen sagen lässt:

> „Ich weiß, [...] daß der König nichts von mir hält. Er mag ein großer Regent sein, der König, aber sein Blick bleibt an äußerlichen Kleinigkeiten hängen und vermag es nicht, in die Tiefe einer Menschenbrust zu dringen. Er liebt den Glanz und den Schmuck, und glänzende, geschmückte Leute blenden ihn. Weil ich diesen einfachen Rock trage, weil ich prunklos, weil ich in diesen meinen Kleidern unansehnlich bin, traut er mir kein Talent zu. Als ob geputzte Kleider imstande wären, Schlachten zu lenken und Kriegspläne zu entwerfen! [...]" (Ebd.S.16)

Auch Kaiser Leopold I. lässt sich im ersten Moment täuschen:

> Der Kaiser sah den schmalen, kleinen, schmächtig unscheinbaren Jüngling an, der da vor ihm stand, und lächelte unmerklich. Aber wie er dem blassen Jüngling in die dunklen, von Geist und Entschlossenheit sprühenden Augen schaute, lächelte er nicht mehr, sondern nickte ihm freundlich zu und gewährte ihm augenblicklich seine Bitte. (Ebd. S. 20)

Es gibt keine direkte Bezugnahme auf den Ersten Weltkrieg, aber einige Stellen, die als Parallelen aufgefasst werden können. Am Beginn des spanischen Erbfolgekrieges z. B. stand Österreich allein da, während Frankreich viele Verbündete hatte. Ähnlich war es auch 1914, als Österreich und Deutschland sich vielen verbündeten Staaten gegenüber sahen. Die Unentschlossenheit des Habsburger Kaisers erwähnte Salten mehrmals, und wie Prinz Eugen ihn ermutigte:

> „Nur erst unerschrocken unser Recht verfolgen," sagte er, „wenn auch allein im Anfang. Marschieren wir nur erst, dann werden wir schon Verbündete finden." Solch feuriger Zuspruch verfehlte seine Wirkung nicht. Da Eugen den Kopf hoch trug, begann auch der Kaiser sein tiefgebeugtes Haupt zu erheben. Seine Unentschlossenheit festigte sich an Eugens unerschütterlichem Mut, an Eugens glühender Begeisterung entzündete sich Leopold, und so wurde es denn gewagt. (Ebd. S. 70)

Es gibt noch eine andere Zeichnung von Prinz Eugen in dem Buch (Abb. 56); man sieht ihn nur von hinten mit Perücke, und hier ist er eine stattliche Figur. Dieses Bild passt zu dem geistigen Bild, das man im Laufe der Erzählung von der Person bekommt.

Die Unerschrockenheit, mit der Prinz Eugen selbst dem Kaiser gegenüber gegen die Missstände am Hof auftrat (vgl. ebd. S. 96 – 98: Käuflichkeit der Offizierspatente durch unfähige und unerfahrene Günstlinge), trug Prinz Eugen Achtung und Vertrauen und den unbedingten Gehorsam seiner Truppen ein. Und sie liebten ihn dafür, dass er für Gerechtigkeit „nach oben wie nach unten", pünktlich ausbezahlten Sold und gute Verpflegung sorgte, für sich selbst „weder Reichtum noch Ehre, noch Schmeichelei, noch die Gunst der Mächtigen" wollte, und dafür, „wie er da in den vordersten Reihen, im tödlichsten Kugelregen immer gleich dem niedrigsten Mann sein Leben in die Schanze schlug" (ebd. S.116).

Dass Prinz Eugen auch Gegner am Hof hatte, verschweigt Salten ebenfalls nicht. In dem Zusammenhang weist er mit wenigen Worten auf die Gegenwart hin:

> Es fanden sich zu allen Zeiten und finden sich auch jetzt noch an Fürstenhöfen Menschen, die sich, von Ehrgeiz getrieben, in die Nähe der Herrscher drängen, ihre Gunst, ihre Liebe zu gewinnen suchen, und dann die Person des Monarchen gleichsam als Werkzeug benützen, um ihre eigenen Zwecke zu verfolgen. (Ebd. S.120f)

Daraus lässt sich unschwer eine Mahnung an Kaiser Franz Josef ableiten. Als Vorbild für die damalige Gegenwart war Prinz Eugen gut gewählt.

Leo Smolle geht mit seinen Erzählungen ***Von großen und kleinen Helden*** (1918) weiter in die Geschichte zurück, er beginnt mit den Römern. In der jüngeren Vergangenheit hebt er manchmal die menschliche Seite berühmter Feldherren hervor, z.B. erzählt er, wie Erzherzog Karl einem Invaliden drei Gulden schenkt (Der Sieger von Aspern und der Invalide. Die gleiche Episode erzählt Zöhrer: Der Invalide in *Am Lagerfeuer*.)

In Der Brief des Husaren schreibt Radetzky einen Brief für einen Invaliden, der nicht schreiben gelernt hat, und schickt der Familie Geld.

Zwei Erzählungen handeln von kindlichen Helden, um auch schon die jüngsten Leser zu begeistern: Ein kleiner Held aus einem galizischen Dorf nahe der russischen Grenze hilft den Soldaten während eines Gefechts, indem er ihnen am Bach die Feldflaschen füllt. Der Bub bekommt einen Bauchschuss. Zum Glück findet der Suchhund das Kind, es kommt ins Lazarett und wird gesund. Der Autor schließt die Erzählung mit den Worten, dass „in dem großen Kriege, der noch immer nicht zu Ende ist", selbst die „kleinen Knaben wie Helden handelten." (Smolle 1918, S.181).

Der tapfere Waldhegerbub ist die letzte Erzählung. (zu ihr gehört die Illustration von A. Mandlick auf dem vorderen Buchdeckel) und spielt in der Bukowina. Die Österreicher

sind in Czernowitz eingezogen. Johann, der zwölfjährige Bub des Försters, beobachtet, wie Kosaken österreichische Gefangene in eine Scheune sperren; dann gehen alle bis auf einen ins Dorf Schnaps trinken; den einen schickt der Bub zu einer Bäuerin, die angeblich noch besseren Schnaps verkauft. Dann lässt er die Gefangenen heraus und zeigt ihnen die Richtung zu den Österreichern. Ein Offizier kommt und will die Gefangenen inspizieren. Der Bub zeigt, in welche Richtung sie geflohen sind, es ist aber die entgegengesetzte. Während der Offizier durch ein Fernglas schaut, nimmt der Bub die Pistole vom Pferd des letzten Kosaken, erschießt den Offizier und reitet zu den Österreichern.

Zum ersten Mal im Feuer hat als Kernstück den ersten Kriegseinsatz des späteren Kaiser Franz Josef, der in mehreren Büchern geschildert wird (vgl. Fraungruber: *Hoch Habsburg*, Zöhrer: *Am Lagerfeuer* und *Unter dem Kaiseradler*).

Auf einem oberösterreichischen Bauernhof hat man erfahren, dass es Unruhen am Balkan gibt. Nun wird darüber diskutiert, „ob's auch für Österreich Krieg geben oder ob der Kaiser den Frieden, einen Frieden in Ehren, erhalten werde." (ebd. S.158). Der Lehrer (er heißt Vinzenz Aufrecht!) ist überzeugt, dass der Kaiser alles tun werde um einen Krieg zu verhindern, der nicht nur im eigenen Land viel zerstören würde, sondern in der ganzen Welt Auswirkungen hätte (vgl. ebd. 158f). Der Kaiser wird auf keinen Fall aus Schwäche zögern, kann den Krieg aber nur so lange vermeiden, als „die Ehre es zuläßt" (ebd. S.164).

Das wurde 1915 geschrieben, da hatte der Krieg schon begonnen. Das Gespräch klingt wie eine Rechtfertigung im Nachhinein: Unser Kaiser wollte den Krieg nicht, er wurde dazu gezwungen!

Dann erzählt der Förster von der Feuertaufe des Erzherzog Franz Josef. Der Sohn des Bauern hört zu, er soll am nächsten Tag einrücken und ruft aus:

> „Und wenn's auch Krieg gibt, ich fürcht mich nicht. Du hast nicht umsonst von der Feuertaufe unseres lieben Kaisers erzählt. Wenn's zum Ernst kommt, da werden wir, ich und meine Kameraden, ebenso lustig dreinschlagen wie ihr Zehnerjäger Anno dazumal und ebenso tapfer standhalten, wie unser Kaiser vor so viel Jahren. [...]" (Ebd. S.165)

Der Bauernsohn kommt wohlbehalten zurück, denn es hat keinen Krieg gegeben in Bosnien. Alle loben den Kaiser, der nur aus Schonung für seine Völker den Krieg verhindert hat. Nur der junge Bauernbursche ist unzufrieden:

> Da machte der Sepp fast ein böses Gesicht. „[...] schier leid hat's mir getan, daß wir nicht ins Feuer gekommen sind. Sakrisch leid hat's uns allen getan, mir und den Kameraden, daß wir nicht ernst machen durften und fest vorgenommen haben wir uns alle, wenn uns unser Herr Kaiser wieder ruft und es wird richtiger Ernst, dann kann er sich auf uns verlassen, schneidigere und treuere Soldaten, wie wir Österreicher sind, werden wohl schwer zu finden sein." (Ebd. S.167)

Es kommt der Sommer 1914. Die Ermordung des Thronfolgers wird nicht erwähnt, vermutlich wird der Auslöser als bekannt vorausgesetzt. Es heißt nur:

> Es galt, unerhörte Schmach abzuwehren, mit der blinder Haß den blanken Ehrenschild Österreichs besudeln wollte.
>
> Der alte Kaiser zog das Schwert, da der haßerfüllte Nachbar ihm nicht mehr gestatten wollte, als Friedensfürst sein ruhmreiches Leben zu beschließen. (Ebd. S.168)

Danach folgt ein Teil der Rede des Kaisers anlässlich der Kriegserklärung (vgl. ebd. S.168f). Der Autor betont, dass diese Worte überall „begeisterten Widerhall" fanden (ebd. S.169). Der junge Bauernsohn fährt wieder nach Süden, „dem tückischen Feinde entgegen", während sie alle fröhliche Lieder singen (ebd.). Einen Augenblick denkt er an seine Familie und seine Heimat;

> aber nicht Wehmut erfüllte sein Herz, ihn beherrschte nur der e i n e Gedanke, seinen Kaiser zu schützen, und dem Feinde zu zeigen, wie des Österreichers Faust die Ehre des Vaterlandes zu verteidigen weiß. [...]
>
> Unser Sepp brannte danach, so bald wie möglich zum erstenmal im Feuer zu stehen und seinem alten lieben Kaiser zu zeigen, daß die alte Kaisertreue und der alte Soldatenmut noch fortleben in den Söhnen Österreichs und nie, nie sterben werden. (Ebd. S.170f. Hervorhebung im Text)

2. Helden der Gegenwart

Während der Kriegsjahre gab es auch schon zum gegenwärtigen Krieg neben patriotischen und den Krieg verherrlichenden Erzählungen Sachbücher für die Jugend, mit Skizzen und Erklärungen zum Kriegsalltag an der Front, in denen das Leben der eigenen Soldaten harmlos und fast gemütlich dargestellt, der Feind mit Hass und Schuldzuweisungen überhäuft wird. Das trifft besonders auf **Leo Smolle:** ***Der Weltkrieg 1914/1915*** (1915) und **L. G. Ricek:** ***Für Freiheit und Vaterland*** (1915) zu. **Wilhelm Fischers:** ***Kriegsbuch*** (1915) ist dagegen relativ sachlich.

Wilhelm Fischer: ***Die Waffenbrüder*** o. J. (1915/16? Das Buch endet mit der Eroberung Polens) erzählt von den Kriegsschauplätzen in Galizien und Ostpreußen. Der Autor lobt nicht die Vorgesetzten wie die Kriegsliteratur vor 1914, aber er betont, dass die Soldaten im österreichischen Heer gut versorgt sind im Gegensatz zu den Kosaken, die keine Verpflegung bekommen und aufs Plündern angewiesen sind (sie plündern auch bei den Russen). Er beschreibt vor allem die verwerflichen Kriegslisten der Russen: sie verwenden Dum-Dum-Geschoße, stehlen deutsche und österreichische Unformen und sogar Frauenkleider und überfallen die Feinde in solcher Verkleidung. Die Kriegsführung hat sich sehr

geändert, das Wohl und Wehe der Truppe wird nicht mehr so sehr als vom Offizier abhängig gezeigt, sondern von den materiellen Gegebenheiten.

Fischer hat auch humorvolle Elemente eingestreut, z. B. die Namen: Der „Pfälzische Löwe“ Pankratius Servatius Bonifazius Knöddel und der K. K. Oberjäger Mamertus Schmarrn. Ein Erlaß ist in Jiddisch abgefasst; der „Eisheilige“ spricht Wörter falsch aus oder verwechselt sie. Die Russen werfen Flugzettel ab, die angeblich von deutschen Kriegsgefangenen verfasst sind und die Deutschen auffordern, sich in Gefangenschaft zu ergeben, da gehe es ihnen besser als an der Front. Aber der Text enthält so viele sprachliche Fehler, dass die Deutschen und Österreicher nur darüber lachen.

> Die komischen Elemente, die als sogenannter Schützengrabenhumor auch in anderen Formen der Kriegsliteratur vorkommen, haben insofern eine gewichtige kriegserzieherische Funktion, als dadurch latent vorhandene Kriegsängste der Verdrängung überantwortet werden. Daß diese literarische Strategie bei den damaligen jungen Lesern äußerst erfolgreich war, dürfte nicht zuletzt damit zusammenhängen, daß die herkömmliche geschlechtsspezifische Erziehung den Jungen ohnehin derartige Unterdrückungsmechanismen abverlangt. (Wild 1990, S.188)

In dem Kapitel Standrechtlich erschossen schreibt der Autor sozusagen in eigener Sache. Tschernitz (1997, S. 359f) schreibt zwar, dass Fischer nie auf seine jüdische Herkunft eingegangen ist oder sie in seinen Werken zur Sprache gebracht hat. In direkter Form mag das stimmen, aber es ist auffallend, dass die Juden in diesem Buch sehr positiv dargestellt werden und das Unrecht, das an ihnen verübt wird, zur Sprache kommt, während sie bei anderen Autoren so schlecht wie möglich geschildert werden. In diesem Kapitel erzählt ein jüdischer Zeuge von den Gräueln, die die Russen und Kosaken an den Juden verbrochen haben. Zwei gefangene Kosaken werden zum Tod verurteilt, aber gerade der Jude gibt ihnen aus Menschlichkeit Zigaretten und Schnaps vor der Hinrichtung.

Fischer baut viele Zitate und Anspielungen auf Bibelstellen ein, z.B. aus Exodus 32: Der Tanz ums Goldene Kalb, „Aber die Gesetzestafeln sind mit uns“ (Fischer o. J., S. 38)

Alles in allem ist Fischers Erzählung nicht viel anders als die anderen Kriegsbücher. Er schildert lustige Episoden und betont den Abenteuercharakter des Krieges. Dazwischen ist aber der Ton im Bericht von Schlachten oder Märschen sehr ernst (vgl. ebd. das 8. Kapitel Die Nacht des Grauens).

Wilhelm Fischer hat während des Krieges noch eine Erzählung für die Jugend geschrieben: ***Wagemut*** (1917).

Kuni, ein Waisenbub von zirka zwölf Jahren und als Deutscher erkennbar an seinen blauen Augen und blondem Haar, lebt in Südtirol an der Grenze zu Italien. Der Bauer Tommaso Barca hat ihn aufgenommen; er ist Italiener aber auf der Seite Österreichs und

schimpft auf die treulosen Italiener, die neutral tun, es aber nicht sind. Nella, seine Tochter, im gleichen Alter wie Kuni, ist auf Besuch bei einer Tante in Italien. Beim Kriegseintritt Italiens werden die Grenzen gesperrt. Kuni holt Nella auf geheimen Wegen über die Grenze nach Hause.

Der Böse in der Geschichte ist der bucklige, missgestaltete (!) italienische Knecht Cecco, der den Italienern einen Plan der österreichischen Stellungen bringen will. Bei einer Rauferei mit Kuni verliert Cecco den Plan, Kuni findet ihn und verändert die Angaben. Cecco kriegt Hiebe als er den gefälschten Plan überbringt.

Auch in diese Erzählung ist, wie auch sonst bei Fischer, eine andere eingebaut, und zwar die Legende um die Kirche Maria Luschari, aus der man nichts wegtragen kann.

Die Erzählung ist weniger übertrieben als andere Kriegsgeschichten. Handlung und Sprache sind einfach, wenn auch mit altertümlichen Wendungen durchsetzt, aber weniger schwulstig als andere Geschichten Fischers.

V. B. 2. Periode: 1918 – 1938

1. Der Blick zurück

Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg war die geschichtserzählende Jugendliteratur zurückgegangen (vgl. Seibert in: Pohlmann / Steinlein 2000, S.75). **Helene Stökl** verfasste ***Ein Buch von großen und guten Menschen*** (1921 im Österreichischen Schulbücherverlag erschienen). Darin handeln zwei Erzählungen von den Franzosenkriegen, aber wie der Titel schon sagt, geht es um das Gute im Menschen (Elternliebe, Wahrheitsliebe), der Krieg ist nur der Hintergrund.

Erst in den 30er Jahren werden einige Werke veröffentlicht, in denen der Blick zurück auf die Geschichte (wie schon während der Kriegsjahre) die Direktive für die Zukunft festlegen soll. Zu diesem Zeitpunkt war die Parteipolitik auf den verschiedenen Standpunkten eingerastet und versuchte die Jugendliteratur in ihre Dienste zu stellen. So wie vor 1914 soll die Jugend wieder darauf eingestimmt werden, ihr Vaterland und ihre Überzeugung notfalls mit der Waffe zu verteidigen.

Egid Fileks ***Stadt in Not*** (1933) geht nicht so deutlich in eine parteipolitische Richtung. Er beschreibt die Türkenbelagerung von 1683, mit viel Lokal- und Zeitkolorit; ein junger Bäckerlehrling ist eine der Hauptfiguren; seine Fragen geben dem Autor Gelegenheit, manches zu erklären.

Einige Figuren sind geschichtliche Persönlichkeiten, die bei den anderen Autoren nicht vorkommen, z. B. Abraham a Santa Clara kommt nur noch bei Handel-Mazzetti am Ende des *Stangelberger Poldl* vor. Der liebe Augustin wird sonst nirgends erwähnt; er ist hier sehr vernünftig und ein Held, der unterirdische Gänge kreuz und quer durch Wien entdeckt. Kolschitzky und Michalowitsch streifen durch das türkische Lager. Liebenberg ist ein alter kranker Mann, er stirbt vor dem Sieg. Starhemberg wird am Kopf verwundet und ist geschwächt, hält aber eisern durch.

Natürlich gibt es in Zeiten höchster Gefahr keinen Ungehorsam unter der Bevölkerung. Als die Vorstädte niedergebrannt und die Häuser innerhalb der Stadtmauern abgedeckt werden müssen, weil die hölzernen Schindeldächer eine zu große Feuergefahr darstellen, sind die Bürger zwar sehr unglücklich, aber Starhembergs Befehle werden ausgeführt (vgl. Filek 1933, S. 118 und 151).

Nur der Liebe Augustin ist unfolgsam. Er müsste nämlich die Stadt verlassen, weil er kein Wiener ist, aber er liebt Wien und er bleibt bei einem Wirt, verkleidet als Hausknecht und Kellerbursche, und er trägt zur Rettung der Stadt bei, weil er das Minengraben der Türken hört und sich mittlerweile in den unterirdischen Gängen so gut auskennt, dass er die Wiener Truppe den Türken entgegenführen kann.

Mehr Raum als in anderen Büchern ist dem Treffen zwischen König Sobieski und dem Herzog von Lothringen gewidmet. Der Polenkönig ist sehr negativ dargestellt; er ist eitel und lässt die Versammlung absichtlich warten, um sich einen großen Auftritt zu sichern (vgl. ebd. S. 242):

> Von zwei Pagen gefolgt, trat König Sobieski in das Zelt. Man wußte, daß er Wert darauf legte, Eindruck zu machen – aber heute war seine Kleidung von geradezu auffallender Kostbarkeit. Ein silberner Schuppenpanzer, ein prachtvoll dunkelblauer Samtrock, bis zum Knie herabfallend – über die Schultern hing ein reich mit Pelz verbrämter rotseidener Mantel. An den hohen weichen Lederstiefeln schimmerten goldene Sporen. Die beiden Pagen, hinter ihm dreintrippelnd, trugen den hohen Helm mit wallenden, weißen Federn und einen reich vergoldeten Streitkolben.
>
> Alle Augen richteten sich auf den Mann, von dessen Entschluß, wie jeder wußte, das fernere Schicksal der ganzen Befreiungsaktion abhing. (Ebd. S. 246f)

Der Herzog von Lothringen, der auf Äußerlichkeiten keinen Wert legt und dessen Kleidung sogar recht mitgenommen aussieht, wirkt neben dem prächtigen König „wie eine graue Motte neben einem Schillerfalter“ (ebd. S. 247). Und als man ihm die bessere und vor allem teure Ausrüstung des polnischen Heeres vorhält, antwortet der Herzog: „[...] ein rostiger Säbel in tapferer Hand ist mehr wert als ein vergoldeter Handschar in der Hand eines Feiglings [...]“ (ebd. S. 241).

Der König fragt provokant, wer das Oberkommando führen soll. Man nennt ihm den Kaiser und, da er selbst nicht anwesend ist, seinen Stellvertreter, den Herzog. Aber König Sobieski, im Rang über dem Herzog stehend, beansprucht das Oberkommando für sich, anderenfalls würde er mit seinen Truppen wieder abziehen. Daraufhin verzichtet der Herzog von Lothringen um der größeren Sache willen.

> Nein – er mußte das schwere Opfer seines Ehrgeizes bringen. Auf Sobieski zutretend, sagte er mit leichter, fast ironischer Verbeugung:
>
> „Es wird mir und den hier versammelten Herren des Kriegsrates eine Ehre sein, wenn Eure Majestät den Oberbefehl übernimmt."
>
> Der König lächelte geschmeichelt. (Ebd. S. 250)

Damit ist die wirkliche Autorität der sich selbst und seinen Ehrgeiz bezwingende Herzog, und die „Kraft zu so viel Entsagung" (ebd. S. 252) wird von den Untergebenen des Herzogs auch erkannt und gewürdigt.

Bei dieser Beratung ist auch der junge Prinz Eugen, den kaum jemand kennt, (was dem Autor Gelegenheit gibt, kurz seine Geschichte zu erzählen) anwesend. Über das Gehabe des polnischen Königs kann Prinz Eugen nur den Kopf schütteln (vgl. ebd. S. 249).

Auch Kara Mustapha wird als prunksüchtig hingestellt und die Türken als grausam.

Der Autor macht genaue Datumsangaben, beschreibt das erste Kaffeehaus. Der oben erwähnte Bäckerlehrling erfindet das Kipferl als Gesellenstück. Es sind auch Details in den Roman aufgenommen, die historisch vielleicht nicht verbürgt, aber doch interessant zu lesen sind. Filek glorifiziert nicht, was nicht heißt, dass er nicht patriotisch (gegen Türken und Polen) ist. Die Gefahr kommt aus dem Osten, und zur Rettung Österreichs braucht man Männer, denen die gemeinsame Sache über die persönliche Eitelkeit geht.

Dasselbe Thema hat **Josef Prüger** in ***Wien im Türkensturm 1683*** (1933) gewählt. Der Held ist der Stadtkommandant Rüdiger von Starhemberg.

> Starhembergs offenes, männliches Antlitz, von den langen braunen Locken umwallt, war ernst. Doch zeigte er die Sorge nicht, die sein Herz erfüllen mochte. Stattlich saß er auf seinem Rosse, das ihn langsam durch die Menge trug, einer schweren, ja übermenschlichen Aufgabe entgegen.
>
> Das fühlten wohl alle, die ihn mit ihrem Zuruf begrüßten, und dennoch ward ihnen leichter, als könnten sie ihre eigene Angst und Sorge auf die Schultern dieses e i n e n Mannes legen!
>
> Des Studenten Augen leuchteten. „Diesem Manne kann man vertrauen! Er wird die Stadt Wien in ihrer schwersten Stunde halten und uns zum Siege führen!" (Prüger 1933, S. 27, Hervorhebung im Text)

Wenn man diese Stelle unvoreingenommen liest, ist sie eine der üblichen Heldenbeschreibungen. 1933 ist sie doppelsinnig und soll dem Leser den neuen starken Mann

der Gegenwart, Adolf Hitler nahe bringen. Sein Bekenntnis zum Nationalsozialismus hat Josef Prüger in dem Buch ***Heim ins Reich*** (1941) klar ausgedrückt.

Der Schluss von Prügers Erzählung liest sich wie eine Beschreibung des vergangenen Weltkrieges mit einem patriotischen Aufruf für die Zukunft:

> „Da draußen liegt sie [die Stadt], verstümmelt und blutend aus tausend Wunden, aber nit erobert und geschändet von dem wilden Feind, der wider ihre Mauern rannte. Der alte Steffel steht noch und schaut stolz übers Land hin als ein Zeichen, daß tapferer deutscher Bürgersinn und Opfermut in dieser Stadt wohnen. Wird alles eine ferne Erinnerung werden und wie ein böser Traum sein, den wir erlebt. Aber ihr sollt daran denken, Kinder, daß es eure Väter und Mütter waren, die euch die Heimat im Türkensturm erhalten haben, und werdet einst selber treue Söhne und Töchter unserer lieben Stadt!“ (Prüger 1933, S.105f)

Verstümmelt und blutend war 1933 nicht nur die Stadt Wien, sondern der Staat Österreich. Und es waren die Väter und Mütter der Jugend der Zwischenkriegszeit, die gelitten hatten. Ein solcher Aufruf konnte nicht ohne Eindruck auf junge Leser bleiben.

Neben Starhemberg werden in der Erzählung noch Bürgermeister Liebenberg und der Bischof von Wiener Neustadt, Graf Kollonitsch als dem Volk in seiner Not nahe stehend hervorgehoben. Der Bischof wird erwähnt, als er nach dem Sieg über die Türken „auf Beute“ ausreitet; er will alle gefangenen Christenkinder aufnehmen, die als Waisen zurückgeblieben sind. Das erinnert an den jahrhundertlangen Grundsatz, dass Waisen der Kirche gehören.

Prinz Eugen kommt nur in einem Satz vor: „Die wackeren Dragoner ließen nicht locker, war auch ein kleiner Leutnant dabei, der kaltblütig seine Befehle gab, sie nannten ihn Prinz von Savoyen.“ (ebd. S. 94). Die Polen und die Kaiserlichen Truppen werden nur kurz erwähnt.

Trotz aller Tendenzhaftigkeit kommt die Erzählung ohne unnötige Gräuel und Pathos aus. Die Ereignisse sind aus der Sicht der Wiener Bürger geschildert. Die Betonung liegt auf dem Leid, das der Krieg den Menschen bringt.

In der Einleitung zu **Karl Springenschmids** ***Sechs gegen Napoleon*** (1933) sagt F. K. Ginzkey über den Autor, dass uns solche Männer jetzt am nötigsten seien, denn sie „bringen uns Ordnung in die innere und äußere Zerfahrenheit, aber auf dem Wege der Befreiung, nicht der Bedrückung.“ (Springenschmid 1933, S. 5f)

Eigentlich ist Springenschmids Erzählung die Geschichte des ganzen Dorfes, die sechs Buben tun relativ wenig. Unter den Franzosen sind fast alle Bräuche der Tiroler verboten, sogar die Mitternachtsmette zu Weihnachten, weil nächtliche Ansammlungen in der Kirche

gefährlich sind. Trotzdem läuten in der Christnacht plötzlich die Kirchenglocken, die Bauern kommen zusammen und beten vor der Kirche im Schnee. Stranses, der Anführer der

Buben, stellt sich und sagt, dass er geläutet hat. Danach ist er verschwunden, alle glauben, dass ihn die Franzosen erschossen haben. Der Bub nützt das aus und macht Botengänge zu den Männern, die sich der französischen Einberufung widersetzt haben und geflüchtet sind.[103]

Springenschmid beschreibt die Tricks, mit denen die Tiroler die Franzosen hinters Licht führen; ähnlich erzählen *Österreichische Geschichten aus der ersten Zeit des illegalen Kampfes* (1934, s. Kapitel STAAT), wie die Nationalsozialisten die Gendarmen zum Narren halten.

Beim Aufruf zur dritten Berg Isel Schlacht sind nur noch die Alten und Verwundeten im Dorf, aber sie folgen dem Ruf. Frauen und Kinder sollen auf die Almen gehen, alles Vieh und Zeug soll hinaufgeschafft werden. Die Leute murren, weil die Feldarbeit zurückbleibt, aber die einfache Frage, ob sie walsch werden oder tirolerisch bleiben wollen, bringt sie zum Gehorsam.

Stranses und seine fünf Kameraden schlagen sich zum Berg Isel durch. Zunächst dürfen sie nur die Gewehre laden, als aber so viele Tiroler gefallen sind und die Gewehre über bleiben, schießen sie auch selber. Drei Buben von den sechs fallen. Als die Nachricht vom Waffenstillstand kommt, wollen sich die drei Lebenden zum Sandwirt durchschlagen, zwei werden erwischt, nur Stranses kommt durch. Hofer schickt ihn auf einen Baum zum Ausguck: Stranses sieht die Franzosen heranmarschieren. Einen von ihnen hält er für Napoleon und erschießt ihn; dabei wird er selbst erschossen.

Aus schwerer Zeit. Erzählungen zur Geschichte des letzten Jahrhunderts. (1932)

Diese Sammlung von Ausschnitten aus geschichtserzählenden Romanen erschien in der Reihe „Der Brunnen“ und wurde 1931 als Klassenlesestoff an Volks- und Hauptschulen zugelassen. Es sind Ausschnitte aus Romanen von Emil Ertl, Julius Bittner, Peter Rosegger, Josef Ziegler und Hans Grimm, letztere ist insofern interessant, als der Titel des Romans „Volk ohne

Raum“ (1926) von den Nationalsozialisten 1936 zu ihrem Schlagwort gemacht wurde. Auf ständestaatlicher Seite entstand 1937 der Sammelband ***Helden der Ostmark***, zu dem Bundeskanzler **Kurt Schuschnigg** das Vorwort schrieb.

In diesem Band erzählen verschiedene Autoren in 65 Beiträgen unterschiedlicher Länge von Höhepunkten aus der Geschichte Österreichs, von der Zeit der Christianisierung bis zur unmittelbaren Gegenwart, der Ermordung des Kanzlers Dollfuß. Hier geht es

[103] Zu der Problematik des erzwungenen Kriegsdienstes vgl. den Abschnitt über A. Groner.

allerdings nicht nur um Kriege, auch die kulturellen Leistungen auf allen Gebieten der Kunst und der Technik finden ihre Würdigung.

Eine Erzählung von **Ignaz Philipp Dengel** unter dem Titel: ***Prinz Eugen, der edle Ritter*** soll zum Vergleich herangezogen werden.

Auch hier wird Prinz Eugen als „äußerlich unansehnlicher junger Mann“ beschrieben und seine italienisch – französische Herkunft erwähnt. (*Helden der Ostmark* 1937, S. 72) Seine Taten werden der Reihe nach aufgezählt.

1683 ist Wien „die sich selbst überlassene Kaiserstadt, Deutschlands Vormauer“ (ebd.). Seit dem Mittelalter werden das Deutsche Reich und der Habsburgerstaat von Ost und West bedrängt, nicht nur von außen, sondern durch Verrat auch von innen. Aber so lange Österreich standhielt und Deutschland an den Grenzen schützte, konnte es nicht fallen. Der Autor erinnert an den Wert, den Österreich als eigenständige Macht hatte.

> Bei der Eigensucht und Uneinigkeit der deutschen Fürsten war es ein Glück für Gesamtdeutschland, daß das Haus Habsburg zu einer Großmachtstellung gelangte, daß die habsburgische deutsche Reichspolitik das Gepräge der Hausmachtpolitik annahm und eine Kraftreserve ansammelte, mit der die von den Fürsten vernachlässigten Reichsinteressen geschützt werden konnten. (Ebd. S.74)

„‚Österreich über alles, wenn es nur will’, das hatte Eugen mit der Kraft seines Geistes und Schwertes gezeigt.“ (ebd. S. 75).

Großen Raum widmet der Autor dem Streben Prinz Eugens, die Politik von Korruption, Käuflichkeit der Offiziersstellen, Bestechung und Übernahme von Ämtern durch Unfähige zu befreien. „So war er das Idealbild des österreichischen Beamten, des völlig uneigennützigen Menschen, der nur für die Sache lebte, in die man ihn hineinstellte.“ (ebd.).

Das tiefe Misstrauen Eugens gegen Preußen erwähnt Dengel, nicht aber seine spätere Freundschaft mit Friedrich Wilhelm, die Felix Salten beschreibt. Prinz Eugens Toleranz in Sachen Religion, sein gutes Verhältnis zur katholischen Kirche und dass er seinen Glauben gelebt hat (vgl. ebd. S. 76), das wird von anderen Autoren nicht erwähnt.

Eine Episode kommt auch bei Hofmannsthal vor: Beim Bau des Schlosses in Hof hatte der Verwalter Leute entlassen, weil er sie nicht mehr brauchte, und Prinz Eugen herrschte ihn an: „ ‚Wenn Er meint, Er dürfe die Menschen verhungern lassen, die man nicht braucht, so sage Er mir, wer ihn und mich vor dem Verhungern schützen soll!’“ (ebd.). Auch 1937 hungerten viele Menschen in Österreich. Laut Dengel ließ Prinz Eugen das Schloss sogar deshalb bauen, damit die Leute in der Region Arbeit hatten. Der Prinz schaffte auch die Frondienste auf seinen Gütern ab.

Gewürdigt wird auch Eugens Leistung auf kulturellem Gebiet. Durch den Dreißigjährigen Krieg war die kulturelle Entwicklung gestört worden. Nun wurde in Österreich „Weltpolitik gemacht und Weltpolitik erzeugt Weltkultur. Der rege Verkehr der Deutschen Österreichs mit Artfremden, häufige Blutmischungen, die Berührung namentlich mit romanischem Geistesgut brachten Auffrischung, Erweiterung und Vertiefung der Kultur.“ (ebd.). Das ist ein Schlag gegen die Nationalsozialisten, für die „Artfremdheit“ und „Blutmischung“ Verbrechen waren.

Der Autor bestätigt dem Prinzen, dessen fremde Abstammung schon eingangs erwähnt wird,

> deutschen Sinn und deutsche Art, nicht in einer streng nationalen Prägung, sondern er war Deutscher und zugleich Europäer aus dem Bewußtsein heraus, welches die Deutschheit verkörpert sieht in dem christlich-abendländischen Reichsgedanken und in dem habsburgischen Kaisertum. (Ebd.)

Am Schluss kommt der Autor auf die jüngsten Umstände in Österreich zu sprechen und nennt Prinz Eugen ein Vorbild

> auch für unser neues Österreich, das in stolzer Selbstbehauptung unter dem reinen und hellen Dreiklang Seipel-Dollfuß-Schuschnigg glaubensstark den Umbau zum ständisch gegliederten, sozialen und christlichen Staat vollzieht. Echte österreichische Zukunft läßt sich nur mit den besten Werten der österreichischen Vergangenheit schmieden. [...] Käme der Held der Ostmark aus dem ewigen Frühling zu uns herab, er würde sich mit der Reinheit und Vollkraft seines Führertums begeisternd und anfeuernd an die Spitze der Vaterländischen Front stellen, in deren Leitsätzen sein ganzes reiches Gedankengut verankert ist. [...] So gilt für die Jugend, für den Weihefrühling der neuen Zeit, die Mahnung:
>
> Ist jeder ein Stück nur diesem Helden gleich,
> Dann bau’n wir ein glücklich’ Ö s t e r r e i c h. (Ebd. S. 77, Hervorhebung im Text)

Zdenko von Kraft, Edler von Helmhacker: ***Sitting Bull*** [104] (1937)

Es handelt sich um eine Rahmenerzählung und ist eines der wenigen Werke, in der Zwischenkriegszeit meines Wissens das einzige, von einem österreichischen Autor, das den nordamerikanischen Westen zum Schauplatz hat. Die Zeit des Rahmens ist nicht genannt, sie dürfte um 1930 sein. Der Ort der Handlung liegt in den Big Horn Bergen in Wyoming. Die Binnenhandlung spielt zur Zeit Sitting Bulls und endet mit seinem Tod im Jahr 1890.

Am Beginn der Erzählung sind zwei Weiße, Vater und Sohn, mit dem Motorrad gestürzt und von wilden Hunden angegriffen worden; der Vater ist verletzt. In der Hütte eines

[104] Sitting Bull (1831 – 1890) vom Stamm der Lakota-Sioux. Vgl. Brown, Dee: Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses, Droemer Knaur Taschenbuch, München 1976.

alten Indianers finden sie Zuflucht. Dieser ist auch der Erzähler der Binnenhandlung. Der Indianer hat in seiner Jugend im Lager Sitting Bulls gelebt und unter ihm gekämpft und erzählt nun seine Lebensgeschichte. Rahmen und Binnenerzählung sind nicht streng getrennt, letztere wird immer wieder durch das Rahmengeschehen unterbrochen.

Die Autoritätsstrukutren auf beiden Ebenen – man könnte sagen, dass es verschiedene Welten sind – sind klar. Zwischen den beiden Weißen besteht eine offenbar unproblematische

Vater-Sohn Beziehung. Auch für den Indianer war das Verhältnis zu Sitting Bull fast das eines Sohnes zum Vater; der berühmte Häuptling war älter als der Erzähler, er hatte letzterem als Kind das Leben gerettet und ihn in seinen Stamm aufgenommen (vgl. Kraft 1937, S. 32ff). Von da an war er für den Jungen absolute Autorität, ihm gegenüber gab es keinen Ungehorsam. Aber was der Indianer von sich sagt, gilt für den ganzen Stamm; er erzählt nicht nur seine Geschichte; es ist die Geschichte eines ganzen Volkes, das gegen eine Übermacht um seine Freiheit, zuletzt nur noch ums Überleben, kämpft.

Das erinnert an den Freiheitskampf der Tiroler unter Andreas Hofer. Aber auch Bezüge zur Gegenwart des Autors lassen sich herstellen, auch Österreich kämpfte um seine Freiheit und ums Überleben. Die Indianer sind als völkische Helden dargestellt, Sitting Bull ist ihr Führer (vgl. Wild 1990, S. 271 – 274).

Als Anführer in Kriegszeiten war Sitting Bull unübertroffen. Der Erzähler räumt ein: „Sitting Bull war kein Held für ein Bilderbuch“ (Kraft 1937, S.29). Aber dann beschreibt er ihn während eines Kampfes gegen die Krähen-Indianer: „Er aber war nicht nur mutig; nicht nur Streiter und Mann, Krieger mit Lanze und Beil. Er war auch listig wie ein Fuchs. [...] Jetzt, wo es den Mann galt, hatte er den Fuchs abgestreift und war nur noch der Büffel, nach dem er seinen Namen trug.“ (ebd. S. 30f).

Die Sioux besiegen eine Schar Krähen-Indianer, die Überlebenden fliehen. Die Sioux wollen sie verfolgen, um sie gänzlich zu vernichten:

> „[...]Wäre es nach ihnen gegangen – es wäre noch mehr Blut geflossen. Aber es ging nicht nach ihnen; es ging nach Sitting Bull. Und Sitting Bull häutete sich an diesem Tage zum dritten Male. Hatte er erst den Fuchspelz umgetan, um sich dann als Büffel sehen zu lassen, so besann er sich jetzt auf den Menschen. Und das – begreift es recht! – war für seine Zeit und für das Volk, dem er lebte nicht leicht. Nur wer so viel Geltung besaß unter den Seinen wie er, konnte es wagen, mitten im Siegesrausch die Hand aufzuheben und zu sagen: Es ist genug! [...]“ (Ebd. S. 31f)

Eine ähnliche Situation gibt es nach dem Kampf am Little Big Horn, als die Krieger die letzten fliehenden Soldaten verfolgen wollen (vgl. ebd. S.111).

Im Laufe der Erzählung tritt zwischen Vater und Sohn ein deutlicher Generations-unterschied zu Tage. Für den Sohn Packy ist alles, was mit dem früheren Wilden Westen

zusammenhängt, aufregend, es ist die Abenteuer-Romantik vergangener Zeiten, die ihn mit Bewunderung, ja mit Ehrfurcht zu dem Erzähler aufschauen lässt. Aus seinem großen Interesse kann man schließen, dass er vom Vater nicht viel darüber erfahren hat. Der Vater hingegen unterbricht hin und wieder den Bericht, vor allem mit negativen Bemerkungen über Sitting Bull, dass er grausam und unversöhnlich gewesen sein soll (vgl. ebd. S. 36). Und er will seine Meinung auch dann nicht ändern, als sein Gastgeber ihm Beispiele bringt, die das Gegenteil bezeugen.

Eine beabsichtigte Parallele zur Zeit der Ersten Republik ist nicht unwahrscheinlich. Für die Jugend, die nicht im Krieg war, mag der Krieg wie ein aufregendes Erlebnis geschienen haben, während die ältere Generation die Sache meistens realistischer sah.

Natürlich ergibt sich auch zwischen dem älteren Weißen und dem Indianer in der Hütte eine Beziehung. Sie gehören derselben Generation an, aber in den Figuren stehen einander Vertreter verschiedener Rassen, ehemals feindlicher Gruppen gegenüber; sie hatten verschiedene politischer Interessen, haben auch noch zum Zeitpunkt der Handlung verschiedene Lebensweisen und verschiedene Weltanschauungen.

Der Indianer sagt seinen richtigen Namen nicht, er nennt sich am Schluss der Erzählung „no name“. Der Weiße heißt Thomas Thrill. „Auch er ist durchaus nicht mehr jung, ein gutes Stück über die Sechzig, gewesener Major im amerikanischen Volksheer, jetzt nichts weiter als ein wohlhabender Mann und Vater seines Sohnes.“ (ebd. S.10).

Als der Major und sein Sohn in die primitiv erbaute und notdürftigst eingerichtete Blockhütte des Indianer kommen, sind sie entsetzt und es ist „ihr erster gemeinsamer Gedanke: und hier wohnt ein Mensch!“ (ebd. S.14). Aus der Sicht des Majors wird die Hütte spöttisch als „Waldpalast“ bezeichnet und der Indianer als der „Hausherr“ (ebd.). Der Weiße fühlt sich dem Indianer überlegen. Aber während letzterer die Wunde seines Gastes verbindet, stellt der Major fest:

> Es ist sonderbar: der Mann hat eine so bestimmte Art zu sprechen und zu entscheiden, daß Major Thrill keinen Einwand wagt. Vielleicht mißtraut er den medizinischen Künsten dieses alten Fischers, dessen Hütte durchaus nichts von der Sauberkeit eines modernen Operations- saales hat. Und dennoch fühlt er zugleich: er kann nichts Klügeres tun, als sich ihm anzuver- trauen. Er legt sich gehorsam nieder, fühlt mit Behagen die weiche Unterlage unter den ermüdeten Gliedern, die Wärme der Stube, das gedämpfte Licht der leise schaukelnden Lampe. (Ebd. S.17)

So besteht auch zwischen den beiden Männern ein Autoritätsgefälle, das der Weiße zwar nicht wahrhaben will, dessen Einfluss er sich aber nicht entziehen kann.

Der alte Indianer erzählt auf Wunsch des Jungen von seiner Vergangenheit und von Sitting Bull und möchte nach der Schlacht am Big Horn River, in der General Custer gefallen ist, aufhören zu reden. Aber der junge Packy dringt in ihn zu sagen, wie es weiterging.

> „Weiter? – Boy, das hättet Ihr nicht fragen sollen. Außerdem könnt Ihr es Euch selbst beantworten. Wie soll es denn gehen, wo zehntausend gegen einen sind? Aber immerhin – es ging. Ging noch lange genug. Und immer auf die alte, gewohnte Weise: Friedens- verhandlungen, Versprechungen, ein süßer Köder, Verrat und Überfall.“ (Ebd. S.113)

Manches klingt so, als hätte der Autor eine Zukunft in Österreich und Deutschland erahnt, in der viele Menschen, die dem Regime nicht passten, „ausgeschieden“ wurden:

> „Glaubt Ihr, Sitting Bull kannte nicht sein Schicksal? Das Schicksal seines Volkes? Er kannte es genau, und zwar lange bevor es eingetreten war. Sein Schicksal und dasjenige seiner Freunde. Alles, was noch groß und stark um ihn stand, fiel nach und nach dahin, ist weggetilgt worden wie Ungeziefer. Die Amerikaner hatten freilich ein milderes Wort dafür; sie nannten es ‚ausscheiden’. Wer ihnen nicht paßte, wurde ‚ausgeschieden!’ [...]“ (Ebd.)

Schließlich erzählt der Gastgeber doch auch vom Ende Sitting Bulls und vielen seiner Anhänger, die in der letzten Schlacht gestorben sind:

> „[...]Sie hatten ein besser Teil erwählt als ich, der ich heute noch lebe, – mehr als vierzig Jahre zu lang, um darüber nachzudenken, daß das erste Gut eines Volkes seine Freiheit ist, und seine tiefste Erniedrigung die Knechtschaft. Sitting Bulls Leben ist nichts gewesen als ein einziger Kampf um diese Freiheit. Mit ihm ist sie dahingegangen für immer. Und doch, Mesch'schurs: er ist der letzte wirklich aufrechte von uns roten Männern gewesen. Lebend konnten sie ihn nicht bewältigen. Und so hat er denn bis zu seinem letzten Augenblick die Fahne hochge- halten, die der weiße Mann verloren hat: die Ehre! Dazu aber auch den Mut, sich neben diese Ehre hinzustellen und ihren Schild blank zu erhalten, wär' es auch um den Preis seines Lebens, das ja doch keinen Schuß Pulver wert ist o h n e Mut und Ehre!“ (Ebd. S.123, Hervorhebung im Text.)

Am Ende der Erzählung stellt sich heraus, dass die Beziehungen zwischen den Figuren der Rahmen- und denen der Binnenhandlung verschränkt sind. Der Major gibt zu, dass seine Väter schlimmer gehandelt haben als die Roten und schließlich gesteht er: „Ihr habt recht, es sind viele Schüsse gefallen in jener Nacht, von denen mehr als einer den Häuptling durchbohrt haben. Und e i n e r davon ist aus m e i n e r Büchse gekommen!“ (Ebd. S.125, Hervorhebung im Text.)

Danach möchte der Indianer nicht mit dem Major unter einem Dach bleiben. Aber der Ehrenkodex Sitting Bulls wirkt über seinen Tod hinaus: der Indianer verletzt nicht das Gesetz der Gastfreundschaft; er geht selbst in die Nacht hinaus und verbringt sie woanders.

Von diesem Schluss her gesehen scheinen die Einwände, die der Major zwischen den Erzählabschnitten des Indianers immer wieder macht, wie ein Versuch, sich zu rechtfertigen.

Gegen die Knechtschaft kämpfen, auch wenn man eine Minderheit ist. – das passt zur Zwischenkriegszeit und ist zumindest aus dem Geist der Erniedrigung nach dem Ersten Weltkrieg zu erklären, wenn nicht aus dem aufstrebenden Nationalsozialismus.

1. Der Erste Weltkrieg

Zwei Erzählungen von **Karl Springenschmid**, ***Saat in der Nacht*** (1936) und ***Land im Leid*** (1937) handeln vom Kampf der Südtiroler gegen Italien im Ersten Weltkrieg. In beiden Erzählungen erleben die Tiroler, die nach harten Kämpfen sich zu ihrem Hof durchgeschlagen haben, die bittere Enttäuschung, dass ihre Heimat den Italienern gehört. Die österreichischen Bauern will man vertreiben. In *Saat in der Nacht* gelingt es fast, einen Bauern zum Verkauf seines Hofes zu überreden, aber im letzten Moment fällt ihm ein, dass er seinem Hauptmann versprochen hat, seinen Acker zu pflügen. Dieses Versprechen bindet ihn an das Land und er bleibt. Manche Südtiroler beschließen, viele Kinder zu haben und so die Italiener an Zahl zu übertreffen.

Die zweite Erzählung, *Land im Leid*, ist mit dem Schicksal der Bergführer Veit und Sepp Innerkofler verbunden. Sepp Innerkofler, damals schon zweiundfünfzig und zu alt für den Kriegseinsatz; hat in Sexten ein Haus, Frau und sieben Kinder und die Zinnenhütte.

1914 berichtet ein Träger, dass Krieg ist, beruhigt aber sofort: Nur in Bosnien! (Springenschmid 1937, S. 22f)

> Doch über die Woche, als er wieder heraufsteigt, zieht er die Stirn in Falten und erzählt: „Also, Leut, mit dem Kriag ischt es so: Unser Kaiser geht gegen die Serben. Dös mueß sein, weil sie ihm den Thronfolger erschossen ham und sein Weib. Aber die Russen, allsamt, helfen den Serben. So geht Rußland gegen Österreich, und weil die Deutschen zu üns helfen, gehn die Russen ah gegen Deutschland, und weil die Franzosen den Russen helfen, also gehn die Franzosen mit ihnen gegen die Deutschen, und die Engländer überm Wasser drüben gehn mit. Es ischt wia bei ünsre Steinlahnen. Wann der erste Stein ausbricht, fallt der zweite mit und reißt den dritten nach, den vierten, bis alles mit einem Schlag niederstürzt, alles ...“ (Ebd.)

Das ist eine kurze, leicht verständliche Zusammenfassung, nicht nur für die Bauern, auch für Kinder und Jugendliche. Die Leute fragen, was Italien macht.

„‚[...] Italien ischt im Dreibund mit üns. Der König hat sein Wort geben drauf. Bei uns da an der Grenz bleibt Frieden!’ Doch dann, als er rundum in die schweigenden Gesichter der anderen sieht, fügt er hinzu: ‚Hoffen wir’s halt!’ –“ (ebd. S. 24).

Die Tiroler trauen den Italienern nicht. Alle wehrfähigen Männer und sogar die Reservisten sind nach Galizien in die Karpaten geschickt worden, um die ungeheuren Verluste auszugleichen; damit ist im Frühjahr 1915 die Grenze zu Italien ungeschützt. Sepp

Innerkofler ist überzeugt, dass die Italiener nur auf eine Gelegenheit warten, Österreich anzugreifen. Also kommen die ganz Alten und die ganz Jungen von den entlegenen Höfen zusammen und greifen zu den Waffen. Sie wählen Veit Innerkofler, Sepps Vater, zum Anführer. Der Paternkofel, ein strategisch wichtiger Punkt, ist von den Italienern besetzt. Bei dem Versuch ihn zurückzuerobern wird Sepp Innerkofler erschossen; der Kofel bleibt in der Hand der Italiener, die Tiroler können nur weiteres Vordringen stoppen.

Als der Krieg zu Ende ist und die Soldaten heimkommen, beginnen sie sofort wieder mit der Feldarbeit.

> Doch da kommt das Furchtbare.
> Erst geht es bloß als Gerücht durch das Tal, niemand will es glauben, doch immer bestimmter wird es ausgesprochen und plötzlich steht es als Wahrheit vor ihnen, unerbittlich, hart! Das Tal wird wälsch. (Ebd. S. 55f)

Veit Innerkofler hat ein Bein verloren. Er sieht mit seinem Enkel die Italiener einmarschieren.

> Und nun faßt er den Buben an beiden Schultern und sieht ihm lange und tief in die Augen und sagt: „Vergiß die Stunde nit, Bub, wo du da hinter der Stauden g'legen bischt und die Walschen hascht einmarschieren gsehn in ünser Land. Vergiß nit, daß wohl die Gewalt und Herrschaft walsch werden kann für etliche Zeit, aber nie und nimmer die Menschen; denn keiner kann sein Blut verraten, und das Blut ist deutsch, so deutsch wie der Wald und das ganze Tal von Anbeginn!" (Ebd. S. 58f)

Das ist fast ein Aufruf zu einem neuen Krieg!

Der Offizier wird in der österreichischen allgemeinen Literatur oft behandelt und durchaus nicht immer positiv. Er wird sowohl von innen, d.h. aus der Sicht von Schriftstellern, die selbst Offiziere waren, als auch von außen sehr differenziert gesehen. Zur ersteren Gruppe gehört Franz Werfel. Er und andere Autoren machten die Unfähigkeit der Offiziere für den Ausgang des Ersten Weltkrieges verantwortlich (vgl. die Beiträge von Auckenthaler und Strelka in: Strelka 1994).

> Da aber die menschliche Natur dazu neigt, alles Schmerzhafte und Böse zu verdrängen und nur das Angenehme zu erinnern und da zudem durch das Anwachsen einer noch viel unmenschlicheren Gefährdung des Lebens durch den Nazismus und Kommunismus trotz des Weltkrieges die alte Monarchie in den Dreißigerjahren zunehmend in einem verklärten Licht rückwärtsgewandter Idealisierung zu erscheinen begann, spiegelte sich diese neue positive Haltung auch in den literarischen Offiziers*darstellungen* von Offiziers*autoren*. (Strelka 1994, S.178)

> Der Soldat des modernen Krieges ist, sei er persönlich ein Draufgänger oder Drückeberger, tapfer oder feig, doch immer nur willenloses Werkzeug und Opfer einer unpersönlichen Macht, die ihn schonungslos gebraucht. Sein täglicher Feind ist nicht der meist unsichtbare Gegner, sondern der ständig sichtbare Vorgesetzte, der seinerseits wiederum nur Handlanger der gleichen unpersönlichen Macht ist, ein

> gerechter oder ungerechter, menschlich wohlwollender oder bösartiger Handlanger. (Putkamer 1952, S.19 über Werfels „Barbara oder die Frömmigkeit“)

Zu der Gruppe von Offizieren, die den Krieg „von innen“ beschreiben, gehört auch **Robert Skorpil.** Er hat im 1. Weltkrieg von 1916 an in Südtirol auf dem Monte Pasubio gekämpft. Der Roman ***Pasubio*** (1934) beschreibt in fiktiver Form, aber mit stark autobiografischen Zügen, die Erlebnisse des Kadetten (später Fähnrichs) Helfer (symbolischer Name) im Kriegseinsatz auf diesem Berg.

Die Zeit der Handlung dauert von Juni bis Oktober 1916, das sind die ersten Monate nach dem Kriegseintritt Italiens. Der Inhalt ist in fünf Abschnitte gegliedert: Juniwolken – Julisonne – Augustnächte – Septembernebel – Oktobersturm.

Was diesen Roman von anderen Kriegsgeschichten unterscheidet, ist die persönliche Betroffenheit, die in der Schilderung der Gefechte durchklingt:

> Es war die unheimlichste Nacht, die Helfer je erlebt hatte. [...]
>
> Was aber an den Nerven des Knaben bis zur Unerträglichkeit zerrte, war etwas andres. Es war das Wimmern, Schreien und Stöhnen der zahllosen verwundeten Italiener.
>
> „Aiuto! Aiuto!“ erklang es immer wieder, gellend, verzweifelt, bittend, beschwörend. Und dazwischen der Ruf des hilflosen, verstümmelten Menschen, des kleinen Menschen in dieser großen Steinwüste unter dem Grauen dieser Nacht: „Mamma mia!“
>
> Wo sind eure Mütter, dachte Helfer, ihr ruft sie vergebens! Er wunderte sich, daß er gar keinen Haß gegen den Feind empfand, nur tiefes Mitleid mit diesen Menschenkindern, die in ihrer Todesnot nach der Mutter riefen. (Skorpil 1934, S.105)

Am 2. Juli 1916 führt Kadett Helfer zum ersten Mal seinen Zug selbständig in ein Gefecht.

> Da sprang eine riesige glührote Flamme nicht weit vor ihm aus dem Boden; ein gewaltiger Luftstoß schleuderte ihn hin; ein Krachen und Heulen wie ein Hohngelächter der Hölle fuhr ihm in die Ohren; der Berg bebte, und dann schmetterten viele Sekunden lang Felstrümmer und Steine auf die Erde nieder.
>
> Helfer sprang auf.
>
> Mit einem gewissen Erstaunen nahm er wahr, daß er am ganzen Körper zitterte, daß sein Herz wahnsinnig schnell pulste.
>
> Eigenartig, dachte er, ich habe doch keine Angst, ich darf ja keine Angst haben. Aber mein Körper hat Angst, mein Herz hat Furcht. Habe ich darüber keine Macht?
>
> Er ballte die Fäuste, biß die Zähne zusammen: Gut, mein lieber Körper, du sollst deine Angst haben, aber ich, ich werde dich doch führen, wohin ich will und wie ich will und muß! (Ebd. S.170f)

Der Roman beschreibt den Kriegsalltag in seinen verschiedenen Facetten. Das schließt auch hier komische Szenen und Späße, die zwischendurch gemacht werden, mit ein, und oft stehen ernste und heitere Szenen unmittelbar nebeneinander. Man darf die Heiterkeit aber

nicht missverstehen. Diese Szenen haben nichts mit der Verniedlichung des Krieges zu tun, die in anderen Büchern vorkommt (z. B. A. Groner).

Berthold wunderte sich. Er hatte lachen können wie seinerzeit in der Schule bei einem gelungenen Streich. Lachen nach all dem Grauen der letzten Tage! Aber, es war schon richtig so!

Das machte die Gegenwart erträglich. Die Wunden und Narben in der Seele, die blieben schon, würden bleiben fürs ganze Leben. (Ebd. S. 346)

Was die Beziehung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen betrifft sind die Aussagen hier denen anderer Bücher ähnlich. Helfer ist zu seiner Truppe nicht gerade „wie ein Vater“, dazu ist er auch zu jung, aber das Verhältnis ist ungezwungen und bei allem Respekt doch fast kameradschaftlich.

Ein Beispiel für diese Art des Umgangs ist Hartlieb, einer der Offiziere. Die Soldaten der Nachtwache haben sich im Regen die Zeltblätter über den Kopf gestülpt, aber sie sollten horchen, und mit dem Kopf in den Zeltblättern hören sie nichts. Das ergibt am nächsten Tag eine „Kopfwäsche“. Aber danach gibt Hartlieb den ausgefrorenen Nachtwächtern heißen Tee, und als sie gehen, wirft er ihnen – buchstäblich – einen Brotlaib nach (vgl. S.176). Berthold, ein anderer junger Offizier, sagt über Hartlieb: „ ‚Wie der mit seinen Leuten grob sein kann! Und dabei haben sie ihn fast am liebsten von allen unsern Offizieren. Ich kann ihn auch sehr gut leiden.’“ (Ebd. S. 275)

Berthold hat mit den anderen Offizieren kaum Kontakt und erklärt Helfer den Grund:

> „[...] der Mannschaft komme ich viel näher, wenn ich im gleichen Unterstand bin. Es sind einfache, oft derbe Leute, aber sie haben so etwas Natürliches, Offenes, daß ich auf die ‚höhere Bildung’ gern verzichte. Dabei zeigen sie ein Feingefühl, das mich manchmal ganz überrascht. Sie behandeln mich kameradschaftlich und geben doch, fast unmerklich, zu erkennen, daß sie in mir einen Menschen mit bessrer Bildung, einen künftigen Offizier sehen.
>
> Sie haben volles Vertrauen zu mir und oft kommt der eine oder andre mit Nöten daher, die nicht das Essen und dergleichen betreffen, sondern seelische Schwierigkeiten.
>
> Ich glaube, ihr wißt gar nicht, wie viel und wie tief diese Leute manchmal denken. Ich meine, ich konnte einigen wirklich helfen.“ (Ebd. S.173)

Und helfen muss der Fähnrich Helfer mit der besseren Schulbildung den einfachen Soldaten manchmal beim Briefschreiben. Er muss auch die Post der Soldaten zensurieren, ob sie vielleicht – sicher ungewollt – ein militärisches Geheimnis oder Entmutigung enthält. Einmal lässt er den Briefschreiber kommen:

„Mein lieber Steinbrecher, greifen Sie einmal hinauf, ob Ihr Kopf noch auf den Schultern sitzt.“

Erstaunt befolgte der Mann den Auftrag: „Er ist schun no obn, der Tetz (Kopf), Herr Fähnrich.“

> „So, so, nach Ihrem Brief habe ich das bezweifelt. Passen Sie einmal gut auf! Sie schreiben: „Der Welsche schießt oft in die Felsen und gestern traf mich ein Stein am Kopf, der herunterfiel. Aber das machte mir nichts.“ Der Mann mußte lachen. Jetzt, in der Betonung des Fähnrichs, verstand er den Fehler, den er in der Satzstellung gemacht hatte. (Ebd. S.127)

Natürlich geht es im Krieg auch immer wieder um das Thema Gehorsam. Zunächst ist die Erfahrung der Hauptfigur im Roman die, die man erwarten würde: Im Ausbildungslager in Innsbruck handelt Kadett Helfer bei einer Übung in Schönruh eigenmächtig, indem er den „Feind“ nicht nur erkundet, sondern auch seinen Vormarsch stoppt, worauf ihn der Hauptmann sehr böse empfängt und auf den Einwand des Kadetten: „‚Herr Hauptmann, ich dachte ...’“ erwidert: „ ‚Sie haben nicht zu denken, sondern Befehle so auszuführen, wie sie Ihnen gegeben wurden.“ (Ebd. S.14) Später, auf dem Pasubio, sieht Fähnrich Helfer die Sache anders. Jetzt weiß er, dass Denken und Überlegen im Ernstfall wichtig sind. Allerdings ist er zu diesem Zeitpunkt selbst derjenige, der Befehle gibt. Und die Entscheidungen, die er als Offizier treffen muss, bringen ihn manchmal in einen Gewissenskonflikt.

> Es ist so schwer, Führer, Offizier zu sein! Wenn einige Leute meiner Patrouille fielen, zum Krüppel würden? Es ist nicht allzuschwer, opferbereit zu sein, wenn man nur allein zu handeln hat. Darf man auch andere Leben in diese Bereitschaft einbeziehen?
>
> Ja, ich darf es, ich muß es! Deswegen kämpfen wir ja gemeinsam für Land und Volk und Freiheit, deswegen bin ich ja Offizier. (Ebd. S. 209)

Fast genau in der Mitte des Romans, auf Seite 175 von 400, gibt es ein Gespräch zwischen Berthold und Helfer, in dem es um grundsätzliche Fragen geht. Berthold fragt Helfer:

> Langsam, mit nach innen gekehrtem Blick fragte Berthold: „Wofür kämpfen wir eigentlich?“
>
> „Das hab ich mich auch oft und oft gefragt. Und am Ende hab ich eine einfache Antwort gefunden, die mir klar meinen Weg und meine Aufgabe zeigt.
>
> Wie und weshalb es eigentlich zum Krieg gekommen ist, darüber wird man sich noch jahrelang auseinandersetzen. Vielleicht ohne den triftigen Grund zu finden. Aber: Es i s t Krieg!
>
> Wir haben unser Heimatland zu schützen. Wir haben mitzukämpfen und mitzuleiden mit unserm Volk, wir haben sein Geschick bis ins Letzte zu teilen. Wie es ausgehen wird, steht in Gottes Hand.“ (Ebd. S.174f, Hervorhebung im Text.)

Das ist sicher Skorpils wirkliche Meinung. In ***Sturm in die neue Zeit*** (1935 b) bekennt er: „Ich war ein Frontkämpfer, ich bin ein Friedenskämpfer, ich freue mich, wenn die Wehrpflicht bei uns wieder eingeführt wird, ich bin kein Pazifist und kein wahrer Österreicher ist es.“ (Skorpil 1935 b, S. 232) Das bedeutet nicht, dass er nicht in seinem Roman und theoretischen Schriften eindringlich für den Frieden spricht.

In dem Gespräch in *Pasubio* bezweifelt Helfer, dass Österreich den Krieg gewinnen wird. Auf die Frage, was dann der Sinn des Krieges sei, antwortet er:

> „Kein andrer als der Sinn jedes Schicksals, jeder Not, jedes Leids: Tiefer, reiner, echter, einsichtiger zu werden! Siehst du, deshalb glaube ich an einen Sieg. Und wenn wir im äußern Kampf unterliegen sollten, wenn wir unser Schicksal mit dem Sinne erfüllen, den ich eben andeutete: Dann werden wir mehr gewonnen haben, als Land und Geld und Bodenschätze. (Skorpil 1934, S.176)

Gegen Ende zu werden die Stimmung und der Erzählton immer ernster, die Gefechte werden immer grausiger. Helfer stirbt am Ende des Romans.

Der Roman *Pasubio* hebt sich von der Jugendliteratur der Zwischenkriegszeit ab. Er ist kein Antikriegsroman, wie die Zitate zeigen. Skorpil ist der Meinung, dass man seine Heimat verteidigen müsse, wenn sie angegriffen wird. Aber der Realismus der Schilderungen unterscheidet das hier Erzählte von fast allen Kriegsgeschichten.

Darum ist Skorpil auch überzeugt: „Österreichs Jugend wird nie den Gefahren des ‚bunten Rocks', der Einbildung und Prahlerei, verfallen" (Skorpil 1935 b, S. 89). Und er erklärt, was für ihn das wahre Soldatentum ist:

> Der wahre Soldat ist kein blutrünstiger Schlächter, er ist e i n H ü t e r d e s F r i e d e n s. Er kämpft, wenn es zu kämpfen gilt, er setzt Leib und Leben ein, aber e r l i e b t d e n K a m p f d e s M e n s c h e n g e g e n d e n M e n s c h e n n i c h t. Er trägt die Ehrfurcht vor allem Lebendigen im Herzen und er kennt das Gebot der Nächsten- liebe. Darum ist ihm Grausamkeit fremd, darum wird er nie zum Plünderer und Mordbrenner, darum achtet und ehrt er den besiegten Feind. (Ebd. S. 87f, Hervorhebung im Text.)

Auch in dem Jugendroman ***Alban springt ins Abenteuer*** (1935 a) widmet **Robert Skorpil** einen Teil dem Thema Krieg. In dem Roman erzählt ein Lehrer den Schülern auf einer Schihütte ein persönliches Erlebnis aus dem Kriegsjahr 1916, das zeitlich an die Handlung in *Pasubio* anschließt. Im Winter kommen bei dem Versuch, aus dem Tal Verpflegung zu holen, im Schneesturm und unter Lawinen zehn Leute ums Leben, nur der Erzähler überlebt.

Z U S A M M E N F A S S U N G K R I E G

Die **Jugendliteratur** der **1. Periode** enthält eine große Anzahl von „hurrapatriotischen" Werken zur „geistigen Mobilmachung". (Davon sind auch die Kinderbücher nicht ganz frei.) Sie ersetzen in Österreich die Abenteuergeschichten, die deutsche Autoren in die Kolonien verlegen. Mit der Abenteuerliteratur haben sie die Elternferne gemeinsam, wobei allerdings die reale Familie durch das Militär ersetzt wird. Der leibliche Vater ist meistens

gestorben, die leibliche Mutter ist als „Mütterlein“ in die Bedeutungslosigkeit verbannt. Erkennbar ist in manchen Büchern auch eine latente Homosexualität (z.B. bei H. Lange)

Stimmen, die expressis verbis gegen den Krieg sprechen, sind in der Kinder- und Jugendliteratur nicht vorhanden. Rosegger bestätigt den Unwillen mancher Jugendlicher gegen die Einberufung, die zum Teil durch Heimatliebe bzw. vorweggenommenes Heimweh erklärt wird. In Franz Molnárs *Jungen der Paulstraße* ist die Kriegsskepsis nur implizit vorhanden. Und nur fallweise und kurz (Hans Fraungruber) werden die Gräuel des Krieges geschildert. Erstaunlich ist, dass auch Autorinnen über das Thema schreiben, wie z.B. A. Groner.

Es gibt gelegentlichen Ungehorsam zum Vorteil der eigenen Seite. Eine eigene Entscheidung, ein eigenes Gewissen gegen den Krieg gibt es nicht.

In der **2. Periode** wird in der sozialistischen **Kinderliteratur**, vor allem in den Schulbüchern, der Krieg (zusammen mit der Monarchie) heftig abgelehnt. In der **Jugendliteratur** sind erst in den 30er Jahren (Fileks *Wie Dieter die Heimat fand* ausgenommen) wieder historische Romane aufgetaucht, die in dieser Verkleidung eine politische Richtung nehmen und wieder auf einen Krieg hinarbeiten. Dazu gehören auch schon Bücher über den Ersten Weltkrieg.

ERGEBNIS DER ARBEIT

Die Forschungsfrage war, ob sich innerhalb des Zeitraums von 1890 bis 1938 die Einstellung zu Autorität und Gehorsam in der KJL durch den Ersten Weltkrieg verändert hat. Die Hypothese lautete, dass ein solcher Krieg in der KJL seine Spuren hinterlassen, dass er zu einer kritischeren Haltung gegenüber der Autorität, zu weniger Gehorsam und mehr eigenständigem Denken geführt haben müsste.

Die Untersuchung von 143 Werken unterschiedlichen Umfangs aus der KJL dieses Zeitraums hat zum Teil überraschende Ergebnisse gebracht, die schon in den Zusammenfassungen der einzelnen Kapitel angeführt sind. Eine Zusammenschau der gesamten Arbeit ergibt Folgendes:

Eine kritischere Beurteilung von Eltern in der 2. Periode würde bedeuten, dass sie anders, differenzierter oder unter Umständen gar nicht mehr als Autorität gesehen werden. Das ist in den Werken, die in dieser Arbeit behandelt wurden, nicht der Fall. Die Autorität in der Familie ist der Vater, und zwar die ganze Epoche hindurch, vor und nach dem Krieg; nur wenn er nicht da ist, übernimmt die Mutter seine Stelle. (Bei Ausfall der Mutter bekommt die älteste Tochter ihre Aufgaben übertragen.) Das ist die grundsätzliche Einstellung.

Ausnahmen gibt es in der KL der 1. Periode nur im Märchen (in realistischen Erzählungen sind böse Erwachsene nie die eigenen Eltern), in der 2. Periode nur bei einem Autor (R. Klement), der Eltern ironisch betrachtet.

In der JL werden Väter kritisiert, allerdings in der 1. Periode nur in der für ältere Jugendliche bestimmten oder nicht-intendierten JL, in der 2. Periode auch schon in den für die Jüngeren bestimmten Werken. Kritikpunkte sind autoritäres Verhalten, Starrsinn, manchmal auch Dummheit, in der Zwischenkriegszeit kommt noch Alkoholismus dazu. Auch der Generationskonflikt wird schon in der Monarchie thematisiert. Jedoch besteht kein grundsätzlicher Unterschied in der Einstellung zur Autorität: Der Vater mag vielleicht schwach, verantwortungslos, böse sein, aber er bleibt immer der Vater.

Anders sieht das Ergebnis aus, wenn man das Gegenüber betrachtet, die Kinder und Jugendlichen. In der KL fällt in der 2. Periode die große Zahl von unfolgsamen Kindern auf. Ungehorsam wird zwar auch schon vor dem Ersten Weltkrieg thematisiert, aber dabei wird immer auch erzählt und betont, dass die Kinder ihr Unrecht einsehen und sich bessern. Das ist nach dem Krieg oft nicht der Fall. Recht und Unrecht gibt es zwar und die Kinder wissen, was sie tun sollen oder nicht tun dürfen, aber was hier fehlt, ist die Begleitung durch einen Elternteil, der die Kinder vom Fehlverhalten weg und zu Reue oder Wiedergutmachung führt. Die Kinder sollen das Bewusstsein von Recht und Unrecht schon verinnerlicht haben, ohne

dass ein Erwachsener es ihnen erst auseinandersetzen muss. Und die Erzählungen enden oft, ohne dass man erfährt, ob das Kind sich gebessert hat. Besonders drastisch kommt das in den Geschichten zum Ausdruck, in denen es gar keine Autorität gibt und nicht Kinder die Träger der Handlung sind, sondern Gegenstände: Nicht das Kind ist unfolgsam, sondern das Spielzeug. Man gewinnt den Eindruck, dass nach dem Ersten Weltkrieg eine große Verunsicherung eingetreten ist hinsichtlich der Werte und der Eltern als gültige moralische Instanz. Eltern, besonders Väter, möchten zwar weiterhin als Autorität gelten, aber man traut sich nicht mehr, Ansprüche an die Kinder zu stellen, man will sie schonen – und vielleicht auch sich selbst.

Gleichzeitig wird Kindern eine Macht zugestanden, an die man in der Monarchie nicht einmal zu denken gewagt hätte. Kinder können ihre Eltern und Lehrer (Klement) oder auch ein ganzes Dorf (Holgersen) völlig verunsichern und überfordern. Andererseits finden sich unter den „schlimmen“ Kindern der Zwischenkriegszeit auch schon solche, die sich den Autoritäten bewusst widersetzen und eigene Entscheidungen treffen; meistens sind diese Entscheidungen positiv, besonders, wenn das Verhalten der Erwachsenen negativ ist.

Die allgemeine Verunsicherung nach dem Ersten Weltkrieg manifestiert sich auch literarisch in einer Unsicherheit in der Verwendung der Genres, besonders des Märchens. Das macht die KL größtenteils schal und wenig überzeugend.

Im Unterschied zur KL überwiegt in der JL das angepasste Verhalten, in der Monarchie ebenso wie in der Zwischenkriegszeit, mit Ausnahme jener Fälle, wo ein allzu strenger Vater oder verständnislose Eltern in den Kindern Auflehnung und Trotz auslösen. Der Generationskonflikt scheint in der 1. Periode öfter mit dem Tod des/der Jugendlichen zu enden (vor allem in der nicht-intendierten JL) als in der 2. Periode. Der Grund liegt vielleicht darin, dass auch die Jugendlichen selbständiger geworden sind, was kein Widerspruch zum angepassten Verhalten ist, aber im Generationskonflikt eher zu einem versöhnlichen Ende führt.

Das gleiche Bild wie in der Familie bietet sich auch in den anderen Lebensbereichen.

Die Schule ist in den Kinderbüchern der Monarchie, die hauptsächlich für das bürgerliche Milieu gedacht sind, positiv konnotiert: Die Lehrer sind nett und Schüler und Schülerinnen sind fleißig. In der 2. Periode sind analog zur Familie die Kinder oft ungehorsam, die Lehrer und Lehrerinnen manchmal überfordert und im Allgemeinen drakonisch streng. An der Oberstufe des Gymnasiums gibt es auch den schulischen Generationskonflikt schon in der Monarchie; die Problematik besteht nach dem Ersten Weltkrieg weiter.

Ähnlich wie die Schule ist auch das Thema Religion in der Monarchie nur positiv konnotiert, das gilt auch für die JL, wo die Autorität des Seelsorgers bzw. Priesters eine große und meist positive Rolle spielt und entsprechend als Autorität anerkannt und geachtet wird. Die historischen Romane mit christlichen Vorbildern richten einen Appell an die Leser (seltener Leserinnen), ihren (selbstverständlich katholischen!) Glauben (in der Gegenwart) zu verteidigen und sich eng an die Kirche anzuschließen.

In der Zwischenkriegszeit kommt das Thema Religion in der JL kaum vor, während in der KL die gleiche Verunsicherung festzustellen ist wie beim Thema Familie: Obwohl häufiger als früher vom Himmel die Rede ist, ist er mit seinen „Englein" total verweltlicht und völlig nichts sagend. Analog zu den Kindern in der Familie sind auch die Englein manchmal unfolgsam.

Zum Thema Staat bringt die KL der Monarchie, entsprechend ihrem Auftrag, das dynastische System zu stützen, Anekdoten über den Kaiser, die ihn liebenswert machen, daneben aber mehr die gesellschaftliche Ordnung, die „anonyme" Autorität, die allerdings von einer personalen Autorität, meistens einem Elternteil, vertreten wird. Und auch hier gibt es Kinder, die Verbotenes tun, aber meistens „auf den rechten Weg" zurückfinden.

In der JL der Monarchie ist die höchste Autorität, der Kaiser, selbstverständlich über jede Kritik erhaben, kann aber in historischen Romanen doch auch schlechte Eigenschaften haben. Und es gibt böse Ritter, denen die guten Knappen den Gehorsam verweigern.

In der 2. Periode, da der Staat nun eine Demokratie ist, gibt es die den Staat und die gesellschaftliche Ordnung verkörpernde personale Autorität des Kaisers nicht; an seiner Stelle steht – nichts! Auch hier ist zu berücksichtigen – wie an anderer Stelle dieser Arbeit schon erwähnt – was in der Literatur nicht vorkommt. Zwar wird in der sozialistischen KJL die Monarchie noch im Nachhinein kritisiert und besonders in Schulbüchern auf die Vorzüge der Republik hingewiesen, aber mit den Begriffen Demokratie, Mitbestimmung, Eigenverantwortung kann der größte Teil der KJL der Zwischenkriegszeit nichts anfangen. Dagegen spielt schon in der KL und erst recht in der JL die Parteipolitik eine große Rolle. Zu einem selbständigen Urteil werden die jungen Leserinnen und Leser nur sehr selten aufgefordert. Statt dessen klingt unterschwellig und manipulativ die politische Einstellung des Autors oder der Autorin durch. Die sozialistische Kinderliteratur, die seit den 20er Jahren in Österreich stark vertreten ist, kritisiert am Schulwesen solche Lehrer, die Kinder reicherer Eltern besser behandeln. Und die Vertreter der Kirche werden von den Sozialisten entweder lächerlich gemacht (B. Balázs) oder vehement abgelehnt (H. Zur Mühlen), während die Katholikin Seemann nur gute und verständnisvolle Geistliche beschreibt. Trotzdem sind sich

in der pädagogischen Praxis Vertreter und Vertreterinnen weit auseinanderliegender Weltanschauungen oft erstaunlich einig.

Die allgemeine Unsicherheit der Ersten Republik macht sich auch bei diesem Thema in der Verwendung des Genres bemerkbar: Es werden für Kinder in erster Linie Märchen geschrieben, aber die traditionelle Form ist nicht mehr überzeugend. Auch hier spielt die politische Ausrichtung der Autoren und Autorinnen eine Rolle. Bei Bienenstein (rechtsorientiert) gibt es Könige, auch böse, aber die Untertanen sind loyal; ein Versuch, das System zu ändern, scheitert. Bei H. Zur Mühlen, die das System ändern will, sind die Kinder gewollt ungehorsam. Eine Kategorie für sich ist Felix Salten, der mit seinen Tiergeschichten in eine andere Welt ausweicht.

In den 30er Jahren gibt es wieder historische Erzählungen von Kriegen und Helden wie vor dem Ersten Weltkrieg, aber der Ton ist wesentlich aggressiver. Dem gegenüber waren die Kriege in der JL der 1. Periode fast gemütlich; alle Offiziere waren makellos und den Soldaten gegenüber freundlich, gütig und großzügig. Und Ungehorsam, der in den Erzählungen erstaunlich oft vorkommt, immer zum Nutzen der eigenen Seite, wird im Nachhinein nicht nur immer verziehen, sondern meistens auch noch belohnt. In der Zwischenkriegszeit klingt mehr die Verbitterung über den verlorenen Krieg und das Unrecht durch, das man Österreich angetan hat. Weit davon entfernt, einen Krieg in Zukunft vermeiden oder ablehnen zu wollen, hört man eher den Ruf nach Gerechtigkeit heraus, besonders in der Südtirolfrage, oder die Bereitschaft, sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Man hat den Eindruck, dass ein gewisser Teil der JL der 2. Periode immer mehr auf einen neuen Krieg zusteuert, aber diesmal aus Hass, nicht aus Patriotismus. Das ist ein großer Unterschied zur Monarchie. Damals wusste man, WOFÜR man kämpfte: FÜR den Kaiser, FÜR das Vaterland. Jetzt rüstete man GEGEN einen Feind.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass innerhalb der Familie die Autorität nicht angegriffen wird. Ihren Eltern gegenüber sind die Kinder loyal. In den öffentlichen Bereichen dagegen hat die Autorität stark verloren. Parallel dazu beginnen die die Kinder und Jugendlichen ihren Spielraum auszunützen, im positiven wie im negativen Sinn. Die Entwicklung hätte vielleicht positiv weitergehen und zu einem größeren Bewusstsein der Eigenverantwortung führen können, wenn sie dazu Zeit gehabt hätte und wenn nicht der politische Zugzwang zu einer neuerlichen Katastrophe geführt hätte.

B I B L I O G R A F I E

I. P R I M Ä R L I T E R A T U R

Afritsch, Anton: Ins neue Leben und andere ernste Erzählungen. Ill. O. R. Schatz. 4. Auflage, Wien: Jungbrunnen 1951 [entstanden lt. Vorwort 1919]. Standort: ÖNB.

Altenberg, Peter: Das große Peter Altenberg Buch. Hg. Werner J. Schweiger. Wien, Hamburg: Zsolnay 1977. Standort: ÖNB.

Aus alter und neuer Zeit. Hg. Schulbücher-Ausschuß des Deutschösterreichischen Unterrichtsamtes. Ill. Erich Schütz. Wien: Schulbücherverlag 1919. Privatbesitz.

Aus schwerer Zeit. Erzählungen zur Geschichte des letzten Jahrhunderts. Hg. Josef Ziegler. Wien, Leipzig: ÖBV 1932. (Der Brunnen, 55) Standort: ÖNB.

Balázs, Béla (Ps. für Herbert Bauer): Das richtige Himmelblau. Der Maschinenknabe und andere Geschichten. Ill. Mely Hoffer. Berlin-Grunewald: Williams & Co. 1931. [EA Ill.Tibor Gergely, München: Drei Masken Verlag 1925 lt. AiK] Standort: ÖNB.

Baum,Vicki: Bubenreise. Eine Erzählung für junge Menschen. Ill. H. Wilkens. Berlin: Ullstein o. J. [1923]. Standort: ÖNB.

Bienenstein, Karl: Deutsches Sehnen und Kämpfen. Ein Wachau-Roman. Stuttgart: Adolf Bonz & Co. 1913. Standort: ÖNB.

Ders.: Im Schiffmeisterhause. Leipzig: Grethlein & Co. 1913. Standort: ÖNB.

Ders.: Unter der Karfunkelsonne. Ill. Fritz Gareis. Leipzig, Prag, Wien: Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase 1918. (Jugendbücher der Zeitschrift „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule“, 1.Bd.) Standort: UB.

Ders.: Vor hundert Jahren. Erlebnisse eines Wiener Freiwilligen im Kriegsjahre 1809. Graz, Leipzig: Ulrich Mosers Buchhandlung o. J. [1908 lt. G-G] (Erzählungen für Jugend und Volk, Bd XV). Standort: ÖNB.

Birnbaum, Uriel: Der Kaiser und der Architekt. Ein Märchen in fünfzig Bildern. Leipzig, Wien: Thyrsos-Verlag 1924. Standort: ÖNB.

Branchart, Auguste: Purzelpeter. Ill. Maria Grengg. München: Georg W. Dietrich 1922. (Dietrichs Münchener Künstler-Bilderbücher 36) Standort: ÖNB.

Breyer, Grete: ... hör zu – ein Märchen! Ill.Riki Weiss. Leipzig, Wien, Berlin: Steyrermühl 1932. (Tagblatt-Bibliothek 960 – 961). Standort: ÖNB.

Brunner, Armin: Wir spielen Weltkrieg. Ein zeitgemäßes Kinderbuch für unsere Kleinen. Ill. Ernst Kutzer. Hg. Kriegshilfsbüro der k. k. Ministeriums des Inneren [...] Wien: Gesellschaft für graphische Industrie 1920 [EA 1915 lt. Heller, AiK]. Standort: ÖNB.

Busson, Paul: Das schlimme Englein. Eine Geschichte. Leipzig, Wien: Lyra 1919. (Molitor’s Novellenschatz Nr. 6) Standort: ÖNB.

Ders.: Vitus Venloo. Die Geschichte einer Jugend. Wien, Leipzig: F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung 1930. Standort: ÖNB.

Ebner-Eschenbach, Marie von: Der Vorzugsschüler (1900). In: Aus Spätherbsttagen (1901). In: Sämtliche Werke, 5. Bd., Berlin-Grunewald: Gebr. Paetel [1920]. Standort: FBG.

Dies.: Hirzepinzchen. Ein Märchen von Marie von Ebner-Eschenbach. Ill. Robert Weise. 10. Auflage, Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft o. J. [EA 1900 lt. G-G, AiK]. Privatbesitz. (ÖNB 4. Auflage)

Feld, Friedrich. Der Flug ins Karfunkelland. Eine fast wahre Geschichte voll seltsamer Abenteuer. Ill. Karl Köhler. Wien: Jungbrunnen o.J. [EA 1933 lt. AiK, Doderer]. Privatbesitz.

Ders.: Der Regenbogen fährt nach Masagara. Ein Abenteuerbuch für Faltbootfahrer und Zirkusfreunde, Briefmarkensammler und andere junge Leute. Ill. Karl Köhler. Wien: Jungbrunnen 1950. Standort: ÖNB. [EA 1934 lt. Doderer; 1938 unter Fritz Rosenfeld, Staatliche Verlaganstalt Prag lt. AiK;]

Siehe auch: Rosenfeld, Fritz

Fenzl, Viktoria: Flimmerchen von der Milchstraße. (Ill. nicht genannt, lt. Heller: Ernst Kutzer, Schrift Alois Legrün). Wien: Jugend und Volk 1946 [= 1. od. 2. Aufl. nach dem Krieg, EA 1934 lt. AiK]. Standort: ÖNB.

Filek, Egid: Stadt in Not. Geschichtlicher Roman. Berlin: Die Buchgemeinde 1933. (Jahresreihe 1932/33, 4. Band). Standort: UB.

Ders.: Wie Dieter die Heimat fand. Geschichtliche Erzählung. Ill. Marie Grengg. 3.–7.T. Wien: Österreichischer Schulbücherverlag o. J. [1920 lt. Heller, AiK] Standort: ÖNB.

Fischer, Wilhelm: Das Licht im Elendhause. Für die Jugend ausgewählt von Josef Freudenthaler. Ill. Franz Wacik. Linz: Verlag des Lehrerhausvereins für OÖ. 1909. (Jugerndschriften. Hg. Lehrerhausverein für OÖ, Bd. 51). Privatbesitz.

Ders.: Die Waffenbrüder. Eine Erzählung aus den Kämpfen im Osten. (Ill. nicht genannt, Signatur unleserlich) Stuttgart: Gustav Weise o. J. Standort: WB.

Ders.:Lebensmorgen. München, Leipzig: Georg Müller 1906. Standort: ÖNB.

Ders.: Murwellen. 2. Auflage, München: Georg Müller 1910. Standort: ÖNB.

Ders.: Wagemut. Erzählung aus dem Kriege. Ill. Eduard Thöny. Gotha: Friedrich Andreas Perthes 1917. Standort: ÖNB.

Frank, Ferdinand: Ein Edelmann in der Hütte. Eine Erzählung für die Jugend. Wien: A. Pichler’s Witwe & Sohn o. J. [1891 lt. AiK] (Jenssen’s Volks- und Jugend-Bibliothek, 81.Bd.) ÖNB.

Ders.: Im Banne des Föhn. Eine Feriengeschichte der reiferen Jugend erzählt. Wien: A. Pichler’s Witwe & Sohn o. J. [1889 lt. AiK] (Jenssen’s Volks- und Jugend-Bibliothek, 73. Bd.) Standort: ÖNB.

Fraungruber, Hans: Hoch Habsburg! Bilder aus Österreichs alten und jungen Tagen. Ill. Carl Fahringer. Volksausgabe. Wien, Stuttgart, Leipzig: Loewes Verlag Ferdinand Carl o. J. [1909 lt. AiK]. Standort: ÖNB.

Gerstner-Starnfeld, Tonina / Gerstner-Stevens: s. Starnfeld, T.G.

Ginzkey, Franz Karl: Florians wundersame Reise über die Tapete.
a) Ill. Erwin Tinter. Graz: Deutsche Vereinsdruckerei 1930 („Das Bergland-Buch"). Standort: ÖNB.
b) Ill. Grete Hartmann. Wien: Ernst Sopper & Karl Bauer o. J.[1944 lt. ÖNB, AiK].

Ders.: Hatschi Bratschis Luftballon.
a) Ill. Erwin Tintner. Wien, Leipzig, München: Rikola 1922. Standort: ÖNB. [EA lt. Heller 1904, AiK: Ill. M.v. Sunnegg]
b) Ill. Rolf Rettich. Wien: Forum Verlag 1968. Standort: ÖNB

Grengg, Maria: Begegnung im Grünen. Ein Roman für junge Mädchen. Ill. Trude Richter. Wien, Heidelberg: Ueberreuter 1957. Standort: UB.

Dies.: Edith ganz im Grünen. Roman für die Jugend. Ill. Maria Grengg. 8. Auflage, Stuttgart-W: Herold o. J. [EA 1934 lt. AiK]. Standort: WB.

Dies.: Nur Mut, Brigitte! Eine Erzählung für junge Mädchen. Ill. Maria Grengg. 2. Aufl., Stuttgart-W: Herold 1938. Standort: WB

Groner, A[guste]: Nordlands-Geschichten. (Ill. nicht genannt). Wien, Teschen: Karl Prochaska o. J. [1895 lt. AiK] Standort: ÖNB.

Handel-Mazzetti, Enrica von: Als die Franzosen in St. Pölten waren. Eine Klostergeschichte. Ill. Gustav Olms. Frankenstein in Schlesien: Katholische Verlagsgesellschaft 1904. [Entstanden um 1890 lt. Dallinger 2005] Standort: ÖNB.

Dies.: Der Stangelberger Poldl. Ill. Marta Wolak. 2. Auflage, Wien: Bernina-Verlag 1947. (Österreichische Jugendschriften, Bd 1). [EA 1892 lt. Dallinger 2005] Standort: ÖNB.

Dies.: Ich mag ihn nicht [EA1890 lt. Dallinger 2005]. Neuauflage: Ill. Marta Wolak. 2. Aufl., Wien: Bernina-Verlag 1948. (Österreichische Jugendschriften, Bd.2) Standort: ÖNB.

Dies.: 's Engerl. Eine Wiener Erzählung und andere Geschichten. Wien, Leipzig: ÖBV 1926. (Deutsche Hausbücherei, Bd. 143) [EA1894/95 lt. Dallinger 2005]. Standort: ÖNB.

Dies.: Vom König, den Dracheneiern und der Prinzessin Caritas [EA 1898 lt. Dallinger 2005]. Neuauflage: Ill. Marta Wolak. 2. Aufl., Wien: Bernina-Verlag 1948. (Österreichische Jugendschriften, Bd.2) Standort: ÖNB.

Hanusch, Ferdidand: Der kleine Peter. (Ill. nicht genannt; Signatur L Fk) Wien: Ignaz Brand & Co. 1913. Standort: UB.
Ders.: Lazarus. Eine Jugendgeschichte. Wien: Ignaz Brand & Co. 1912. Standort: ÖNB.

Helden der Ostmark. Gedruckt im Auftrage des V.-F.-Werkes „Österreichs Jungvolk".

Wien: Zoller & Co. 1937. Geleitwort von Bundeskanzler Dr. Kurt von Schuschnigg. Standort: ÖNB.

Hoch die Republik. Zur zehnten Wiederkehr des 12. November 1918. Den Wiener Kindern von ihrer Vaterstadt gewidment. Hg. Käthe Neumann u.a. Ill. Otto Schubert. Wien, Leipzig: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1928. Standort: ÖNB.

Hofmannsthal, Hugo von: Prinz Eugen der edle Ritter. Sein Leben in Bildern. Ill. Franz Wacik. Wien: L. W. Seidel & Sohn 1915. Standort: ÖNB.

Holgersen, Alma: Der Aufstand der Kinder. Eine Erzählung. Leipzig: Staackmann 1935. Standort: ÖNB.

Imendörffer, Benno: Bange Tage. Eine Erzählung aus der Zeit der französischen Revolution. Ill. Max Barascudts. Wien: A. Pichler's Witwe & Sohn o.J. [1907 lt. AiK]. (Pichlers Jugendbücherei, 26) Standort: ÖNB.

Ders.: Poldl. Eine Erzählung aus der Zeit der Türkenkriege. Ill. vom Verfasser. Linz: Lehrer-hausverein f. OÖ. 1902. (Jugendschriften. Hg. Lehrerhausverein f. OÖ., Bd. 15/16) Standort ÖNB.

Ders.: Wie Peter in den Wald kam. Erzählung. Wien: A. Pichler's Witwe & Sohn o.J. [1909 lt. G-G] (Pichler's Jugendbücherei, 78) Standort: ÖNB.

Klement, Richard: Für Buben und Mädel. Ill. Emil Ranzenhofer. Reichenberg: Gebr. Stiepel 1924. Privatbesitz.

Ders.:Der Spitzl und der Fritzl. Eine lustige Hunde- und Bubengeschichte in Reimen. Ill. Berta Czegka. Wien: Österreichischer Schulbücherverlag o.J. [1923 lt. Heller, AiK] Standort: ÖNB.

Ders.: O, diese Lisi! Eine schlimme, aber lustige Mädelgeschichte in Reimen. Ill.Berta Czegka. Wien: Österreichischer Schulbücherverlag o.J. [1924 lt. Heller;1927 lt.AiK] Standort: ÖNB.

Klob, Roswitha: Der Luftballon und andere Märchen. Ill. Karl Alex. Wilke. Wien, Leipzig: ÖBV o. J. [1935 lt. Heller, AiK]. Standort: ÖNB.

Kraft, Zdenko von, Edler von Helmhacker: Sitting Bull. Der große Sioux-Häuptling. Ill. Otto Linnekogel. 8. Auflage, Stuttgart-W: Herold 1937. [EA 1936 lt. G-G, AiK] Privatbesitz. (ÖNB 22. Auflage, 1951)

Kralik, Richard: Die Befreiungskriege 1813. Festschrift zur Jahrhundertfeier. Von der Gemeinde Wien ihrer Jugend dargeboten. Fotografien von Martin Gerlach jun. Wien: Gerlach & Wiedling o. J. [1913 lt. Heller, AiK] Standort: ÖNB.

Lange, Hans: Die Drei Kürassiere. Eine Erzählung aus der Franzosenzeit. (Ill. nicht genannt) Graz: Ulrich Moser's Buchhandlung o.J. [1899 AiK].(Erzählungen für Jugend und Volk, IV) Privatbesitz (ÖNB 2. Aufl. o.J.).

Mical, Hulda: Wie Julchen den Krieg erlebte. Ill. Marie Grengg. Prag, Wien, Leipzig:

Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase 1916 (Schwarzgelbe Bändchen der Sammlung Österreichs Ruhmeshalle, 4). Standort: ÖNB.

Molnár, Franz: Die Jungen der Paulstraße. Übers. Edmund Alkalay. Ill. Tibor Gergely. Leipzig, Wien: E.P. Tal & Co. 1928. [EA 1906 lt. Doderer] Privatbesitz.

Pazelt, Josef: Gesammelte Werke. Ill. Josef Pfeifer, Hermann Jagenteufel. Gösing: Edition Weinviertel 2007 (Weinviertler Bibliothek, 4). Standort: ÖNB.

Ders.: Lambert Löffelmann und Sylvester Aaser. Ein Heimatbuch für die Kinder Niederösterreichs. Ill. Hans Lang. Wien, Leipzig: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1931. Standort: ÖNB.

Ders.: Zizibe. Ein Märchen für blonde und graue Kinder. Ill. Ilse Breit. 5. Auflage, Wien: Jungbrunnen 1955. [EA 1924 lt. G-G, AiK] Standort: ÖNB.

Popper, W[ilma]: Fünfe aus einer Hülse. Novellen. Wien: C.W. Stern 1905. Standort: ÖNB.

Prüger, Josef: Wien im Türkensturm 1683. Geschichtliche Erzählung. Ill. Karl Alex. Wilke. Wien, Leipzig: ÖBV 1933. Standort: ÖNB.

Reuper, Julius: Andreas Hofer und seine Getreuen. Geschichtliche Erzählung für die reifere Jugend. Ill. Photographieverlag Franz Hanfstaengl. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft o. J. [1908 lt. AiK] (Stuttgarter Jugendbücher, 6). Standort: ÖNB.

Ders.: Helden zur See. Seefahrten und Abenteuer von der ersten Umseglung Afrikas bis auf die neueste Zeit. (Ill. nicht genannt; Signatur: Münch) 4. Auflage, Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft o. J. [1908; EA 1903 AiK] Privatbesitz.

Ringler-Kellner, Ilse: Birkhild. Aus der Kampfzeit eines österreichischen BDM-Mädels. Ill. Sepp Ringler. Reutlingen: Enßlin & Laiblin 1938. Standort: ÖNB.

Rosegger, Peter: Peter Rosegger Schriften. Volksausgabe, 50 Bände in 4 Serien. Leipzig: Staackmann 1895 – [1907]. Standort: FBG.
Waldheimat I. Erinnerungen aus der Jugendzeit. 1. Bd.: Kinderjahre. I. Serie Bd. 8, 41. Auflage, 1917.
Waldheimat II. Erinnerungen aus der Jugendzeit. 2. Bd.: Lehrjahre. I. Serie Bd. 9, 38. Auflage, 1917.
Die Älpler in ihren Wald- und Dorftypen geschildert. II. Serie Bd. 5, o.J.
Als ich noch jung war. Neue Geschichten aus der Waldheimat. III. Serie Bd. 2, o.J. (Vorwort: 1894)

Rosenfeld, Fritz: Tirilin reist um die Welt. Eine Erzählung für denkende Kinder. Ill. Gerda Felden. Leipzig, Wien: E. Prager 1931. Standort: ÖNB.

Siehe auch: Feld, Friedrich

Salten, Felix: Bambi. Eine Lebensgeschichte aus dem Walde. Berlin, Wien, Leipzig: Zsolnay 1926 [= EA bei Zsolnay lt. AiK] Privatbesitz (ÖNB: Auflage 1928).

Ders.: Bambi. Erzählt nach Felix Salten. Ill. Walt Disney. Stuttgart: Blüchert 1951. Standort: ÖNB.

Ders.: Bambis Kinder. Eine Familie im Walde. Zürich: Albert Müller 1940. Standort: ÖNB.

Ders.: Bob und Baby. Ill. Anna Katharina Salten. [Wien:] Zsolnay o. J. [1925 lt. Heller, AiK]. Standort: ÖNB.

Ders.: Das österreichische Antlitz. Berlin: Fischer [1909]. Standort: ÖNB.

Ders.: Die Dame im Spiegel. Ill. Gräfin Christine von Kalckreuth. Berlin: Ullstein & Co. 1920. Standort: ÖNB.

Ders.: Florian, das Pferd des Kaisers. Wien: Zsolnay 1933. Standort ÖNB.

Ders.: Kleine Brüder. Tiergeschichten. Wien: Zsolnay 1935. Standort: ÖNB.

Ders.: Olga Frohgemuth. Berlin: Fischer 1910 (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane). Standort: ÖNB.

Ders.: Perri. The youth of a Suirrel. Ill. L.H. Jungnickel. London: Jonathan Cape 1938. Standort: ÖNB.

Ders.: Prinz Eugen der edle Ritter. Ill. Max Liebert. Berlin, Wien: Ullstein & Co. 1915. Standort: ÖNB.

Schufinsky, Viktor und Lina: Unsere Jugend und der Krieg. Ein Bilderbuch mit Versen. Hg. Kriegsfürsorgeamt des k. u. k. Kriegsministeriums., Prag, Wien, Leipzig: A. Haase o. J. [1916 lt.Heller, AiK]. Standort: ÖNB.

Seemann, Margarete: Der Winkelmatz und andere Kameraden. Padeborn, Wien, Zürich: Ferdinand Schöningh 1937. Standort: ÖNB.

Dies.: Die weiße Misch und andere Märchen. Ill. Ida Bohatta-Morpurgo. Kirnach-Villingen: Verlag der Schulbrüder [1928 lt. AiK]. (Sternbücherei für kleine Leute, 2). ÖNB.

Dies.: Gabriel Selbtreu. 9. – 12. Tausend, Innsbruck: Tyrolia, 1931 [EA 1928 lt. G-G] Standort: ÖNB.

Dies.: Irgendwo und andere Märchen. Ill. Ida Bohatta-Morpurgo. Kirnach-Villingen: Verlag der Schulbrüder [1928 lt. AiK]. (Sternbücherei für kleine Leute, 4). Standort: ÖNB.

Dies.: Turmpeter. Ill. W. Jaruska. Neuauflage, Wien, Stuttgart: Eduard Wancura 1953. (Ein Wunderhorn-Buch) [EA Kirnach-Villingen: Verlag der Schulbrüder 1931lt. AiK]. Standort: UB.

Dies.: Unterwegs. Erzählungen. Ill. Lisbeth Hölzl. Innsbruck, Wien, München: Tyrolia 1935. Standort: ÖNB.

Skorpil, Robert: Alban springt ins Abenteuer. Ein Jugendroman von gestern, heute und morgen. Ill. Sido v. Schrom. Innsbruck, Wien, München: Tyrolia 1935 (a). Standort: ÖNB.

Ders.: Pasubio. Ill. Johannes Troyer. Innsbruck,Wien, München:Tyrolia 1934. Standort: ÖNB.

Smolle, Leo: Aus sturmbewegter Zeit. Geschichtliche Erzählung für die Jugend. Ill. K. Unkauf. Stuttgart: Loewes Verlag Ferdinand Carl o.J. [1911 lt. G-G, AiK] Privatbesitz (ÖNB andere Ausgabe).

Ders.: Der Waldbub von Aggstein. Erzählung aus der Zeit der letzten Babenberger. Ill. Maximilian Liebenwein und K. Alex. Wilke. 7. – 11.T., Wien: Österreichischer Schulbücherverlag 1921 [EA 1913 lt. Heller, G-G, AiK] Standort: WB.

Ders.: Eisernenes Ringen um goldene Ziele. Deutschlands glorreiche Freiheitskriege gegen Napoleon 1813 – 1815. (Ill. nicht genannt). Graz, Wien: Verlagsbuchhandlung „Styria“ 1913. Standort: WB.

Ders.: Vater Radetzky. Für Österreichs Volk und Jugend erzählt. Wien: Georg Szelinski 1891. Standort: ÖNB.

Ders.: Von großen und kleinen Helden. Erzählungen aus der Vergangenheit und Gegenwart. Ill. A[ugust] Mandlick. 4. – 6. T., Wien, Prag: K.k. Schulbücherverlag 1918 [EA 1915 lt. Heller, Aik]. Standort: ÖNB.

Sonnleitner, A[lois] Th[eodor]: Der Bäckerfranzl. Eine Erzählung. Ill. Fritz Jaeger.Verbesserte Ausgabe, Berlin: Neuland-Verlag 1927 [EA 1907 lt. Heller]. Standort: ÖNB.

Ders.: Die Hegerkinder von Aspern. Ill. Franz Roubal. 37. – 41.T. [im Jahr d. EA lt. Heller] Wien: Deutscher Verlag f. Jugend u. Volk 1923. Privatbesitz (ÖNB 1926).

Ders.: Die Hegerkinder in der Lobau. Ill. Franz Roubal; Umschlagbild Ernst Kutzer. Wien: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1924. Privatbesitz (ÖNB 1956).

Ders.: Die Hegerkinder im Gamsgebirg. Ill.Ernst Kutzer u. Franz Roubal. Wien, Leipzig, New
York: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1927. [EA 1920 lt. Doderer] Privatbesitz (ÖNB 1929).

Ders.: Die Höhlenkinder im Heimlichen Grund. Ill. Fritz Jaeger. 10. Auflage, Stuttgart: Frank’sche Verlagshandlung 1920 [EA 1918 lt. AiK] Privatbesitz (ÖNB 24.Aufl.).

Ders.: Die Höhlenkinder im Pfahlbau. Ill. Fritz Jaeger u. Ludwig Hudribusch. 13. Auflage, Stuttgart: Frank’sche Verlagshandlung 1922 [EA 1919 lt. AiK] Privatbesitz (ÖNB 58. Auflage).

Ders.: Die Höhlenkinder im Steinhaus. Ill. Fritz Jaeger. 20. Auflage, Stuttgart: Frank’sche Verlagshandlung 1922 [EA 1920 lt. AiK] Privatbesitz (ÖNB 46. Aufl. 1927).

Ders.: Kojas Wanderjahre. Der Vorgeschichte zum „Haus der Sehnsucht“ I. Teil. Ill. Fritz Jaeger. 8. Auflage, Stuttgart: Frank’sche Verlagshandlung o.J. [EA 1925 lt. AiK] Privatbesitz (ÖNB 1950).

Ders.: Kojas Waldläuferzeit. Der Vorgeschichte zum „Haus der Sehnsucht“ 2. Teil. Ill. Fritz Jaeger. 10. Auflage, Stuttgart: Frank’sche Verlagshandlung o.J. [EA 1925 lt. AiK] Privatbesitz (ÖNB 1953).

Ders.: Das Haus der Sehnsucht. Ill. Fritz Jaeger. 3. Auflage, Stuttgart: Frank’sche Verlagshandlung o. J. [EA 1922 lt.AiK] Privatbesitz (ÖNB 1928).

Ders.: Dr. Robin-Sohn. Jungen und Alten erzählt von Dr. A. Th. Sonnleitner. Ill. Fritz Jaeger. 8. Auflage, Stuttgart: Frank’sche Verlagsbuchhandlung o.J. [EA 1929 lt. AiK] Privatbesitz (ÖNB 2. Auflage 1929).

Siehe auch: Tluchor, Alois.

Springenschmid, Karl: Land im Leid. Vom Schicksal einer deutschen Grenzgemeinde in Südtirol. Ill.Ernst von Dombrowski. München: Langen – Müller 1937 (Die junge Reihe). Standort: ÖNB.

Ders.: (alais Christian Kreuzhakler) Österreichische Geschichten aus der ersten Zeit des illegalen Kampfes: aufgeschrieben und veröffentlicht im Frühjahr 1934. 2. Auflage, München: Georg D.W.Callwey 1938. Standort: UB.

Ders.: Saat in der Nacht. Bauernschicksal in Südtirol. Ill. Carl Rieder, Schwaz. Salzburg: Das Bergland-Buch (Bd. 105) 1936. Standort: ÖNB.

Ders.: Sechs gegen Napoleon. Tiroler Buben 1809. Graz: Das Berglandbuch (Bd. 53) 1933. Standort: ÖNB.

Starnfeld, T. G.: Allerlei vom kleinen Pickerl. Ill. Franz Wacik. Wien: Jugend u. Volk 1948. Privatbesitz. (ÖNB Auflage 1929 u.a.)

Dies.: Jugend, ich grüße dich. Märchen und Erzählungen. Ill. Hans Printz. Stuttgart: Loewes Verlag Ferdinand Carl o. J. [1911 lt. Heller S.392, AiK]. Privatbesitz.

Dies.:Pickerl. Ein lustiges Wiener Märchen. Ill. Hans Printz.
a) Wien: Gerlach & Wiedling o. J. [1907 lt. Heller, AiK]. Standort: ÖNB
b) Jubiläumsausgabe:Wien: Deutscher Verlag f. Jugend u.Volk 1933. Standort: ÖNB

Stökl, Helene: Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten. Den lieben Kleinen erzählt. Ill. Karl Schmauk. Stuttgart: Levy & Müller o.J [1911 lt. Doderer, AiK]. Privatbesitz.

Dies.: Erzählungen. Wien: A. Pichler’s Witwe & Sohn o.J. [EA 1893 AiK] (Ambros’ Bücherei 2). Standort: ÖNB.

Tluchor, A[lois]: Die Grille und ihre Schwester Lotti. Erzählung einer Lehrerin. (Ill. nicht gen.) Wien: Karl Graeser & Kie. o.J. [1911 lt. Doderer, 1908 lt. AiK]. ÖNB.

Siehe auch: Sonnleitner, A[lois] Th[eodor]
Torberg, Friedrich: Der Schüler Gerber hat absolviert. Mährisch-Ostrau, Leipzig, Wien: Julius Kittls Nachf. 1938 (EA Wien: Zsolnay 1930). Standort: ÖNB.

Ders.: Der Schüler Gerber. Wien: Zsolnay 1954. Standort: ÖNB.

Um Freiheit und Menschenwürde. Ein Lebensbuch deutscher Dichtung. Zur Zehnjahrfeier der österreichischen Republik der Jugend Wiens gewidmet von ihrer Vaterstadt. Ill. Herbert Schimkowitz. Wien, Leipzig: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1928. Standort: ÖNB.

Umlauf-Lamatsch, Annelies: Der kleine Peter in der Katzenstadt. Ill. Ernst Kutzer, Blockschrift von Alois Legrün. Wien, Leipzig: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1934. Standort: ÖNB.

Dies.: Die neun Kegel. Ill. Ernst Kutzer. Wien, Leipzig: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1932. Standort: ÖNB.

Dies.: Die Schneemänner. Ill. Ernst Kutzer, Blockschrift von Alois Legrün. Wien, Leipzig: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1931. Standort: ÖNB.

Dies.: Die Steinzwerge und ihre Schwarze Stadt. Ill. Ernst Kutzer. Wien, Leipzig: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1935. Standort: ÖNB.

Dies.: Gucki, das Eichkätzchen und sein Wald. Ill. Hans Lang. Umschlag von Rudolf Köhl.
a) Wien, Leipzig: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1938. Standort: ÖNB.
b) Wien: Jugend und Volk 1946. Standort: ÖNB.

Dies.: In der Heimat der Blumen. Ill. Ida Bohatta-Morpurgo. Wien, Leipzig: Deutscher Verlag
für Jugend und Volk 1932. Standort: ÖNB.

Dies.: Mein erstes Geschichtenbuch. Erzählungen, Märchen und Gedichte. Ill. Ida Bohatta-Morpurgo. Wien, Leipzig, New York: (Deutscher) Verlag für Jugend und Volk 1927, 1941, 1951. Standort (alle): ÖNB.

Dies.: Pilzmärchen. Ill. Ernst Kutzer.
a) Wien, Leipzig, New York: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1925 (b). ÖNB.
b) 2. Auflage, Wien: Jugend und Volk 1951. Standort: ÖNB.

Dies.: Putzi, das Teufelchen. Ill. Ernst Kutzer. Böhm. Leipa, Großschönau i. Sa., Leipzig, Wien: Ed. Kaiser 1936. Standort: WB.

Dies.: Wiener Märchen. Ill. Fritz Gareis. 2. Auflage, Wien, Leipzig, New York: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1925 (a). [EA.1920 lt. Heller] Standort: WB.

Weißenhofer, Robert: Das Glöcklein von Schwallenbach oder: Die Vorsehung wacht. Hg. Dr. P. Anselm Salzer. (Ill. nicht genannt) 5. Auflage, Linz: F. J. Ebenhöchsche Buchhandlung 1906. [EA ? 2. Auf 1889 lt. AiK] (Erzählungen zur Hebung der Vaterlandsliebe, 3) Standort: ÖNB.

Ders.:Kunimund und Felix. Eine Erzählung aus dem Donautale zur Zeit derVölkerwanderung. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Dr.P. Anselm Salzer. (Ill. nicht genannt) Wien: Heinrich Hirsch 1904. (Für Hütte und Palast. Sammlung gediegener österr. Unterhaltungsschriften, 26). Standort: ÖNB.

Werfel, Franz: Die Geschwister von Neapel. 31. – 40. T. Wien, Berlin, Leipzig: Zsolnay 1931. (Gesammelte Werke). Standort: ÖNB.

Ders.: Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig. Eine Novelle. München: Kurt Wolff 1920. Standort: ÖNB.

Zdekauer, Dr. Konrad Ritter von: Von der Adria und aus den schwarzen Bergen. Lebensbilder, Abenteuer und historische Erzählungen. Ill. Robert Richter. 2. Auflage, Wien, Teschen: Karl Prohaska 1911. (Prochaskas Jugend- und Volksbücher. Neue Ausgaben, 5) [EA 1887 lt. G-G] Privatbesitz.

Zöhrer, Ferdinand: Am Lagerfeuer. Historische Erzählungen aus Österreichs bewegten Tagen. Umgearbeitet von Franz Huschak. Ill. Robert Richter. Wien, Teschen: Karl Prochaska o. J. (Prochaskas Jugend- und Volksbücher. Neue Ausgaben, 1). ÖNB.

Ders.: Unter dem Kaiseradler. Kriegsgeschichten aus Österreichs Ruhmestagen. Umgearbeitet v. Franz Huschak. Ill.Robert Richter.Wien, Teschen: Karl Prochaska o. J.[EA 1886 lt. G-G, AiK] (Prochaskas Jugend- u.Volksbücher. Neue Ausgaben, 3).Standort: ÖNB.

Zur Mühlen, Hermynia: Das Schloß der Wahrheit. Ein Märchenbuch von Hermynia Zur Mühlen. Ill. Karl Holtz. Faksimiledruck der Originalausgabe durch den Verlag Tribüne, Berlin 1983 (a). Standort: ÖNB. [EA Berlin-Schöneberg: Verlag der Jugendinternationale 1924]

Dies.: Der kleine graue Hund. (Titelblatt: Märchen) Ill. Karl Holz. Berlin: Vereinigung Internationaler Verlags-Anstalten 1924 (a). Privatbesitz.

Dies.: Der rote Heiland. Novellen. Ill. Max Schwimmer. Leipzig-Plagwitz: Die Wölfe 1924 (b). Standort: ÖNB.

Dies.: Der Spatz. Märchen. Hg. Manfred Altner. Ill. George Grosz, John Heartfield, Karl Holtz, Rudolf Schlichter, Heinrich Vogeler. Wien: Schönbrunn Verlag o.J. (Der Kinderbuchverlag Berlin – DDR 1984). Standort: ÖNB.

Dies.: Es war einmal ... und es wird sein. Märchen. Ill. Heinrich Vogeler. Berlin: Verlag der Jugendinternationale 1930. Standort: ÖNB.

Dies.: Unsere Töchter, die Nazinen. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1983 (b). Privatbesitz.

Dies.: Warum? Ein Märchen. Ill. Karl Holtz. Berlin: Vereinigung Internationaler Verlags-Anstalten (Frankes Verlag) 1922. Standort: ÖNB.

Dies.: Was Peterchens Freunde erzählen. Ill. George Grosz. Berlin: Malik 1921. Standort: ÖNB.

II. S E K U N D Ä R L I T E R A T U R

1. Lexika und Nachschlagewerke:

Brunken, Otto u.a. (Hg.): Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. 5. Bd. Von 1850 bis 1900. Stuttgart, Weimar: Metzler 2008.

Doderer, Klaus (Hg.): Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur. Personen- Länder- und Sachartikel zu Geschichte und Gegenwart der Kinder- und Jugendliteratur. 3 Bde. + Erg.band. Weinheim und Basel: Beltz, Bd.1+2: 2. Aufl. 1977, Bd.3:1979, Bd.4:1982.

Frenzel, Elisabeth: Stoffe der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte. 10. Aufl., Stuttgart: Kröner 2005. (Kröners Taschenausgabe Bd. 300)

Frenzel, Elisabeth: Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte. 6. Aufl., Stuttgart: Kröner 2008. (Kröners Taschenausgabe Bd. 310)

Frenzel, Herbert A. u. Elisabeth: Daten deutscher Dichtung. Chronologischer Abriß der deutschen Literaturgeschichte. 2 Bände, 5. Aufl., München 1962. (dtv 3101, 3102)

Giebisch, Hans; Gugitz, Gustav: Bio-Bibliographisches Literaturlexikon Österreichs von den Anfängen bis zur Gegenwart. Wien: Brüder Hollinek 1964.

Handbuch österreichischer Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft 18. bis 20. Jahrhundert. Hg. ÖNB, Redaktion: Susanne Blumesberger, Michael Doppelhofer, Gabriele Mauthe. 3 Bde. München: K.G. Saur 2002.

Heller, Friedrich C.: Die bunte Welt. Handbuch zum künstlerisch illustrieten Kinderbuch in Wien 1890 – 1938. Wien: Christian Brandstätter 2008.

Internationales Institut für Jugendliteratur und Leseforschung (Hg): Die Österreichische Kinder- und Jugendliteratur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Wien 1999. CD.

Kindlers Literaturlexikon. Hg. Arnold, Heinz Ludwig. 18 Bde., 3. Auflage, Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler 2009

Klotz, Aiga: Kinder- und Jugendliteratur in Deutschland 1840 – 1950. Gesamtverzeichnis der Veröffentlichungen in deutscher Sprache. 5 Bde + Registerbd, Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1990 – 2000.

Lamping, Dieter u.a. (Hg.): Handbuch der literarischen Gattungen. Stuttgart: Kröner 2009.

Nagl, Johann Willibald; Zeidler, Jakob; Castle, Eduard (Hg.): Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. 4 Bde., Wien: Carl Fromme 1898 – 1937.

Österreichisches Biographisches Lexikon 1815 – 1950. 13 Bde. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 1957 – 2010.

Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. Weimar, Klaus u.a. 3 Bde., Berlin, New York: Walter de Gruyter 1997 – 2003.

Seibert, Ernst: Bibliographie wissenschaftlicher Arbeiten zur Kinder- und Jugendliteraturforschung in Österreich. Hg. Internationales Institut für Jugendliteratur und Leseforschung, Wien 1996.

StadtChonik Wien. 2000 Jahre in Daten, Dokumenten und Bildern. Wien, München: Christian Brandstätter 1986.

van Rinsum, Annemarie u. Wolfgang: Lexikon literarischer Gestalten. Deutschsprachige Literatur. Stuttgart:Kröner 1988. (Kröners Taschenausgabe Bd. 420)

Wilpert, Gero von u.a. (Hg.): Lexikon der Weltliteratur. Band I: Autoren, Band II: Werke. 2. Aufl., Stuttgart: Kröner 1975.

Wilpert, Gero von: Sachwörterbuch der Literatur. 7. Aufl., Stuttgart: Kröner 1989. (Kröners Taschenausgabe Bd. 231)

2. Zu einzelnen Autoren:

AFRITSCH, Anton:
Afritsch, Anton d.J.: Der Kinderfreund Anton Afritsch. Graz: Leykam 1958.
Gittinger, Kerstin: Proletarische Kinder- und Jugendliteratur. Eine Untersuchung zum Diskurs des „Neuen Menschen“ in der österreichischen Kinder- und Jugendliteratur der Ersten Republik. Diplomarbeit, Wien 2011.

BALÁZS, Béla:
Gittinger, Kerstin: s. AFRITSCH, Anton

BAUM, Vicki:
Capovilla, Andrea: Entwürfe weiblicher Identität in der Moderne. Milena Jesenská, Vicki Baum, Gina Kaus, Alice Rühle-Gerstel. Oldenburg: Igel 2004. (Studien zu Leben und Werk. Literatur- und Medienwissenschaft, Bd.94)
Gürtler, Christa; Schmid-Bortenschlager, Sigrit: Erfolg und Verfolgung.Österreichische Schriftstellerinnen 1918 – 1945. Salzburg, Wien, Frankfurt/Main: Residenz 2002.
Northegger-Troppmair, Sonja: Die Neue Frau der 20er Jahre am Beispiel Vicki Baum – literarische Fiktion oder konkreter Lebensentwurf? Dissertation, Innsbruck 2007.
Nottelmann, Nicole: Die Karrieren der Vicki Baum. Eine Biographie. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2007.

BIENENSTEIN, Karl:
Peroutka, Rudolfine: Karl Bienenstein. Leben und dichterisches Schaffen. Dissertation, Wien 1942.

BIRNBAUM, Uriel:
Polzer Hoditz, Dr. Arthur Graf: Uriel Birnbaum. Dichter, Maler, Denker. Wien:Kommissionsverlag Dr. Heinrich Glanz 1936. (Schriftenreihe Die Garbe, Schriftleitung Emil Hutter, Verleger: Jüdische Kulturstelle Wien)
Schirmers, Georg: Uriel Birnbaum: Anmerkungen zu Leben und Werk. In: Uriel Birnbaum 1894 – 1956. Dichter und Maler. Hagen: Veröffentlichungen der Universitäts- bibliothek Jän./Feb. 1990 (Hg. Gert Hagelweide).
Wallas, Armin A.: „Gläubige Kunst“ – Zivilisationskritik als Gottes-Offenbarung. In: Uriel Birnbaum 1894 – 1956. Dichter und Maler. Hagen: Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek Jän./Feb. 1990 (Hg. Gert Hagelweide).

BUSSON, Paul:
Koellner-Ther, Ada: Paul Busson als Erzähler. Dissertation, Wien 1941.
Peinlich, Kamilla: Paul Busson. Eine Monographie. Dissertation, Wien 1932.

EBNER-ESCHENBACH, Marie v.:
Lloyd, Danuta S.: Marie von Ebner-Eschenbach. In: Daviau, Donald G. (Hg.): Major Figures of Turn-of-the-century Austrian Literature., Riverside/Cal.: Ariadne Press 1991.
Zink, Sabine: Wir haben Fürchterliches gesehen! Die Hinwendung zu sozialer Realität in Literatur und Journalismus im Österreich des 19. Jahrhunderts. Diplomarbeit, Wien 1994.

FELD, Friedrich (ROSENFELD)
Gittinger, Kerstin: s. AFRITSCH, Anton

FILEK, Egid:
Reitter, Maria: Egid Filek, eine Monographie. Dissertation, Wien 1949.

FISCHER, Wilhelm:
Tschernitz, Sonja Katharina: Wilhelm Fischer (1846 – 1932) – der Grazer Stadtpoet. Darstellung von Leben und Werk einer Künstlerpersönlichkeit im Graz der Jahrhundertwende mit besonderer

Berücksichtigung von Wilhelm Fischers Wirken im kulturellen Leben seiner Zeit. Diplomarbeit, Graz, 1997.
Wastian, Franz: Wilhelm Fischer der Grazer Stadtpoet. München, Leipzig: Georg Müller 1912.

GINZKEY, Franz Karl:
Böhm, Viktor: Die Kinder- und Jugendliteratur in der Ersten Österreichischen Republik. In: Tausend und Ein Buch. Zeitschrifz für Kinder- und Jugendliteratur Nr. 4/5, 1999. Wien: Internationales Institut für Jugendliteratur und Leseforschung.
Harrer, Gudrun: Morgernländer im Kopf. In: Der Standard, 12. Juni 2008, S.A1f.
Heydemann, Dr. Klaus: Literatur und Markt. Werdegang und Durchsetzung eines kleinmeisterlichen Autors in Österreich (1891 – 1938). Der Fall Franz Karl Ginzkey.2 Bde. Habilitationsschrift, Wien 1985.
Hofmann, Helene: Franz Karl Ginzkey. Des Dichters Leben und Schaffen. Dissertation, Wien 1923.
Hohlbaum, Dr. Robert: Franz Karl Ginzkey. Sein Leben und Schaffen. Bearbeitet von Herm. Kosel, Wien. Leipzig: Staackmann 1921.
Koppensteiner, Jürgen: Die Bedeutung der alten österreichischen Armee für Leben und Werk Franz Karl Ginzkeys. Dissertation, Graz 1966.
Ochsenhofer, Sigrd: Kinder- und Jugendliteratur zu Beginn des 20. Jahrhunderts am Beispiel von Franz Karl Ginzkey. Diplomarbeit, Wien, 1993.
Richter, Herta: Franz Karl Ginzkey. Sein Leben und seine Weltanschauung. Dissertation, Wien 1944.
Vancsa, Dr. Kurt: Franz Karl Ginzkey. Porträtskizze eines Dichters. Linz: OÖ. Landesverlag 1951.

GRENGG, Maria:
Beck, Ursula: Maria Grengg, Autorin. Eine Bilderbuch-Karriere vor dem Hintergrund von Austrofaschismus und „Anschluß“. Diplomarbeit, Wien 1989.
Thalhammer, Hans: Eine Wachauerin. [Ohne Verlagsangabe, o.O., o.J.]

HANDEL-MAZZETTI, Enrica v.:
Berger, Dr. Franz; Vancsa, Dr. Kurt (Hg.): Enrica von Handel-Mazzetti. Festschrift zur 75. Jahrfeier. Linz: Buchdruckerei der oberösterreichischen Landeshauptmannschaft [1946].
Dallinger, Petra-Maria (Hg.): Handel-Mazzetti, Enrica von: "und küsse Ihre Busipfötchen". Ein Leben in Briefen. Linz: Stifter Haus 2005.
Doppler, Bernhard: Katholische Literatur und Literaturpolitik. Enrica von Handel-Mazzetti. Eine Fallstudie. Königstein/Ts.: Anton Hain Meisenheim 1980. (Literatur in der Geschichte; Geschichte in der Literatur, Bd 4. In Verbindung mit Claudio Magris, Triest, Hg. Friedbert Aspetsberger und Alois Brandstetter, Klagenfurt.)
Freylinger, Maria Josepha: Enrica von Handel-Mazzetti. Biographie und Werke. 2.Auflage, Wien: Carl Gerolds Sohn 1971.
Siebertz, Paul u.a. (Hg.): Enrica von Handel-Mazzettis Persönlichkeit, Werk und Bedeutung. München: Kösel & Pustet 1930.
Vancsa, Dr. Kurt: Enrica von Handel-Mazzetti. Eine Dokumentenschau. OÖ. Landesverlag, Linz 1951. (Führer d. d. Ausstellung der Bundesstaatlichen Studienbibliothek Linz)

HANUSCH, Ferdinand:
Ferdinand Hanusch. Der Mann und sein Werk. Wien: „Arbeit und Wirtschaft“ 1924. (Österreichische Gewerkschaftskommission)
Stainінger, Otto (Hg.): Ferdinand Hanusch (1866 – 1923). Ein Leben für den sozialen Aufstieg. Wien: Europaverlag 1973. (Schriftreihe des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung)

HOFMANNSTHAL, Hugo von:
Sauermann, Eberhard: Literarische Kriegsfürsorge. Österreichische Dichter und Publizisten im Ersten Weltkrieg. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2000. (Literaturgeschichte in Studien und Quellen, Bd. 4. Hg. Klaus Amann, Hubert Lengauer, Karl Wagner.)

HOLGERSEN, Alma:
Scholz, Birgit: Bausteine österreichischer Identität in der österreichischen Erzählprosa 1945 – 1949. Dissertation, Graz 2005.

MICAL, Hulda:
Ewers, Hans-Heino: „... gefaßt sein, wo das Herz zerspringen will vor Jammer".
Anmerkungen zu Hulda Micals österreichischem Kinderroman Wie Julchen den Krieg erlebte(1916). In: Mairbäurl, Gunda u.a. (Hg.): Kindheit, Kindheitsliteratur, Kinderliteratur. Wien: Praesens 2010. (Studien zur Geschichte der österreichischen Literatur. Festschrift für Ernst Seibert)

MOLNÁR, Franz:
Várkonyi, István: Ferenc Molnar and the Austro-Hungarian „Fin de Siècle". New York u.a.: Peter Lang 1992. (Austrian Culture, vol. 5)

PAZELT, Josef:
Gittinger, Kerstin: s. AFRITSCH, Anton

ROSEGGER, Peter:
Anderle, Charlotte: Der andere Rosegger. Polemik, Zeitkritik und Vision im Spiegel des „Heimgarten" 1876 – 1918. Wien: Österreichischer Agrarverlag 1983. Hgg. aus Anlaß des 140. Geburtstages von Peter Rosegger mit Unterstützung des Kulturreferates der Steiermärkischen Landesregierung.
Baur, Uwe; Schöpfer, Gerald; Pail, Gerhard (Hg.): „Fremd gemacht"? Der Volksschriftsteller Peter Rosegger. Wien: Böhlau 1988.
Hölzl, Wolfgang: „Der Großdeutsche Bekenner". Nationale und nationalsozialistische Rosegger-Rezeption. Frankfurt am Main: Peter Lang 1991. (Europäische Hochschulschriften, Reihe I Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1236)
Keller, Paul Anton: Peter Rosegger. Sein Bild im Licht unserer Zeit. Zu seinem 120. Geburtstag. Krems/Donau: Heimatland-Verlag 1963.
Latzke, Rudolf: Peter Rosegger. Sein Leben und sein Schaffen. 2 Bde. 1. Band: Der jungeRosegger. Weimar: Böhlau 1943.
Latzke, Rudolf: Peter Rosegger als Literat. Graz 1972. (Arbeiten aus der Steiermärkischen Landesbibliothek am Joanneum in Graz, Heft 13)
Philippoff, Eva: Peter Rosegger. Dichter der verlorenen Scholle. Eine Biographie. Graz, Wien, Köln: Styria 1993.
Schöpfer, Gerald (Hg.): Peter Rosegger 1843 – 1918. Graz: Kulturreferat der Steiermärkischen Landesregierung 1993.
Stroud, Dean G.: Peter Rosegger. In: Daviau, Donald G. (Hg.): Major Figures of Turn-of-the-century Austrian Literature. Riverside/Cal.: Ariadne Press 1991.
Wagner, Karl: Die literarische Öffentlichkeit der Provinzliteratur. Der Volksschriftsteller Peter Rosegger. Tübingen: Max Niemeyer 1991. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur. Hg. Wolfgang Frühwald u.a., Bd. 36)
Zink, Sabine: Wir haben Fürchterliches gesehen! Die Hinwendung zu sozialer Realität in Literatur und Journalismus im Österreich des 19. Jahrhunderts. Diplomarbeit, Wien 1994.

SALTEN, Felix:
Dormer, Lore Muerdel: Felix Salten. In: Daviau, Donald G. (Hg.): Major Figures of Turn- of-the-century Austrian Literature. Riverside/Cal.: Ariadne Press 1991.
Ehneß, Jürgen: Felix Saltens erzählerisches Werk. Beschreibung und Deutung. Frankfurt/Main: Peter Lang, 2002. (Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Hg. Bernhard Gajek. Reihe B/ Untersuchungen, Bd. 81)
Pouh, Lieselotte: Wiener Literatur und Psychoanalyse. Felix Dörmann, Jakob Julius David und Felix Salten. Frankfurt/Main: Peter Lang 1997. (Europäische Hochschul- schriften, Reihe I Deutsche Sprache und Literatur, Bd.1620)

Seibert, Ernst; Blumesberger, Susanne (Hg.): Felix Salten – der unbekannte Bekannte. Wien: Praesens 2006. (Veröffentlichung der Österreichischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteraturforschung, Hg. Ernst Seibert und Heidi Lexe, Bd.8)
Wagener, Hans: Franz Joseph I. für alt und jung. Das Bild des Kaisers bei Felix Salten. In: Decloedt, Leopold R. G. (Hg.): An meine Völker. Die Literarisierung Franz Joseph I. Bern: Peter Lang 1998.

SEEMANN, Margarete:
Seemann, Otmar: Sehnsucht strömt die Bäche tief nach innen. Die Schriftstellerin Margarete Seemann (1893 – 1949) Wien: Dr. Othmar Helwich 1989.

SONNLEITNER, Theodor:
Marbach, Rolf: A. Th. Sonnleitner als Österreichischer Reformpädagoge. Eine Unter- suchung aus Anlaß seiner Jugendschrift „Die Höhlenkinder". Dissertationsdruck
Darmstadt 1996. Gerhard-Mercator-Universität/Gesamthochschule Diusburg, Dissertationsthema: „Robinsone ohne Insel". (Pädagogische Reihe Bd. 1)

SPRINGENSCHMID, Karl:
Laserer, Wolfgang: Karl Springenschmid (Biographie). Graz: Herbert Weishaupt 1987.

TORBERG, Friedrich:
Lichtenwörther, Beate: Der Kritiker Friedrich Torberg. Sein Schaffen im politischen und gesellschaftlichen Kontext. Diplomarbeit, Wien 2005.
Strelka, Josef (Hg.): Der Weg war schon das Ziel. Festschrift für Friedrich Torberg zum 70. Geburtstag. München, Wien: Langen – Müller 1978.
Vogel, Hartmut: „Der Schüler Gerber" – Unser aller Psychodrama. In: Axmann, David: Und Lächeln ist das Erbteil meines Stammes. Erinnerungen an Friedrich Torberg. Wiener Journal Zeitschriftenverlag 1988. (Edition Atelier)

UMLAUF-LAMATSCH, Annelies:
Blumesberger, Susanne: Annelies Umlauf-Lamatsch: Märchenmutti oder Propaganda-autorin? In: Biblos. Beiträge zu Buch, Bibliothek und Schift. Hg. ÖNB 50,2. Wien: Phoibos 2001.
Seibert, Ernst; Blumesberger, Susanne (Hg.): Felix Salten – der unbekannte Bekannte. Wien: Praesens 2006. (Veröffentlichung der Österreichischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteraturforschung, Hg. Ernst Seibert und Heidi Lexe, Bd.8)

WEISSENHOFER, Robert:
Ebner, Christian Markus: Dr. P. Robert Weißenhofer und das Benediktiner-Stiftsgymnasium Seitenstetten zu seiner Zeit. Diplomarbeit, Wien 1996.
Fehringer, P. Otto: P. Dr. Robert Weißenhofer. Nekrolog. In: XXXIV. Programm des k.k. Obergymnasiums der Benedictiner zu Seitenstetten, Linz 1900.

WERFEL, Franz:
Auckenthaler, Karlheinz (Hg.): Franz Werfel. Neue Aspekte seines Werkes. Szeged 1992. (Acta Germanica 2)
Eggers, Frank Joachim: „Ich bin ein Katholik mit jüdischem Gehirn" – Modernitätskritik und Religion bei Joseph Roth und Franz Werfel. Untersuchungen zu den erzählerischen Werken. Frankfurt/Main: Peter Lang 1996.(Beiträge zur Literatur und Literaturwissenschaft des 20. Jahrhunderts. Hg. Eberhard Mannack. Bd.13)
Foltin, Lore B.: Franz Werfel. Stuttgart: Metzler 1972.
Keller, Ernst: Franz Werfel. Sein Bild des Menschen. Dissertation, Zürich 1958.
Puttkamer, Annemarie von: Franz Werfel. Wort und Antwort. Würzburg: Werkbund 1952.
Strelka, Josef (Hg): Im Takte des Radetzkymarschs ... Der Beamte und der Offizier in der österreichischen Literatur. Bern: Peter Lang 1994. (New Yorker Beiträge zur Österreichischen Literaturgeschichte. Bd. 1)

Strelka, Josef; Weigel, Robert (Hg.): Unser Fahrplan geht von Stern zu Stern. Zu Franz Werfels Stellung und Werk. Bern: Peter Lang 1992.
Wais, Kurt K. T.: Das Vater-Sohn Motiv in der Dichtung. 2 Bde. Bd 2: 1880 – 1930. Berlin,
Leipzig: Walter de Gruyter & Co. 1931. (Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur. Hg. Paul Merker und Gerhard Lüdtke, Bde. 10, 11)

ZDEKAUER, Dr.Konrad Ritter v.:
Weißel, Dr. Otto: Dr. Konrad Ritter von Zdekauer. Ein Gedenkblatt gewidmet weiland seinem Präsidenten vom Schulverein für Beamtentöchter. Wien: Selbstverlag des Schulverins für Beamtentöchter 1928.

ZUR MÜHLEN, Hermynia:
Alt, Susanne: Gender und Genre in den Werken von Hermynia Zur Mühlen (1883-1951). Magisterarbeit, Salzburg 2010.
Altner, Manfred: Hermynia Zur Mühlen. Eine Biographie. Bern: Peter Lang 1997.
Früh, Eckart (Hg): Hermynia Zur Mühlen. Spuren und Überbleibsel. Biobibliographische Blätter. Nr. 43. (Erweiterte Fassung) [Wien:] Eigenverlag des Herausgebers 2001.
Gürtler, Christa; Schmid-Bortenschlager, Sigrit: Erfolg und Verfolgung.Österreichische Schriftstellerinnen 1918 – 1945. Salzburg, Wien, Frankfurt/Main: Residenz 2002.
Hammel, Andrea: Politisches Schreiben als Frau. Hermynia Zur Mühlen als proletarisch-revolutionäre Schriftstellerin. In: Neuhaus Stefan; Selbmann, Rolf; Unger, Thorsten (Hg.): Engagierte Literatur zwischen den Weltkriegen. Würzburg: Könighausen & Neumann 2002. (Schriften der Ernst-Toller-Gesellschaft, Hg. Dieter Distl u.a., Bd. 4)
Jandl, Mag. Sandra: Deutschsprachige Kinder- und JugendbuchautorInnen des Exils. Ein Vergleich zu Erich Kästner. Diplomarbeit, Wien 2010.
King, Lynda J.: The Woman Question and Politics in Austrian Interwar Literature. In: Brinson, Charmian, u. a. (Hg.): Keine Klage über England? Deutsche und österreichische Exilerfahrungen in Großbritannien 1933 – 1945. München: Iudicium 1998.
Matt, Susanne: Hermynia Zur Mühlen (1883 – 1951). Von der proletarisch-revolutionärenSchriftstellerin zur Unterhaltungsliteratur-Autorin. Diplomarbeit, Wien 1986
Müssener, Helmut: „Wir bauen auf, Mutter". Wie man sich „draußen" das „Drinnen" vorstellte. Zu Hermynia zur Mühlens Roman „Unsere Töchter, die Nazinen". In: Exil. Forschung, Kenntnisse, Ergebnisse. Gegründet von Joachim H. Koch. Sonderband I. Realismuskonzeptionen der Exilliteratur zwischen 1935 und 1940/41. Tagung der Hamburger Arbeitsstelle für deutsche Exilliteratur 1986. Hg. Edita Koch; Frithjof Trapp. Maintal 1987.
Platzer, Elisabeth Barbara: Hermynia Zur Mühlen als Märchenautorin. Ein Beitrag zur Erforschung der proletarisch-revolutionären Kinder- und Jugendliteratur. Diplomarbeit Graz 1991.
Rabitsch, Barbara: „Entzückend war auch die Idee mit dem Sichtvermerk". Satirische Entlarvung des Bürgertums in Zur Mühlens Roman „Unsere Töchter die Nazinen". In: Benay, Jeanne; Pfabigan, Alfred; Saint Sauveur, Anne (Hg.): Österreichische Satire (1933 – 2000) Exil – Remigration – Assimilation. Bern: Peter Lang 2003. (Convergences, Bd.29)
Scheriau, Barbara: Die Entwicklung des Frauenbildes im Werk der Schriftstellerin Hermynia Zur Mühlen (1883 – 1951). Diplomarbeit, Wien 1996.
Schmid-Bortenschlager, Sigrid: Österreichische Schriftstellerinnen 1800 – 2000. EineLiteraturgeschichte. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2009.
Siegel, Eva-Maria: „Junge Leute laufen jedem nach, der die Trommel schlägt. Warum kann das Gute keine Trommel schlagen?" Überlegungen zu einem Roman Hermynia Zur Mühlens und ihrem Weg in das britische Exil. In: Bolbecher, Siglinde u. a. (Hg.): Literatur und Kultur des Exils in Grossbritannien. Hgg. im Auftrag der Theodor Kramer Gesellschaft. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1995. (Zwischenwelt 4).
Vietor-Engländer, Deborah: Hermynia Zur Mühlen's fight against the „Enemy Within: Prejudice, Injustice, Cowardice and Intolerance". In: Brinson, Charmian u.a. (Hg.): Keine Klage über England? Deutsche und österreichische Exilerfahrungen in Großbritannien 1933 – 1945. München: Iudicium 1998.
Wallace, Ailsa: Hermynia Zur Mühlen. The Guises of Socialist Fiction. New York: Oxford University Press 2009.(Oxford Modern Language and Literature Monographs).

3. Allgemeine Literatur

Adler, Alfred (Hg.): Über den Selbstmord insbesondere den Schüler-Selbstmord. Wiesbaden: Verlag J. F. Bergmann, 1910. (Diskussionen des Wiener psychoanalytischen Vereins. 1. Heft)

Adorno, Theodor W.: Studien zum autoritären Charakter. The American Jewish Committee, 1950. Übers. Milli Weinbrenner. Frankfurt/Main 1995.(Suhrkamp Taschenbuch 1182)

Aspetsberger, Friedbert (Hg.): Österreichische Literatur seit den 20er Jahren. Beiträge zu ihrer historisch-politischen Lokalisierung. Wien: ÖBV 1979. (Schriften des Instituts für Österreichkunde 35)

Bamberger, Richard: Jugendlektüre. Jugendschriftenkunde, Leseunterricht, Literatur-erziehung. 2. Auflage, Wien: Verlag für Jugend und Volk 1965.

Baum,Vicki: Es war alles ganz anders. Erinnerungen. Berlin, Frankfurt, Wien: Ullstein1962.

Birnbaum, Uriel: Gläubige Kunst.Wien, Berlin: Löwit 1919.

Birnbaum, Uriel: Von der Seltsamkeit der Dinge. Herausgegeben und eingeleitet von Christian Schneider. München: Thauros Verlag 1981

Blumesberger, Susanne; Seibert, Ernst (Hg.): Alex Wedding (1905 – 1966) und die proletarische Kinder- und Jugendliteratur. Wien: Praesens Verlag 2007. (Biografia. Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforschung, Hg. Ilse Korotin, Bd.3)

Böhm, Viktor: Die Kinder- und Jugendliteratur in der Ersten Österreichischen Republik. In: Tausend und Ein Buch. Zeitschrift für Kinder- und Jugendliteratur Nr. 4/5, 1999. Wien: Internationales Institut für Jugendliteratur und Leseforschung.

Böhm, Viktor; Steuer, Heinz (Hg.): Theorie und Praxis der Kinder- und Jugendliteratur in Österreich. Wien, München: Verlag für Jugend und Volk 1986. (Festgabe für Richard Bamberger zum 75. Geburtstag)

Bühler, Charlotte: Das Seelenleben des Jugendlichen. Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät. 4. Aufl., Jena: Verlag Gustav Fischer 1927.

Bühler, Charlotte: Kindheit und Jugend. Genese des Bewußtseins. Leipzig: Verlag S. Hirzel 1928. (Psychologische Monographien. Hg. Prof. Dr. Karl Bühler. III. Band)

Bühler, Charlotte und Mitarbeiter: Kind und Familie. Untersuchungen der Wechselbezie-hungen des Kindes mit seiner Familie. Jena: Verlag Gustav Fischer 1937.

Bühler, Charlotte; Bilz, Josephine: Das Märchen und die Phantasie des Kindes. Mit einer Einführung herausgegeben von Hildegard Hatzer. München: Verlag Johann Ambrosius Barth, 1958. [EA 1918].

Bühler, Charlotte; Haas, Johanna: Gibt es Fälle, in denen man lügen muß? Eine pädagogisch- psychologische Untersuchung über die Kinderlüge auf Grund einer Erhebung. Wien, Leipzig, New York: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1924. (Wiener

Arbeiten zur pädagogischen Psychologie. Hg. Charlotte Bühler und Viktor Fadrus. Heft 1)

Cech, Doris: Faschistische Züge in der Jugendliteratur. Ein diachroner Vergleich mit Schwerpunkt im deutschsprachigen Raum. Diplomarbeit, Wien 1987.

Dachs, Herbert: Schule und Politik. Die politische Erziehung an den österreichischen Schulen 1918 bis 1938. Wien, München: Verlag für Jugend und Volk 1982.

Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs. 2. Teil 1880 – 1916. Glanz und Elend. Beiträge. Schloss Grafenegg: Katalog der NÖ. Landesausstellung 1987.

Daviau, Donald G. (Hg.): Major Figures of Turn-of-the-century Austrian Literature., Riverside/Cal.: Ariadne Press 1991.

de Mause, Lloyd (Hg.): Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit. 4. – 5. Tausend. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1978.

Dilthey, Wilhelm: Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. In: Gesammelte Schriften. VI. Band. 2.Hälfte, Poetik, Ethik und Pädagogik. 3. Aufl., Göttingen: Van den Hoeck & Ruprecht 1958.

Dilthey, Wilhelm: Pädagogik. Geschichte und Grundlinien des Systems. In: Gesammelte Schriften. IX. Band. 2.Auflage, Göttingen: Van den Hoeck & Ruprecht 1960.

Dolle-Weinkauff, Bernd; Ewers, Hans-Heino (Hg.): Theorien der Jugendlektüre. Beiträge zur Kinder- und Jugendliteraturkritik seit HeinrichWolgast. Weinheim, München: Juventa Verlag 1996. (Jugendliteratur – Theorie und Praxis. Hg. Klaus Doderer und Hans-Heino Ewers).

Ehrenfreund, Oberkommissär (U. Tartaruga): Fünfzig Jahre Wiener Sicherheitswache. Eine mit zahlreichen Illustrationen versehene Jubiläumsschrift, verfaßt im Auftrage des Polizeipräsidenten Hans Schober unter Benützung eines reichhaltigen, vom Zentral-inspektorate der Sicherheitswache zur Verfügung gestellten Materials. Wien 1919.

Engelbrecht, Helmut: Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. 5 Bde.
Bd. 4: Von 1848 bis zum Ende der Monarchie. Wien: ÖBV 1986.
Bd. 5: Von 1918 bis zur Gegenwart. Wien: ÖBV 1988.

Ewers, Hans-Heino: Literatur für Kinder und Jugendliche. Eine Einführung. Padeborn: Verlag Wilhelm Fink 2000. (UTB 2124)

Ewers, Hans-Heino; Seibert, Ernst (Hg.): Geschichte der österreichischen Kinder- und Jugendliteratur von 1800 bis zur Gegenwart. Wien: Buchkultur 1997.

Ewers, Hans-Heino; Wild, Inge (Hg.): Familienszenen. Die Darstellung familialer Kindheit in der Kinder- und Jugendliteratur. Weinheim, München: Juventa Verlag 1999. (Jugendliteratur – Theorie und Praxis. Hg. Hans-Heino Ewers)

Federn, Dr. Paul (Wien): Zur Psychologie der Revolution: Die Vaterlose Gesellschaft. In:

Der Aufstieg. Neue Zeit- und Streitschriften Nr.8/9. Wien, Leipzig: Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky 1919. (Nach Vorträgen in der Wiener psychoanalytischen Vereinigung und im Monistenbund)

Foucault, Michel; Seitter, Walter: Das Spektrum der Genealogie. Bodenheim: Philo Verlagsgesellschaft o.J.

Frank, Ferdinand: Praktische Erziehungslehre. Ein Hilfsbuch zunächst für den Unterricht an Bildungscursen für Kindergärtnerinnen und an höheren Mädchenschulen sowie zur Selbstbelehrung. Wien: Manz'sche k.u.k.Hof- Verlags- u. Universitäts-Buchhandlung 1900.

Frank, Ferdinand; Zwilling, Victor; Zappert, Med. Dr. Julius: Handbuch für naturgemäße Kindererziehung. Ein praktischer Wegweiser für Eltern, Erzieher und Lehrer. Wien: Manz'sche k.u.k. Hof-Verlags- u. Universitäts-Buchhandlung 1897.

Freud, Prof. Dr. Sigm.: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie.Leipzig, Wien:Deutike 1905.

Freud, Sigmund: Die Traumdeutung. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuchverlag 1991.

Freud, Sigmund: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Berlin: Gustav Kiepenheuer 1933.

Glöckel, Otto: Drillschule, Lernschule, Arbeitsschule. Wien: Verlag der Wiener Volksbuch-handlung 1928.

Glöckel, Otto: Schule und Klerikalismus. Wien: Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ign. Brand & Co., 1911. (Sozialdemokratische Werbeschriften zum Wahlkampf. Nr.12)

Goerlitz, Theo L.: Kinderbücher. Ein Ratgeber für Eltern, Erzieher und Kinderfreunde. Wien: Ostmarkenverlag 1936

Göttinger Studien zur Generationsforschung. Veröffentlichungen des DFG Graduierten-kollegs „Generationengeschichte". Hg. Bernd Weisbrod. Göttingen:Wallstein Verlag,.
Bd.2: Historische Beiträge zur Generationsforschung. Hg. Bernd Weisbrod. 2009.
Bd.3: Literaturwissenschaftliche Beiträge zur Generationsforschung. Hg. Gerhard Lauer. 2010.

Gregor-Dellin, Martin (Hg.): Deutsche Schulzeit. Erinnerungen und Erzählungen aus drei Jahrhunderten. München: Nymphenburger Verlagsbuchhandlung 1979.

Grimm [Jakob und Wilhelm]: Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Lizenzausgabe, Marburg: N. G. Elwert Verlag 1922. 3 Bände, (Insel Taschenbuch Nr. 112, 113, 114)

Hamann, Brigitte: Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators. 3. Auflage, München, Zürich: Piper 1996.

Hantsch, Hugo: Die Geschichte Österreichs 1648 – 1918. 2. Aufl., Graz, Wien, Köln: Styria 1953.
Hazard, Paul: Kinder, Bücher und große Leute. Übers. Harriet Wegener. 27. – 29. Tausend,

Hamburg: Hoffmann und Campe 1970.

Hitler, Adolf: Mein Kampf. Zwei Bände in einem Band: Bd.I:1925, Bd.II:1927. 464. – 468. Auflage, München: Zentralverlag der NSDAP, Frz. Eher Nachf., 1939.

Horkheimer, Max: Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung. Paris: Librairie Félix Alcan 1936. (Schriften des Instituts für Sozialforschung. Fünfter Band)

Kant, Immanuel: Immanuel Kant über Pädagogik. Hg. Dr. Friedrich Theodor Rink. In: Kant's gesammelte Schriften. Hg. Königlich Preußische Akademie der Wissenschaf- ten. Erste Abteilung: Werke. Band IX. Berlin, Leipzig: Walter de Gruyter & Co.1923.

Key, Ellen: Das Jahrhundert des Kindes. Studien von Ellen Key. Übers. Francis Maro. 9. Auflage, Berlin: S. Fischer 1905.

Kriechbaumer, Robert; Panagl, Oswald (Hg.): Wahlkämpfe. Sprache und Politik. Wien, Köln, Weimar: Verlag Böhlau, 2002. (Schriftreihe des Forschungsinstitutes für politisch-historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek, Salzburg in Zusammenarbeit mit der Österreichischen Forschungsgemeinschaft Bd.15)

Lavater, Johann Casper: Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschen-kenntnis und Menschenliebe. Eine Auswahl, Hg. Christiph Siegrist. Stuttgart: Reclam Universalbibliothek Nr. 350, 1999. [EA Leipzig, Winterthur 1775].

Maderthaner, Wolfgang; Musner, Lutz: Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag 1999.

Magris, Claudio: Der habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur. Wien: Paul Zsolnay 2000.

Mannheim, Karl: Das Problem der Generationen. In: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, eingel. u. hgg. v. Kurt H. Wolff. Berlin, Neuwied: Luchterhand 1964. (Soziologische Texte. Hg. Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg. Band 28)

Matt, Peter von: ... fertig ist das Angesicht. Zur Literaturgeschichte des menschlichen Gesichts. München, Wien: Carl Hanser Verlag 1983. (Suhrkamp Taschenbuch 1694)

Matt, Peter von: Verkommene Söhne, missratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur. München, Wien: Carl Hanser Verlag 1995.

Michler, Werner: Darwinismus und Literatur. Naturwissenschaftliche und literarische Intelligenz in Österreich, 1859 – 1914. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1999. (Literaturgeschichte in Studien und Quellen, Bd. 2. Hg. Klaus Amann, Hubert Lengauer, Karl Wagner.)

Moißl, Konrad, Bürgerschuldireltor; Krautstengl, Ferdinand, Volksschullehrer: Die deutsch-österreichische Jugendliteratur. Eine kritische Beurteilung der deutsch-österreichischen Jugendschriften. Für Schulvorstände, Bücherwarte und Eltern. Aussig: Verlag Aug. Grohmann, 1. Teil 1900, 2. Teil 1901.

Noob, Joachim: Der Schülerselbstmord in der deutschen Literatur um die Jahrhundertwende.

Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 1998. (Beiträge zur neueren Literatur- geschichte. Dritte Folge, Band 158)

Panagl: s. Kriechbaumer

Patzl, Mag. Anton Michael: Mit Geschichte will man etwas. Geschichtsbilder und ihre Funktionalisierung in der Literatur der Ersten Republik Österreich. Eine Ideologemanalyse. Dissertation, Wien 1992.

Pleticha, Heinrich (Hg.): Die Kinderwelt der Donaumonarchie. Wien: Ueberreuter 1995.

Pohlmann, Carola; Steinlein, Rüdiger (Hg.): GeschichtsBilder. Historische Jugendbücher aus vier Jahrhunderten. Ausstellungskatalog. Wiesbaden: Verlag Reichert 2000. (Forschungsstelle Kinder- und Jugendliteratur der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg 2000)

[Popp, Adelheid:] Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin von ihr selbst erzählt. Mit einführenden Worten von August Bebel. 6. – 10. Tausend, München: Verlag von Ernst Reinhardt 1909.

Popp, Adelheid: Mädchenbuch. Wien: Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co. 1911. (Band 6 der Reihe: Die junge Welt, Hg. Josef Luitpold Stern)

Portisch, Hugo: Österreich I. Die unterschätzte Republik. Wien: Kremayr & Scheriau 1989.

Reich, Wilhelm: Die Massenpsychologie des Faschismus. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1981.

Ricek, , L.G.: Die Gestalt des Volksschullehrers im Lied, im Roman und auf der Bühne. Wien: A. Pichlers Witwe & Sohn 1914.

Rutschky, Katharina (Hg.): Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung. 12. -14. Tausend, Frankfurt/Main, Berlin, Wien: Ullstein 1982. (Ullstein Materialien)

Saar, Martin: Genealogie als Kritik. Geschichte und Theorie des Subjekts nach Nietzsche und Foucault. Frankfurt, New York: Campus Verlag 2007. (Theorie und Gesellschaft, Hg. Axel Honneth u.a., Band 59)

Schmid-Bortenschlager, Sigrid: Österreichische Schriftstellerinnen 1800 – 2000. Eine Literaturgeschichte. Darmstadt: Verlag Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2009.

Schmidt, Adalbert: Dichtung und Dichter Österreichs im 19. und 20. Jahrhundert. 2 Bde. Salzburg, Stuttgart: Das Bergland-Buch 1964.

Scholz, Birgit: Bausteine österreichischer Identität in der österreichischen Erzählprosa 1945 – 1949. Dissertation, Graz 2005.

Schweiger, Gerlinde: Der Krieg als Erzieher. Mit dem Jugendbuch für Führer, Volk und

Vaterland. Die Erziehung zum Krieg im Dritten Reich und ihre Voraussetzungen. Diplomarbeit, Graz 1989.

Seibert, Ernst: Themen, Stoffe und Motive in der Literatur für Kinder und Jugendliche. Wien: Facultas Verlag 2008. (UTB 3073)

Seibert, Ernst; Blumesberger, Susanne (Hg.): Kinderliteratur als kulturelles Gedächtnis. Beiträge zur historischen Schulbuch-, Kinder- und Jugendliteraturforschung I. Wien: Praesens Verlag 2008. (Veröffentlichung der Österreichischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteraturforschung. Hg. Ernst Seibert und Heidi Lexe, Bd. 11)

Skorpil, Robert: Sturm in die neue Zeit. Ein österreichisches Buch von der wahren Wirklichkeit und vom rechten Weg zum Erfolg. Ausstattung: Körber-Kora. Innsbruck, Wien: Landesleitung der O.S.S. Tirols 1935 (b).

Skorpil, Robert: Um die Jugend. 1. Teil, Erkennen und Bilden. Hg. Landesgruppe Tirol des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft, Innsbruck 1930. (Beiträge zur Jugend und Heimatkunde, Heft 7).

Tluchor, Alois: Elternkonferenzen und Elternabende.
1. Heft: Anleitung zur Abhaltung von Elternkonferenzen. 1904. 2. Aufl. Wien: Öterreichischer Schulbücherverlag o.J.
2. Heft: Ursachen der Mißerfolge im Unterricht. Aus der Elternkonferenz 1905. Wien: Im kaiserlich-königlichen Schulbücher-Verlage 1910.
3. Heft: Gehorsam als Mittel zur Charakterbildung. Aus der Elternkonferenz 1904. 2. Auflage, Wien: Österreichischer Schulbücherverlag 1921
4. Heft: Wechselbeziehung zwischen Tuberkulose, Alkoholgenuß und Sittlichkeit. Elternkonferenz 1904. Wien: Im k.-k. Schulbücher-Verlage 1910.
5. Heft: Erziehung unter schwierigen sozialen Verhältnissen. Aus der für Wien und Österreich ersten Eltern-Konferenz vom 23. Februar 1896. Wien: Im kaiserlich-königlichen Schulbücher-Verlage 1910

Tluchor, Alois: Potentielle Willensfreiheit und Suggestion des Objektes. Dissertation, Wien 1924.

Tluchor, Alois: Worte der Eltern an die schulmündigen Söhne. Wien: Verlag des schulhygienischen Vereins „Gesunde Erziehung“ 1906.

Tluchor, Alois: Zur Jugendhort-Frage. Wien: Verlag der Buchhandlung Anton Reimann 1897.

Torberg, Friedrich: Auch Nichtrauer müssen sterben. Essays – Feuilletons – Notizen – Glossen. Hg. David Axmann und Marietta Torberg. Frankfurt a. Main, Berlin: Ullstein 1988

Traum und Wirklichkeit. Wien 1870 – 1930. Katalog zur 93. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien 1985.

Wais, Kurt K. T.: Das Vater-Sohn Motiv in der Dichtung. 2 Bde. Bd 1: Bis 1880; Bd 2: 1880

– 1930. Berlin, Leipzig: Verlag Walter de Gruyter & Co. 1931. (Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur. Hg. Paul Merker und Gerhard Lüdtke, Bde. 10, 11)

Weinkauff, Gina; Glasenapp, Gabriele v.: Kinder- und Jugendliteratur. Padeborn: Verlag Ferd. Schöningh 2010. (UTB 3345)

Weinzierl, Erika; Skalnik, Kurt: Österreich 1918 – 1938. Geschichte der Ersten Republik. Graz, Wien, Köln: Verlag Styria 1983.

Weiss, Heinz: Das rote Schönbrunn. Der Schönbrunner Kreis und die Refompädagogik der Schönbrunner Schule. [Wien:] Echomedia 2008.

Wild, Reiner (Hg.): Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur. Unter Mitarbeit von Otto Brunken u.a. Stuttagart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1990.

Wolfram, Herwig (Hg.): Österreichische Geschichte.
Bd 8: Rumpler, Helmut: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie. Wien: Ueberreuter 1997.
Bd. 9: Hanisch, Ernst: Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert. Wien: Ueberreuter 1994.
Erg.bd. 3: Liebmann, Maximilian: Von der Dominanz der katholischen Kirche zu freien Kirchen im freien Staat – vom Wiener Kongreß 1815 bis zur Gegenwart. In Kapitel: Geschichte des Christentums in Österreich. Von der Spätantike bis zur Gegenwart. Wien: Ueberreuter 2003:

Wolgast, Heinrich: Das Elend unserer Jugendliteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend von Heinrich Wolgast. 3. Auflage (5.u.6.T.) Leipzig, Berlin: B.G. Teubner 1905.

Wolgast, Heinrich: Ganze Menschen. Ein sozial-pädagogischer Versuch. 3.– 5. T., Berlin-Schöneberg: Buchverlag der „Hilfe“ 1910

Zenz, Dr. Wilhelm; Frank, Ferdinand: Psychologie, Erziehung und Unterricht, mit Rücksicht auf den genetischen Aufbau. Wien: Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn 1911.

Zenz, Dr. Wilhelm; Frank, Ferdinand; Siegert, Eduard: Geschichte der Pädagogik. Wien: Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn 1910.

Zeyringer, Klaus; Gollner, Helmut: Eine Literaturgeschichte: Österreich seit 1650. Innsbruck, Wien, Bozen: Studien Verlag 2012.

Zöllner, Erich: Geschichte Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 8. Auflage, Wien: Verlag für Geschichte und Politik, München: R. Oldenburg Verlag 1990.

Zur Mühlen, Hermynia: Ende und Anfang. Ein Lebensbuch. Mit einem Vorwort des Zur-Mühlen-Biographen Manfred Altner. [Klagenfurt:] Sisyphus 2001.

ZUSAMMENFASSUNG

Die Arbeit beschäftigt sich mit der Kinder- und Jugendliteratur, die in dem Zeitraum von 1890 bis 1938 von österreichischen Autoren und Autorinnen geschrieben wurde, wobei man bei dem Begriff „Österreich“ in der Zeit vor 1918 die periphäre Genese berücksichtigen muss.

Der zentrale Aspekt der Analyse ist der von „Autorität und Gehorsam“ mit der spezifischen Frage, ob in der KJL der Ersten Republik gegenüber der Monarchie eine Änderung der Einstellung zu diesem Aspekt erkennbar ist. Die Zeit der Monarchie bis 1914 wird kurz als „1. Periode“ bezeichnet, für die Zeit von 1918 bis 1938 werden die Begriffe Zwischenkriegszeit, Erste Republik oder „2. Periode“ synonymisch gebraucht.

Untersucht wurden 143 Werke unterschiedlichen Umfangs. Wegen der Fülle des Materials wurde fast nur erzählende Prosa herangezogen (drei Verserzählungen sind dabei) und nur in Einzelfällen Schulbücher.

Für eine differenzierte Betrachtung von „Autorität und Gehorsam“ wurden fünf Lebensbereiche gesondert untersucht, und zwar: Familie, Schule, Kirche und Religion, Staat und Gesellschaft und Krieg. Kinder-und Jugendliteratur wurde getrennt analysiert. Zitate aus den Primärwerken sollen die jeweilige Atmosphäre wiedergeben. Einige Illustrationen, die die Aussage eines Werkes manchmal verstärken, manchmal ihr doppelsinnig widersprechen oder sie ergänzen, sind im Anhang beigefügt.

Die Untersuchung brachte folgendes Ergebnis:

Im Bereich „Familie“ wird die Autorität des Vaters als selbstverständlich und unangefochten sowohl in der 1. wie auch in der 2. Periode angenommen. Bei Ausfallen des Vaters durch Tod oder Krankheit übernimmt die Mutter seine Stelle, bei Ausfallen der Mutter werden der ältesten Tochter ihre Aufgaben übertragen. Zwischen Vätern und Söhnen kommt es manchmal zu einem Generationskonflikt, der in der 2. Periode weniger drastische Auswirkungen hat als in der 1. Obwohl die Autorität der Eltern nie hinterfragt wird, erreichen Kinder und Jugendliche nach dem Ersten Weltkrieg einen höheren Grad von Selbständigkeit.

In allen Lebensbereichen ist in der Zeit der Ersten Republik eine Verunsicherung hinsichtlich der moralischen Werte festzustellen, die sich hauptsächlich in den Themen „Familie“ und „Religion“ auswirkt. Die Autorität von Lehrern und Geistlichen wird nicht mehr so selbstverständlich akzeptiert wie in der Monarchie. In der Schule wird sie vielfacht durch Machtausübung ersetzt, in der Kirche spielt die Persönlichkeit des Priesters in der 2. Periode eine größere Rolle als das Amt.

Für die Umsetzung des demokratischen Prinzips in der neuen Staatsform gibt es keine Anregungen, es wird bis in die 30er Jahre in der KJL überhaupt nicht erwähnt. Stattdessen dringt die Parteipolitik in alle Bereiche und auf allen Altersstufen ein.

In den 30er Jahren gibt es für die Jugend wieder historische Romane und Bücher zum Thema Krieg, die sich von der patriotischen „Hurralektüre“ der Monarchie stark unterscheiden und stattdessen einen agressiven, fast zu einem neuerlichen Krieg auffordernden, Ton durchklingen lassen.

Die allgemeine Unsicherheit der Ersten Republik macht sich auch literarisch in der Verwendung der Genres bemerkbar: Es werden für Kinder in erster Linie Märchen geschrieben, aber die traditionelle Form ist nicht mehr überzeugend. Die politische Ausrichtung spielt auch hier eine Rolle. Realistische Erzählungen von Atorinnen und Autoren, die in einer Weltanschauung (egal welcher Richtung) fest verankert sind, gelingen noch am ehesten, sind aber sehr kurzlebig.

ABSTRACT

The thesis analyses children's and young adults' literature that was written by Austrian authors during the time between 1890 to 1938. Up to 1918 the term "Austrian" includes all parts of the Austro-Hungarian Empire.

The central aspect of the analysis is "Authority and Obedience", the specific question is whether any changes in the attitude towards this aspect are recognizable after the First World War in comparison with the time of the Empire.

143 works of children's and young adults' literature of various length have been analysed. Because of the great amount of material only narrative prose was taken into account (plus three verse tales), textbooks only in special cases.

Considering the variety of implications of the terms "authotity" and "obedience" they have been dealt with under five separate headings: the family, school, the church and religion, the state and society, and war. Under each heading children's literature has been treated separately from that for young adults. Quotations are meant to render the atmosphere of the individual piece of work. Illustrations have been included which sometimes underline, sometimes contradict, and sometimes supplement the message of the text.

The result of the analysis:

The father is the head of the family both before and after the First World War. His authority is taken for granted and never questioned. If he is dead the mother takes his place. If there is no mother the eldest daughter takes over her responsibilities. In some cases there is a generation gap between father and son, sometimes with serious consequences (suicide of the son) during the time of the Empire. Surprisingly the conflicts are less serious after the war. Although the authority of the parents is never questioned children and young adults of the First Republic are more independent than they were before.

In regard to moral values a strong element of doubt and uncertainty seems to have entered all fields of life during the inter-war period. Parents and less demanding in questions of ethics, teachers rely more on punishment and clergymen are respected for their character rather than their office.

Democratic principles are no subject matter in children's and not even in young adults' literature of the First Republic. On the other hand party politics has penetrated all subjects and all age levels.

In the 1930ies historical and war novels are being written again. They differ from the enthusiastic war descriptions of the times of the Empire. But the tone is more aggressive and provocative; they are almost a re-newed call to arms.

The general uncertainty of the inter-war period is also recognizable in the use of the literary genres. The most frequently written literature for children is still the fairy tale, but the traditional form is no longer convincing. Here too the political inclination of the author is noticeable. Realistic stories by writers with a firm political, philosophical or religious conviction are comparatively convincing, but they are short-lived.

CURRICULUM VITAE

2008 Ansuchen um ein Dissertationsthema bei Herrn Dozent Ernst Seibert.

2006 - 2007 Ausbildung in Logopädagogik nach Viktor Frankl.

September 1999 Pensionierung.

1974 Pragmatisierung

Ab Sept. 1970 bis 1999 volle Lehrverpflichtung am GRG 21, Franklinstraße 21.

Jänner 1970 Überstellung und halbe Lehrverpflichtung am GRG Wien 16, Dieffenbachgasse.

Dezember 1969 Beginn des Probejahrs am GRG Wien 8, Langegasse.

1969 Abschluss der Lehramtsprüfung mit dem Titel „Magister“.

Englisch. Hausarbeiten bei Prof. Welzig (Deutsch) und Prof. Korninger (Englisch).

WS 1962 Inskription an der Universität Wien. Studium für das Lehramt in Deutsch und

1961/62 ein Jahr Aufenthalt in England.

1961 Externistenmatura

1955 – 1958 dreijährige Lehre für Naturblumenbinder.

Volks- und Hauptschule in Wien.

1941 in Wien als jüngstes von drei Kindern geboren. Eltern: Ernst und Julia Glattauer

.

.

A N H A N G:

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

(Für Copyright Angaben siehe Bibliografie)

Abb.1: Hanusch: Der kleine Peter, 1913. Ill. LFk [?] Hans Karl [?]
Abb.2: Starnfeld: Pickerl, 1907. Ill. Hans Printz
Abb.3: Umlauf-Lamatsch: Wiener Märchen, 1925. Ill. Fritz Gareis
Abb.4: Ginzkey: Florians wundersame Reise ..., 1930. Ill. Erwin Tintner
Abb.5: Balázs: Das richtige Himmelblau, 1931. Ill. Mely Hoffer
Abb.6: Ginzkey: Florians wundersame Reise ..., 1944. Ill. Grete Hartmann
Abb.7: Klement: Der Spitzl und der Fritzl, 1923. Ill. Berta Czegka
Abb.8: Klement: O diese Lisi, 1924 (1927?). Ill. Berta Czegka
Abb.9: Salten: Bob und Baby, 1925. Ill. Anna Katharina Salten
Abb.10: Stökl: Dickchens und Dummchens ... (Kurts Schlitten), 1911. Ill. Karl
Abb.11: Ginzkey: Florians wundersame Reise ... 1944, Grete Hartmann
Abb.12 – 14: Klement: Der Spitzl und der Fritzl, 1923. Ill. Berta Czegka
Abb.15: Klement: O diese Lisi, 1924 (1927?). Ill. Berta Czegka
Abb.16: Klement: O diese Lisi, 1924 (1927?). Ill. Berta Czegka
Abb.17: Klement: Der Spitzl und der Fritzl, 1923. Ill. Berta Czegka
Abb.18 – 19: Grengg: Nur Mut, Brigitte, 1938. Ill. Maria Grengka
Abb.20: Starnfeld: Jugend ich grüße dich (Zeppelinchen), 1911. Ill. Hans Printz 61
Abb.21: Zur Mühlen: Der rote Heiland (Der Aufsatz), 1924. Ill. Max Schwimmer
Abb.22: Zur Mühlen: Was Perterchens Freunde... (Was der Eisentopf...), 1921.Ill. George Grosz
Abb.23 – 24: Salten: Bob und Baby, 1925. Ill. Anna Katharina Salten
Abb.25: Imendörffer: Bange Tage, 1907. Ill. Max Barascudts
Abb.26: Imendörffer: Wie Peter in den Waldkam, o.J. Ill. ?
Abb.27: Klement: Für Buben und Mädel, 1924. Ill. Emil Ranzenhofer
Abb.28 – 30: Starnfeld: Pickerl, 1907. Ill. Hans Printz. Der Hotelportier. Der Engländer. Der Diener des Grafen
Abb.31 – 32: Stökl: Dickchens und Dummchens ..., 1911. Ill. Karl Schmauk. Ilse und Fräulein Linda. Beim Ringelspiel.
Abb.33: Starnfeld: Jugend ich grüße dich (Zeppelinchen), 1911. Ill. Hans Printz
Abb.34: Hanusch: Lazarus, 1912. Ill.
Abb.35: Starnfeld: Jugend ich grüße dich, 1911. Ill. Hans Printz
Abb.36 – 38: W. Fischer: Das Licht im Elendhause, 1909. Ill. Franz Wacik

Abb.39: Umlauf-Lamatsch: Pilzmärchen, 1925. Ill. Ernst Kutzer

Abb.40: Umlauf-Lamatsch: Pilzmärchen, 1951. Ill. Ernst Kutzer

Abb.41 – 42: Birnbaum: Der Kaiser und der Architekt, 1924. Ill. Uriel Birnbaum

Abb.43: Ginzkey: Florians wundersame Reise ..., 1930. Ill. Erwin Tintner

Abb.44: Klob: Der Luftballon ..., 1935. Ill. Karl Alex. Wilke Das Wolkenkätzchen. Der Himmelsritt. Am fünften Dezember

Abb.45: Umlauf-Lamatsch: Wiener Märchen (Wie die Englein den Wiener Kindern ...) 1925. Ill. Fritz Gareis

Abb.46: Busson: Das schlimme Englein, 1919. Ill.

Abb.47: Breyer: ... hör zu – ein Märchen! (Das Märchen vom Mutterherzen), 1932. Ill. Riki Weiss

Abb.48: Klement: Für Buben und Mädel, 1924. Ill. Emil Ranzenhofer

Abb.49: Zur Mühlen: Es war einmal ... (Was die Flasche ...), 1921. Ill. Heinrich Vogeler

Abb.50: Zur Mühlen: Warum? 1922. Ill. Karl Holtz

Abb.51: Zur Mühlen: Das Schloß der Wahrheit, 1924. Ill. Karl Holtz

Abb.52: Ginzkey: Florians wundersame Reise ..., 1930. Ill. Erwin Tintner

Abb.53: Salten: Prinz Eugen ..., 1915. Ill. Max Liebert

Abb.54: Hofmannsthal: Prinz Eugen..., 1915. Il.. Franz Wacik

Abb.55: Filek: Wie Dieter die Heimat fand, 1920. Ill. Maria Grengg

Abb.56: Salten: Prinz Eugen ..., 1915. Ill. Max Liebert

Abb.57: Umlauf-Lamatsch: Pilzmärchen, 1925 u. 1951. Ill. Ernst Kutzer

Abb.58: Molnar: Die Jungen der Paulstraße, 1928. Ill. Tibor Gergely

ABBILDUNGEN

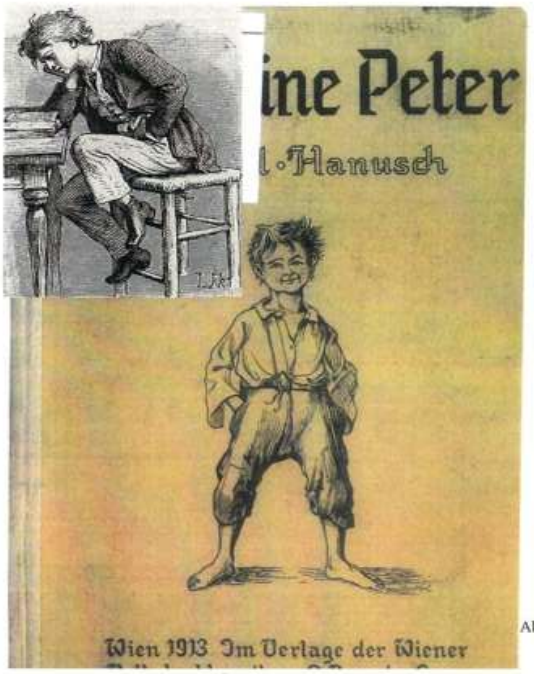


Abb.1: Hanusch: Der kleine Peter, 1913. Ill. LFk [?] Hans Karl [?]

Abb.2: Starnfeld: Pickerl, 1907. Ill. Hans Printz

Abb.3: Umlauf-Lamatsch: Wiener Märchen, 1925. Ill. Fritz Gareis

Abb.4: Ginzkey: Florians wundersame Reise ..., 1930. Ill. Erwin Tintner

Abb.5: Balázs: Das richtige Himmelblau, 1931. Ill. Mely Hoffer

Dorthin trug Franzl das richtige Himmelblau

Abb.6: Ginzkey: Florians wundersame Reise ..., 1944. Ill. Grete Hartmann

Abb.7: Klement: Der Spitzl und der Fritzl, 1923. Ill. Berta Czegka

Abb.8: Klement: O diese Lisi, 1924 (1927?). Ill. Berta Czegka

Abb.9: Salten: Bob und Baby, 1925. Ill. Anna Katharina Salten

Abb.10: Stökl: Dickchens und Dummchens ... (Kurts Schlitten), 1911. Ill. Karl Schmauk

Abb.14
Abb.15: Klement: O diese Lisi, 1924 (1927?). Ill. Berta Czegka

Abb.11: Ginzkey: Florians wundersame Reise ... 1944. Grete Hartmann

Abb.12 – ~~14~~ 13 Klement: Der Spitzl und der Fritzl, 1923. Ill. Berta Czegka

Abb.16: Klement: O diese Lisi, 1924 (1927?). Ill. Berta Czegka

Lisi saß beim Fräulein drüben, das erzählte wunderbar,
wie der Hänsel mit der Gretl bei dem Knusperhäuschen war.
In dem großen Speisezimmer saßen schon die Gäste all,
tranken den Kaffee und machten einen großen Wortschwall,
ganz besonders Tante Mina, die sprach viel und auch recht laut
und hat mit der großen Brille überall herumgeschaut.
Da kam Lisi und das Fräulein führte sie zur Tante hin
„Ach," schrie diese, „Lisis Lieschen! Weißt denn du auch, wer ich bin?"
Lisi sah die fremde Tante mit den Brillengläsern an:
„Bist du nicht die alte Hexe?" fragte sie recht deutlich dann.
Alles wackelte vor Lachen, keine Tasse ruhig stand,
„Gott, wie lieb!" schrie Tante Mina, „Lieschen hat mich gleich erkannt!"

Abb.17: Klement: Der Spitzl und der Fritzl, 1923. Ill. Berta Czegka

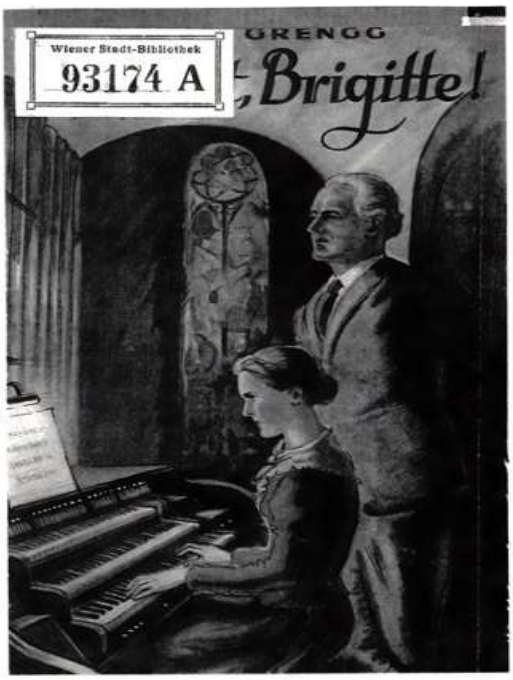



Abb.18 – 19: Grengg: Nur Mut, Brigitte, 1938. Ill. Maria Grengg

Abb.20: Starnfeld: Jugend ich grüße dich (Zeppelinchen), 1911. Ill. Hans Printz

Abb.21: Zur Mühlen: Der rote Heiland (Der Aufsatz), 1924. Ill. Max Schwimmer

Abb.22: Zur Mühlen: Was Perterchens Freunde... (Was der Eisentopf...), 1921. Ill. George Grosz

Abb.23 – 24: Salten: Bob und Baby, 1925. Ill. Anna Katharina Salten

Der Greis hatte seine beiden Knochenhände auf die Krücke seines Stockes gelegt.... (Seite 19.)

Abb.25: Imendörffer: Bange Tage, 1907. Ill. Max Barascudts

„Gott grüß das Handwerk! wohin des Wegs?" rief der Fremde. (S. 4.)

Abb.26: Imendörffer: Wie Peter in den Waldkam

Abb.27: Klement: FürBuben und Mädel, 1924. Ill. Emil Ranzenhofer

Abb.28 – 30: Starnfeld: Pickerl, 1907. Ill. Hans Printz

Der Hotelportier

Der Engländer

Der Diener des Grafen

Ilse und Fräulein Linda

Beim Ringelspiel

Abb.31 – 32: Stökl: Dickchens und Dummchens ..., 1911. Ill. Karl Schmauk

Abb.33: Starnfeld: Jugend ich grüße dich (Zeppelinchen), 1911. Ill. Hans Printz

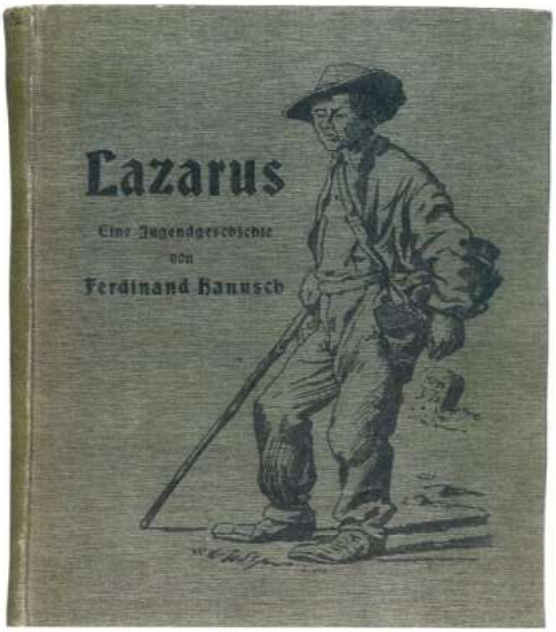


Abb.34: Hanusch: Lazarus, 1912. Ill.?

Abb.37

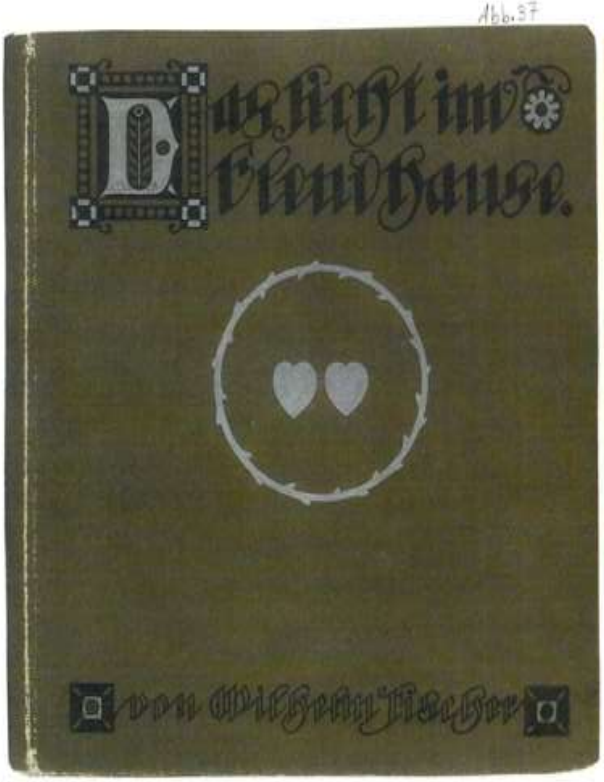
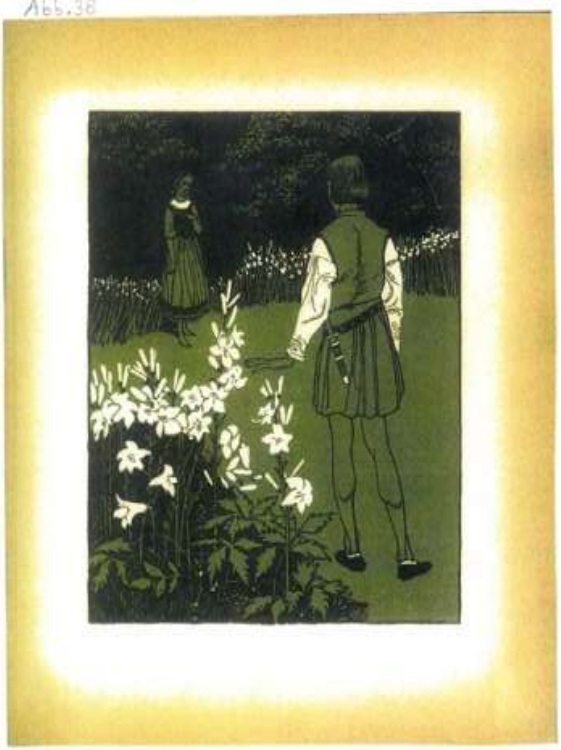


Abb.38



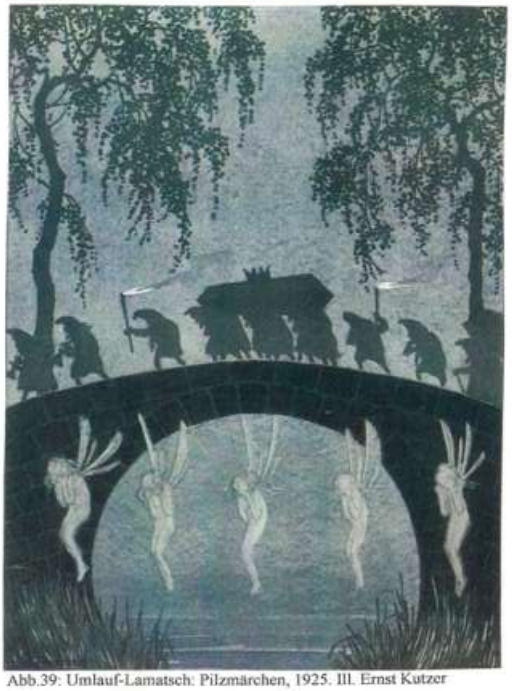


Abb.39: Umlauf-Lamatsch: Pilzmärchen, 1925. Ill. Ernst Kutzer

Abb.40: Umlauf-Lamatsch: Pilzmärchen, 1951. Ill. Ernst Kutzer

Abb.41 – 42: Birnbaum: Der Kaiser und der Architekt, 1924. Ill. Uriel Birnbaum

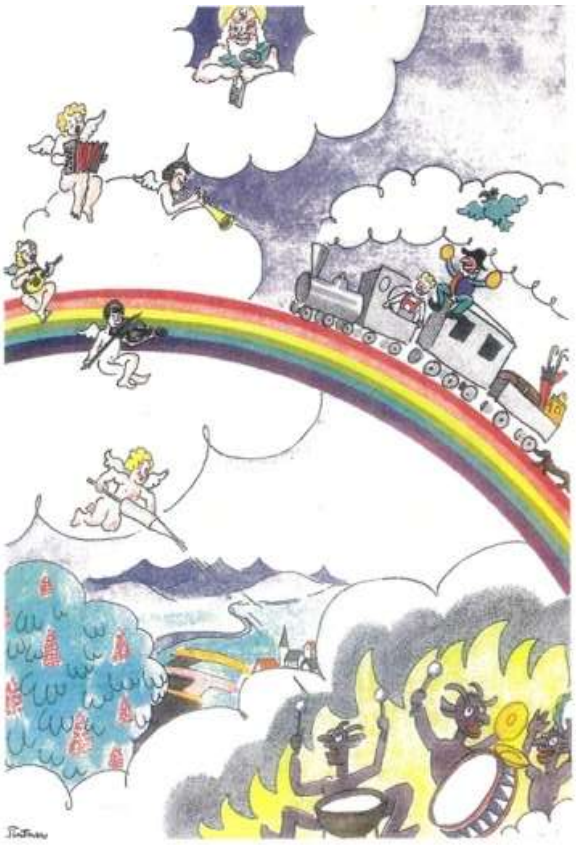


Abb.43: Ginzkey: Florians wundersame Reise ..., 1930. Ill. Erwin Tintner

Abb.44: Klob: Der Luftballon ..., 1935. Ill. Karl Alex. Wilke

a) Der Himmelsritt

b) Das Wolkenkätzchen

c) Am fünften Dezember

Abb.45: Umlauf-Lamatsch: Wiener Märchen (Wie die Englein den Wiener Kindern ..., 1925. Ill. Fritz Gareis

Abb.46: Busson: Das schlimme Englein, 1919. Ill. ?

Abb.47: Breyer: ... hör zu – ein Märchen! (Das Märchen vom Mutterherzen), 1932. Ill. Riki Weiss

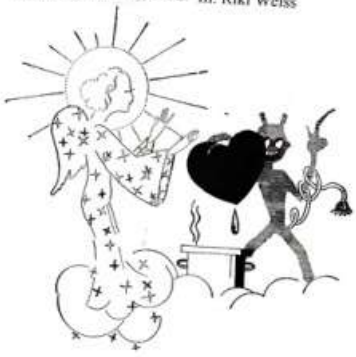


Abb.48: Klement: Für Buben und Mädel, 1924. Ill. Emil Ranzenhofer

Abb.49: Zur Mühlen: Es war einmal ... (Was die Flasche ...), 1930. Ill. Heinrich Vogeler

Abb.50: Zur Mühlen: Warum? 1922. Ill. Karl Holtz

Abb.51: Zur Mühlen: Das Schloß der Wahrheit, 1924. Ill. Karl Holtz

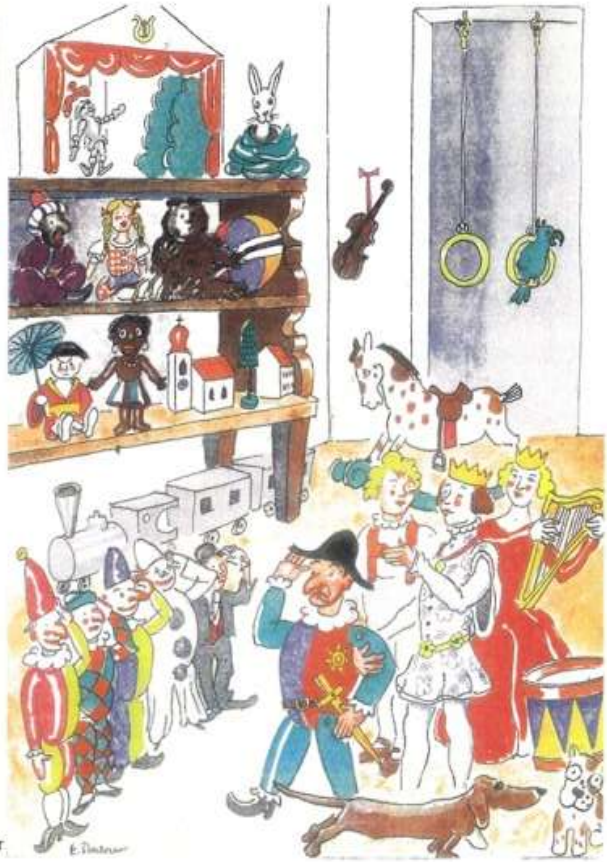


Abb.52: Ginzkey: Florians wundersame Reise ..., 1930. Ill. Erwin Tintner

Abb.53: Salten: Prinz Eugen ..., 1915. Ill. Max Liebert

Abb.54: Hofmannsthal: Prinz Eugen..., 1915. Il.. Franz Wacik

Abb.55: Filek: Wie Dieter die Heimat fand, 1920. Ill. Maria Grengg

Abb.56: Salten: Prinz Eugen ..., 1915. Ill. Max Liebert

Abb.57: Umlauf-Lamatsch: Pilzmärchen, 1925 u. 1951. Ill. Ernst Kutzer

Abb.58: Molnar: Die Jungen der Paulstraße, 1928. Ill. Tibor Gergely

„Ich nehme den Titel eines Generals an."

Er warf den Anführer zu Boden.